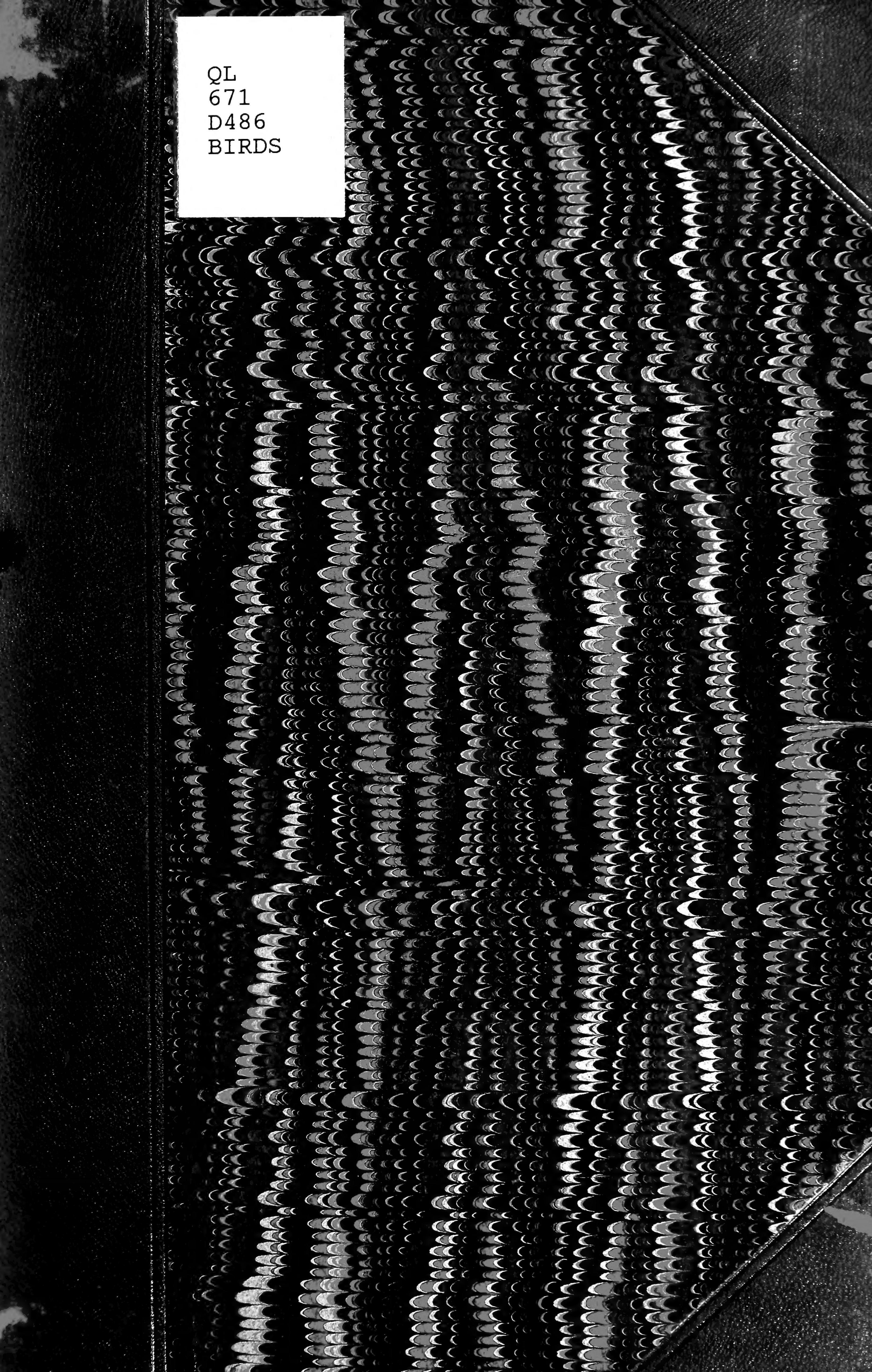
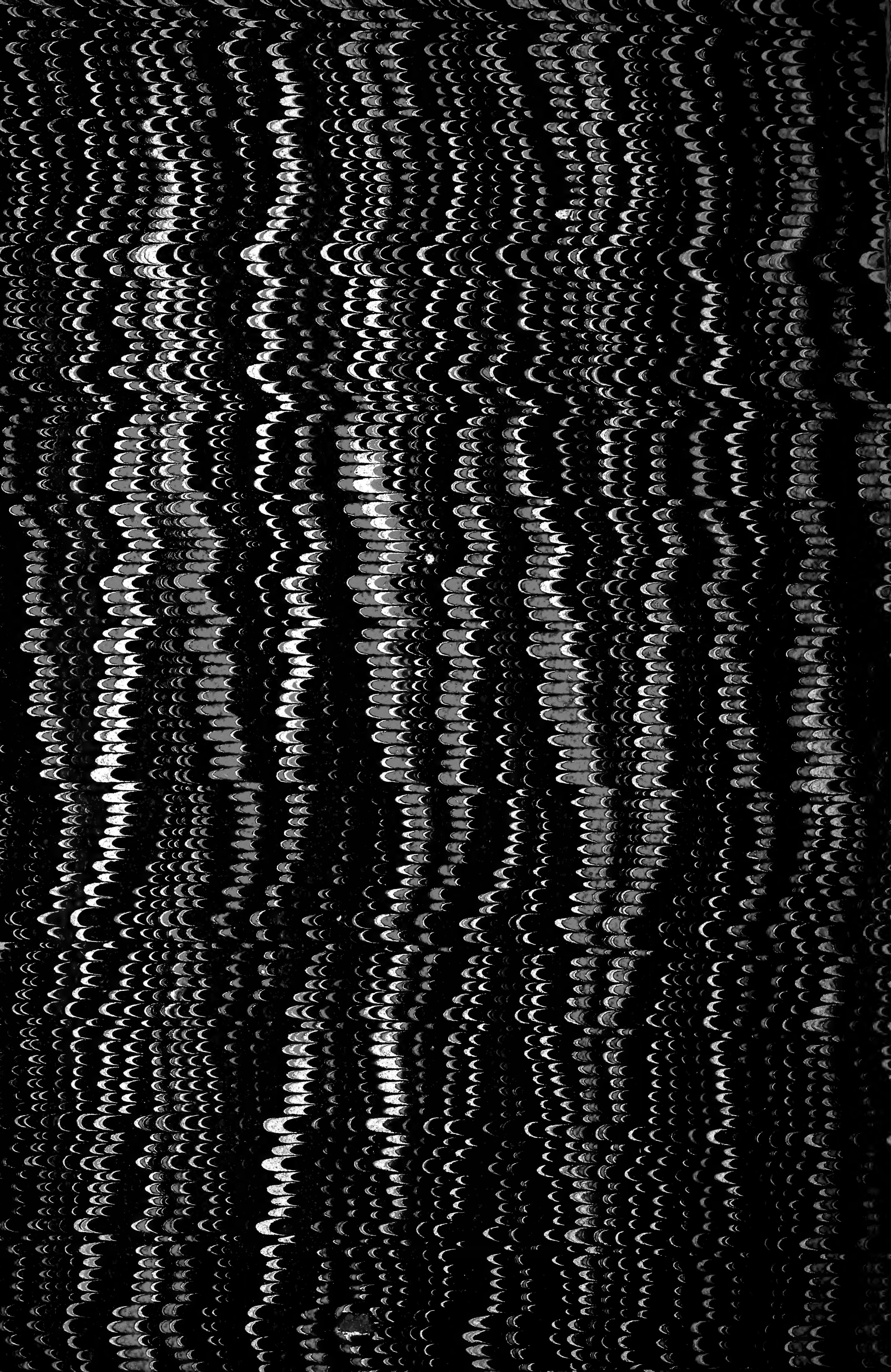
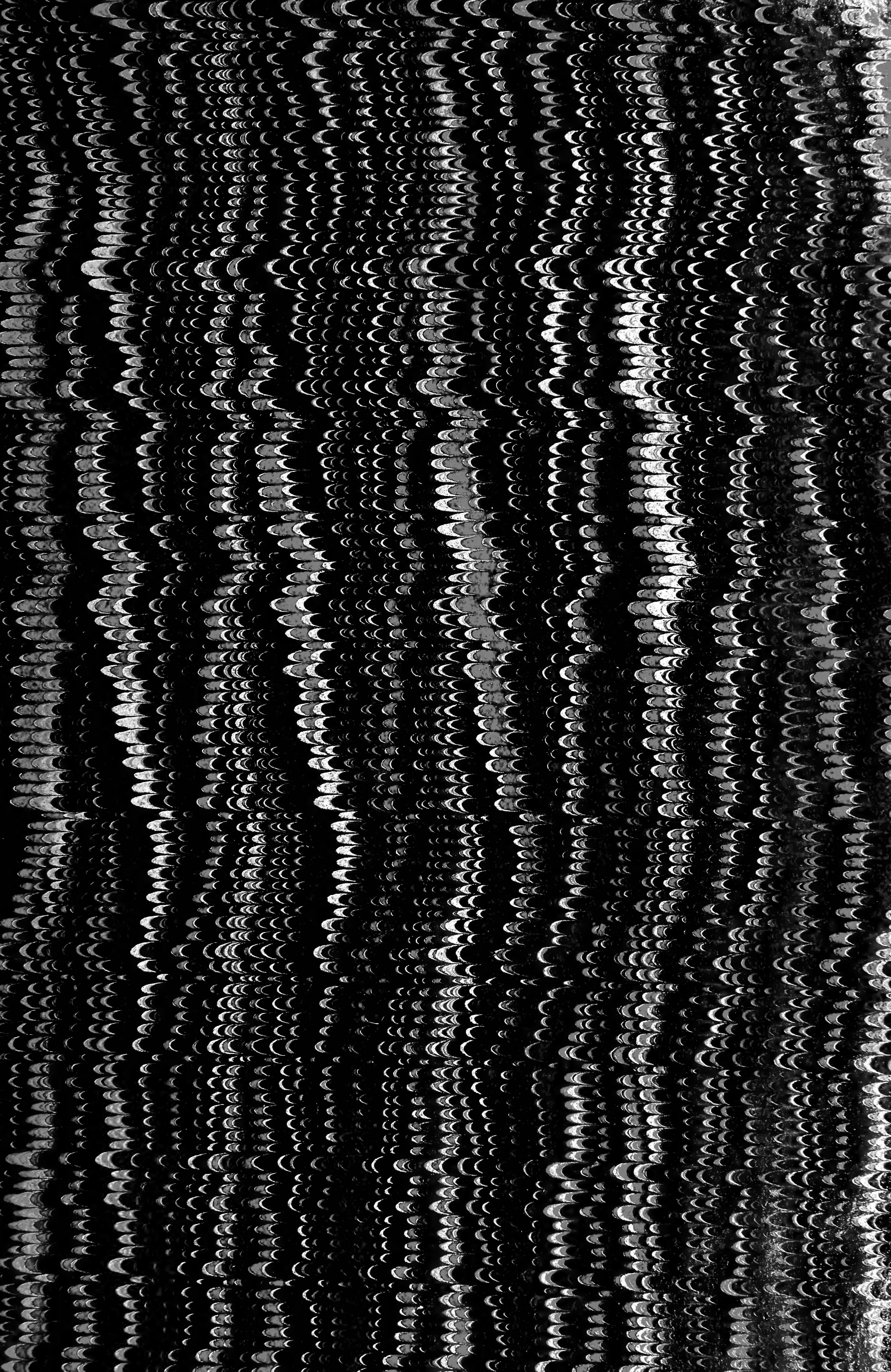
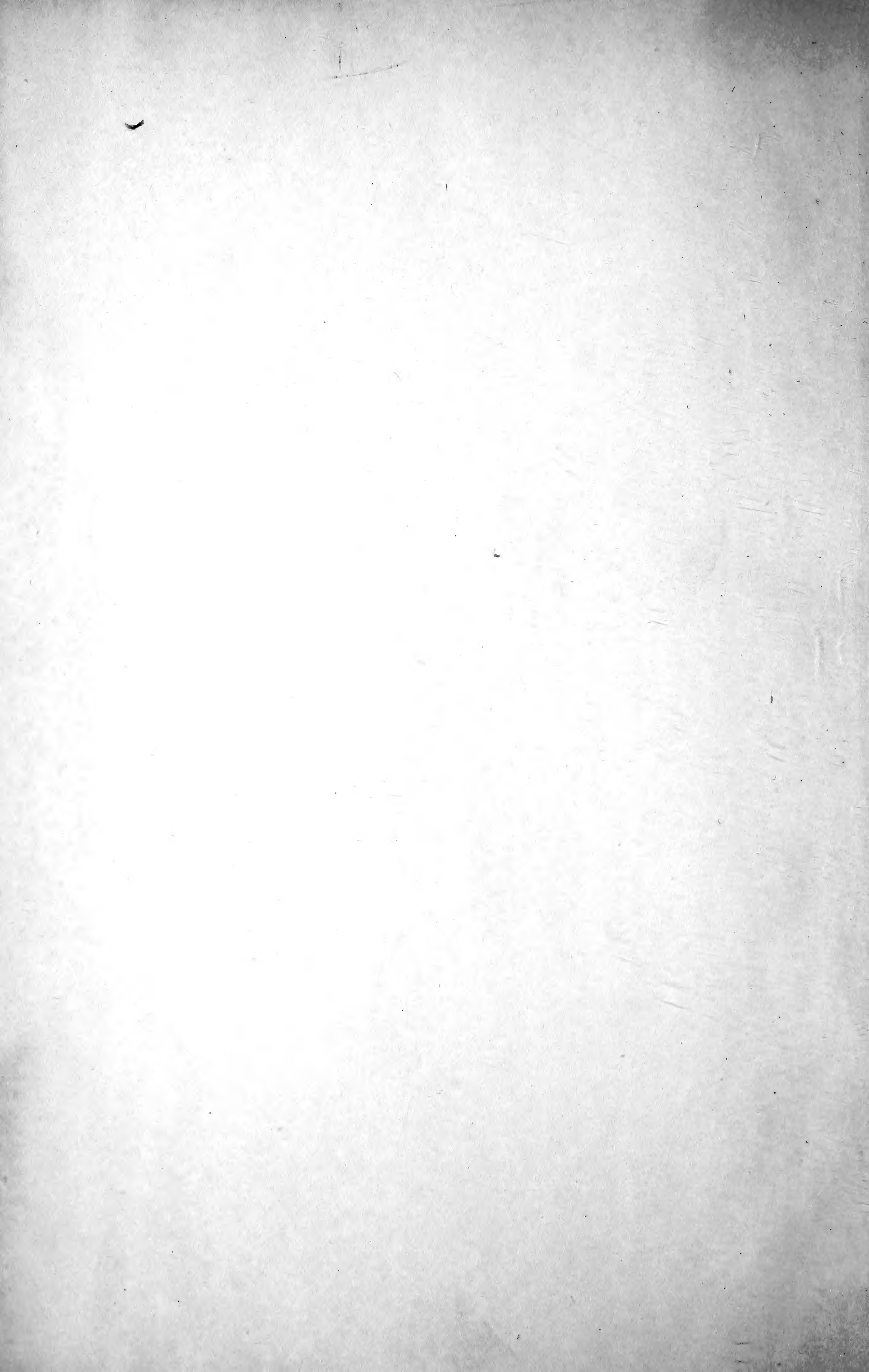
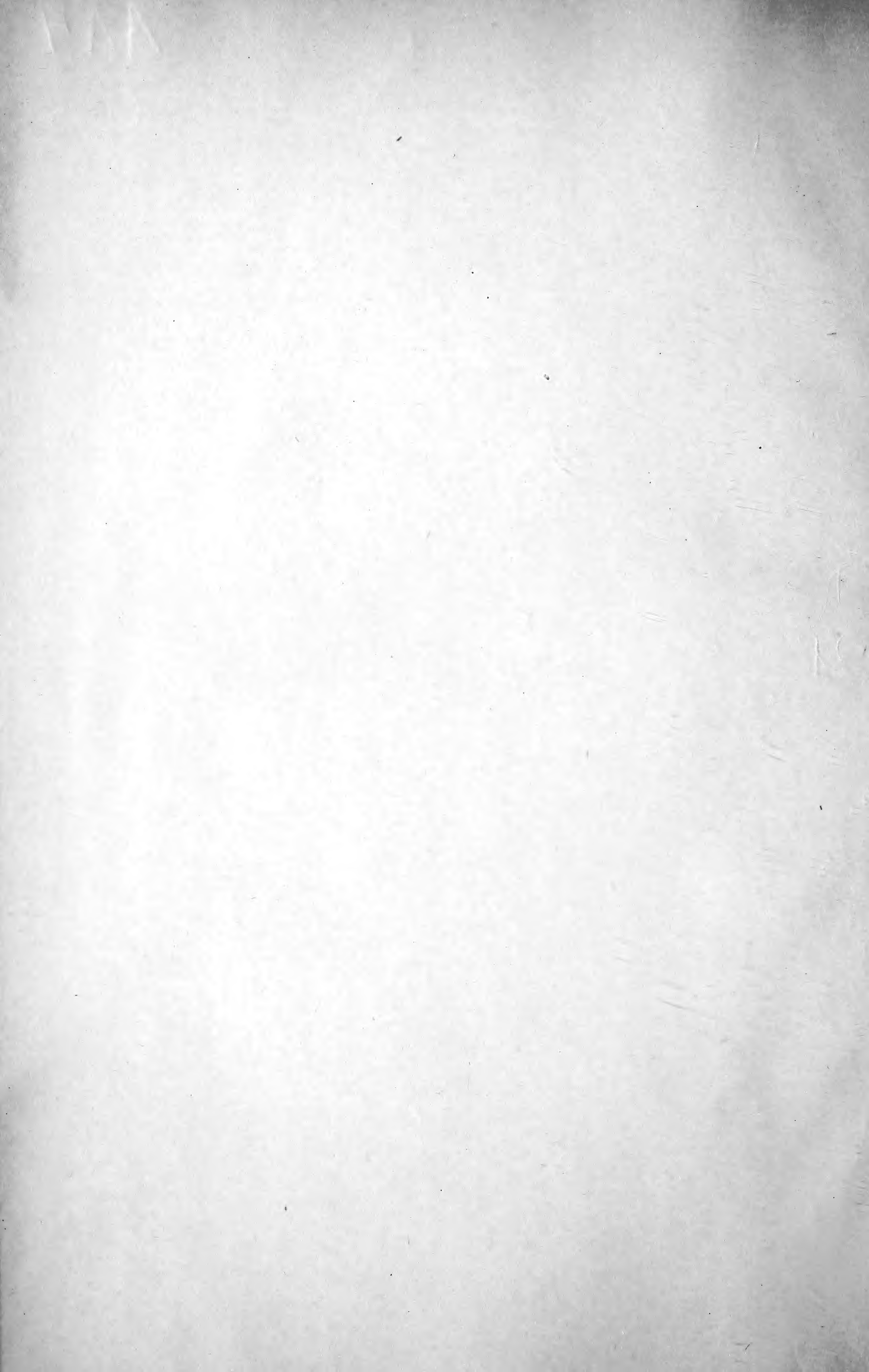

QL
671
D486
BIRDS





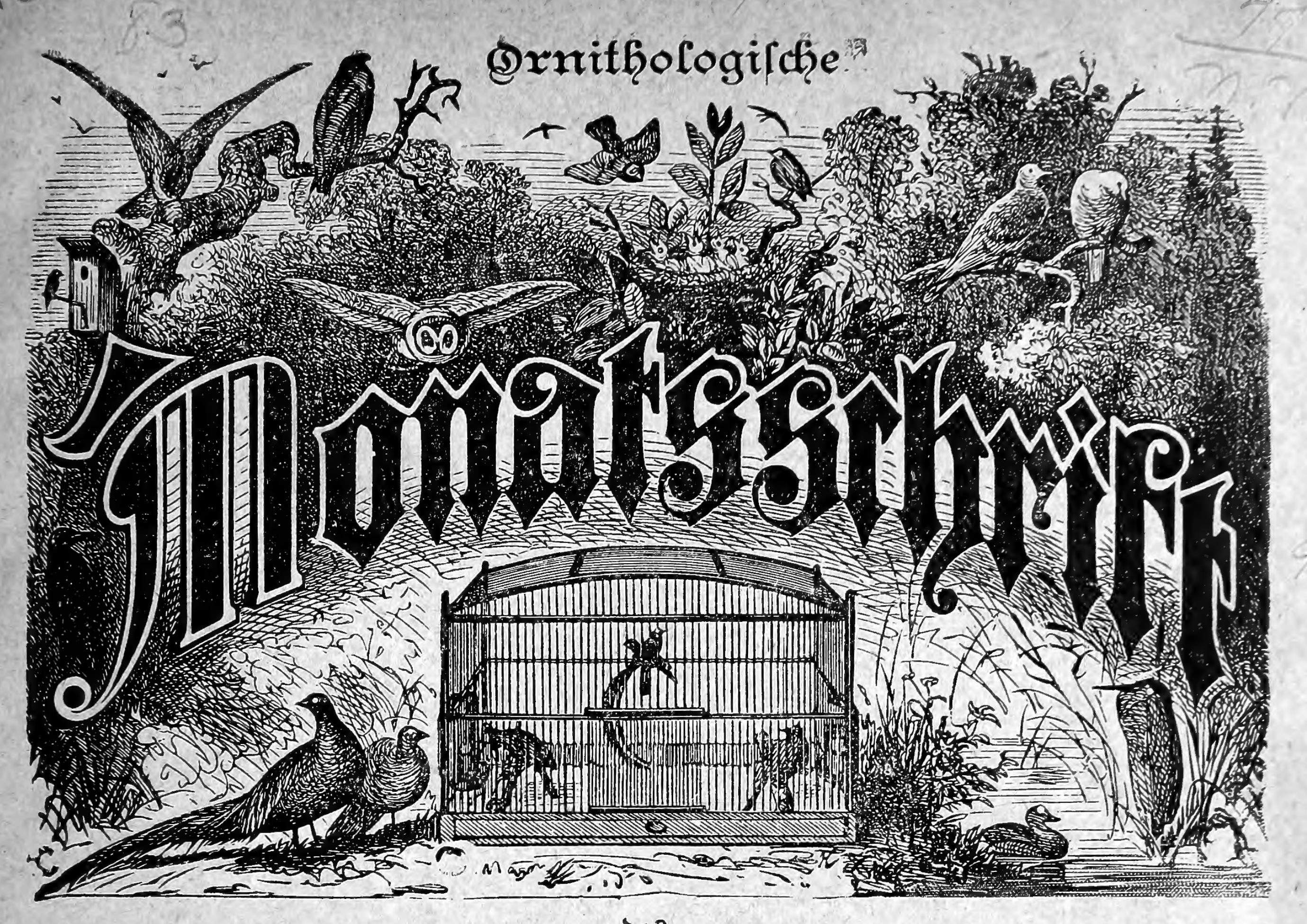



G-3









des

Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von **E. v. Schlechtendal,**

redigiert von

Dr. Carl R. Hennicke in Gera,

zweitem Vorsitzenden des Vereins.

Dr. Frenzel, Professor **Dr. O. Taschenberg.**

Vierundzwanzigster Band.

Jahrgang 1899.

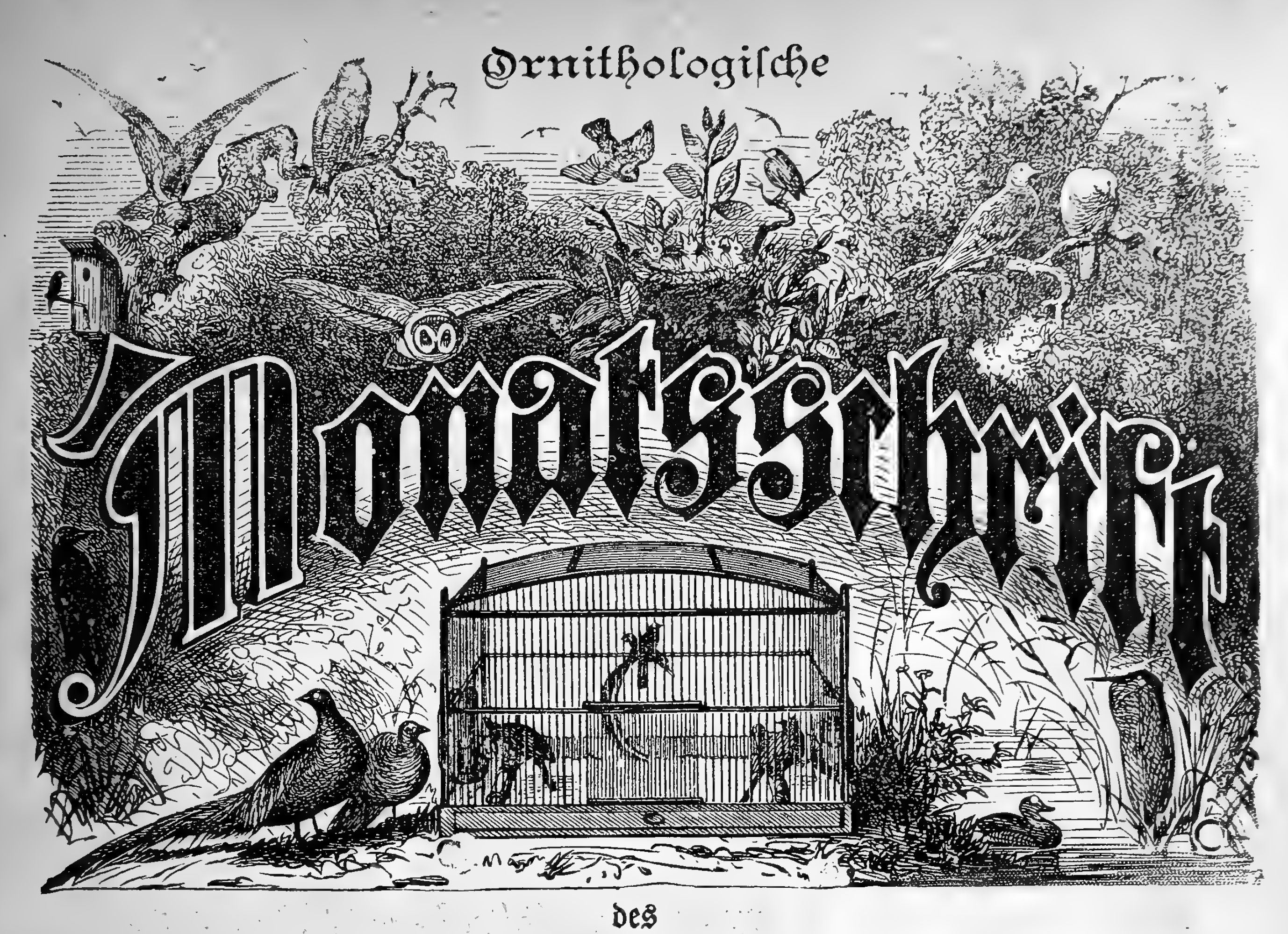
Mit 4 Bunt- und 16 Schwarztafeln, sowie 12 Abbildungen im Text.

Gera-Untermhaus,

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler.

Notiz für den Buchbinder!

Tafel	I	ist einzukleben	. . gegenüber	Seite	17.
„	II	„ „	. . „	„	18.
„	III	„ „	. . „	„	22.
„	IV	„ „	. . „	„	24.
„	V	„ „	. . „	„	73.
„	VI	„ „	. . „	„	74.
„	VII	„ „	. . „	„	100.
„	VIII	„ „	. . „	„	109.
„	IX	„ „	. . „	„	145.
„	X	„ „	. . „	„	150.
„	XI	„ „	. . „	„	175.
„	XII	„ „	zwischen Seite 204	und	205.
„	XIII	„ „	. . gegenüber	Seite	206.
„	XIV	„ „	. . „	„	207.
„	XV	„ „	zwischen Seite 208	und	209.
„	XVI	„ „	. . gegenüber	Seite	224.
„	XVII	„ „	. . „	„	271.
„	XVIII	„ „	. . „	„	308.
„	XIX	„ „	. . „	„	309.
„	XX	„ „	. . „	„	339.



des

Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von E. v. Schlechtendal.

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Redigiert von
Dr. Carl R. Hennicke
in Gera (Reuß),
Dr. Frenzel,
Professor Dr. O. Taschenberg.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. Januar 1899. Nr. 1.

An die geehrten Vereinsmitglieder.

Beim Beginne des neuen Jahres rufen wir den verehrten Vereinsmitgliedern in gewohnter Weise unsere herzlichsten Glückwünsche zu. Möge Ihnen allen das neue Jahr ein gesegnetes werden!

Rückschau haltend auf das hinter uns liegende Jahr können wir zu unserer lebhaften Freude mitteilen, daß sich unser Verein in stetiger, wenngleich langsamer, Entwickelung befindet. Der von uns gegebenen Anregung folgend, haben sich viele Vereine, welche mit uns die gleichen Ziele verfolgen, entschlossen, korporativ unserem Verine als Mitglieder beizutreten.

Leider haben wir auf der anderen Seite, trotzdem bereits unser Deutscher Verein zum Schutze der Vogelwelt, der Deutsche Bund gegen den Vogelmassenmord und das internationale Privatcomité zum Schutze der Vögel bestehen, abermals, wie aus den Tageszeitungen zu ersehen war, die Gründung eines „Internationalen Vogelschutzvereins", der in Bremen seinen Sitz haben soll, zu verzeichnen. So sehr eine solche Zersplitterung der Kräfte zu bedauern ist, ist doch dieses Vorgehen echt deutsch. Jeder möchte nach seinem Kopfe, unter souveräner Verachtung alles Bestehenden, etwas neues gründen. Um so mehr ist das Vorgehen des in Heilbronn bestehenden Vogelschutzvereins Ornis anzuerkennen, der sich unserem Vereine als Ortsgruppe angeschlossen hat. Möge sein Beispiel Nachahmung finden.

Ebenso haben relativ zahlreiche Behörden, Staats- und Gemeindeinstitute ihren Beitritt zu unserem Vereine erklärt. Das Ende 1897 ausgegebene Mitgliederverzeichnis weist nach an „Behörden, Staats- und Gemeindeinstituten" 32 Mitglieder, diese Zahl ist auf 48 angewachsen. Auch bei den „Vereinen" ist eine Zunahme um 21 zu melden, am Schlusse d. J. zählen wir 137 Vereine zu unseren Mitgliedern. Ebenso ist die Zahl der Privatpersonen wiederum gestiegen.

Wir sind im abgelaufenen Vereinsjahre bemüht gewesen, den Vogelschutz auf innerem, wie besonders auch auf internationalem Gebiete nach Kräften zu fördern. Unser Vertreter auf dem internationalen Kongreße zu Aix-en-Provence, Dr. Ohlsen von Caprarola, hat uns auf dem vom 5. bis 8. August v. J. in Graz abgehaltenen Tier- und Vogelschutzkongreß wiederum in der dankenswertesten Weise vertreten. Das von demselben übernommene Referat über den Stand der Frage des internationalen Vogelschutzes und die von demselben gestellten Schlußanträge entsprechen den von uns stets vertretenen Anschauungen des gemäßigten, sich von sentimentalen Übertreibungen und Effekthascherei fern haltenden Vogelschutzes, und deshalb kann die Annahme der von uns mit dem

verehrten Herrn Referenten vereinbarten Anträge uns zur vollsten Genugthuung gereichen. Hoffen wir, daß den Beschlüssen dieses Kongresses nun bald die entsprechenden Schritte seitens der Regierungen folgen mögen!

Die finanzielle Lage unseres Vereins ist eine durchaus geordnete und so sind wir in der glücklichen Lage frohen Mutes dem kommenden Jahre entgegen zu gehen. Wir hoffen, daß es unserem Vereine und den zahlreichen Vereinen, welche sich uns angeschlossen haben, ebenso wie den verehrten Einzelmitgliedern gelingen möge, den von uns seit Jahren angestrebten Zielen auf dem Gebiete des Vogelschutzes immer näher zu kommen. Und so rufen wir allen lieben und verehrten Mitgliedern an der Jahreswende ein „Herzliches Glückauf“ zu.

Merseburg und Gera, den 1. Januar 1899. **Der Vorstand.**

Internationaler Tier- und Vogelschutzkongreß zu Graz

vom 5. bis 9. August 1898.

Nach dem im Oktober erstatteten Berichte der Zentralleitung des Österreichischen Bundes der Vogelfreunde als Ausführungs-Komitee des Grazer Tier- und Vogelschutz-Kongresses wurden auf diesem folgende Referate erstattet:

1. Stand der Frage eines internationalen Vogelschutzgesetzes. (Ministerialrat Dr. Karl Ohlsen, Rom.)
2. Die Bienenzüchter und die Vogelwelt. (Professor Baßler, Grottenhof.)
3. Tierquälereien zu Volksbelustigungszwecken. (Konrad Dünckel, Leipzig.)
4. Der Vogel- und Tierschutz in Dalmatien, Istrien und den südeuropäischen Ländern. (Ladislaus Strzalkowski, Czernowitz.)
5. Aus den Tier-Asylen. (Miß Kate Deighton, Cannstatt.)
6. Stand der Vogelschutzfrage in Italien. (Frau D. Edle von Brüll, Triest.)
7. Vogelabnahme und Insektenzunahme. (Louis Adrien Leval Aix-en-Provence.)
8. Tierschutz in Gegenwart und Zukunft. (Professor Dr. Förster, Berlin.)
9. Die sittenbildende Wirkung des Tier- und Vogelschutzes. (Frau Sophie von Khuenberg-Kleinert, Wien.)
10. Der Vogelzüchter als Vogelschützer. (A. Hochrein, Nürnberg.)
11. Was sollen die Tier- und Vogelschutzvereine thun, um zu einer andauernden Blüte zu gelangen? (R. Bergner, Graz.)
12. Rationelle Tierzucht ist der wirkungsvollste Tierschutz. (Redakteur W. Fuchs, Jičin.)
13. Schaffung eines Tierschutzgesetzes. (Thomas Arbeiter, Graz.)
14. Über die Attribute der edlen Menschlichkeit. (Professor Dr. Szalkay, Budapest.)

Hinsichtlich des Vogelschutzes wurden nachstehende Beschlüsse gefaßt:

Anträge Ohlsen:

1. Nachdem erwiesen worden, daß es bloß durch ein internationales Übereinkommen möglich ist, das Ziel eines dauernden und gleichmäßigen Schutzes der dem Ackerbau und der Waldkultur nützlichen Vögel zu erreichen, erscheint es angemessen, daß seitens der verschiedenen an der Frage hauptsächlich beteiligten Staaten Europas besagtes Übereinkommen durch ein besonderes Komitee befördert wird, in welchem die offiziellen Vertreter der Staaten selbst zusammentreffen und bei dem sich letztere von vornherein verpflichten, sich an die Beschlüsse zu halten, welche das Komitee faßt, um dieselben zum Gegenstand einer besondern gemeinschaftlichen Übereinkunft zwischen einander und gesetzlicher Vorschriften in den betreffenden Ländern zu machen.

2. Um die Einsetzung dieses Komitees zu erleichtern, ist es nötig, daß die Grundsätze, nach welchen das erwünschte Übereinkommen erfolgen soll, sowohl in wissenschaftlicher als auch in praktischer Hinsicht als die richtigsten und angemessensten erscheinen, damit sie gegebenenfalls von allen Staaten thatsächlich angenommen werden.

Indem also das Komitee sich der bisher erfolgten Anträge und Beschlüsse der bedeutendsten internationalen Versammlungen bedient, welche bezwecken, der Lösung der den Schutz betreffenden Frage und deren Anwendung am sichersten zu Hilfe zu kommen, soll es unter besagten Beschlüssen jene zum Gegenstand seiner Erörterungen und sodann konkreter Vorschläge an die Regierungen machen, welche einen allgemeineren Beifall und eine schleunigere Annahme gefunden haben.

3. Schließlich wird beantragt, das Komitee hätte als Kern alles dessen, was hauptsächlich zur Wahrung des bewußten Schutzes dienen kann, folgendes zu beachten:

a) Verbot jedwelchen Vogelfanges über die Zeit hinaus, in welcher die Jagd erlaubt ist;

b) Aufhebung jedwelchen Jagdmittels, ausgenommen die Flinte;

c) Unbedingtes Verbot, die Vögel massenweise zu fangen;

d) Auf verbotene Jagdgeräte sei seitens der Gewerbe-Ausstellungen überhaupt kein Preis auszustellen;

e) Unbedingtes Verbot, Nester, Eier oder Brut der nützlichen Vögel zu nehmen (es sei denn zu wissenschaftlichen Zwecken oder behufs Wiederbevölkerung);

f) Stiftung von Schutzvereinen und Verbreitung des die nützlichen Vögel betreffenden Unterrichtes.

Anträge Keller-Jäggi:

1. Es sei eine Zentralleitung zu ernennen, welche in ausgiebiger und nach-

haltiger Weise das Ziel zu verfolgen hätte, dem Massenmord der nützlichen Vögel Einhalt zu thun.

2. Es sei dieses Komitee sowohl durch materielle, als auch durch geistige Beiträge thatkräftig zu unterstützen.

Antrag Ohlsen:

Der Kongreß spricht den Wunsch aus, daß an der Pariser Weltausstellung von 1900 eine Abteilung für den Vogelschutz eingerichtet werde und bei dem dann stattfindenden Tierschutzkongreß der Vogelschutz besonders hervorgehoben wird.

Antrag Pokhwalinsky:

Die Verhandlungen des Grazer Kongresses sind im Resumé in französischer Sprache herauszugeben und in großer Zahl in den verschiedenen europäischen Ländern zu verbreiten.

Anträge Baßler:

1. Der durch die insektenfressenden Vögel den Bienenvölkern zugefügte Schaden ist ein sehr geringer, und

2. giebt in einzelnen Fällen der Bienenzüchter selbst die Veranlassung.

3. Die bienenwirtschaftlichen Zeitschriften sind aufzufordern, die Sache des Vogelschutzes zu unterstützen und darauf bezugnehmende Berichte nicht kritiklos aufzunehmen.

Antrag Ohlsen:

Der Kongreß spricht den warmen Wunsch aus, der rühmlichst bekannte und um die Jugendlitteratur höchst verdienstvolle Schriftsteller Edmondo de Amicis möchte für die Volksschulen ein Buch schreiben, um in den Kindern die Liebe für die Vögel zu erwecken und zu bilden. Zugleich wird das Präsidium beauftragt, die gleiche Bitte an besonders berühmte Schriftsteller jeder Nationalität zu richten.

Frau Dorothée Edle von Brüll brachte als Delegierte des Tierschutzvereines Carlscrona und des Torontoer Tierschutzvereines in Kanada folgende Anträge zur Abstimmung und zur Annahme:

Anträge Frau v. Brüll:

1. Sämtliche Vereine, welche direkt oder durch Delegierte am Kongresse teilnehmen, übernehmen die Verpflichtung, von ihren Regierungen strenge Maßregeln zum Schutze der nützlichen Vögel zu erbitten, ferner dahin zu wirken, daß die Regierungen zur Erreichung dieses Zweckes eine internationale Konvention, und zwar im Einklange mit der zwischen Österreich und Italien unterm 23. November 1875 vereinbarten Deklaration abschließen.

2. Dieselben Vereine übernehmen weiters die Verpflichtung, in ihren Bereichen Schulvereine zum Schutze der Tiere im allgemeinen und der Vögel und ihrer Nester insbesondere zu gründen.

3. Dieselben Vereine verpflichten sich weiters, eine unausgesetzte energische Wirksamkeit in der Verbreitung der vom österreichischen Vogelschutzbunde an Frauen und Mädchen hinausgegebenen Aufrufe fortzusetzen, damit der dummen und unheilvollen Mode, Vogelleichen, Aigretten oder sonstige den lebenden Vögeln ausgerissene Federn als Aufputz der Hüte zu verwenden, für alle Zukunft das verdiente Ende bereitet werde.

4. Die oberwähnten Vereine übernehmen die Verpflichtung, bei den betreffenden Regierungen dahin zu wirken, daß die Bewaldung der kahlen Berge unverzüglich in Angriff genommen werde, wodurch ebensosehr die häufigen, durch Lawinen und Überschwemmungen entstehenden Unglücksfälle vermieden, als auch zahlreichen Vogelarten Ruhe- und Nistplätze zu deren Vermehrung und Erhaltung geschaffen würden.

Weiters wurden acceptiert:

Antrag Ohlsen:

Der Kongreß zu Graz begrüßt und beglückwünscht die neue Gründung in Italien pro montibus, hoffend, daß dieselbe in reichstem Maße auch für die Vermehrung und den Schutz der Vögel Sorge tragen werde.

Antrag Landsteiner:

Herr Grünwald in Venedig ist anläßlich der Gründung des Vereines pro montibus zu beglückwünschen.

Antrag Ohlsen:

Der Bund der Vogelfreunde möge sich an die österreichische Regierung wenden und alle Tierschutz- und landwirtschaftlichen Vereine sollen ihr dabei an die Hand gehen, damit der Wachtelfang ausgemerzt wird. Die österreichische Regierung könnte an die anderen Regierungen die Bitte um Verbot des Transitohandels der Wachtel über ganz Europa richten.

Anträge anläßlich des Referates Hochrein:

1. Es sollen Vorschriften erwirkt werden, welche der Vogelhaltung eine bestimmte Größe der Käfige vorschreibt.

2. Die Kongreßversammlung beglückwünscht den Herrn Dr. Riccabona anläßlich des Entwurfes des neuen Tiroler Vogelschutzgesetzes.

Ebenso fruchtbringend waren die Debatten über den allgemeinen Tierschutz und wurde hierbei nachstehendes beschlossen:

Anträge Strzalkowski:

1. Der Kongreß beauftragt den Bund der Vogelfreunde als Berufer und Leiter und als verpflichtet zur Durchführung der Kongreßbeschlüsse darnach zu streben, daß in den südeuropäischen Ländern, vor allem aber in Italien, Frankreich, Portugal, Spanien, Griechenland, Bulgarien, Serbien und Montenegro Tierschutzvereine, beziehungsweise neue Tierschutzvereine gegründet werden.

2. Der Kongreß erklärt, es sei Pflicht der Regierungen dieser Länder, den Tierschutz daselbst zu kultivieren, und die Regierungen seien auf dem Wege der Presse darauf aufmerksam zu machen.

3. Der Österreichische Bund der Vogelfreunde wird beauftragt, über die ihm vom heutigen Kongresse zur Durchführung übertragenen Arbeiten auf dem nächsten internationalen Tierschutz-Kongresse eingehenden Bericht zu erstatten.

Der hohe Kongreß wolle beschließen, es möchte ein Exemplar des vom Tiroler Landes-Ausschusse ausgearbeiteten Vogelschutzgesetz-Entwurfes dem dalmatinischen Landes-Tierschutzvereine mit dem Bedeuten zugesendet werden, daß derselbe diesen Entwurf dem nächsten dalmatinischen Landtage zur Annahme vorlege.

Antrag Dünckel:

Der internationale Tier- und Vogelschutzkongreß zu Graz bedauert, daß die Tages- und Unterhaltungsblätter die Bestrebungen der Tierschutzvereine noch lange nicht in dem Maße unterstützen, als es bei der Wichtigkeit der Tierschutzfrage als einer Sitten- und Kulturfrage notwendig erscheint, ja in gewisser Beziehung denselben sogar durch Reklame für tierquälerische, sportliche und Vergnügungs-Unternehmende entgegenarbeiten, und richtet an die Presse aller Staaten die Bitte, durch fortgesetztes, regelmäßiges Eintreten für den Tierschutz radikaler Richtung, durch öfteren Abdruck von Tierschutzartikeln, welche die Tierschutzfachblätter den Redaktionen jederzeit gerne kostenlos zur Verfügung stellen, durch Veröffentlichung der in den Tierschutzvereinen gehaltenen Vorträge, durch Geißelung und Verurteilung alter, eingewurzelter, tierquälerischer Gepflogenheiten und Vergnügungen den Tierschutzvereinen beziehungsweise deren Bestrebungen die Wege bahnen zu helfen.

Antrag Deighton:

Der Kongreß beschließt, es sind alle Tier- und Vogelschutzvereine dringend aufzufordern, sie wollen unverzüglich die Zustände der in ihrem Bereiche sich aufhaltenden Menagerien untersuchen lassen und darüber an die Kongreßleitung berichten, damit die Regierungen unter Vorlage der gesammelten Berichte in der Lage sind, die Menagerien zu verbieten.

Antrag Ohlsen:

Der Kongreß erklärt, es ist sehr wünschenswert, daß die Tierdepots in

Italien, Frankreich ꝛc. nicht bloß der Polizei-Aufsicht unterstehen, sondern daß die Tierschutzvereine darauf Einfluß nehmen und eine sanitäre Kontrolle dabei erlangen.

Antrag Deighton:

Die Schaffung eines, wenn auch anfangs sehr bescheidenen Tier-Asyls oder Tierschutzhauses zwecks der Weitergabe, respektive Unterbringung in gute Hände; von verirrten oder verstoßenen Hunden und anderen Tieren und zwecks der Haltung von Tieren, deren Besitzer verreisen, ist jedem größeren Tierschutzvereine wärmstens zu empfehlen, doch ist bei unzureichenden Mitteln vor der Errichtung eines Tier-Asyls zu warnen.

Anträge Fuchs:

1. Der Kongreß erklärt, im Hinblicke auf die allgemeine Hebung des Tierschutzes sei es wünschenswert, Einfluß auf die rationelle Tierzüchtung zu nehmen. Zu diesem Behufe sei eine enge Verbindung der Tierschützer mit den Tierzüchtern anzubahnen, also mit landwirtschaftlichen Gesellschaften, Vereinen und Kasinos.

2. Der Kongreß giebt den Tierschutzvereinen den Rat, daß sie durch ihre Vertreter Vorträge in den landwirtschaftlichen Vereinen halten lassen und Zeitungsartikel in den landwirtschaftlichen Fachblättern plazieren,

3. daß sie in ihren Vereinen und Blättern die Angelegenheit der Tierzüchter erörtern,

4. daß die beiden Gruppen gegenseitig Ausstellungen beschicken und gemeinschaftliche Ausstellungen veranstalten,

5. daß sie Fühlung mit den gesetzgebenden Körperschaften erhalten und dieselben im Interesse des Nationalwohlstandes zur Hebung der Tierzucht und des Tierschutzes beitragen.

Anträge Quidde, Förster, Sallac:

1. Die Schaffung von Tierschutzgesetzen ist anzustreben, wo solche nicht erzielt werden können, ist der Erlaß von Gesetzes-Paragraphen zu befürworten, in denen alle Tierquälereien in entsprechend scharfer Weise geahndet werden.

2. Das Thema möge wieder auf die Tagesordnung des Pariser Kongresses gesetzt werden.

3. In Österreich ist der Erlaß eines Reichsvogelschutzgesetzes anzustreben.

Anträge der Frau Lilli Lehmann:

1. Es sollen alle größeren Vereine animiert werden, stabile Straßenbeamte für Tierschutz — mit polizeilicher Macht — also tierfreundliche Schutzleute von der Polizeibehörde zur Verfügung gestellt — zu engagieren.

2. Es soll ein Wanderredner engagiert werden, der von Ort zu Ort zu reisen, über alle Tierschutzverhältnisse zu berichten und überall Vorträge zu halten

hat. Er soll bei Lehrern, Geistlichen und Behörden vorsprechen und die moralische Unterstützung der Tierschutzvereine finden, für das Pekuniäre erklärt die Antragstellerin aufkommen zu wollen.

3. Die „Tierbörse" in Berlin wird den Vereinen als Vereinsorgan empfohlen, sie solle als ein Bindeglied aller deutschsprachigen Tierschutzvereine dienen.

Sofort nach Beendigung des Kongresses ging die Zentralleitung daran, die ihr übertragenen Aufgaben auszuführen. Sie richtete an das hohe k. k. österreichische und hohe k. ungarische Ackerbauministerium Eingaben mit einem ausführlichen Bericht über die beim Kongresse gefaßten Beschlüsse und gestellten Anträge. Als dessen wichtigster erscheint: Die hohen Regierungen von Österreich und Ungarn wollen die Initiative zur Bildung eines offiziellen internationalen Komitees, welches sich mit der Schaffung eines internationalen Vogelschutzgesetzes zu beschäftigen habe, ergreifen. Diese Eingaben wurden nach gepflogener Rücksprache mit Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter Marquis Bacquehem mit einem empfehlenden Begleitschreiben versehen, an die hohen Regierungen gerichtet und dieselben gebeten, auf den Vorschlag des Kongresses einzugehen und das gewünschte Komitee in nicht allzuferner Zeit zu bilden.

Es freut uns, aus diesem Berichte zu ersehen, daß — wenigstens was den Vogelschutz anlangt, — Beschlüsse gefaßt worden sind, die nicht von vornherein den Stempel der Unausführbarkeit an der Stirne tragen. Wir glauben in dieser Beziehung besonders unserem Vertreter, Herrn Dr. Carl Ohlsen, Dank schuldig zu sein, der nach vorhergegangenem Gedankenaustausch mit dem Unterzeichneten sich vollkommen mit diesem einer Meinung bekannt und erklärt hatte, gegen zu weit gehende Anträge, besonders sofern dieselben das Verbot des Haltens von Käfigvögeln betreffen würden, Einsprache erheben zu wollen.

Sehr einverstanden können wir uns aus denselben Gründen, die uns bestimmen für die Vogelhaltung einzutreten, auch mit den Anträgen Fuchs erklären, die eine engere Verbindung der Tierschützer mit den Tierzüchtern anzustreben.

Um so mehr thut es uns leid, daß die Anträge Dünckel — Bitte an die Presse, für den Tierschutz radikaler Richtung einzutreten — und Deighton — Verbot der Menagerien — angenommen worden sind. Aber — es handelt sich um nur zwei unbedeutende Punkte, und so mancher Wunsch ist noch nicht in Erfüllung gegangen. Hoffen wir das auch bezüglich des Wunsches nach Verbot der Menagerien, die ein vorzügliches Volksbildungsmittel sind. Es können ja auch hier bezüglich der Größe der Käfige &c. polizeiliche bez. gesetzliche Vorschriften geschaffen werden, die im stande sind, die Unzuträglichkeiten, die das Einsperren von Tieren — und Menschen — in engen Räumen unausbleiblich zur Folge hat, bis zu einem gewissen Grade zu heben. Über unsere Stellung zu dem Tier-

schutze radikaler Richtung haben wir uns schon früher öfter ausführlich ausgesprochen, und ist deshalb eine Wiederholung unserer Gründe für unsere ablehnende Haltung diesem gegenüber wohl unnötig.

Im großen und ganzen können wir uns also mit dem Ergebnis des Kongresses befriedigt erklären und nur hoffen, daß auch praktische Erfolge davon zu verzeichnen sind. Dr. Carl R. Hennicke.

IV. Internationaler landwirtschaftlicher Kongreß in Lausanne.

September 1898.

Beschlüsse, welche für den Vogelschutz von der VII. Sektion gefaßt wurden.

I.

Ein wirksamer Schutz während der fünf bis sechs Monate der Fortpflanzungszeit für alle Vögel, die nicht allgemein als schädlich anerkannt sind.

a. Die verschiedenen Staaten werden aufgefordert, Verzeichnisse derjenigen Vögel aufzustellen, welche sie als wirklich nützlich in den ihnen entsprechenden Verhältnissen erkennen, so daß man durch die Vergleichung derselben endlich eine entscheidende allgemeine Liste der Vögel abfassen könne, welche überall das ganze Jahr hindurch zu schützen sind.

b. Die Zugvögel sollten als internationales Eigentum einen weitgehenden Schutz genießen. Das Töten derselben dürfte nur mittelst der Flinte und höchstens vom 15. August bis zum 31. März erlaubt sein; während die Standvögel, ausschließliches Eigentum jedes einzelnen Staates, den Gesetzen desselben unterworfen bleiben.
Das Ausheben von Nestern und Eiern, das Zerstören oder Fangen der Vogelbrut muß verboten sein.

c. Ausnahmen dieser Verfügungen dürften durch maßgebende Behörden erlaubt werden, sofern dieselben zu wissenschaftlichen Interessen oder zur Wiederbevölkerung oder zur zeitweisen Hebung des in einer bestimmten Örtlichkeit durch übermäßige Vermehrung einer bestimmten Vogelart hervorgerufenen Schadens dienen.

II.

Vollkommenes Verbot jeden Massenfanges, weder in großer Anzahl auf einmal (vermittelst Netzen) noch durch irgendwelche Fangapparate, welche in Menge angebracht dasselbe Resultat erzielen (z. B. Schlingen).

a. Der Transithandel mit toten oder lebendigen Wachteln sollte in Europa sowie der große Netzfang dieser Tiere an der Nordküste Afrikas untersagt werden.

b. Es wäre zu wünschen, daß in Zukunft den Fangapparaten für Vögel auf den Ausstellungen keinerlei Preis zuteil werde.

c. Inbezug auf den Handel mit Modefedern, als dem Vogelschutz im allgemeinen zuwider, ist auch diese Seite der Frage in ernste Beratung zu ziehen.

III.

Die Ausführung obiger Beschlüsse sollte einer allgemeinen internationalen Kommission anvertraut werden, welcher in den verschiedenen Staaten örtliche Hülfskomitees zur Seite ständen, die jedes in seinem Land beauftragt wären, die Bedingungen zur Anwendung der verschiedenen Bestimmungen und die geeignetste Klassifizierung der Vögel zu studieren.

Der Präsident und Referent der VII. Sektion.
Dr. Carl Ohlsen von Caprarola.

Hahnen- und Hennenfederigkeit.

Von Hofrat Dr. Wurm-Teinach.

Wenn im Volke die männerartige Erscheinung eines weiblichen, die weibische eines männlichen Wesens immer und überall mit Unlust betrachtet worden ist, so sieht doch die Wissenschaft in solchen Umkehrungen der sexuellen Charaktere höchst interessante Probleme für ihre Forschung.

Schon nach den Berichten von Aristoteles, Livius, Cicero war es für das Haus und selbst für den Staat „mali ominis“, wenn ein „Hahn“ ein Ei legte. In betreff der noch heute herrschenden Volksanschauungen erinnere ich an folgende deutsche, englische und französische Sprichwörter, welche, wie wir sehen werden, eines wahren Kernes keineswegs entbehren, wiewohl sie manche Ausnahme werden zugestehen müssen:

„Wenn die Henne kräht,
Ist sie des Schlachtens wert.“

„Mädchen, die pfeifen, Hennen, die krähen,
Muß man flugs den Hals umdrehen.“

„A whistling woman and a crowing hen
Are neither good for gods nor men.“

„Poule qui chante, prêtre qui danse et femme qui parle latin,
N'arrivent jamais à belle fin.“

Ein langjähriger Beobachter des Pariser Lebens will höchst ungalanterweise sogar eine unerfreuliche Degeneration der dortigen Frauenwelt nach der männlichen Seite hin als Folge der modernen Gynäkokratie konstatieren. Männliche Alluren, Bartwuchs, Fettleibigkeit u. dgl. bezeichneten diesen Verfall und

eine Bevölkerungsstatistik soll beweisen, daß es in Paris keinen Großvater gebe, der eingeborener Pariser sei. Vielleicht übertreiben diese Darstellungen, aber ganz unbegründet sind sie nicht. Im mittelalterlichen Zauberwesen spielten die gefürchteten Basiliskeneier eine bekannte Rolle. Es waren dies nach meinen Untersuchungen einfach von hahnenfederigen Hennen gelegte Eier. Den allen Naturgesetzen entgegen eierlegenden scheinbaren „Hähnen" machte man einen geistlichen Prozeß und verurteilte sie als Teufelsgeschöpfe zum Feuertode.

Hahnenfederige Hennen fand man bei den verschiedensten Vogelarten. Finken, Rotschwänzchen, Stare, Drosseln, Kampfhähne, Kuckucke, Enten, Rephühner, Haushühner, Auer- und Birkhühner, Fasanen, Pfauen lassen derartige Abnormitäten am ungesuchtesten beobachten. Denn diese Abnormitäten werden um so auffälliger erscheinen, je mehr ein sexueller Dimorphismus[1]) beider Geschlechter besteht und je vollkommener die Hahnenfederigkeit sich ausbildete. Wir begegnen nämlich hier vielen Graden von der Einmischung weniger, nach Bau und Färbung dem Männchen allein zukommender Federn bis zur Umfärbung des Gesamtgefieders, bis zur Umbildung von Schnabel, Spornen, Kämmen, Kehllappen u. s. w. nach männlichem Typus, ja bis zur Annahme männlicher Lebensgewohnheiten in Stimmlauten, geselligem Verhalten, Nächtigungsweise u. dgl.

Die Diagnose der Hahnenfederigkeit stößt manchmal auf Schwierigkeiten, wenn die Gelegenheit zu anatomischer Untersuchung des betreffenden Individuums fehlt. So hatte im Jahre 1889 der treffliche Erforscher der alpinen Fauna, Dr. Girtanner in St. Gallen, eine ausgestopfte, sehr vollkommen hahnenfederige Auerhenne aus Schweden bei sechszehn Sachverständigen in Deutschland, Österreich und der Schweiz eine Rundreise machen lassen und drei der um ein schriftlich motiviertes Urteil angegangenen Herren erklärten dieselbe für — einen Rackelhahn!! Eher hätte man sie für einen Auerhahnzwerg halten können. Denn der kleinere Wuchs, die Kleinheit des geraderen Schnabels, der einzelnen Schwanzfedern u. dgl. (den Männchen gegenüber) muß in jedem Falle schon auf den ersten Blick den Gedanken an Hahnenfederigkeit erwecken. Bei Auerhennen soll nach Lorenz die Häufigkeit der Hahnenfederigkeit 1, bei Birkhennen nur $^1/_{15}$ pr. Mille betragen, und Russow will deren von beiden Arten tagtäglich auf dem St. Petersburger Markte finden. Wie die Waldhühner überhaupt, so sind natürlich auch deren Abnormitäten im Norden und Nordosten weitaus häufiger als in Mitteleuropa. Aber bei Fasanenhennen ist Hahnenfederigkeit noch weit gewöhnlicher als bei Waldhühnern, manchmal förmlich epizoisch verbreitet. Solche Fasanenhennen werden mit dem Namen „coquards" bezeichnet und meistens schon durch

---

[1]) D. h. eine Verschiedenheit der Männchen und Weibchen nach Größe, Bau und Färbung, wie z. B. beim Birkwilde, beim Fasan u. s. w.

geringere Größe, blasseres, mit mattem Braun durchmischtes Gefieder, durch kürzeres Spiel, kleinere Ohrfedern, kleinere und bleichere Rosen, durch die fehlenden Sporne den Hähnen gegenüber charakterisiert. Manchmal indessen zeigt sich die Spornwarze ungewöhnlich entwickelt, zuweilen trägt sie auch vollkommene Sporne.

Was die Veranlassung der Hahnenfederigkeit betrifft, so hat schon Nilsson, der dieselbe zuerst beschrieben, das Erlöschen der Geschlechtsthätigkeit, sei es durch Alter, sei es durch Verletzungen oder durch krankhafte Degeneration der inneren Genitalien (Defekte, Atrophie des Ovariums, Obliteration des Eileiters u. dgl.) als solche namhaft gemacht. Er nannte die betreffenden Hennen geradezu: „Foeminae steriles“ und das Volk in Schweden: „Gall-Honor“ (Gelthennen), in England: „Barren-Hens.“ In Frankreich spricht man von: „Femmelles androgynaires“, in der Gelehrtensprache von: „Gallinae virilescentes“ und, wenn es ein durch tiefe Sprache, eckigen Knochenbau, schmales Becken, Bartwuchs, dürftige Büste auffallendes menschliches Weib betrifft, von: „Virago.“ Professor Brandt in Charkow führte die Bezeichnung „Arrhenoïdie“ dafür ein. Selbst bei weiblichen Krabben und bei Erdbienen, deren Geschlechtsteile durch Parasiten zerstört waren, trat solche Arrhenoïdie auf. Bogdanow und Yarrell erzielten dieselbe künstlich durch Kastration junger weiblicher Haushühner, letzterer bereits durch Lädierung des Eileiters. Die sogenannten Poularden sollten eigentlich des der Kastration folgenden reichlichen Fettansatzes wegen des Eierstockes beraubt sein; da aber diese Operation für Laienhände zu schwierig und für das Leben der Vögel zu gefährlich, so begnügen sich die Geflügelzüchter meistens mit dem Ausschneiden eines kleinen Stückes des Legdarmes (Eileiters) und es sind vielleicht aus diesem Grunde, sowie, weil die Bratpfanne ihnen keine Zeit zur Ausbildung vergönnt, hahnenfederige Haushennen nicht so häufig, als man nach der Zahl der Poularden erwarten dürfte. Gerade weil hahnenfederige Hennen in der Regel keine Eier mehr produzieren, ist, wie die eingangs angeführten Sprichwörter bezeugen, das Volk schlecht auf solche zu sprechen. Sie sind unnütze Fresser und unverträgliche Raufbolde geworden, ja manche zerstören und verzehren die Gelege der normalen Hennen. Dagegen wird die gesteigerte Fettbildung (Mastfähigkeit) bei sterilen oder kastrierten Tieren männlichen wie weiblichen Geschlechts (Kapaunen 2c.) geschätzt und ausgenützt.

Nach Brandt's Annahme ergiebt sich durch das Nichtlegen und Nichtbrüten solcher Hennen ein Überschuß von Bildungsmaterial im Körper, der nun zu fortschreitender Ausbildung des männlichen Kleides verwendet wird.

So gewiß also dem hohen Alter und überhaupt der Unfruchtbarkeit meistens großer Anteil an der Entstehung der Hahnenfederigkeit zugeschrieben werden muß, so ist diese doch keineswegs allein darin begründet. Nicht immer sind derartige

Individuen neutrius generis. Denn ebenso wie einzelne gehörnte Rehgeißen oder Rottiere brunften und Kälber setzen können, so können auch hahnenfederige Hennen zuweilen balzen und brüten, ja es kann bei letzteren eine Rückfärbung zur Norm durch eine folgende Mauser stattfinden. Die Hahnenfärbung aber entsteht sowohl durch Mauser als durch wirkliche Umfärbung. Nach Henkes nicht unwahrscheinlicher Vermutung haben sich die (ursprünglich gleichen) Kleider der Hähne und der Hennen erst in späterer phylogenetischer Fortentwickelung differenziert, und noch jetzt stehen sich Jugendgefieder und weibliches Kleid an Boden- und Rindenfarbigkeit als Schutzfärbung bei den Hühnervögeln fast untrennbar nahe. Ihr männliches Prachtaltenkleid unterscheidet sich auch nach meinen eigenen Untersuchungen an unter dem Mikroskope in Kalilauge aufgelösten Federn von dem unscheinbaren Kleide der Hennen lediglich durch Größenwuchs, durch reichlichere, dichtere Einlagerung von braunem Pigment in die Markzellen der Federn, sowie durch Zuwachs eines transparenten, verschieden feingerillten Hornstoffüberzuges über die Fiedernenden der Glanzfedern, wodurch beim Auerhahne der grüne, beim Birkhahne der blaue, beim Rackelhahne der violette, beim Fasan- und beim Truthahne der mehrfarbige Metallschimmer des Brustschildes als optische oder Struktur-Farbe erscheint. Nur allmählich entwickelt sich dieses Brustschild aus dem Jugendkleide, und selbst einjährige Hähne zeigen einen nur geringen Umfang desselben, während bei alten solcher Glanz sich nach und nach über das gesamte Gefieder, die Stoßfedern eingeschlossen, verbreitet. Genau so entwickelt sich auch bei alten, gleichwohl noch fortpflanzungsfähigen Hennen dieser Spezies einiger Metallglanz im Gefieder, vom Brustschilde ausgehend, weil eben gleichermaßen die Vogelfeder an der in der Natur allgemeinen fortschreitenden Entwickelung, hier nach dem höherstehenden männlichen Typus hin, teilnimmt. Gleichen Gesetzen unterliegen die ebensowenig durch körperliche Pigmente, sondern auf gleiche Weise durch Brechung und Interferenz des Lichtes entstehenden Schillerfarben der Insekten und der Fische. Wie weit auf diesem Wege das Bild des Hahnes von der Henne erreicht werden kann, hängt von manchen, uns zur Zeit noch unbekannten weiteren Bedingungen ab; vollständige Hahnenfederigkeit wird ja oft genug erreicht. Bei Birkhennen sind nur dunkelbraune Kleider mit mehr oder minder leierförmig ausgebogenen Stoßfedern weitaus häufiger als schwarzblaue; dieselben sollen einen ganzen Monat früher in die Mauser treten als normale Birkhennen.

Aber noch eine dritte Gelegenheitsursache besteht für das Zustandekommen der Hahnenfederigkeit. Es ist dies die wirkliche Zwitterbildung. Da der Hermaphrodismus den Tierformen ursprünglich wohl allgemein zukam, während er in der Jetztzeit nur noch bei niedrig stehenden Tieren regelmäßig erscheint, und da die erste Anlage der beiderlei Geschlechtsorgane selbst beim menschlichen Embryo

eine einheitliche und gleichartige ist, so darf uns das zwar äußerst seltene, doch immerhin gelegentliche Wiederauftreten von wahrer Zwitterbildung auch an höheren Tieren keineswegs sonderlich befremden. Von den drei Formen dieser Zwitterbildung könnte es sich bei Vögeln, wo bekanntlich das rechte Ovarium regelmäßig atrophiert, wohl niemals um bilateralen, sondern nur um unilateralen oder vielleicht auch um lateralen Hermaphrodismus handeln, so daß also auf ein und derselben Körperseite ein Hode und ein Ovarium oder auf der einen Seite ein Hode, auf der anderen ein Ovarium aus der Geschlechtspapille zur funktionsfähigen Entwickelung gelangt. Erschweren schon bei den großen Tieren wie Reh und Rotwild gleichzeitige Mißbildungen der äußeren Geschlechtsteile (Kryptorchismus, Hypospadie ꝛc.) dem Laien die anatomische Konstatierung der thatsächlichen Verhältnisse gewöhnlich, so bringt die Kleinheit und Verborgenheit der betreffenden Organe bei Vögeln demselben neue Deutungsschwierigkeiten. Der Forscher aber erhält solche „Curiositäten" oder „Naturspiele" entweder gar nicht oder in verdorbenem Zustande oder erst ausgestopft zur Untersuchung, und so begreift sich — bei der Seltenheit derselben, — daß noch so manche Unklarheit bezüglich dieser Verhältnisse besteht. Ich möchte darum auch nur als subjektive Ansicht sagen, daß ich in Fällen nahezu männlicher Größe, bei Ausgabe männlicher Stimmlaute, bei Beobachtung von Begattungen nach männlicher Art die betreffenden „hahnenfederigen Hennen" als thatsächliche Zwitter anzusprechen geneigt bin, wofern einfacher Zwergwuchs oder noch unvollendete Ausfärbung eines thatsächlichen Hahnes (vielleicht eines jugendlichen oder eines Kümmerers oder eines hochnordischen Exemplares) auszuschließen wäre.

A. B. Meyer (Dresden) deutete so einen „hennenfederigen", vor einigen Jahren bei Partenkirchen erlegten Auerhahn, den er leider nur in ausgestopftem Zustande gesehen, als vermutlichen Hermaphroditen.

Bezüglich der Hennenfederigkeit bei Hähnen (der Thelyidie Brandts, der Mâles gynandres Bogdanows) können wir uns kurz fassen. In den seltensten Fällen mag sie auf der eben geschilderten Zwitterbildung beruhen, gewöhnlich jedoch wird sie aus verzögerter Ausfärbung junger Hähne entspringen, wie wir sie besonders häufig an jungen Birkhähnen bemerken, welche oft noch im zweiten Lebensjahre, und bereits lebhaft balzend, reichlich Hennengefieder, richtiger: Jugendgefieder, in ihr dunkles Hahnenkleid eingesprengt tragen. Dieser Zustand wird also zutreffender als „Paedidie" (Brandt) zu bezeichnen sein. Es wäre ferner denkbar, daß ein krankhafter Stillstand in der Entwickelung der Hoden einen Stillstand in der Entwickelung der Federn zum männlichen Typus zur Folge hätte, wie ja bekanntlich menschliche Kastraten weder den Bart noch die tiefe Stimme der Männer erhalten, und wie kastrierte Geweihträger an ihrem Haupt-

schmucke Schaden leiden. Dies wäre jedoch natürlich nur möglich, wenn jener Stillstand vor dem Abschlusse der Ausfärbung erfolgte. In je früherer Zeit der Entwickelung im Ei und des Wachstumes nach der Geburt die Ausbildung der Hoden gehemmt oder diese selbst ausgerottet werden, desto vollkommener wird sich der weibliche, resp. jugendliche Typus des betreffenden Stückes erhalten müssen. Daraus begreift sich, warum bei unseren gewöhnlichen Kapaunen — obwohl ihre Kämme und Kehllappen verschrumpfen und obwohl man solche Haushühnereier eifrig bebrüten sah — eine weitere Annäherung an den weiblichen Typus nicht erfolgt, zumal, da ihre baldige Abschlachtung jede längere Beobachtung ausschließt.

Beide Zustände, Hahnenfederigkeit wie Hennenfederigkeit, können nach unserer Darstellung darum sowohl angeboren als erworben sein, aber ihrer Vererbbarkeit sind, sofern ja häufig Unfruchtbarkeit sich damit bedingend verknüpft, enge Grenzen gezogen. Auch in ihnen dürfen wir keine unvermittelten Sprünge, keine launenhaften „Naturspiele“ sehen, sondern eine logische Fortentwickelung nach festen und harmonischen Naturgesetzen.

Für das praktische Leben entspringen aus unseren Untersuchungen nicht weiter zu betonende, weil selbstverständliche, Winke für den Tierzüchter, sowie die Aufforderung an Jäger, Züchter und Sammler, derartige abnorme Exemplare behufs gründlicher wissenschaftlicher Untersuchung im Interesse der Förderung unserer Erkenntnis kompetenten Forschern einhändigen zu wollen, den Worten des Dichters gehorchend:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du ein Ganzes nicht werden,
Schließ' an das Ganze dienend Dich an!“

Einige Fälle von Hahnenfederigkeit bei Tetrao tetrix, Tinnunculus tinnunculus, Phasianus colchicus und Otis tarda.

(Mit zwei Buntbildern, Tafel I und II).

Von Richard Schlegel.

Im Jahrgang 1889, p. 552 dieser Zeitschrift beschrieb ich eine hahnenfederige Birkhenne aus dem sächsischen Vogtlande. Seit 1891, während welcher Zeit ich allwinterlich oftmals ziemlich bedeutende Einfuhren von Birkwild, namentlich Dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Schellong in hiesiger Markthalle nach Rackelwild oder anderen Auffälligkeiten durchmustern konnte, sollte ich ein so begehrtes Stück nicht wiederfinden. Erst am 12. Februar dieses Jahres, nachdem ich einem Rußland und Sibirien bereisenden Importeur vorher Auftrag gegeben hatte, mir alle Auffälligkeiten von Tetraoniden, bez. Rackelwild, zuzusenden, sollten meine Bemühungen von Erfolg gekrönt werden, indem mir aus



DRUCK VON FR. [illegible]

Hahnenfedrige Birkhenne (Tetrao tetrix L.).

Moskau als Rackelhuhn eine hahnenfederige Birkhenne, und zwar ein weit schöneres Stück als das schon beschriebene, übersandt wurde. Herr Professor Göring hat das Tier auf beigegebener Tafel wiedergegeben, doch erscheint mir eine Beschreibung mit einigen Maßangaben trotzdem nicht überflüssig.

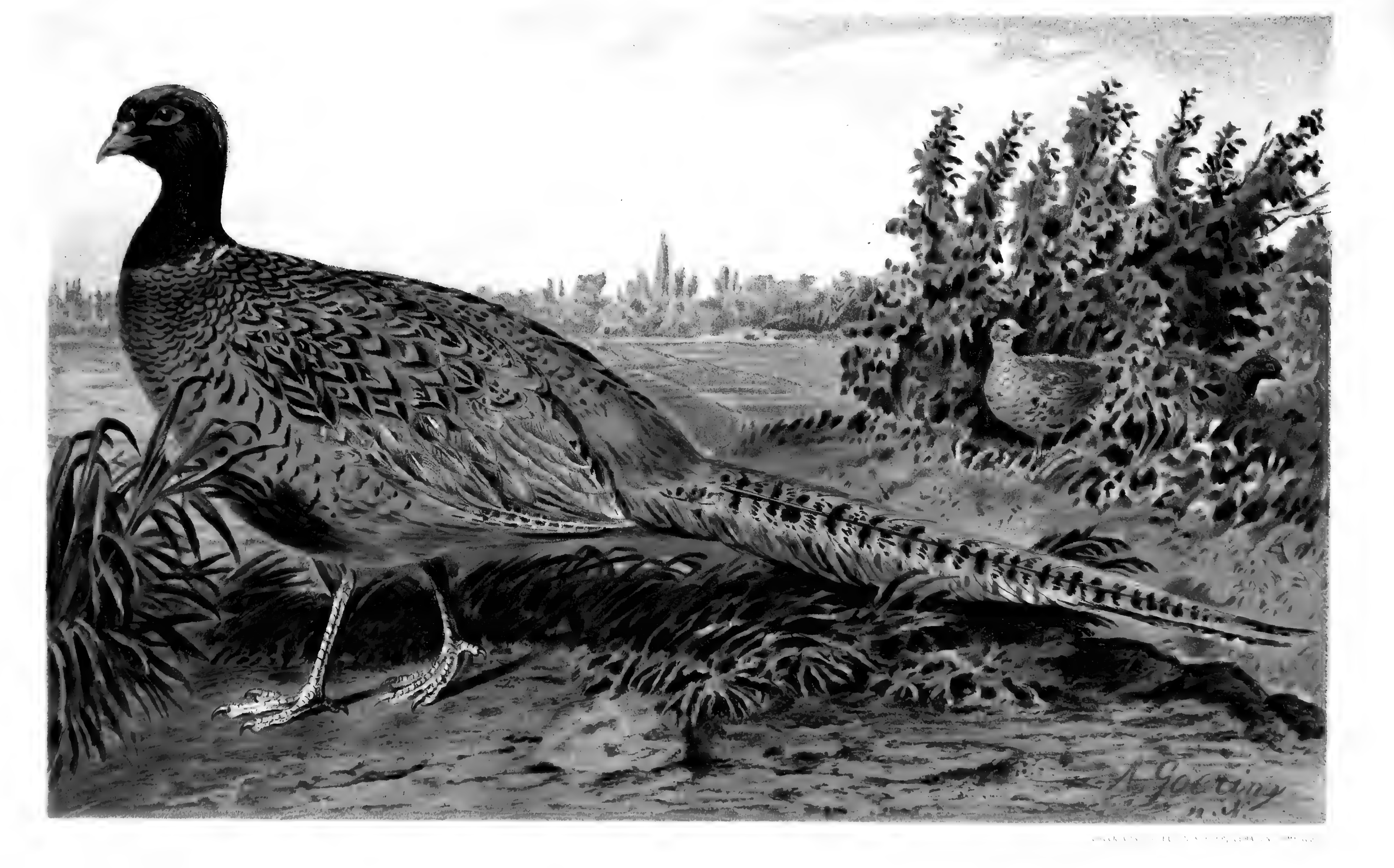
In Hinsicht auf Größe ist das Tier von einer normalen Birkhenne nicht verschieden, doch ist das Kolorit ein so sonderbares Gemisch von Hahn und Henne, daß eine anschauliche Beschreibung nicht ganz leicht sein dürfte. Schnabel hornschwarz, wie der des Hahnes. Stirne, Scheitel, Hinterkopf, Genick und Nacken blau, metallisch schimmernd und jede Feder mehrfach roströtlichweiß bez. roströtlich quergewellt, mit zarten, roströtlichen, resp. grauen Endsäumen. Ober- und Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdecken sowie Schulterfedern schwarz, mit Ausnahme der letzteren mit blauem Metallschimmer und außerordentlich zart und fein rostrot und weißgrau gewässert, bespritzt und vielfach quergewellt; nach dem Ende der Schwanzdecken zu werden die Zeichnungen markanter und darum auffälliger. Steuerfedern schwarz, mit feinen weißen Endsäumen und nach der Mitte zu etwas rostrot bespritzt. Äußere Schwanzfedern überdies schön hahnenartig nach außen gebogen. Differenz in der Länge der äußersten und innersten Steuerfedern 5,4 cm. Dieselbe beträgt vergleichsweise bei einigen anderen Stücken meiner Kollektion: ♀ juv. 1,7, ♀ ad. 3,6, ♂ med. 6,5, ♂ ad. 10,8, ♂ ad. 12,6 cm. Ohrfedern rostgelb, mit schwarz gemischt. Wangengegend weiß, jede Feder mit breiten schwarzen Querbinden. Halsseiten wie Genick- und Nackenbefiederung. Kinn- und Kehlgegend leuchtendweiß, Kinnfedern jedoch mit schwarzen Querlinien. Kropfgegend wie Halsseiten; nach der Vorderbrust zu sind die schwarzen Federn nicht mehr rostgelb gesperbert, sondern fein grau gewässert und ohne Metallschimmer, der ganze übrige Unterkörper nebst Weichen und Bauch schwarz; die Federn der Brust jedoch mit weißen Schaftflecken und namentlich an den Außenfahnen mit grauen Wellen und Endsäumen, die nach den Seiten hin reichlicher werden. Die unteren Schwanzdecken rein weiß, die kleinsten Steuerfedern um 1,6 cm überragend. Tarsenbefiederung weiß, nach oben etwas grauschwarz gemischt. Kleine, mittlere und große Flügeldecken schwarz, stark mit Rostrot und Grau gemischt, Sekundärschwingen weiß, mit schwarzen, rostrot bespritzten und weißberandeten Enden, sodaß zwei — eine starke und eine weniger auffallende — Flügelbinden entstehen. Primärschwingen grauschwarz, mit hellen Schäften und grau gewässerten Außenfahnen.

Ein mir vorliegender Stoß einer wohl zweifellos sicheren hahnenfederigen russischen Birkhenne, der unter Tausenden von Birkwildstößen zu Schmuckfederzwecken ausgesucht worden sein soll, ist noch tiefer eingeschnitten, als der Stoß des beschriebenen Stückes, die Differenz der größten und kleinsten

Steuerfedern beträgt hier 7,4 cm. Die Unterschwanzdeckfedern dieses Stoßes sind nach außenhin herrlich schwarz quergewellt.

Am 1. Mai 1895 übersandte mir Herr Förster Bräuer in Crostewitz bei Leipzig ein starkwüchsiges Turmfalkenweibchen, über das ich nicht wenig überrascht war, da ich bei dem sonst typisch gezeichneten Tiere einen vollständig männchenartig grauen, statt rostroten Stoß erblickte, welcher jedoch eine dem Stoße des Weibchens ähnliche dunkle Querbänderung zeigte. Dieselbe unterscheidet sich jedoch von der Stoßbänderung des Weibchens auffällig genug. Die Endbinde ist etwas breiter als gewöhnlich der Fall ist; zudem erreichen die übrigen schmäleren Querbinden, welche sich beim normal gezeichneten Stoße des Weibchens bis zum Schafte erstrecken, niemals die Schäfte, ähnlich wie wir dies am Stoße des Männchens nach der Wurzel zu beobachten können. Nebenbei will ich des selteneren Falles Erwähnung thun, daß ein Männchen meiner Kollektion außer der Endbinde keine weitere Spur von Bänderung zeigte. An den mittleren Stoßfedern des hier in Frage kommenden Weibchens ist die Bänderung nur durch schwarze Fleckung angedeutet. Im übrigen ist das mir vorliegende Stück, namentlich in Hinsicht auf starke Rückenzeichnung und Kopffärbung, dem typischen Weibchen ähnlich. Herr von Tschusi, dem ich seinerzeit den Balg zur Ansicht sandte, teilte meine Ansicht, daß das Exemplar als stark hahnenfederiges Weibchen bezeichnet werden müsse. Wie aus einem weiteren Balge meiner Kollektion hervorgeht, scheint die rote Färbung des weiblichen Turmfalkenstoßes mit zunehmendem Alter etwas nach Grau zu neigen. Dies beweist mir auch ein Exemplar des Herrn Thienemann; bei diesem Balge zeigt der Stoß ebenfalls grauen Anflug; eine frisch vermauserte, noch nicht völlig ausgewachsene Feder zeigt sogar die auffallend hellgraue Färbung des Stoßes meines als hahnenfederig bezeichneten Weibchens.

Als Hahnenfederigkeit registriert der Ornithologe immer nur die Fälle, bei denen es sich um seltene Ausnahmen von der Regel handelt. Die Weibchen vieler Arten sind entweder gar nicht oder nur dem geübten Blicke des Forschers als solche erkennbar. Andere Weibchen wieder tragen ein dem des Männchens ähnliches Kleid, wenn auch nicht in den schönen, reinen Tönen und scharfen Kontrasten derselben. Sie zeigen mit zunehmendem Alter das Bestreben, ein immer schöneres, dem des Männchens ähnlicheres Kleid anzulegen. Solche hahnenfederige Weibchen werden als Bälge auch nicht als Raritäten aufbewahrt, vorausgesetzt, daß es sich nicht um ganz besonders auffällige Erscheinungen handelt. Am auffälligsten erscheint uns naturgemäß Hahnenfederigkeit bei solchen Arten, die stark ausgeprägten sexuellen Dimorphismus zeigen, wo das Weibchen vielleicht neben der Färbung auch andere spezifisch männliche sekundäre Sexualcharaktere — Hautlappen, Sporen, Schmuckfedern ꝛc. — kopierten. Ob es sich nun beim Turmfalkenweibchen darum handelt,



Hahnenfedrige Fasanenhenne (Phasianus colchicus L.).



mit zunehmendem Alter auch regelmäßig den von seinem Stoße auffällig verschieden gefärbten und gezeichneten männlichen Stoß zu imitieren, oder ob solche Fälle Ausnahmen bleiben, kann ich freilich auf Grund der angeführten, unzureichenden Thatsachen nicht entscheiden, auffällig und beachtenswert bleibt ein solcher Fall immerhin. Sicher ist aber Hahnenfederigkeit nicht immer ein Charakteristikum höchsten Alters, verbunden mit sexueller Sterilität; sie basiert auch auf Vererbung und wird sich mit zunehmendem Alter naturgemäß auch fortschreitend entwickeln. Solche auffällig männchenartige Tiere erliegen freilich im Kampfe ums Dasein viel eher den Feinden, als andere weibliche Individuen, die eine normale, der Umgebung angepaßte, harmonisch sympathische Färbung zeigen. Zum Beweise meiner vorherigen Behauptung führe ich an, daß ich vor Jahren im Zwenkauer „Bistum“ eine stark hahnenfederige Fasanenhenne, ähnlich wie sie unsere Abbildung zeigt, eine zahlreiche Nachkommenschaft führen sah. Nebenbei sei bemerkt, daß hahnenfederige Fasanenhennen relativ häufig auftreten, wenn auch nicht immer in so stark ausgeprägter Weise wie ein Balg meiner Sammlung, von dem beiliegende Abbildung angefertigt wurde. Ferner wurde eine Henne von Otis tarda mit stark ausgeprägtem Barte beim Führen der Jungen erbeutet. Dieses von Herrn Große, Taucha, präparierte Exemplar stand längere Zeit im Schaufenster der Firma Wunder & Günther ausgestellt und ging, wenn ich mich recht besinne, später nach Mügeln über. Ein zweites Exemplar mit prächtigem Barte erbeutete im Winter 1894/95 Herr Gutsbesitzer Schulze jun. in Stünz bei Leipzig. Das Tier, welches ich seinerzeit ebenfalls bei Herrn Große sah, über das ich aber leider nicht nähere Aufzeichnungen machte, steht wohl noch gegenwärtig ausgestopft bei dem glücklichen Erleger.

Auerhahnduelle.

(Mit zwei Schwarzbildern, Tafel III und IV.)

Von Hofrat Dr. Wurm-Teinach.

„Kriegsgesang,
Streit und Preis; um gleichen rang
Einst man bei Troja, der hohen.
Wert zu stehen wäre das
In des Waldes Ilias. — — —
Blutiger Kampf und harter;
Beide, der Troer und Sparter,
Schlagen die Flügel in Kampfesmut,
Stürmend vor Wut.“

Esaias Tegnér, Vogelfalz.

Das Thal ist gegen Ende März schneefrei geworden, nur auf der Nordseite haben sich im Schutze des Waldrandes und der Feldmauern dürftige Kleiderfetzen des abziehenden Winters erhalten. Junges Grün und vorwitzige Blüten

entsprießen bereits den Wiesen und donnernde Wildbäche ergießen das Schmelzwasser der Höhen und Schluchten. Drossellieder, Finkenschlag, das Locken der Rotschwänzchen und vereinzelt gaukelnde Schmetterlinge bezeugen der Tierwelt Wiedererwachen. Uns lockt nun die streichende Waldschnepfe und besonders die beginnende Auerhahnbalz zum Abendanstande auf die Schwarzwaldplateaus, wo es freilich noch ziemlich winterlich aussieht. Aber die niedlichen Blütenglöckchen des Sauerklees am warmen Bachufer haben nicht gelogen, als sie uns, wie alljährlich, den Beginn der Auerhahnbalz einläuteten.

Denn in der That streicht, nachdem die scheidende Sonne noch prächtige Lichter durch den nach Alter und Art gemischten Plenterwald geworfen, und als die fortschreitende Dämmerung schon die großen Sterne aufblitzen ließ, der König des Waldgeflügels, der mächtige Auerhahn, leisen Fluges heran, auf seinem gewohnten Balzplatze zu nächtigen. So lange nicht Änderung des Holzbestandes, öftere Beunruhigung durch Menschen oder Raubzeug ihn vergrämt oder ein stärkerer Rivale das „ôte toi que je m'y mette!“ gesprochen, bezieht er alljährlich denselben Platz, denselben Baum, ja denselben Ast, seine Hochzeitslieder hier anstimmend und Minnesold gebend und empfangend. Wir stehen erst in der „Vorbalz“ und deshalb ist der sonst lärmende Bursche noch ruhiger, er naht leise, eulenartigen Fluges seinem Standbaum, als wolle er sich überzeugen, daß ihm kein Nebenbuhler dort zuvorgekommen sei. Denn ein beliebter Balzplatz muß besonders geeigenschaftet sein, und er erweckt dann die Begehrlichkeit nicht nur der alten Standhähne, sondern auch der erstmals balzenden jungen. Solche Lieblingsplätze müssen etwas erhöht liegen, freien Ausblick besonders nach Osten oder Südosten und lückigen, das Sichern erleichternden Bestand bieten; auch sollen verschiedene Holzarten dort durcheinander stehen, endlich starke Bäume, namentlich Kiefern, mit hinreichend dicken und horizontal streichenden Ästen vertreten sein. Die Ränder von Waldwiesen, Schlägen und Windbrüchen, Moorstellen, alte Kohlplatten, einsame Waldwege werden darum besonders bevorzugt. Da die Hennen erst allmählich sich auf dem Balzplatze versammeln und erst in der „Hauptbalz“ (ungefähr Anfang April) Begattungen zulassen, so balzt in früherer Zeit der eingestandene Hahn abends nur selten, sondern überläßt sich gewöhnlich alsbald dem Schlafe. Seine glühende Eifersucht ist jedoch kaum einzuschläfern. Wie der Platzhirsch die das Kahlwild begehrlich umschwärmenden „Schneider“, so weist der alte Platzhahn die zudringlichen Jährlinge energisch ab, bekämpft er wütend gleichstarke Bewerber und sogar, wenn hohes Alter sein geschlechtliches Vermögen vernichtete, lauert er in stummem Zorne rüstigen Genossen förmlich auf, sie womöglich abzukämpfen. Auf ungefähr 400 Schritt Umkreis darf kein anderer Hahn ungestraft seine Stimme erheben. Ein dem Balzlaute nur ähnlicher Ton

erweckt der Alten Rauflust. So attackierte einst ein Auerhahn heftig zwei sägende Holzhauer, indem er, wie der dies berichtende von Wildungen wohl mit Recht annimmt, die Töne der Säge für Balzlaute hielt. Man hat derartige Hähne — so schrieb ich in der eben erscheinenden „Hohen Jagd“ —, die wiederholt Menschen und Haustiere ungereizt und ohne alle Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit angriffen, „zerstreut“ oder „verrückt“ genannt. Zumeist jedoch ist das Motiv dazu reine Rauflust und Eifersucht, in der Minderzahl unbefriedigter Geschlechtstrieb und erst in einzelnen Ausnahmefällen eine wirkliche Erkrankung des Gehirnes, sei sie spontan entstanden (Kongestionen, Ausschwitzungen), sei sie durch Kopfverletzungen (Kampf- oder Schußwunden) bedingt. Bei solchen Gelegenheiten wurden mehrere lebend ergriffen und sogar wiederholt ergriffen, gingen aber stets bald durch ungestümes Schlagen oder durch Nahrungsverweigerung oder endlich infolge ihres Krankheitsprozesses ein. Auch bei der Herbstbalz, wo doch jede Bewerbung um die Gunst des anderen Geschlechts wegfällt, tritt unter den Auerhähnen dieselbe Streitsucht auf, wie ich sie allherbstlich bei den Kleinvögeln meines Gartens, beim Rehbocke u. s. w. beobachte.

Solche unverträgliche Senioren nun muß der hegende Weidmann, wann und wie immer er sie bekommen kann, im Interesse ungestörter Balz und natürlicher Standesvermehrung unschädlich machen. Denn nicht nur sind solche Auerhahnduelle, im Gegensatze zu den höchstens mit Verlust einiger Federn endenden Birkhahnkämpfen, für die Kämpfer sehr häufig todbringend, sondern die abgekämpften Hähne wechseln auch aus dem Reviere aus, nehmen Hennen mit fort, gehen also samt dem Nachwuchse dem Stande verloren. Ein allzugeringer Hahnenabschuß hat demnach dieselbe schlechte Rückwirkung auf den Stand, wie ein übermäßiger oder vorzeitiger Abschuß von Hähnen.

Junge Hähne dagegen stehen verträglich nahe beisammen, oft so nahe, daß sie eine „Lebensversicherungsgesellschaft“ bilden (wie ich es scherzhaft nenne), indem bei der Balzjagd, da ja nicht alle den Hauptschlag gleichzeitig machen, der eine oder andere den nahenden Jäger vernimmt oder eräugt, hierauf brausend abreitet oder doch sichernd verstummt, welchem Beispiele die dadurch gleichfalls mißtrauisch gewordenen Kameraden nur zu oft folgen. Der Weidmann mag dann, trotz des Überflusses an Wild und trotz korrektesten Vorgehens, beutelos abziehen. Junge Hähne balzen aber auch häufig an sich schon zaghaft und mit Unterbrechungen, eben aus Furcht vor der Eifersucht naher alter. Ebenso balzen sie oft noch im Juni, wenn die alten Herren ihrerseits vom Schauplatze abgetreten sind, um in ruhigen Deckungen ihr Federkleid zu wechseln und ihre Kräfte zu restaurieren.

Heute also breitet sich über unsere Waldszenerie friedliche Nacht aus (denn

auch wir sind zur Zeit nur passive Beobachter), und der eingestandene Hahn hat sich, nachdem er noch schärfstens gesichert, beruhigt dem Schlafe überlassen. Acht Tage später jedoch, beim Morgenverhöre, drangen an derselben Stelle schon von weitem scharf accentuierte, ungemein rasch sich folgende Schnackler (Knappen) zu meinem Ohre und ihnen schloß sich dumpfes Poltern und Brausen an. Beim Näherschleichen erkannte ich letztere Töne als durch Anläufe und Flügelschläge zweier kämpfender Auerhähne hervorgebracht, welche ich endlich auch, da sie meine weitere Annäherung nicht bemerkten, mit Muße in ihrem Thun beobachten konnte. Eben standen sie, bereits vom jungen Morgenlichte umflossen, auf einer kleinen Waldblöße einander etwa 1 m gegenüber, aufgerichteten Kragens und Stoßes, die halboffenen Schwingen herabhängend, unbeweglich und stumm wie ausgestopfte sich anäugend, — beide anscheinend gleichwertige Recken. Da erhebt der eine seine Stimme in zornigem, rasselndem Knappen, wie die homerischen Helden den Zweikampf mit Schimpfen zu eröffnen pflegten, worauf der andere in heftigem Anlaufe und die Flügel lüftend mit ihm zusammenstößt. Beide springen, Brust an Brust und die scharfbenagelten Läufe vorstreckend, in die Höhe und jeder sucht dem anderen mit Schnabelhieben, Flügelschlägen und Kratzen beizukommen. Sehr beschleunigte Balzlaute und zorniges Blasen nach Gänseart ertönt dazwischen, ja deutlich wird das Klappen der Schnäbel vernehmlich, die sie zusammenschlagen wie der gereizte Keiler seine furchtbaren „Gewehre“. Mancher Schmiß sitzt, wie stäubende Federn beweisen, und in manchem Gange wiederholt sich dies Bild. Dazwischen wälzen sich die in einen kolossalen Federklumpen verbissenen Kämpfer förmlich auf der Erde. Noch ist der Kampf unentschieden und keines Hahnes Kampfesmut gebrochen, da trete ich als Unparteiischer dazwischen und erkläre, daß der Ehre beiderseits Genüge gethan sei. Ich wollte gar nicht der „tertius gaudens“ noch mehr werden, als ich es bereits im Beobachten dieser aufregenden Szene geworden war. Denn, so leicht dies gewesen wäre, ich wünschte noch keinen derselben abzuschießen, weil eine Übervölkerung dieses Revierteiles nicht bestand, und wir erst im Anfange der Balz standen. Andererseits lag mir daran, Unheil zu verhüten und beide Balzhelden dem Stande noch leistungsfähig zu erhalten. Die Hähne strichen nach entgegengesetzter Richtung ab. Auf Wiedersehen später!

In der Regel ereignen sich die Kämpfe mehr im Anfange der Balzzeit, ehe noch alle Balzplätze in festen Händen befindlich sind und jeder Hahn eine genügende Anzahl von Hennen um sich versammelt hat. Später, wo diese Verhältnisse geklärt und konsolidiert sind, fällt der Grund dazu weg. Doch habe ich auch in vorgerückter Saison wiederholt solche Zwei- und Dreikämpfe beobachtet, wenn der Winter sich besonders lang in ein Frühjahr hineinstreckte, wobei dann Vor- und Hauptbalz in eins zusammenfielen, oder wenn durch irgend welche Störungen



Kämpfende Auerhähne.

Nach einem Gemälde von F. von Wright.

einzelne Hähne zu einer Standesverrückung veranlaßt waren, oder wenn solche in übergroßer Balzfreudigkeit bei wiederholtem Überstellen ihre ursprünglichen Grenzen durchbrachen, oder endlich, wenn der eine oder andere Hahn aus diesem oder jenem Grunde hennenlos wurde und deshalb einen Hausfriedensbruch riskierte.

Fast stets werden solche Kämpfe auf dem Erdboden begonnen und ausgefochten. Doch beobachtete Sterger einst, daß ein Hahn auf einen dem balzenden Platzhahn nächsten Ast strich und zu kämpfen begann. Aber alsbald rutschten beide ineinander verbissene Duellanten längs des Baumstammes herunter und kämpften im Parterre weiter.

Zu Boden kämpfende Hähne kann man ohne alle Vorsicht anlaufen, manchmal beide mit einem Schusse erlegen, oder — wie gleichfalls öfter geschehen — mit Händen ergreifen. Denn erstlich verursacht ihr Duell einen Lärm, der die Schritte des Jägers unhörbar macht, sodann wird die augenblickliche Gehörlosigkeit der Hähne sowohl durch volle Beanspruchung ihrer Aufmerksamkeit („Seelentaubheit" durch Passion und Aktion), als — wie im Schleifen — durch Erektion der Schwellfalte im Ohre und durch Gehörgangverengerung mittelst des bei weiter Schnabelöffnung vorwärts bewegten Unterkieferfortsatzes (momentane „organische" Taubheit) vervollständigt.

Für die Heftigkeit des Affektes kämpfender Hähne sprechen nachstehende Beobachtungen. Ein die Fürstlich Leiningen'sche Jagd begehender Beamter ward an einem sonnigen Märzabende Augenzeuge eines solchen Kampfes. Er drückte einen Schuß grober Schrote auf den ihm nächsten Hahn ab. Auf den Schuß fuhren der getroffene Hahn und sein unverletzter Gegner wütend aufeinander los und kämpften nun anhaltend heftig fort, bis der Beamte denselben so nahe kam, daß er mit der Flinte nach ersterem stieß und derselbe verendet zu Boden sank. Der Behaupter des Kampfplatzes sah seinen gefallenen Feind noch einige Augenblicke starr an, als wollte er sich von seinem Tode überzeugen, und schwang sich alsdann in die Höhe, seinem Stande zu (Sylvan 1820/21, S. 121). Ein geschossener Auerhahn rollte verendet an einem Hange gegen einen Baum zu, auf welchem ein zweiter Hahn stand. Wie ein Pfeil stürzte letzterer auf seinen toten Rivalen und wollte ihn, das Gefieder hochgesträubt, bekämpfen. Allein die unheimliche Ruhe desselben machte ihn stutzig, er strich ab, begann aber, nahebei eingestanden, wieder zu balzen (Rohr, Das Birkwild, S. 70). Einen anderen, in der Nähe balzenden Auerhahn lockte das Flügelschlagen eines eben herabgeschossenen Hahnes herbei. Während derselbe seinen verendenden Nebenbuhler aufs Rücksichtsloseste mit Schnabelhieben attackierte, ward auch er niedergeschossen, sodaß nun beide Hähne aufeinander lagen (Graf v. Maldeghem, A. Hugos Jagdztg. 1878, S. 407).

Manchmal fand ich in meinen Auerwildrevieren die Stätten solcher Zweikämpfe vor, welche sich durch ausgerissene Federn, Fährten, zertretene Pflanzen und selbst auf Schnee durch verwischten oder sogar vertropften Schweiß als solche zu erkennen gaben; noch öfter aber gingen mir Hähne durch die Hände, welche aus kahlgerupften Stellen und frischen Wunden, besonders am Kopfe und am Kragen, durch einzelne geknickte Schwungfedern, durch Verlust einer oder zweier Schaufelfedern u. dgl. verrieten, daß sie im feindlichen Feuer gestanden.

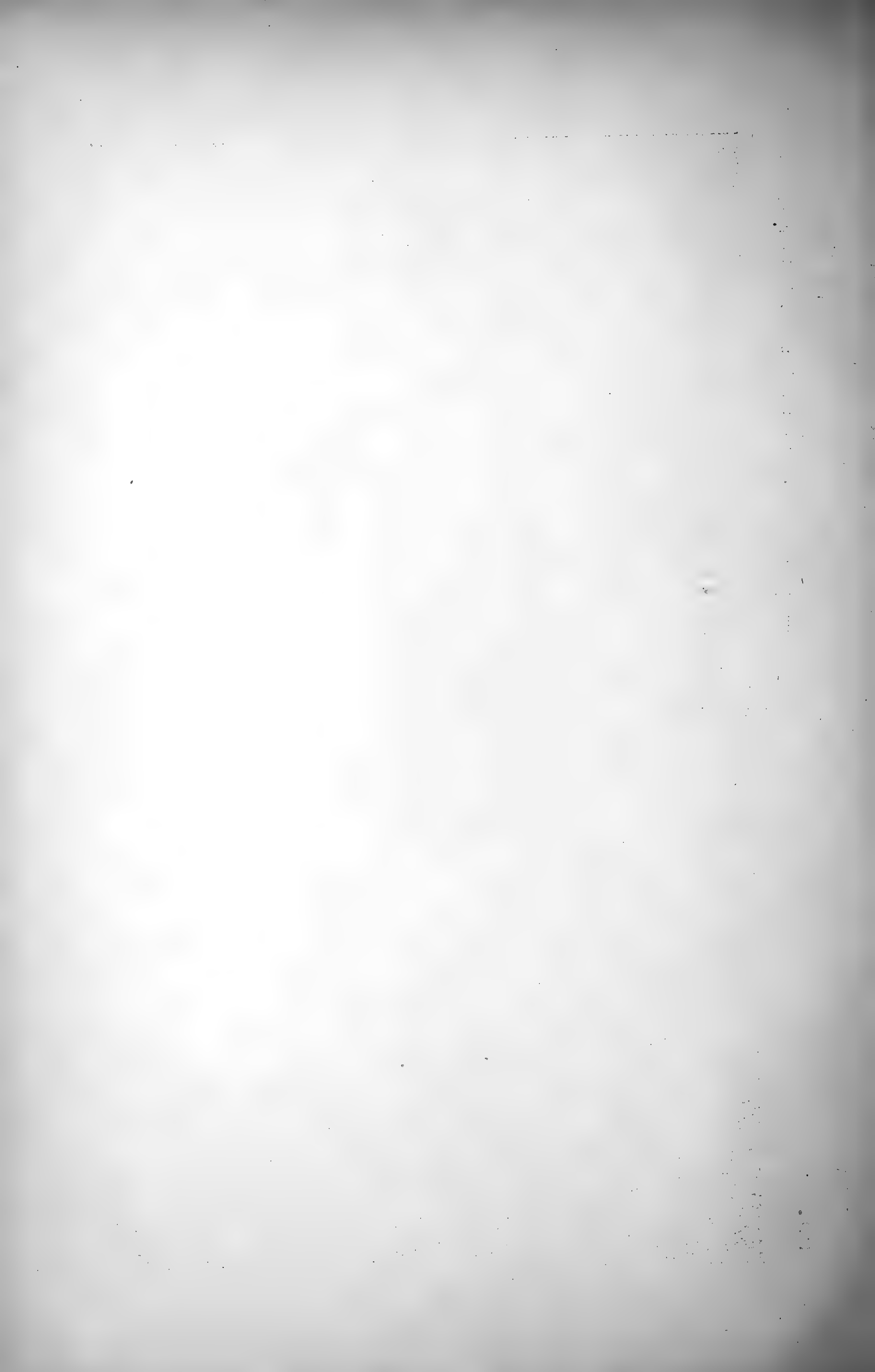
Der Streit ist natürlich um so häufiger und um so erbitterter, je geringer die Anzahl der Hennen ist. Diese sehen, wenn sie überhaupt so nahe stehen, dem Kampfe mit Interesse, vielleicht auch mit Befriedigung weiblicher Eitelkeit zu und ergeben sich willig dem Sieger. Manchmal währt es mehrere Tage, bis ein Hahn sich geschlagen erklärt und das Feld räumt. Bleibt der Kampf endgültig unentschieden, so laufen beide Gegner, anhaltend balzend, in entgegengesetzter Richtung auseinander. Zeigen sich dann in wiederholten Mensuren die Kräfte gleichwertig, so findet eine erzwungene, stillschweigende Verträglichkeit statt. Selbstverständlich triumphiert nicht immer der älteste, sondern der kräftigste Hahn. Man weiß durch Darwin und Wallace, daß solche Tierkämpfe zur Begattungszeit der Erhaltung des Geschlechtes im ganzen förderlich sind, indem der Stärkere, der Vollkommenere siegt und also in die Lage kommt, seine guten Eigenschaften auf den Nachwuchs zu vererben, untaugliche Mitbewerber aber von der Fortpflanzung auszuschließen. Unser heißblütiger Hahn übertreibt nur leider diese auslesende Polizeimaßregel der Natur allzu oft. Doch muß auch bei derartigen Waldtragödien die Thatsache uns trösten, daß die Natur, obzwar das Individuum rücksichtslos und oft grausam preisgebend, doch die Erhaltung der Spezies zu sichern weiß. Nicht anders geht es in der Tragik der Weltgeschichte, welche ja gleichfalls durch Naturgesetze in ihrer Entwickelung bedingt wird.

Gewiß hat der aufmerksame Leser in den Auerhahnkämpfen so manches gefunden, das — wie die ganze Lebensweise — lebhaft an den Hirsch erinnert.

Solche und ähnliche intime Szenen aus dem Tierleben lassen sich selbstverständlich nur in Feld und Wald erlauschen, und ich beklage es darum stets, daß einesteils der gelehrte Forscher die Tiere meist nur aus Bibliotheken und Museen kennt, und daß anderenteils der praktische Weidmann, Papier und Tinte verabscheuend, zu wenig liest und zu selten seine Beobachtungen bezüglich der Biologie der Tiere veröffentlicht. Möchte die Verbindung zwischen Zoologie und Weidwerk und ihre gegenseitige Durchdringung endlich eine innigere werden!



Auerwild.



Störungen im Brutleben der Vögel auf einem livländischen Gutshof.

Von Oskar von Loewis of Menar.

Erst am 16./28. Mai d. J. war es mir vergönnt meinen Landsitz Kudling zum Sommeraufenthalt zu beziehen, aber leider nicht mehr in meinen schönen Wäldern und Triften nach Belieben umherzuschweifen. Widrige Leiden fesselten mich meist ans Bett oder Haus; das Gehöft und den Garten zu besuchen war mir nur teilweise, an sogenannten guten Tagen, möglich. Da war denn der altgewohnte Trieb, jegliches Vogelleben genau zu beobachten, beschränkt; die Vögel des Gehöftes boten einen nur sehr geringen Ersatz!

1. Störche.

Sowohl von der Anfahrtstreppe als auch von der seitlich gelegenen Garten-Veranda aus konnte ich stündlich das besetzte Storchnest auf der Spitze einer hohen, alten Linde, welche ca. sechzig Schritte vom Wohnhause entfernt steht, mustern und kontrollieren.

Wiederholt erschienen in Tagesmitte drei ledige Störche, neidisch auf das Familienglück, Kampf und Streit provozierend; doch gelang es fürs erste dem tapferen Elternpaare die drei Dunensprößlinge genügend zu schützen und die feindlichen Neider vom Radnest abzuwehren; ich glaubte an kein Unglück. — Da nahete am 1./13. Juni die grausame Katastrophe. Während der Abwesenheit des Storchvaters (was ich nachträglich sicher konstatieren konnte) erschienen in heftigem, tollkühnem Angriffe die drei Unholde und stürzten die Störchin unter furchtbaren, sofort stark blutende Wunden erzeugenden Schnabelstichen vom Neste herab, so daß die halb Ohnmächtige kraftlos von Zweig zu Zweig bis auf einen der unteren Äste herabtaumelte und dort etwa einer Minute bedurfte um abfliegen zu können. Während dessen hatte einer der Feinde das Nest besetzt, eines der Jungen hoch emporgerissen und durchbohrte dasselbe vor unseren Augen mit mehreren tödlichen Stichen. Es war ein gräßlicher Anblick, der die Damen den Thränen nahe brachte. — Zu spät nahete der Hausherr — zu spät kam die unsererseits versuchte Hülfe. Meine gichtsteifen Beine brachten mich nur langsam an den Nistbaum heran; die Damen standen rufend und mit Tüchern schwenkend zum Abschrecken da — alles vergeblich. Bereits fiel ein zweites Junges von drei Stichen durchbohrt den entsetzten Damen vor die Füße, kein Lebenszeichen mehr gebend. Endlich brachte eine Stubenmagd meinen Revolver heran; während die Schüsse weder trafen noch schreckten, (meine durch neuralgische Schmerzen fast gelähmten Arme waren unfähig die Waffe sicher zu führen), während mein

Sohn schreiend herbeieilte und mit des Gärtners erbärmlichem Schießprügel einen Schrotschuß vergeblich abfeuerte, wurde das dritte und letzte Junge auch massakriert, abgeworfen und blieb seitlich im Gezweige der Linde hängen. — Die ganze Schauerszene hatte kaum fünf Minuten gedauert, und dennoch das glücklichste Familienleben vernichtet. Vier Tage hindurch mieden die beiden alten Störche das Nest, aber nicht ohne in der Nacht dasselbe aufgesucht zu haben. Darnach hockten sie trübsinnig und still auf demselben, um am 6./18. Juni, nachdem die Wunden der Störchin mutmaßlich geheilt waren — aber noch sichtbar blieben, ein anhaltendes lautes gegenseitiges Klappern anzustimmen. Es war die Liebe und die Hoffnung wieder Leben in das öde Nest zu bringen, welche sich klappernd äußerten, denn unmittelbar darnach fand eine regelrechte Paarung statt, welche vor meinen Augen am 8./20. Juni wiederholt wurde. Aber die Folgezeit erwies kein Resultat, — es kam zu keiner zweiten Brut; ich habe später auch keinen Paarungsakt weiter wahrnehmen können. — Noch mehrere Male schauten die drei Feinde nach dem Neste aus, ob da nicht neues Material zum Morden wäre. — Bis in die zweite Hälfte des Juli schliefen die alten Störche jede Nacht auf dem alten Strauch-Radnest, klapperten ab und zu auch des Tages auf demselben, um dann nach dem 20. Juli (1. August) nicht mehr zu erscheinen. Hoffentlich geht es den ständigen Sommergästen 1899 besser mit der Brut.

2. Schwalben und Spatze.

Auf der 1896 neu erbauten Anfahrtstreppe hatten 1897 sechs Paar Hausschwalben (H. urbica) jederseits je drei Erdnester auf einer vorstehenden Mauerlatte unter dem Dache gebaut und auch sechs Bruten glücklich erbracht. — Bei meinem heurigen späten Eintreffen war keine Schwalbe bei der Treppe zu spüren, dagegen hatte jederseits ein Hausspatzenpaar sein Heim in fremdem Hause aufgeschlagen, während vier Nester leer dastanden. In den ersten Tagen des Juni (alten Stils) wurden dem einen Neste fünf stark bebrütete Spatzeneier entnommen und die Anlage zerstört. — Einige Tage später wurde auf das andere Nest von meinem Schwiegersohn ein Angriff in Szene gesetzt, bei welcher ihm sämtliche halbflügge Junge durch die Finger zu entschlüpfen wußten; nur eines wurde von meinem Sohne mit dem Spazierstocke beim Platznehmen auf einem nahestehenden Ahornbaum erschlagen. — Schwalben gab es heuer in Livland auffallend wenige und daher in Kudling auch. Vermutlich waren sie während des Frühjahrzuges von den mordlustigen italienischen Anarchisten erwürgt und „aufgefressen" worden. Destomehr freute ich mich, als im Juli ein Pärchen Fensterschwalben sich einfand und Besitz von einem der gastlich leer stehenden Nester nahm. Trotz der sehr verspäteten Brutzeit und der kühlen Nächte des Monat Juli ging alles nach

Wunsch, und vier kräftige Jungschwälbchen steckten zu Anfang August die Köpfchen hervor und erwarteten stets die futtertragenden Eltern.

Als in der Nacht vom 21. bis 22. August/2. bis 3. September alle anderen Fensterschwalben aus dem Kudlingschen Hof verschwunden und dem Süden zugeeilt waren, da hockten unsere vier Spätlinge noch im bergenden Nest; tapfer unterdrückten die treuen Alten den sonst übermächtigen Wandertrieb und hielten brav aus bei den Kleinen. Als ich am 26. August/7. September Kudling verlassen mußte, bat ich meine dort verbleibende Schwester um ihrerseitige genaue Überwachung und Beobachtung meiner Lieblinge. — Nach ihrem brieflichen Mitteilen hatten die Jungen erst am 3./15. September das Nest zu verlassen gewagt; am 4./16. September war jedenfalls im Gehöft keine einzige Schwalbe mehr zu spüren gewesen; demnach erscheint es zweifellos, daß die ganze Familie wohlbehalten die weite Afrikareise angetreten hatte. Es ist der späteste Verbleib von Fensterschwalben, den ich erlebt habe.

3. Fliegenschnäpper und Sperlinge.

Zu Anfang Mai hatte, wie es 1897 auch geschah, ein Paar grauer Fliegenschnäpper an der Garten-Veranda sein Nest gebaut und die üblichen fünf Eier darin placiert. Als ich zu Beginn des Juni (alten Stils) Ausschau nach demselben von dem Innenhof her hielt, sah ich das wüste „Wappen" des Haussperlings aus der Gebälkecke hervorstrotzen; gleichzeitig bemerkte ich aber, daß die Fliegenschnäpper an der äußeren Sparrenecke der Veranda ein neues Nest ausgebaut hatten. In dieses zweite Nest wurden vier Eier gelegt und das Brutsitzen begann ohne scheinbare Störung seitens der benachbarten Spatzen. Nach einiger Zeit sah ich beide Schnäpper unruhig und klagend umherflattern. Den Gärtner hieß ich Umschau halten, und derselbe konstatierte die Zerstörung auch dieses Genistes seitens der schlimmen und frechen Nachbarn. Zur Strafe wurde das Sperlingsheim zerstört, und fünf halbnackte Junge mußten die Sünden der Eltern mit dem Tode büßen. — Mit Freuden sah ich dann die Schnäpper an der dritten Ecke der großen Veranda wiederum zu einem stark verspäteten Nestbau schreiten. Nach ca. einwöchigem Sitzen bat ich meinen lieben Jugendfreund und Sommergast W. B. aus Petersburg das dritte Nest auf die Eierzahl zu untersuchen — und siehe da! es gab nur ein einziges Ei beim dritten Brutversuch. Im naßkühlen Juli schien anfänglich das Junge sich gut zu entwickeln — aber eines Morgens nach viertägigem wüstem Regen lag es im Nest als eine „kalte Leiche" da. Ob angeborene Schwäche, die schlimme, insektenarme Witterung oder sonst etwas Unbeobachtetes die Schuld trug, blieb unerforscht. Die trauernden Eltern sah man in der Nähe noch oft Fliegen erhaschen und

klagend auf den Spitzen der Blumenstöcke hocken. Ich bin gespannt, ob die Schnäpper im nächsten Frühjahr wiederum die Unglücksstätte zum Brutplatz erwählen oder anderswo ihr Glück zu suchen bereit sein werden. —

4. Wacholderdrosseln und Krähen.

Unter den vielen Wacholderdrossel-Paaren, welche das Kudlingsche Gehöft alljährlich zu beleben pflegen, hatte sich eines zum Nistbaum eine nicht hohe (einst offenbar gekappt gewesene), aber alte Linde unweit des Herrenhauses, etwa dreißig Schritte von der Veranda entfernt, erwählt. — Da ich heuer vor zehn Uhr das Bett nicht zu verlassen pflegte, so erkundigte ich mich öfter bei der Bedienung, ob Falken oder Habichte, Krähen oder Elstern u. s. w. des Morgens frühe etwa unliebsame Besuche auf dem Hof gemacht hätten. Eines Vormittags teilte mir der Gärtner mit, zwei Nebelkrähen hätten mit den Drosseln morgens argen „Skandal“ getrieben. Daraufhin humpelte ich mit nicht geringer Mühe bis unter jene Linde, und richtig lag da das große Drosselnest am Boden, zerzaust, und mit frischen Blutfedern der gemordeten und geraubten Jungdrosseln häßlich geschmückt; vereinzelt brütende Paare haben es hierbei schlimmer. Trotzdem mein Sohn durch die Kinder der Knechte gegen eine Prämie von 5 Kop. per Stück (= ca. 11 Pf.) im Mai zahllose Jungkrähen und Elstern hatte in den Nestern fangen lassen, wonach sie getötet im Garten als künftiges Dungmittel vergraben wurden, erschienen die Altkrähen durchaus nicht weniger raub- und beutelustig als bei Lebzeiten der hungrigen Nachkommen; die Drosseln des Hofes führten bis in den Juli hinein tägliche Kämpfe, die bei Vereinigung von $^1/_2$ Dutzend Altdrosseln oft durchaus siegreich waren gegen die schwarzen Gesellen; solche Luftkämpfe sind amüsant zu beobachten.

5. Weiße Bachstelzen.

Ich hatte im Mai das fleißige Zu- und Abfliegen in und aus dem flachen Dache des alten, sehr baufälligen Wintergartens eines Pärchens weißer Bachstelzen beobachtet und das sichere Vorhandensein eines Genistes unter dem Dache derart ermittelt. Behufs Errichtung eines neuen Anbaues an das Herrenhaus mußte der alte Wintergarten abgerissen werden. Ich machte die Leute auf das Vorhandensein des Bachstelzen-Genistes aufmerksam und ordnete Rettung desselben an. Doch ist dasselbe beim gewaltsamen Zusammenbruch des teilweise morschen Baues offenbar verschüttet worden und wurde nicht aufgefunden. Die alten Stelzen flatterten noch tagelang suchend um die Stätte ihrer einstigen Fürsorge umher.

Im Holzstoße bei einem der Knechtshäuser war bei Benutzung des Holzes

zum Brotbacken ein stark bebrütetes Stelzengelege von fünf Eiern zu Grunde gegangen. Die Bachstelzen benutzen in Livland gerne gestapelte Brennholz-Klaftern zur Anlage des Genistes, wobei sehr oft bei frühzeitiger Benutzung des Brennmaterials der Untergang bedingt wird.

In der Scheune des Küchenhofes am Herrenhause hatten desgleichen Gartenrotschwänzchen ins Holz ihr Nest angelegt und Junge erbrütet; das Küchenpersonal war nahe daran die Zerstörung durch Entnahme der Kloben auszuführen, als ich die Gefahr noch rechtzeitig wahrnahm und an einer anderen Stelle das Beziehen des Holzes anordnen konnte, so daß die Jungen korrekt ausgeführt und dem Sommerleben erhalten werden konnten.

6. Schnarrwachteln.

Bald nach meinem Eintreffen in Kudling erlebte ich etwas meines Wissens noch nicht Dagewesenes. Eine lautstimmige Schnarrwachtel hatte inmitten des weiten Rasenplatzes vor der Anfahrtseite des Herrenhauses sich festgesetzt und schnarrte morgens und abends in herzerfreuender Energie und Kraft. An einem stets feuchten Abzugsgraben und zwei naßgründigen Vertiefungen fehlte es nicht, daher war das Nisten a priori nicht ausgeschlossen — aber dennoch leider unmöglich. Eine Woche nur trieb der Wachtelkönig sein mir speciell sehr liebes und sympathisches Wesen auf dem engeren Hofplatz (ca. drei bis vier Morgen groß) — da nahete die Störung. Der großen, überreichlichen Aprilregen halber war das Gras heuer sehr frühzeitig emporgeschossen, wurde daher schon in den letzten Tagen des Mai (alten Stils) auf dem Hofe zu Grünfutter geschnitten. Mein schnarrender Freund entwich in ein angrenzendes, früher Feld gewesenes Graslandstück, welches ich zu einer Art englischer Parkanlage hergerichtet hatte; dort schnarrte er wiederum ca. ein bis zwei Wochen, bis auch dort die klingende Sense ihn vertrieb. Nun flüchtete der Heimatlose in ein nahe gelegenes, sehr fruchtgründiges Wiesenthal; doch nach vierzehntägiger Ruhe begann auch dort der Schnitt für den Wintervorrat. Verschwunden war der Schnarrer aus dem Grasgebiet und ward noch einigemal nächtlicher Weile im Gerstenfelde des angrenzenden Vorwerks gehört. Ob er derart Nachkommen erzeugte, blieb unbekannt.

Schließlich will ich nach so vielen mißglückten Brutversuchen auch von einem gelungenen berichten. Die Hofesschmiede liegt inmitten ungewöhnlich schlanker und hoher Altbirken, Espen und Linden (etwa $2^1/_2$ Morgen Bestand). In einer der schadhaftesten, mehrfach mit Höhlungen und Löchern versehenen Espe hatte sich trotz täglichen Schmiedelärmes und Verkehrs (kaum dreißig Schritte entfernt), ein Paar Mandelkrähen häuslich niedergelassen. Nach fast jedem Gewittersturm brachen einige überständige Bäume nieder. Ich fürchtete für die Schmuck-

vögel und spähte nach jedem Sturme aus, ob der Baum intakt geblieben. Der Sommer verlief und die Mandelkrähen wurden flügge. — Es war eigentümlich, wie die klugen Vögel so nahe der menschlichen Wohnung sich stiller als im Walde verhielten, welcher stimmlichen Enthaltsamkeit sie sich dort zu befleißigen wußten.

Im Freien brütende Lachtauben.

Von G. Woite.

(Mit zwei Textillustrationen.)

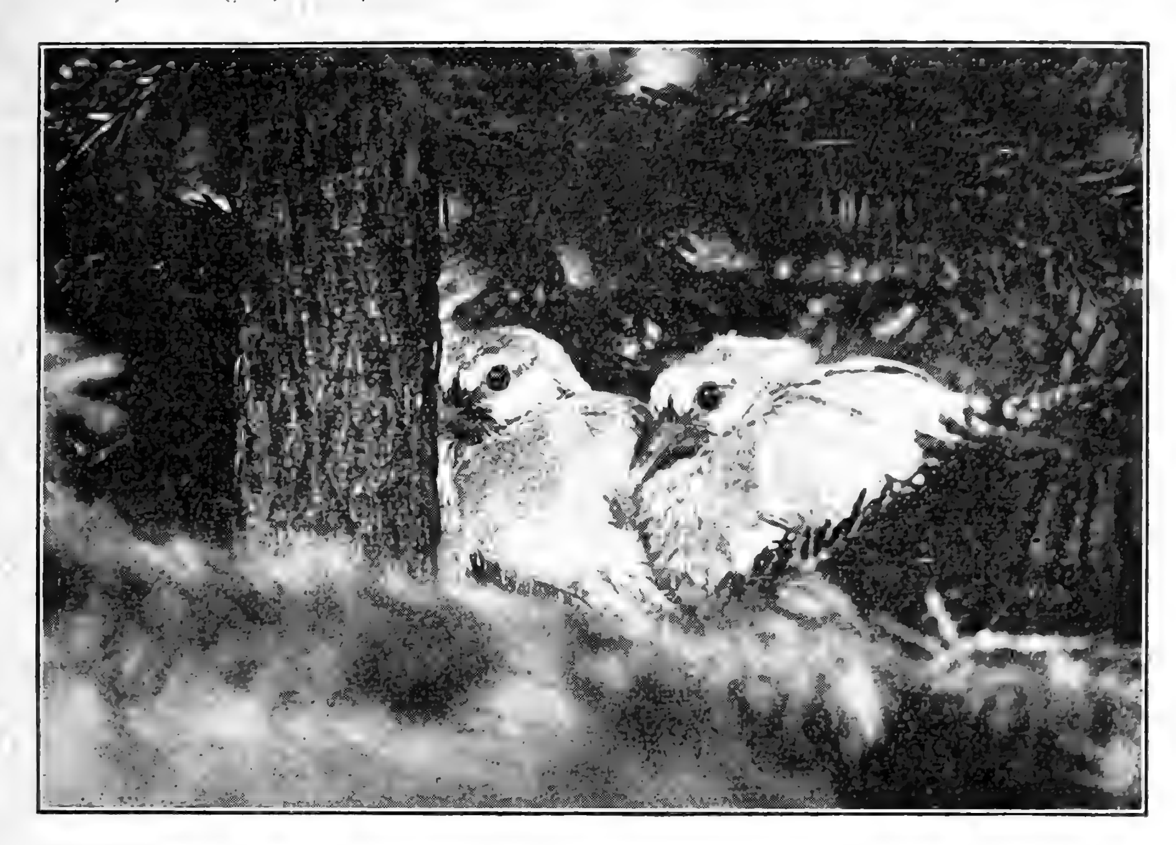
Im April 1897 ließ ich in meinem $^3/_4$ Morgen großen Hausgarten, welcher mit alten Obstbäumen, Ziersträuchern und einer Anzahl etwa zehnjähriger Fichten bepflanzt ist, fünf Lachtauben, zwei Paare und einen Tauber, frei, von denen im Sommer 1897 und 1898 auf Bäumen mehrfach Nester gebaut und Junge aufgebracht wurden. Anfangs wurden die sehr zahmen Tauben tagsüber mit jederseits gebundenen Schwungfedern unter drei zusammenstehende dichte Fichten gebracht, welche vorher mit 1 m hohem, ganz leichtem Drahtgeflechtzaun kreisförmig umgeben waren.

Nach und nach löste ich die Fesseln der Flügel, sodaß die Tauben, eine nach der andern, frei fliegen konnten, ließ aber noch längere Zeit die Drahtumfriedung, in welcher Futter und Trinkwasser aufgestellt war, stehen. In diese Einfriedung schwangen sich die nun Tag und Nacht im Garten verbleibenden Tauben immer wieder ein, weil sie sich dort am sichersten fühlten.

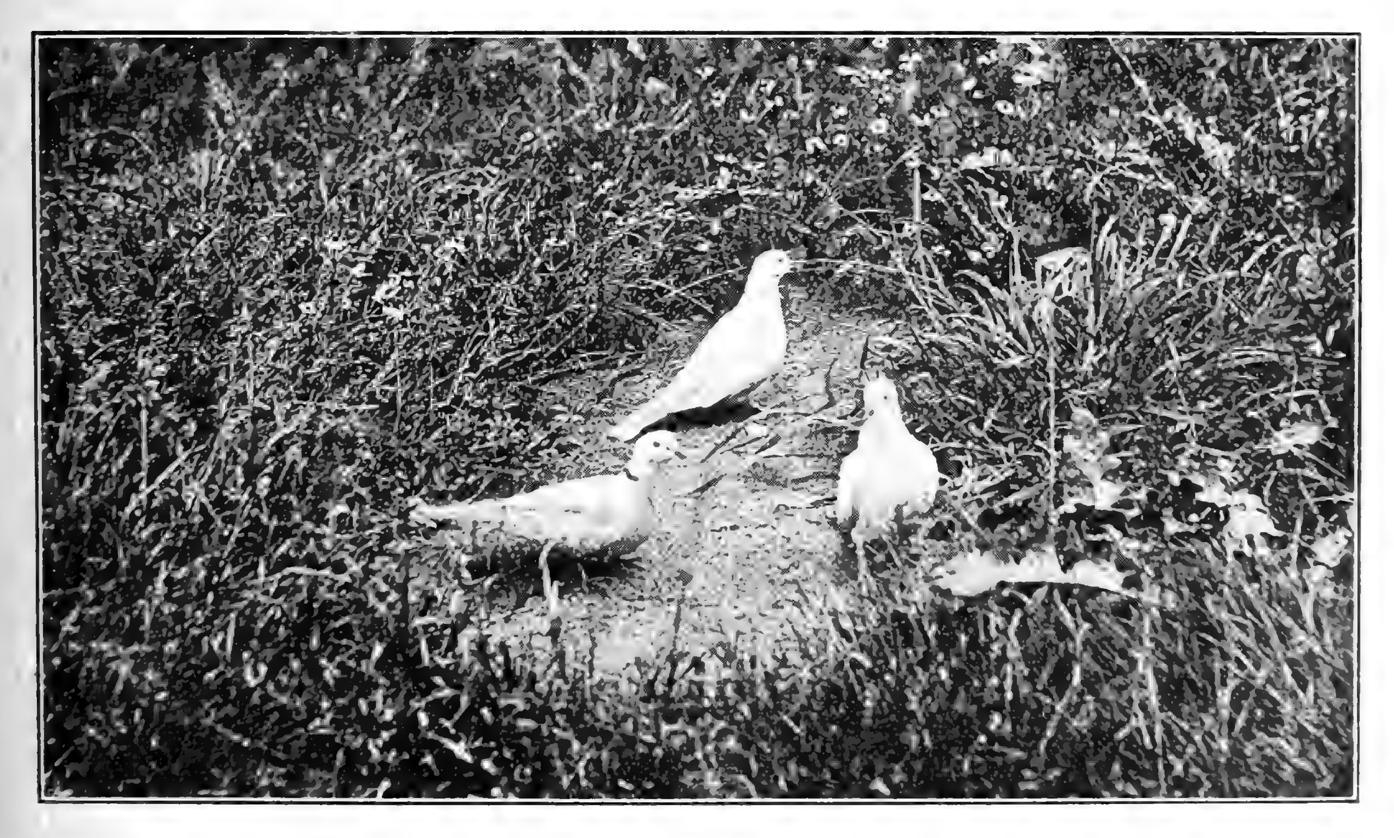
Die Flugfähigkeit entwickelte sich bald in sehr hohem Grade und war ganz erstaunlich, wobei die langen Schwanzfedern große Dienste leisteten. Schon im Mai 1897 baute das eine Paar ein Nest in $1^1/_2$ m Höhe auf eine Fichte, etwa dreißig Schritt von dem beschriebenen Futterplatz entfernt und brütete sehr gut, doch fielen, wohl wegen der kalten Nächte, keine Jungen aus. Ein zweiter Nestbau wurde etwa 5 m hoch auf den äußersten Zweigen eines Apfelbaumes begonnen. Um einige Bruten sicher aufzubringen, stellte ich nunmehr den Käfig, in dem die Vögel den Winter im Hause verbracht hatten, ca. 2 m hoch im Garten, mit Nistkörbchen versehen, auf. Die darin gezogenen Jungen waren ungleich scheuer als die Eltern und zeigten bewunderungswürdige Geschicklichkeit im Fliegen. Ende Oktober wurden die Vögel, von denen einige abhanden gekommen waren, eingefangen und im ungeheizten Raum überwintert.

Als ich im Frühjahr 1898 die Tauben, und zwar sieben Stück, ohne weiteres wieder frei ließ, zeigten sie sogleich große Munterkeit und Sicherheit, brachten auch in kurzer Zeit ihr Gefieder in gute Verfassung. Am Futterplatz wurde

wiederum kein Nest erbaut, dagegen brüteten die Tauben in zwei gut gebauten Nestern in halber Höhe auf ca. 3 m hohen Fichten, und flogen die Jungen jedes-



mal aus. — Das täglich gereichte Futter besteht meist aus Hirse und etwas Hanf. Auch werden Maiskörner gestreut, welche die Tiere, wenn sie nichts anderes finden, fressen. Ich lasse den Mais auf dem Futterplatz nicht ausgehen;



die Sperlinge lassen ihn unberührt, und die Tauben schützt er vor Hunger. Sind Junge zu ätzen, so bevorzugen die Eltern kleine Semmelkrumen, die im

Kropf am schnellsten weich werden. Unsere Lieblinge suchen sich aber auch viele Nahrung selbst, am liebsten auf frisch umgegrabenen Beeten und Ackerland in und außerhalb des Gartens. Bemerkenswert dürfte es sein, daß meine Tauben zur Anlage der Nester sich die dichtesten Zweige aufsuchten, daß sie große Vorliebe für Bäume, aber keine für die vielen Simse und das Dach des Hauses haben, daß der Regen ihnen sehr lästig ist, daß sie aber doch nicht unter überstehenden Dächern Schutz suchen. Bei anhaltender Nässe und Kälte benutzen sie dagegen jedes offen stehende Fenster, um zeitweise in das Innere des Hauses zu gelangen. Naturgemäß sind diese schönen Vögel an heißen Tagen am muntersten und lassen dann ihre sehr weit hörbaren Stimmen den ganzen Tag, lange vor Sonnenaufgang beginnend, hören. Dieses viele Girren und Lachen klingt im Freien entschieden höchst angenehm, während es im Zimmer bekanntlich geradezu unerträglich wird. Am schönsten finden wir es immer, wenn die hohen Kirschbäume in voller Blüte stehen und auf den Ästen derselben die alten Tauber ihr Wesen treiben. —

Trebnitz in Schlesien 1. August 1898.

Verhältnis der Geschlechter in der Vogelwelt.

Von Ober-Regierungsrat A. von Padberg.

In dem 1897 bei Dunker in Berlin erschienenen Buche „Weib und Mann. Versuche über Entstehung, Wesen und Wert" habe ich die Ansicht ausgesprochen, daß der im Zeugungsakte Stärkere das entgegengesetzte Geschlecht herbeiführe.

In der Vogelwelt überwiegen bekanntlich die Männchen an Zahl. Beim Haussperling fallen vier bis fünf Männchen auf drei Weibchen in einem Gelege, beim Edelfinken findet man unter fünf Jungen drei, auch vier Männchen. Ähnlich bei Goldammern, Rotkehlchen, Kernbeißern, Blaumeisen, Dompfaffen, bei Sperbern, Habichten und den meisten Eulen, sowie Wildenten. — Je mehr Weibchen auf ein Männchen kommen, desto mehr Männchen entstehen. Das kann man bei unserem Hofgeflügel leicht beobachten. Für acht bis zehn Hühner ist ein junger munterer Hahn erforderlich. Je größer man aus Unwissenheit die Zahl der Hühner nimmt, desto mehr Hähne entstehen.

Bekanntlich baut und brütet eine Anzahl von Vögeln zwei- und mehrmal im Jahre. In Deutschland haben regelmäßig das Schwarzplättchen, der graue Fliegenfänger, die Dorn- und Gartengrasmücke, der Spottvogel oder Gartensänger, der Bluthänfling, die Goldammer zwei Bruten. Die Eierzahl in den späteren Nestern ist um zwei oder drei geringer, als die der ersten Brut. Die Schwarzdrossel pflegt jährlich vier Bruten zu machen und legt in der Regel je fünf Eier.

Die vielen Männchen, von denen die Rede war, kommen hauptsächlich in

der ersten Brut zum Leben. Man findet bei ersten Bruten manchmal nur Männchen, während bei zweiten Bruten die Männchen dann und wann in gleicher, aber nicht in der Mehrzahl geboren werden. (Vergl. diese Zeitschrift 1896 S. 90.)

In der im Eingange genannten Schrift, S. 23 füge ich daran folgende Worte. „Woher diese Mehrzahl der Weibchen bei zweiten und folgenden Bruten? Die Vögel leben nicht bloß für eine Brut oder einen Sommer gepaart, sondern in der Regel für das ganze Leben. Das Weibchen hat also zum zweiten oder dritten Male die Mehrarbeit, die ihm beim Nestbau, sowie durch das Legen und Brüten obliegt, zu leisten und ist daher matter als das Männchen. Dieses ist daher mehr der überwiegende Teil als bei einer ersten Brut und daher die größere Zahl der Weibchen."

Unsere Zeitschrift wird gelesen von manchen bedeutenden Forschern. Ich bitte sie um geneigte Prüfung der nicht unbedeutenden Sache.

Zur ungarischen Avifauna.

Von Dr. C. Parrot.

Gelegentlich eines flüchtigen Besuches, den ich im vorigen Jahre, am 25. September, dem Velenczer See[1]) abstattete, machte ich die Bemerkung, daß um diese Zeit schon verschiedene Vogel-Spezies dieses Eldorado für Sumpf- und Wasserwild verlassen hatten. Besonders die Gattung „Ardea" vermißte ich sehr; lediglich ein Exemplar des grauen Reihers (Ardea cinerea L.) kam mir zu Gesicht, während mein Begleiter, der sich in einem zweiten Boot befand, nur einmal eine kleinere Reiher-Art aufstieß, die er nicht identifizieren konnte. Bei dem Befahren des Sees, das ich durch $6^1/_2$ Stunden ohne Unterbrechung fortsetzte, berührte ich dank dem unermüdlichen Eifer meines jedem Winke — eine sprachliche Verständigung war ja ausgeschlossen! — gehorchenden ungarischen Bootsführers die verschiedensten Punkte des Sees. Die riesigen Schilfwälder, die wir mehrfach durchdrangen, wiesen wenig Leben auf; belebter zeigten sich die freien Wasserflächen, besonders in dem anscheinend geschützteren See-Winkel gegen das Dorf Velencze zu. Ungeheuer häufig war das schwarze Wasserhuhn (Fulica atra) vorhanden, das auf weite Strecken hin sogar das einzige Wasserwild darstellte und dem sonst so vogelreichen Gewässer ein etwas monotones Ansehen verlieh; ich wurde lebhaft an manche unserer oberbayerischen Seen — ich denke besonders an den sumpfigen Teil des Kochelsees — erinnert, die in ihrer Schilf- und Wasserrosen-Vegetation sowohl, wie in ihrem Vogelleben in dieser Jahreszeit ein ähnliches Bild darzubieten pflegen. Es machte mir den Eindruck, als ob die

[1]) Südlich von Budapest gelegen.

Wasserhühner stark beunruhigt würden, denn sie zeigten sich relativ scheu und flogen viel herum, teilweise über dem Wasser plätschernd, teilweise ziemlich hoch über dem See; öfter sah ich größere Gesellschaften beieinander, welche bei unserer Annäherung mit einem Male aufstanden und das Weite suchten, ein Gebahren, wie man es sonst bei diesen Vögeln weniger gewohnt ist. Die drei von mir im Fluge erlegten Exemplare waren redlich verdient! Rohrhühner kamen mir nirgends zu Gesicht. Dagegen waren die Steißfüße gut vertreten. Am zahlreichsten sah ich den Haubentaucher (Colymbus cristatus), der sehr lebhaft, d. h. viel fliegend sich zeigte; öfters kam er nicht gar zu weit an meinem Boot vorübergeflogen (ziemlich niedrig über dem Wasser hin und recht fördernden Fluges), von dem Teile des Sees her, dem wir zusteuerten. Einmal erkannte ich sicher den kleineren Rothalssteißfuß (Colymbus griseigena), mehrmals den schwarzhalsigen (Colymbus nigricollis [Brehm.]), von dem ich auch ein Stück erlegte, und der häufig zu sein scheint. Der Zwergsteißfuß (Colymbus fluviatilis) zeigte sich wenig; ich fand ein Exemplar in einer aufgezogenen Fischreuße vor, in der es sich erhängt hatte; noch ganz frisch erhalten, war es zum Ausstopfen vorzüglich geeignet.

Verschiedene Enten, wie es mir schien, besonders die Stockente (Anas boschas), dann Krick- und wohl auch Knäckenten (A. crecca und querquedula) wechselten öfter, besonders gegen Abend, in kleinen Trupps hin und her. Eine Tafelente (Fuligula ferina) im Jugendkleid erlegte ich für meine Sammlung, bekam aber sonst keinen Vogel dieser Art zu Gesicht. Wahrscheinlich bemerkte ich auch die Spießente und die Moorente, konnte sie aber nicht mit Sicherheit ansprechen. Wie Herr Chernel von Chernelháza mitteilt (i. lit.), ist die Stockente die seltenste Art am See und sind Ende September die typischen, häufigsten Enten: nyroca, ferina und strepera. Ich gebe zu, daß unter den von mir gesehenen vermeintlichen Stockenten auch verschiedene A. strepera sich befunden haben mögen; doch konnte ich sicher Anas boschas aus größerer Nähe mehrfach erkennen.

Auch der Kormoran (Phalacrocorax carbo) wurde einmal von mir beobachtet. Die Seeschwalben waren wohl schon in der Hauptsache weggezogen; ich sah nur eine Sterna hirundo. Eine Gesellschaft vorherrschend weiß erscheinender größerer Möwen, die am Ufer unweit von Velencze stand, mußte ich als Silbermöwen ansprechen; die Vermutung, daß ich hier ebenso wie in der Herzegowina (vgl. meine bezügliche Notiz in Nr. 11 dieser Monatsschrift p. 363) die im Litorale häufige Form Larus argentatus Michahellesi vor mir hatte, ist naheliegend. Ich kenne die Lachmöwe, die an unsern Binnenseen so gemein ist, zu genau, als daß mir eine Verwechselung mit dieser Art passieren könnte, andererseits habe ich an der Nordsee-Küste (auch an Binnengewässern, z. B. auf Borkum) genugsam Gelegenheit gehabt, die in Frage kommenden Seemöwen in ihren Größen-

verhältnissen zu einander und zur Umgebung (die Bedeutung der wechselnden Staffage — ob Teichufer oder Meeresstrand — für die Erschwerung der Orientierung weiß ich sehr wohl zu würdigen), vor Allen die häufige Silbermöwe genau zu studieren. — Wie Herr Stefan Chernel von Chernelháza mir mitteilt, wurde die erwähnte Form am Velenczer See bis jetzt noch niemals beobachtet. Ihr Vorkommen ist auch für den Plattensee noch nicht sicher gestellt. In einer Arbeit von Gaston Gaal de Gyula[1]) heißt es (September-Exkursion an das südliche Ufer des Plattensees): „Nur große Larus-Arten (canus oder argentatus?, vielleicht beide!) sind häufiger vorgekommen als sonst. Sie allein belebten die sonst verlassenen Sandbänke, saßen täglich zu 30 bis 40 Stück in der Gesellschaft einiger hundert Larus ridibundus . . . . ." Wahrscheinlich sind unter diesen großen Möwen ebenfalls Silbermöwen zu verstehen. Der Balaton ist bekanntlich nur einige Stunden vom Velenczer See entfernt, der allerdings, wie Herr von Chernel richtig hervorhebt, viel kleiner ist und mehr in die Kategorie der Teiche gehört, und darum den großen Seemöwen weniger zusagen dürfte. Trotzdem wird der letztgenannte See nach Mitteilung dieses Forschers auch von jungen Larus fuscus und L. canus nicht zu selten aufgesucht.[2]) v. Chernel vermutet, daß es die Sturmmöwe war, die ich antraf, möglicherweise auch junge L. fuscus; die letztere Möglichkeit habe ich wegen der hellen Rücken-Färbung der von mir gesehenen Vögel gar nicht in Betracht gezogen, sie klingt für mich aber immer noch wahrscheinlicher wie die, daß es L. canus gewesen sein soll. Ich bemerke, daß ich auch vom See aus die fraglichen Möwen im Fluge beobachtete und dabei gleichfalls als Silbermöwen ansprechen mußte. Die Größendifferenzen zwischen L. canus und ridibundus sind nun nach meinen Erfahrungen im Fluge relativ wenig in die Augen fallend, viel mehr ist das zwischen L. argentatus und canus der Fall. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie mich z. B. die „Kleinheit" der die Wesermündung bei Bremerhaven zahlreich belebenden Sturmmöwen förmlich überraschte, nachdem ich die drei vorhergehenden Wochen auf Borkum und Norderney meist nur L. argentatus zu sehen gewohnt war. An der Ostsee dagegen hatte ich häufig Gelegenheit, Larus fuscus und canus nebeneinander zu beobachten. Die erstere fiel immer durch dunklen Mantel auf.

Am Ufer des Velenczer Sees — um dahin zurückzukehren — trieb sich auch ein größerer Flug Strandläufer herum; der Größe nach waren es Tringa alpina resp. subarcuata.

[1]) Ornithologisches Jahrbuch 1897 p. 12.

[2]) Gelegentlich eines Ausflugs, den W. Eagle Clarke am 17. Mai 1883 an den Velenczer See unternahm, wurden u. A. beobachtet (Ibis 1884, p. 127): „Browhead ed Gull and a large species of Gull", deren Identität nicht festgestellt werden konnte. Sollten das auch junge Larus fuscus gewesen sein? Der Verf.

An Raubvögeln bemerkte ich nur einen über den See streichenden Sperber (Accipiter nisus) und in der Nähe von Dorf Velencze einen langsam dahinziehenden, ganz dunklen Adler von mittlerer Größe, ziemlich sicher Aquila maculata (Gm.), der von einer großen Schar Rauchschwalben verfolgt und umflogen wurde. Kleinvögel waren auf dem See überaus spärlich anzutreffen; die Jahreszeit war schon zu weit vorgeschritten. Ich sah lediglich mehrere Rohrammern (Emberiza schoeniclus) und erlegte einen Tamariskenrohrsänger (Lusciniola melanopogon [Temm.]) am Rande eines Schilfwaldes; leider war das Vögelchen, das erst nach langem Suchen von meinem Bootführer aus dem Morast herausgefischt werden konnte, so lädiert, daß ich nur traurige Reste zur Ermöglichung der Bestimmung konservieren konnte.

An der Straße von Nyek nach Velencze traf ich den Feldsperling (Passer montanus), auch die weiße Bachstelze (Motacilla alba L.) und den braunkehligen Wiesenschmätzer (Pratincola rubetra), in einem Graben beobachtete ich ein Blaukehlchen (Cyanecula sp.), Weibchen mit schwärzlicher Kehlzeichnung, ganz aus der Nähe. Die Dorfschwalbe (Hirundo rustica L.) war in größeren Scharen zu bemerken.

Am 26. September sah ich auf der Fahrt von Budapest nach Dombovár zwei vom Felde auffliegende Sumpfohreulen[1]) (Asio accipitrinus Pall.) und in weiter Entfernung fünf Stück Großtrappen (Otis tarda).

Ich nehme hier Gelegenheit, zwei in meinem Reisebericht aus dem Occupationsgebiet gebrachte, die ungarische Avifauna betreffende Bemerkungen, die sich allerdings auf die Autorität anderer stützen, richtig zu stellen. Ich erwähnte bei der Brachschwalbe (Glareola pratincola)[2]), daß dieser Vogel schon am Neusiedler See brüte, berichtet doch A. Brehm[3]), es nähmen viele ihrer Art an diesem See Sommerherberge. Das ist nach Stefan Chernel von Chernelháza nicht richtig; wohl aber brüten sie im Alföld und auch im Weißenburger Komitat (Dinnyes). Ferner macht Herr von Chernel darauf aufmerksam, daß der plattschnäbelige Wassertreter (Phalaropus fulicarius [L.]) noch nie in Ungarn erlegt wurde. O. Reiser schreibt aber in einem seiner Berichte aus Bosnien und der Herzegowina[4]): „Diese hochnordische Art wurde meines Wissens nur dreimal in Böhmen, je einmal in Galizien, Ungarn und Dalmatien erbeutet.“ Ich hatte keine Veranlassung, diesen Passus, den ich an erwähntem Orte wörtlich wiedergab (lediglich als gelegentlichen Hinweis) auf seine Richtigkeit zu prüfen. —

[1]) Der Vogel ist Brutvogel in Ungarn und zwar gerade im Komitat Pest ꝛc. (Vgl. „Aquila“ 1896 p. 224). D. Verf.

[2]) Ornithol. Monatsschrift 1898 p. 359.

[3]) Brehm's Tierleben Bd. VI. p. 268. II. Aufl.

[4]) Ornithologisches Jahrbuch 1895 p. 256.

Herr Stefan Chernel von Chernelháza bemerkt hierzu: „Danford (Ibis 1875, V. p. 140) erwähnt Ph. fulicarius aus Siebenbürgen, es hat sich aber herausgestellt, daß er Phalaropus lobatus = hyperboreus meint. Von dieser letzteren Art habe ich in Velencze 23 Stück erlegt, schieße aber seit Jahren nicht mehr diesen anmutigen Vogel, da er jährlich recht gewöhnlich in der Zeit vom 15. August bis Oktober vorkommt."

Herr von Chernel studiert die Vogelwelt des Velenczer Sees seit zwölf Jahren und bringt alljährlich Monate dort zu; er ist jedenfalls als der berufenste Kenner desselben zu betrachten. Trotzdem glaubte ich meine Wahrnehmungen hier mitteilen zu sollen, wenn ihnen im einzelnen auch nicht der Wert einer absolut sicheren Konstatierung, wie sie meistens nur durch Erlegung des betreffenden Vogels gegeben ist, zuerkannt werden kann.

München, 18. November 1898.

Kleinere Mitteilungen.

Internationaler Vogelschutz. Das ausführende Komitee des internationalen ornithophilen Kongresses, welcher im August zu Graz stattfand, und an dem Dr. Carl Ohlsen Referent des Hauptgegenstandes war, nämlich: Stand der Frage eines internationalen Vogelschutzes, hat an Kaiser Wilhelm II. einen ausführlichen Bericht eingereicht und in demselben gebeten, Kaiser Wilhelm II. wolle Allerhöchst sein Interesse der Vogelschutzfrage widmen. Das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten in Berlin hat nun obigem Komitee mitgeteilt, daß es im Auftrag des Kaiser Wilhelm II. eingehend die Relationen und die Angelegenheit überhaupt geprüft habe und mitteilen könne, daß die Frage des internationalen Vogelschutzes in absehbarer Zeit eine befriedigende Lösung bestimmt erfahren werde. H.

Im August bekam ich aus der Gegend von Königsberg i. Pr. eine vollständig **lehmgelb gefärbte Nebelkrähe**, nur die Schulterfedern und ein dreieckiger Fleck auf Unterbrust und Bauch war sehr dunkelrotbraun, Schnabel und Füße nicht sehr dunkelrotbraun, Auge etwas heller als gewöhnlich. Die Krähe war ein diesjähriger junger Vogel und die dunkeln Federn bereits der Anfang zum zweiten Kleid. Die Krähe ist ausgestopft und an Herrn F. Herbig, Maraunenhof bei Königsberg zurückgeschickt worden.

A. B. Möschler,
Präparator an der biologischen Reichsanstalt
für Forst- und Landwirtschaft.

Winterschlafstätte der Haubenlerche (Al. cristata). Als ich einst in der Dämmerung eines Winterabends auf schneebedeckter Landstraße dahinschritt, traf ich eine Haubenlerche an, die an einem am Wege aufgeschichteten Steinhaufen umherlief. Als ich näher kam, erhob sie sich und flog auf das benachbarte Feld. Ihre Absicht erratend, in dem Steinhaufen ihr Nachtquartier zu beziehen, stellte ich mich in einiger Entfernung hinter einen Baum, und schon nach kurzer Zeit sah ich, wie sie herbeikam und in dem Steinhaufen verschwand. Ein solcher Haufen mochte ihr wohl eine geschützte Schlafstätte bieten, ob aber eine sichere, ist eine andere Frage. Gerade diese Steinhaufen werden gewöhnlich vom Hermelin und Wiesel abgesucht und man sieht oft deutlich, wie die Fährten dieser Tiere von einem Haufen zum andern führen. H. Schacht.

Heilbronn, 12. Oktober. (Schutz der Vogelwelt.) Der hiesige Geflügelzucht- und Vogelschutzverein „Ornis" hat sich, in Verbindung mit dem „Deutschen Verein zum Schutze der Vogelwelt", außer der Hebung der Zucht und Pflege des Park- und Hausgeflügels, sowie der Zimmervögel, — ganz besonders zur Aufgabe gemacht: den Schutz unserer heimischen Sing- und insektenfressenden Vögel mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln anzustreben, damit unsere lieblichen Sänger in Wald und Flur, die insektenfressenden Vögel nicht noch mehr abnehmen. Ferner soll ein wirksames deutsches Reichsgesetz, sowie ein internationales Vogelschutzgesetz geschaffen werden, wodurch die nützlichen Vögel sowohl bei uns, als auch auf ihren Wanderzügen gegen menschliche und tierische Räuber mehr geschützt würden. Um dies zu erreichen, ist der Verein „Ornis" dem großen „Deutschen Verein zum Schutze der Vogelwelt" beigetreten und bildet für Württemberg eine besondere Abteilung. Er bedarf aber zur energischen Durchführung seiner Bestrebungen der finanziellen Unterstützung, die am wirksamsten durch Beitritt als Mitglied zum Verein „Ornis" bethätigt wird, denn der Verein erhält dadurch nicht nur die nötigen Mittel, sondern er gewinnt auch durch die vermehrte Mitgliederzahl immer mehr an Ansehen und Einfluß. Der Verein „Ornis" hat seine Thätigkeit mit Aufhängen von vorerst zwei sehr schönen Wandtafeln im Lokale des Restaurateurs Stiegele (Zenners Bierhalle), auf welchen die hauptsächlichsten in Deutschland heimischen nützlichen Vogelarten in Lebensgröße und in ihrem bunten Federschmuck abgebildet sind, begonnen. Zwei weitere Wandtafeln der schädlichen Vögel folgen in Bälde nach. Derartige Wandtafeln sollen auch in weiteren Lokalen hier und auswärts aufgehängt und in den Lehranstalten zur Belehrung der Schüler eingeführt werden; alle Mittel des Vereins müssen ausschließlich zum Zwecke des Vogelschutzes verwendet werden. In der Restauration Stiegele sind auch die Monatsschriften, die „Südd. Tierbörse", die übrigens jedem Mitglied gratis ins Haus gebracht wird und die allerdings vorerst noch kleine,

aber sehr gediegene Bibliothek zur Einsicht aufgelegt, woraus die Mitglieder alles über die Behandlung und Pflege der Zimmer- und freilebenden Vögel ersehen können. Der Eintritt, zu welchem auch Einladungslisten in Zirkulation gesetzt werden, ist dadurch sehr erleichtert, daß im laufenden Jahre keine Aufnahmegebühr, sondern nur Mk. 2.— Beitrag pro 1898 erhoben werden. Gesuche um Aufnahme in den Verein „Ornis“ können an den Ausschuß gerichtet, oder bei den Herren Restaurateuren Stiegele (Zenners Bierhalle), Friedrich Weingand, Wollhausstraße 31, Wilh. Vogel z. Karlsthor, Karl Kenngott, Sontheimerstraße, Friedr. Rieckert z. Schießhaus und Dietrich, Gottfr. Pfaus Nachf., Wollhausstraße, eingereicht werden. Wir wünschen dem Verein „Ornis“, daß sich seine Einladungslisten mit zahlreichen Unterschriften bedecken, und ihm auch sonst, und namentlich von auswärts, Freunde der Vogelwelt zugeführt werden, damit derselbe seine so überaus gemeinnützigen Bestrebungen voll und ganz durchzuführen im stande ist. G. H.

Zur Schwalbenfrage (S. 293, 1898 d. Bl.) möchte ich die Mitteilung machen, daß ich seit mehreren Jahren Nester von Chelidonaria urbica derartig mit Wanzen besetzt gefunden habe, daß dieselben sogar haufenweise an der Außenseite der Nester saßen. Ich gebe diesem blutsaugenden Ungeziefer die Schuld, daß sowohl alte, wie junge Schwalben vielfach tot in und unter den Nestern gefunden werden, besonders, wenn noch mangelhafte Ernährung in kalten und regnerischen Zeiten hinzukommt. Dieses Vorkommen der Wanzen in Schwalbennestern am Hause hat noch den großen Übelstand im Gefolge, daß jene auch durch die darunter stehenden Fenster in die Schlafzimmer eindringen, und gerade hierdurch bin ich auf ihre Entdeckung geführt worden. Es war mir zweifelhaft, ob es sich um die eigentliche Bettwanze handelte, da die Tiere sämtlich kleiner und heller von Farbe sich zeigten, als die echte Bettwanze sonst ist; auch die Leichtigkeit, mit welcher die Eindringlinge aus den Schlafzimmern und Betten wieder zu vertilgen waren (ein einmaliges Einstäuben mit Insektenpulver genügte), ließ Zweifel aufkommen, ob nicht eine andere Art vorlag. Es scheint aber doch die gewöhnliche Bettwanze zu sein, außer welcher sich noch Flöhe und Milben in den Nestern fanden. Zur Vertreibung der Schwalben durch Herunterstoßen der jährlich unter dem überstehenden Dach des Hauses angebrachten neun bis zehn Schwalbennester habe ich mich nicht entschließen können; nur mit einem Nest, welches im vergangenen Frühjahr gerade über meinem Schlafstubenfenster angelegt wurde, habe ich eine Ausnahme gemacht; von dem Schwalbenpaar, welches dieses Vorgehen mit Entrüstung aufnahm, wurde aber sofort ein Neubau an derselben Stelle begonnen und nach einigen Tagen vollendet. Ich habe das Nest sitzen, aber einige Wanzen als Bettgenossen mir gefallen lassen müssen. Nach dem Ausflug der übrigen fanden sich zwei tote Junge und eine Menge Ungeziefer im

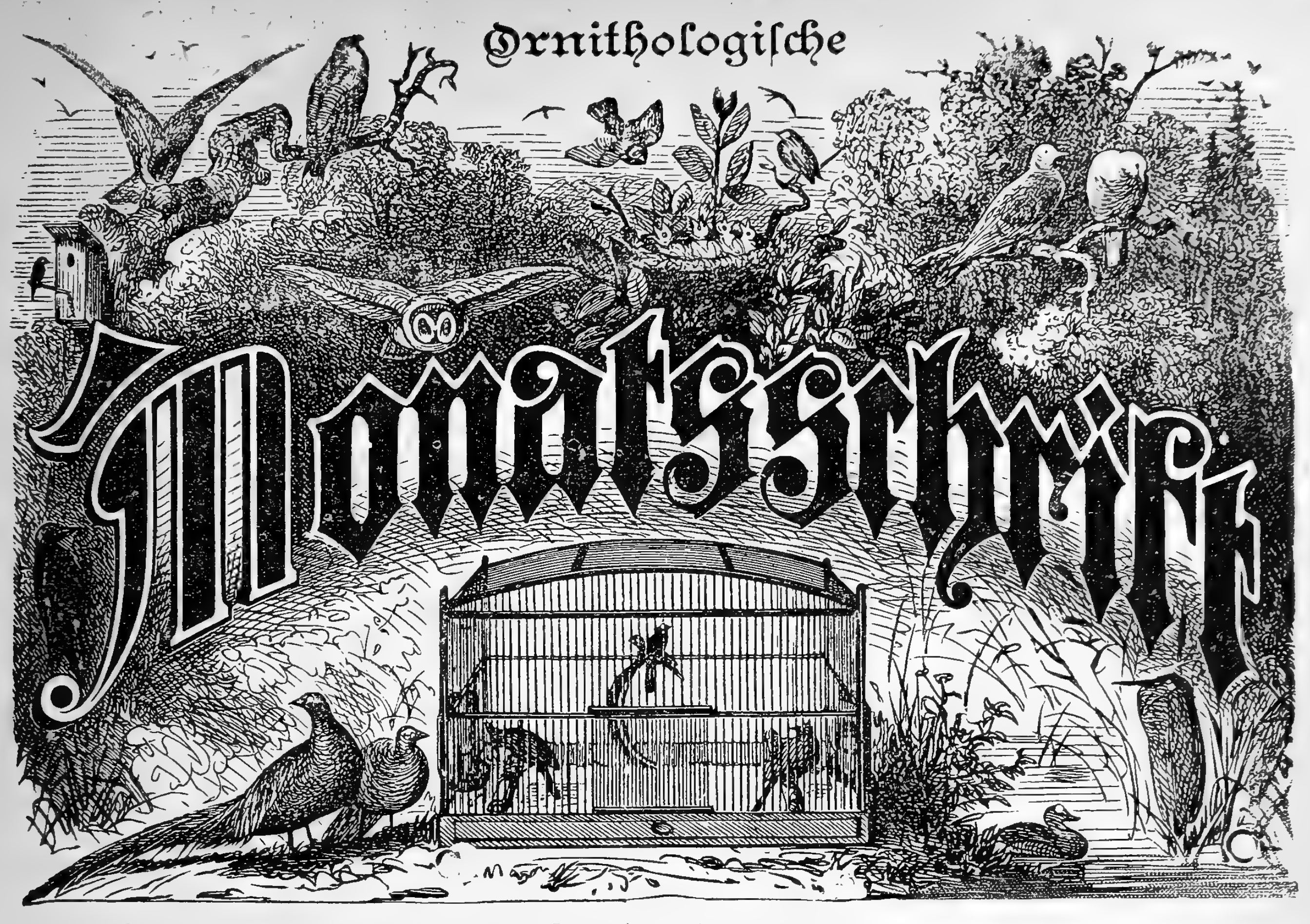
Neste vor. Eine weitere Veranlassung der thatsächlichen Abnahme der Chelidonoria urbica liegt in der Überhandnahme der Spatzen, welche, wenn man nicht scharf mit der Salonbüchse aufpaßt, die kaum fertiggestellten Schwalbennester für ihr Brutgeschäft in Beschlag nahmen. Hirundo rustica, welche mehr in Gebäuden nistet und auch ja kein geschlossenes Nest baut, ist der Vertreibung durch dieses Räubervolk nicht so ausgesetzt, weshalb eine Abnahme bei dieser Art auch nicht so bemerkbar ist.

Schönkirchen bei Kiel. H. F. Wiese.

Nachschrift zu dieser Beobachtung. Die Zweifel, welche dem Herrn Berichterstatter über die Identität der Bettwanze mit der in Schwalbennestern lebenden Wanze aufgetaucht sind, waren durchaus berechtigte. Es handelt sich hier in der That um eine selbständige Art, die sogleich durch ihre geringere Größe und hellere Farbe auffällt und den wissenschaftlichen Namen Cimex hirundinis Jenyns führt. Während die Bettwanze in erwachsenem Zustande 6 mm mißt, erreicht die Schwalbenwanze nur $3^1/_2$ mm; statt der rostroten bis blutroten Färbung der ersteren erscheint letztere rostgelb bis lehmgelb. Ferner ist diese mit einem querrechteckigen Halsschilde versehen, dessen Seiten zugerundet, dessen Vorderecken nicht vorgezogen sind, und in welches der Kopf nicht oder kaum eingesenkt ist (bei der Bettwanze ist das Halsschild durch die vorgezogenen Vorderecken mond- oder nierenförmig gestaltet und der Kopf ist weit in die Ausbuchtung eingesenkt). Ein weiteres Kennzeichen unserer Schwalbenwanzen ist die lange Bewimperung am Rande des Hinterleibes, wonach sie von Eversmann auch den Namen ciliatus erhalten hat (bei der Bettwanze ist die Bewimperung des Hinterleibes nur hinten deutlich zu erkennen. Endlich kann noch auf das ziemlich kurze und starke dritte und vierte Fühlerglied der Schwalbenwanze aufmerksam gemacht werden, denen gegenüber diejenigen der Bettwanze haardünn und schlank erschienen. Die Schwalbenwanze hat wahrscheinlich eine weitere Verbreitung, als bisher bekannt, weil in den meisten Gegenden nicht darauf geachtet ist. Man kennt sie aus Elsaß-Lothringen, wo die Schwalbennester am Dom zu Straßburg oft buchstäblich damit tapeziert sein sollen, ferner aus der Provinz Preußen, aus Böhmen, Holland, England, Rußland, Schweden und Italien. Für Deutschland ist der uns hier vorliegende Fundort bei Kiel neu. Ich benutze diese Gelegenheit, um die Leser der „Monatsschrift" zu bitten, im gegebenen Falle auf diese und andere Bewohner von Schwalbennestern zu achten und mir dieselben zur Bestimmung zu übersenden. Ich bemerke übrigens beiläufig, daß auch ein Cimex columbarius von Tauben und ein Cimex pipistrelli von Fledermäusen beschrieben sind.

Prof. Dr. O. Taschenberg.

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.



des

Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von E. v. Schlechtendal.

Redigiert von
Dr. **Carl R. Hennicke**
in Gera (Reuß),
Dr. Frenzel,
Professor Dr. O. Taschenberg.

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. **Februar 1899.** Nr. 2.

Ansammlungen von Vögeln in Nonnenrevieren.[1])

Von Professor Dr. G. Rörig.

Zur Beurteilung der Frage nach der wirtschaftlichen Bedeutung der Vögel ist es von Wichtigkeit, festzustellen, ob beim Eintritt irgend einer Insektenkalamität sich gewisse Vogelarten nach der von Insekten bedrohten Gegend hinziehen und ob, wenn solches beobachtet ist, sie durch außergewöhnlich langes Verweilen daselbst den Beweis liefern, daß sie in der That der ihnen dort gebotenen reichlichen Nahrung wegen zu diesem Verhalten bewogen worden sind.

Die Wahrnehmung, welche ich in den Nonnenrevieren Elseneck bei Birkenwerder machte, und welche von dem königlichen Förster Thielecker bestätigt wurde, daß nämlich dort außerordentlich viele kleine Vögel, und zwar hauptsächlich Finken und Meisen, in den von der Nonne besonders stark mitgenommenen Revierteilen zu bemerken waren, veranlaßte mich, weitere Untersuchungen in dieser Hinsicht anzustellen. Die Beobachtungen, welche dort nunmehr mit großer Sorgfalt von Herrn Thielecker fortgesetzt wurden, ergaben zunächst, daß die genannten Vögel in vielen Hunderten von Exemplaren sich in den Wipfeln der Kiefern aufhielten und während des ganzen Sommers in den am meisten bedrohten Jagen blieben, während in früheren Jahren sie immer nur einzeln oder jedenfalls nicht in großen Schwärmen dort beobachtet worden waren. Zu Anfang des Juli fanden sich dann auch Krähen in einer Zahl von vierzig bis sechzig Stück in jenem Reviere ein, die emsig in den Wipfeln, nicht selten aber auch auf dem Boden nach Nahrung suchten, und sich in wenigen Wochen durch Zuzug so vermehrten, daß die Schar zu Beginn des August bereits auf ca. 600 Stück angewachsen war. Diese bedeutende Ansammlung dauerte so lange, bis der Falterflug in vollem Gange war, und erst dann zogen sich die Krähen nach und nach aus jener Gegend fort. Inzwischen waren aber auch zahlreiche Kuckucke eingetroffen, welche ausschließlich oben in den Bäumen ihr Wesen trieben und ziemlich gleichmäßig im ganzen Bezirke zerstreut lebten. Nach den Ermittelungen Thieleckers betrug die Zahl derselben etwa 145, in folgender Weise auf die einzelnen Jagen verteilt:

Jagen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 (90 ha) = 20 Kuckucke,
Jagen 12, 13, 26, 27, 28 (100 ha) = 30 Kuckucke,
Jagen 11, 24, 25, 43, 44, 45 (120 ha) = 15 Kuckucke,
Jagen 76, 77, 78, 113, 114, 115 (150 ha) = 20 Kuckucke,
Jagen 46, 47, 48, 79, 80, 81, 116, 117, 118 (200 ha) = 20 Kuckucke,
Jagen 82, 83, 119 (70 ha) = 40 Kuckucke.

Es war zweifellos, daß sowohl die kleinen Vögel, als auch die Krähen

[1]) Bericht an den Herrn Staatssekretär des Innern.

und Kuckucke sich der Nonnen wegen nach jenen Gebieten hingezogen hatten, und die Untersuchung des Mageninhaltes einiger zu diesem Zwecke erlegten Exemplare bestätigte völlig die Vermutung, daß die Nahrung hauptsächlich aus diesen gefährlichen Forstinsekten bestand. Daß, wie aus der nachstehenden Zusammenstellung hervorgeht, auch Tachinenlarven, zum Teil in recht erheblicher Zahl, im Magen der Krähen und Kleinvögel gefunden wurden, beweist eben nur, daß die Nonnenraupen und Puppen in dem fraglichen Bezirke reichlich von jenen Schmarotzern infiziert waren. Niemand aber könnte behaupten, daß lediglich um letzterer willen die Raupen der Nonne von jenen Vögeln verzehrt worden seien.[1]) Die Prüfung des Mageninhalts der in Elseneck erlegten kleinen Vögel ergab folgendes Resultat.

1. Fringilla coelebs juv. 25. Juli 1898; eine Tachinenlarve.
2. Ruticilla phoenicurus. 25. Juli 1898; Nonnenpuppenreste und Tachinenlarven.
3. Fringilla coelebs. 1. August 1898; Nonnenpuppen.
4. Fringilla coelebs. 1. August 1898; Nonnenpuppen.
5. Fringilla coelebs juv. 1. August 1898; zwei ganze Nonnenraupen.
6. Fringilla coelebs juv. 1. August 1898; eine ganze Nonnenraupe.[2])

Krähen waren in den lichten Beständen nicht leicht zu schießen, da sie sich ebenso wie die Kuckucke sehr vorsichtig und scheu zeigten und bei der Annäherung gleich abstrichen. Indessen gelang es doch nach und nach, vierzehn Krähen und einen Kuckuck zu erbeuten, welche mit Nahrungsaufnehmen beschäftigt waren. Letzterer wurde ebenso wie einige Krähen von den Wipfeln der Kiefern herabgeschossen, erstere sind zum Teil am Boden zwischen den Stämmen erlegt worden. Die Untersuchung lieferte folgendes Ergebnis:

1. 12. Juli: Kirschen, Hühnereireste, einige kleine Käfer, eine Ichneumonide, eine Nonnenraupe.

---

[1]) Vergl. meinen Artikel in Nr. 8 der Ornith. Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt. 1898.

[2]) In Nr. 12 vom Jahre 1890 der Ornith. Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt schildert J. Moesmang das Verhalten verschiedener Kleinvögel den Nonnen gegenüber. Danach verzehrte **Muscicapa grisola** kleine und große Raupen begierig, **Acredula caudata**, **Parus coeruleus**, **ater** und **palustris** fraßen kleine, ließen große Raupen aber nach einigem Herumhacken fallen; Puppen wurden von den drei letztgenannten Arten mit großer Gier angenommen. **Fringilla coelebs** und **montifringilla** verzehrten Raupen, ließen die Puppen aber unberührt. Die Falter wurden von Meisen, Bachstelzen und Fliegenschnäppern, sowie von Singdrosseln gern verzehrt, welche letztere jedoch Raupen verschmähten. Nur **Luscinia minor**, **Dandalus rubecula** und **Cyanecula leucocyanea** verhielten sich gegen die Nonnen in jedem der drei Entwickelungsstadien vollkommen ablehnend.

2. 15. Juli: 2 Carabus, 2 Eulenpuppen, 10 Tachinenlarven, 34 Nonnenraupen.
3. 22. Juli: Ein Dispar ♀ mit vielen Eiern, eine Tachinenlarve, sechs Nonnenraupen.
4. 26. Juli: Vier Tachinenlarven, vier Nonnenraupen, fünf Nonnenpuppen.
5. 27. Juli: Über fünfzig Tachinenlarven mit den entsprechenden Resten von Nonnenraupen und Puppen.
6. 28. Juli: Heidelbeeren, fünfzehn Nonnenraupen und Nonnenpuppen, eine Tachinenlarve.
7. 28. Juli: Circa fünfzig Nonnenraupen.
8. 30. Juli: Zwei Tachinenlarven, dreißig Nonnenraupen und Puppen.
9. 1. August: Ein Kirschkern, sechs Nonnenraupen.
10. 3. August: Kopf einer Maus, zahlreiche Tachinentönnchen und drei Nonnenraupen.
11. 3. August: Circa vierzig Tachinenlarven, sieben Nonnenraupen und sehr viele Puppen.
12. 3. August: Heidelbeeren, ein Calosoma, viele Nonnenpuppen und Tachinenlarven.
13. 9. August: Sehr viele stark zerkleinerte Nonnenpuppen.
14. 9. August: Eine Nonne mit Eiern, zwei Mistkäfer, einige große alte Knochenstücke.

Dazu kommt eine Krähe aus Hinterdammerau bei Grammen vom 19. Juli mit zehn Nonnenpuppen im Magen.

Der Magen des Kuckucks aus Elseneck enthielt siebzehn Nonnenraupen und eine Puppe, derjenige eines in Luckenwalde am 5. August erlegten sechs Nonnenraupen und einige Schmetterlingseier, und der eines gleichfalls im Nonnenrevier Elseneck am 24. Juli geschossenen Eichelhähers drei Nonnenraupen und ein kleines Käferchen.

Wenn hierdurch auch der Nachweis geführt war, daß die Ansammlung jener Vögel und ihr ungewöhnlich langes Verweilen in jenem Reviere nicht ein zufälliges, sondern durch das Vorhandensein einer leicht zu erreichenden und überreichlich sich darbietenden Nahrung veranlaßt war, so blieb doch immer noch festzustellen, ob wir es hier nicht doch vielleicht mit einem vereinzelten Falle zu thun hatten, oder ob in der That unter ähnlichen Verhältnissen auch anderwärts ein Zunehmen der Vögel zu konstatieren war. Die Gelegenheit, dieses zu ermitteln, war leicht geboten, da zur Zeit in einzelnen Revieren sowohl Ostpreußens als auch der Mark Brandenburg die Nonne wieder in gefahrdrohender Weise auftritt. Auf meine Befürwortung und unter Vermittelung des Herrn Landwirtschaftsministers setzte sich das Kaiserliche Gesundheitsamt mit den Verwaltern der be-

treffenden Reviere in Verbindung und bat sie um Auskunft über ihre diesbezüglichen Erfahrungen und Beobachtungen, indem der wünschenswerten Einheitlichkeit der Beantwortung wegen ein Fragebogen zur Ausfüllung mitgegeben wurde. Die Fragestellung selbst ergiebt sich aus den weiter unten angeführten Antworten.

Während in einigen Revieren nichts von einem vermehrten Auftreten von Vögeln wahrgenommen wurde, liefen aus zahlreichen anderen Bezirken so interessante Nachrichten ein, daß ich dieselben im folgenden auszugsweise, d. h. soweit sie auf die vorliegende Frage sich beziehen, wiederzugeben nicht unterlassen will. Es ist dabei besonders wichtig, daß die Beobachtungen fast völlig miteinander übereinstimmen, und namentlich in Bezug auf die Art der die Nonnenreviere besuchenden Vögel zeigt sich überall eine solche Gleichmäßigkeit, daß von einem Zufall wohl füglich nicht die Rede sein kann.

Während wir einerseits aber daraus diejenigen Vögel kennen lernen, welche hauptsächlich berufen erscheinen, uns im Kampfe gegen diesen gefährlichsten Forstschädling zu unterstützen, sehen wir andererseits, wie wichtig es ist, überall für einen genügenden Schutz der insektenfressenden Vögel zu sorgen, damit sie, wenn die Gelegenheit sich bietet, auch in hinreichender Zahl ihrer nutzbringenden Thätigkeit nachgehen können. Daß aber selbst ungesellig lebende Vögel, deren Bedeutung sonst im allgemeinen, soweit es sich um Vernichtung ausgedehnter Insektenherde handelt, nicht sehr hoch anzuschlagen ist, gegebenenfalls sich scharenweise zusammenthun, geht deutlich aus dem Beispiel des Kuckucks hervor.

Königliche Oberförsterei Limmritz.

In dem Königlichen Forstrevier Limmritz ist im Sommer 1898 an verschiedenen vierzig- bis hundertjährigen Kiefernbeständen die Nonne ziemlich erheblich aufgetreten, sodaß etwa 200 ha mehr oder weniger gelichtet sind.

Es ist in der letzten Zeit der Fraßperiode in den von der Nonne am stärksten befressenen Beständen eine größere Ansammlung von Finken (Fringilla coelebs), etwa hundert Stück auf je 10 ha, und von Blauracken (Coracias garrula), etwa zwölf Stück auf 10 ha, beobachtet worden.

Die Finken wurden nur auf den Bäumen beobachtet, die Blauracken auch auf der Erde.

Die Vögel hielten sich von Mitte Juli bis Mitte August in den betreffenden Beständen auf. Sonstige Erfahrungen hierüber liegen nicht vor. Das Revier Limmritz hat ausschließlich Kiefernbestand.

Königliche Oberförsterei Lehnin.

Ansammlungen von Kuckucken in etwa hundert Exemplaren in den von der Nonne befallenen Beständen des hiesigen Reviers haben stattgefunden.

Sie suchten in den Wipfeln der Bäume Nahrung.

Das Revier hat Kiefernbestand.

Königliche Oberförsterei Zechlin.

In einem von der Nonne stark befallenen Schutzbezirke hatte sich in diesem Sommer eine außergewöhnlich große Anzahl von Kuckucken eingefunden. Die Vögel erschienen eigentümlicherweise erst, als die ersten Nonnen anfingen, zu fliegen. Hierzu bemerke ich, daß die Entwickelung der Nonnen in diesem Jahre außerordentlich ungleichmäßig gewesen ist. Zu oben erwähntem Zeitpunkte konnte man noch ganz junge Raupen sehen, daneben ausgewachsene Puppen und entwickelte Schmetterlinge.

Eine Schätzung der Zahl der Kuckucke ist bei der Größe des Reviers gänzlich ausgeschlossen. Jedenfalls waren die Vögel aber zahlreich vorhanden.

Andere Vogelarten sind nicht beobachtet worden.

Den Bestand bildet ausschließlich die Kiefer.

Königliche Oberförsterei Crossen a. O.

In den von der Nonne befallenen Beständen der Schutzbezirke Weldensee und Rampitz waren es Kuckucke, Nebelkrähen, Kohlmeisen, Finken, Drosseln und Pirole, welche durch ihr häufigeres Auftreten während des Sommers sich bemerkbar machten.

Hauptsächlich waren es Nebelkrähen, Kuckucke und Kohlmeisen, erstere traten in Schwärmen von zwanzig bis dreißig Stück auf, während an Kuckucken wohl vierzig bis fünfzig Stück pro Jagen von 22 ha anwesend waren. Die Zahl der Kohlmeisen ist annähernd nicht anzugeben.

Alle vorgenannten Vögel haben nur in den Wipfeln der Bäume ihre Nahrung gesucht. Die Kuckucke hielten sich nur etwa zwei Monate auf, während Nebelkrähen, Kohlmeisen und Finken noch jetzt in größerer Anzahl in den von der Nonne befallenen Beständen vorhanden sind.

Sonstige hierauf bezügliche Beobachtungen liegen nicht vor.

Das Nonnenrevier hat Kiefernbestand.

Königliche Oberförsterei Kudippen.

Im hiesigen Revier sind in einem von der Nonne am stärksten befallenen Bestandteile in Größe von 35,4 ha (Jagen 100a, c des Schutzbezirks Schöneberg) in der Zeit von Anfang Juli bis Mitte August etwa 25 Kuckucke beobachtet worden, die in den Wipfeln der Bäume (reiner Kiefernbestand im Alter von ca. 55 Jahren) Nonnenraupen, Puppen und Falter vertilgt haben. In einem Kuckuckmagen wurden Teile des Nonnenfalters und sehr viele Eier gefunden und war der Vogel außergewöhnlich feist.

Im Schutzbezirk Stenkienen, Jagen 137 und 138 sind eine größere Menge kleiner Vögel, namentlich Finken und Meisen, beobachtet worden, welche sich in den von der Nonne befallenen Teilen angesammelt haben und Nonnenpuppen vertilgen. (Reiner Kiefernbestand.)

Königliche Oberförsterei Neu-Glienicke.

Es fanden Ansammlungen von Kuckucken und Saatkrähen, erstere in Flügen von fünfzig bis achtzig, letztere in Flügen bis zu 500 Stück statt.

Sie suchten ihre Nahrung in den Wipfeln der Bäume, Kuckuck bis Ende August, Saatkrähen von Mitte Juli bis Mitte August.

Fraßen hauptsächlich Raupen, Puppen und Schmetterlinge, nach anderer Beobachtung nur Puppen und Schmetterlinge der Nonne. Das Revier hat Kiefernbestände mit jüngeren Fichtenstreifen und Gruppen.

Königliche Oberförsterei Lyck.

Ansammlungen von Vögeln fanden statt während des Herbstes und des Sommers. Im Herbst Meisen in Scharen von hundert und mehr, im Sommer Holzhäher in Scharen von zwanzig bis dreißig; Kuckuck einzeln sechs bis zehn auf 1000 ha.

Die Meisen suchten die Stämme vom Erdboden bis zur Krone (Aufhören der rauhen Borke) nach Nonneneiern ab und verursachten durch das Picken ein Geräusch, welches dem durch Laufen im dürren Laube ähnelt. Der Holzhäher meistens in der Baumkrone, weniger an der Erde. Der Kuckuck in den Ästen. Die Meisen während des Herbstes und des Frühjahrs auf dem Durchzuge ungewöhnlich lange. Die Holzhäher von Mitte Juli bis Anfang August. Der Kuckuck vom Juli bis Mitte August. Die genannten Vögel kommen hier sonst in geringerer Anzahl vor, bleiben auch nicht so lange. Kiefern mit Fichten in Einzelmischung.

Königliche Oberförsterei Wilhelmsbruch.

In verschiedenen Revierteilen haben Ansammlungen von Vögeln stattgefunden während des Sommers, aber noch beträchtlich auffallender im vorhergehenden Winter. Häher, Kuckuck, Pirol zeigten sich im Sommer um das Doppelte vermehrt wie in früheren Jahren.

Die Mandelkrähe (Coracias garrula), die früher nur vereinzelt und sehr selten sich zeigte, ist im Schutzbezirk Grünheide (529 ha groß) zu etwa sechzig Stück beobachtet worden. Alle Meisenarten waren häufiger als sonst vorhanden, besonders Hauben- (P. cristatus), Sumpf- (P. palustris) und Schwanz- (P. caudatus) Meise; geschätzt wurde die Anzahl auf etwa zwölf Stück pro Hektar aller Gattungen.

Kleiber (Sitta caesia) jedoch nur während des Winters.

Häher, Kuckuck, Pirol suchten besonders in den Baumwipfeln ihre Nahrung. Desgleichen die Mandelkrähe, welche auch viel am Boden suchend bemerkt wurde. Die Sumpfmeise (palustris) wurde mehr an den unteren Fichtenästen, die langschwänzige (caudatus) mehr in den Wipfeln und die Haubenmeise (cristatus) am Stamm, sowie zwischen den Ästen gefällter Stämme bemerkt. Anfang August ist beobachtet worden, daß einmal sieben, einmal zwölf Häher hoch und in direkter Linie von Jagen 197 (Schutzbezirk Tinkleningken und Nonnenjagen) nach Schutzbezirk Lappienen „strichen" (12 km weit), ein Zeichen, daß dieselben im Schutzbezirk Tinkleningken nicht mehr genug Nahrung fanden. Die Mandelkrähe ist bis August gesehen worden, jetzt ist keine mehr zu bemerken. P. caudatus besonders im April, Mai, P. palustris besonders im Mai, Juni, P. cristatus besonders im Hochsommer zahlreich aufgetreten.

Besonders im Winter und frühen Frühjahr suchten die Meisen und ganz besonders der Kleiber (Sitta caesia) die mit Nonneneiern besetzten Stämme ab. Eine Meise und ein Kleiber wurden geschossen und der Mageninhalt untersucht. Es ergab sich, daß unter Anderem viele Nonneneier in dem Magen sich befanden. An verschiedenen Stellen im Revier waren mit Nonneneiern stark besetzte Rindenstückchen in Rindenrissen und -Spalten versteckt und zur Wiederfindung bezeichnet worden. Von diesen Rindenstückchen ist kein einziges wiedergefunden worden, alle sind von Meisen und Kleibern fortgeholt worden. Unter den Leimringen, wo sich Nonnenraupen angesammelt hatten, wurden mehrfach auch Buntspechte bemerkt, die dort Raupen aufpickten. Häher mit Raupen im Schnabel wurden beobachtet. Halbe oder angepickte Raupen wurden unter den Leimringen und am Boden der geleimten Stämme beobachtet.

Vorwiegend Fichten, zum kleineren Teil Kiefern, öfters Fichte mit Kiefer und Weichholz gemischt.

Königliche Oberförsterei Christianstadt.

Es wurden im Vorjahre an den beiden Nonnenfraßstellen des Reviers mehr Vögel während der Fraßzeit bemerkt, als an anderen Stellen des Reviers. Die beiden Fraßstellen liegen etwa 6 km voneinander entfernt.

Auf der Fraßstelle A. von ca. 100 ha waren Finken, schätzungsweise etwa 300 Stück, auf der Fraßstelle B. von ca. 80 ha, auf der der Fraß nicht so stark war, als auf A., wurden Finken und Meisen beobachtet, deren Zahl vielleicht 100—150 Stück betragen haben kann.

In den Baumkronen.

An den Nonnenfraßstellen im Mai und Juni. Außer den Vögeln waren

im Vorjahre auf den Fraßstellen eine auffallend große Anzahl Calosoma sycophanta vertreten, und zwar erheblich mehr als Finken und Meisen.

Reiner Kiefernbestand.

Königliche Oberförsterei Reppen.

In dem von der Nonne befallenen Revierteil hat während des Sommers eine Ansammlung von Vögeln stattgefunden.

Es waren dies Buchfinken und Kernbeißer, von ersteren sind etwa 100 Stück als vorhanden angegeben worden.

Die Vögel hielten sich von Anfang Juli bis Mitte August in dem Nonnenrevier auf.

Das Nonnenrevier enthält reine Kiefernbestände.

Königliche Oberförsterei Neuendorf bei Wittstock (Dosse).

Nach den Beobachtungen der Forstbeamten sind Kuckucke von Juli an in den Stangenhölzern in bedeutend größerer Zahl wie gewöhnlich beobachtet worden, auf 100 ha etwa vierzig bis fünfzig Stück; von Mitte August an verringerte sich ihre Zahl. In einem Revier wurden auch Spechte, Meisen und Pirole in größerer Menge als sonst beobachtet.

Die genannten Vögel suchten ihre Nahrung in den Wipfeln der Kiefern. Ob Drosseln sich auch an dem Vertilgungswerk beteiligten, kann nicht angegeben werden. Sie flogen bei Annäherung vom Boden auf.

Königliche Oberförsterei Massin.

Ansammlungen von Vögeln haben stattgefunden.

Es waren hauptsächlich Finken und Meisen, die zu Hunderten in dem sonst vogelarmen Revierteile auftraten. Dieselben suchten in den Wipfeln der Bäume ihre Nahrung; sie verzehrten Nonnen-Schmetterlinge, Spannerraupen und vielfach auch Ichneumonenlarven,[1]) die sie aus den eingegangenen Nonnenraupen herausholten.

Die Vögel waren schon im Monat Mai zahlreich im Reviere aufgetreten; ihr Kampf gegen die Nonne ist nur während des Monats August beobachtet worden.

Krähen fanden sich auch vielfach vor. Daß sie den Nonnen Schaden gethan haben, ist nicht beobachtet worden, möglich ist es jedoch immerhin, da sie gerade in den betreffenden Orten häufig gesehen wurden. Im Frühjahre haben sie sich bei der Vertilgung der Rüsselkäfer nützlich gemacht.

Die von der Nonne befallenen Orte sind sämtlich reine Kiefernbestände.

---

[1]) Wohl Tachinenlarven. D. V.

Königliche Oberförsterei Kobbelbude.

Es haben sich in dem Nonnenrevier während des Nonnenfraßes Krähen, Kuckucke, Finken und Meisen angesammelt.

Circa 100 Krähen, etwa zehn Scharen Finken zu 25—40 Stück, 30 bis 40 Kuckucke und einzelne überall zerstreute Meisen.

Die Nahrung wurde in den Wipfeln der Bäume gesucht.

Die Krähen blieben, so lange Raupen und Puppen vorhanden waren, die übrigen Vögel auch während des Falterfluges.

Zum Teil reine Kiefern, zum Teil Kiefern mit Fichtenunterholz.

Königliche Oberförsterei Lichtefleck.

Kuckucke und Spechte in großer Zahl.

Sie suchten ihre Nahrung meist in den Wipfeln der Bäume.

Bis Anfang August. Kiefernbestand.

Königliche Oberförsterei Trappoenen.

Kuckucke und Ziegenmelker waren etwas häufiger als in den Vorjahren.

Kiefern mit Fichten-Zwischen- und Unterstand.

Auffallend war die große Menge von Libellen der verschiedensten Art, welche in diesem Jahre vorhanden waren.[1]) Die Libellen sind nach Ratzeburg auch schon bei früheren Nonnenkalamitäten häufig beobachtet.

In den vorstehenden Berichten fällt zunächst die häufige Erwähnung des Kuckucks auf, der zehnmal als besonders zahlreich auftretend bezeichnet wird. Altum hat seine Bedeutung für den Haushalt der Natur, die darin zu erblicken sein soll, daß er seine Hauptwirksamkeit in der Zerstörung kleiner Raupenherde und damit in der Verhütung von ausgedehntem Raupenfraße entfalte, kürzlich[2]) eingehend gewürdigt; die obigen Beobachtungen weisen damit diesem höchst merkwürdigen Vogel auch noch in weiterer Hinsicht einen ehrenvollen Platz unter der Reihe der wirtschaftlich wichtigsten freilebenden Tiere zu. Denn wenn in der Oberförsterei Crossen sich etwa 50 Kuckucke auf 100 Morgen Wald befanden und dort während zweier Monate sich aufhielten, so werden sie das Heer der Nonnenraupen nicht unbeträchtlich gelichtet haben. Es wird von Interesse sein, im nächsten Jahre festzustellen, ob eine Verminderung des Fraßes stattgefunden hat, welche man dann wohl nicht mit Unrecht der diesjährigen segensreichen Thätigkeit des Kuckucks zuschreiben kann.

---

[1]) Dieselben waren auch in Elseneck sehr häufig. D. V.

[2]) Vergl. Ornith. Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt 1898 Nr. 5.

Meisen und Finken werden gleichfalls ziemlich oft (neun= resp. achtmal) als in ungewöhnlich großer Zahl auftretend angeführt, mit ihnen im Verein werden aber auch noch andere kleine Vögel, wie Baumläufer, Goldhähnchen u. s. w. sich durch Vertilgung namentlich der Schmetterlings=Eier nützlich gemacht haben. Ich halte es für außerordentlich vorteilhaft und dabei für leicht ausführbar, uns diese natürliche Hilfe gegen die Nonnen während des ganzen Jahres dadurch zu erhalten, daß für die Meisen innerhalb der diesjährigen Hauptfraßherde Futterplätze für den Winter eingerichtet werden. Dieselben kann man leicht dadurch herstellen, daß an geschützten Stellen Speckstreifen an die Baumstämme genagelt oder auf einem vor Schneefall gesichertem Brett Sonnenblumenkerne den Vögeln dargeboten werden. Man wird sie leicht dadurch an die Gegend fesseln, und wenn seitens der Forstverwaltung noch während des Winters für die Anbringung von Nistkästchen (mit genügend engem Schlupfloch) gesorgt wird, so wird man sicher wenigstens einen Teil dieser Vögel im Reviere dauernd behalten.

Krähen werden viermal aufgeführt; ihre Bedeutung erhellt aus den oben mitgeteilten Ergebnissen der Magenuntersuchung zur Genüge.

Von großem Interesse ist es, daß auch die Blauracke sich in zwei Revieren besonders häufig zeigte, wenngleich ich ihre Bedeutung nicht höher schätze wie die des Eichelhähers, der in den Berichten gleichfalls zweimal erwähnt wird.

Die übrigen Vogelarten: Drosseln, Pirole, Spechte und Ziegenmelker, welche einigemale in größerer Zahl konstatiert wurden, werden uns in ausgiebiger Weise im Kampfe gegen die Nonne kaum unterstützen, da die ersteren wohl hauptsächlich nur zur Zugzeit in Betracht kommen, die Pirole aber in geschlossenen Beständen verhältnismäßig selten und die anderen beiden genannten Arten überhaupt nicht so häufig sind, daß von ihrer Thätigkeit eine sichtbare Verminderung jener Schädlinge zu erwarten wäre. Immerhin aber liefert (mit Ausnahme des Ziegenmelkers) ihre Gegenwart und ihr Verweilen in den Nonnenrevieren den Beweis, daß die behaarten Raupen unter der Vogelwelt doch mehr Gegner haben, als gemeiniglich angenommen wird.

Ornithologische Mitteilungen aus dem Thüringer Walde.

Von R. Hörning.

Die Eichelhäher (G. glandarius), die sonst unsere Wälder allenthalben beleben, sind seit diesem Frühjahre aus denselben fast ganz verschwunden. Im April und Mai zeigten sich zwar noch einzelne, doch wanderten auch diese allmählich aus, und es gelang mir nur ein einziges Mal, eine Familie mit den Jungen anzutreffen, von denen ich am 19. Juli drei Stück schoß, deren Magen fast aus=

schließlich Heidelbeeren, sowie einige Insektenreste enthielt. Meiner Meinung nach hängt diese Auswanderung der Holzschreier mit dem Umstande zusammen, daß in den beiden letzten Jahren unsere Waldbäume fast ausnahmslos keinen Samen trugen, insbesondere Bucheckern und Eicheln, die Lieblingsspeise der Häher, gänzlich mangelten, und daß überdies das anhaltend naßkalte Wetter im Frühjahr und Vorsommer auch der Entwicklung der Forstinsekten höchst ungünstig war. — Möglicherweise steht diese Auswanderung unserer Häher mit den im Mai bei Leipzig und anderwärts beobachteten Eichelhäherzügen in Zusammenhang.

Auch die Ringeltauben (C. palumbus) fehlen in diesem Jahre in unseren Wäldern fast gänzlich. Sie erschienen zwar wie alljährlich im März, „balzten" auch vereinzelt an den gewohnten Plätzen, verschwanden aber bald wieder, da ihnen der Wald diesmal ebensowenig zu bieten vermochte als die Äcker, die hier erst spät bestellt werden können. Um so häufiger traf ich sie heuer in den Vorhölzern des Thüringer Waldes und am Dolmar an, wo ausgedehnte Laubwälder und große Fluren ihren Tisch reichlicher deckten. In diesem Jahre tragen sämtliche Waldbäume starken Samenbehang, und ich bin überzeugt, daß im nächsten Jahre sowohl Häher als Ringeltauben in verstärkter Anzahl wieder hierher zurückkehren, die Häher vielleicht schon im Laufe des Herbstes.

Wacholderdrosseln (T. pilaris), die seit den siebziger Jahren immer häufiger in Thüringen zu brüten scheinen, fand ich im Mai und Juni d. J. insbesondere auch in den Laubwäldern des Dolmar, sowie auf den Triften einiger Ortschaften bei Gotha. In letzterer Gegend kenne ich sie als Brutvögel seit dem Jahre 1878; sie nisten dort in dem dichten Rutenausschlag geköpfter Pappeln.

Die Ringdrossel (M. torquata) beobachtete ich im Juni dieses Jahres zum ersten Male als Brutvogel auf dem Thüringer Walde. Durch Herrn Revierverwalter Hofmann in Oberschönau darauf aufmerksam gemacht, gelang es mir, am Donnershauk und an der Hohen Möst Alte und Junge zu Gehör und Gesicht zu bekommen. Vermutlich haben sie in derselben Gegend schon im Vorjahre gebrütet, denn ich traf zwischen Ruppberg und Gebranntem Stein drei Ringdrosseln zusammen mit einigen Krammetsvögeln (pilaris) bereits Mitte September 1897, zu einer Zeit also, wo ich nordische Ringdrosseln hier noch nie auf dem Zuge bemerkt habe; letzterer begann 1897 am 2. Oktober und endigte mit dem 19. Oktober.

Der Wespenbussard (P. apivorus), zwar immerhin eine seltenere Erscheinung hier, brütet doch regelmäßig in den umliegenden Revieren. Die Brutzeit fällt jedoch wesentlich später, als in den meisten ornithologischen Werken angegeben. Am 3. Juli 1895 bemerkte ich in einem Bussardhorste auf einer alten Buche,

aus dem drei Junge von Buteo buteo anfangs Mai ausgehoben worden waren, frische grüne Buchenreiser und entdeckte auch alsbald durch das Glas den Stoß eines brütenden Vogels, den ich trotz Klopfens und Lärmens nicht vom Horste zu scheuchen vermochte. Erst als ich ihm einen Fichtenzapfen auf den Rücken warf, erhob er sich mit gesträubten Kopffedern, trat langsam auf den Rand des Horstes und ließ sich, das Gefieder schüttelnd, einige Minuten ruhig beobachten, bevor er abstrich. Ich erkannte ihn vollkommen deutlich als Wespenbussard und beschloß, mir eventuell später eines der Jungen aufzuziehen. Leider wurden nach wenigen Tagen die beiden Eier von einigen Taugenichtsen aus dem Horste genommen und zerbrochen; das eine erhielt ich noch in sehr defektem Zustande; es war ganz schwach bebrütet. — Am 20. August d. J. bekam ich einen noch nicht ganz flüggen Wespenbussard, der angeblich vierzehn Tage zuvor von Beerensammlern am Waldboden sitzend aufgefunden worden war. Er unterscheidet sich von alten Stücken insbesondere durch die sehr dunkle Färbung der Unterseite, die stark weiß gemischten Schuppenfedern am Zügel und die gelben Spitzen der Kopf- und Nackenfedern, ferner durch das braungraue Auge und die gelbe Wachshaut. Er hatte bisher ausschließlich Fleisch erhalten, ging aber sofort gierig an Semmel und Milch und kröpfte zum Dessert noch eine Anzahl Heuschrecken. Ich gebe ihm täglich zweimal Milchsemmel, zuweilen mit Ameisenpuppen gemischt und mit Heuschrecken garniert, und er räumt damit immer gründlich auf. Frisch geschossene kleine Vögel nimmt er gern, läßt aber meist Kopf, Flügel mit noch anhaftenden Fleischteilen zurück. Klein geschnittenes frisches Rind- und Hammelfleisch nimmt er auch, läßt dagegen größere Stücke meist unberührt liegen. Klar geschnittenes, stark mit Schweiß durchsetztes Wild warf er aus seinem Futternapfe und ließ es dann trotz starken Hungers gänzlich unbeachtet. — Einen prächtig gefärbten, sehr alten männlichen Wespenbussard schoß ich am 19. Mai 1897 im Kanzlergrund zwischen Oberhof und Oberschönau. Kehle und Oberbrust sind rein weiß, das gesamte übrige Gefieder der Unterseite, Schwingen und Schwanz eingeschlossen, ist weiß mit wenig braunen Bändern und Flecken, auch die sehr langen Hosen sind schneeweiß mit vereinzelten dunkelbraunen Punkten. Der lange Stoß ist sehr hell mit vier schmalen, sammetbraunen Binden, dazwischen fein rötlichgrau gewässert. Die Iris ist goldgelb, die Wachshaut schwarz. — Auf dem Zuge — April bis Mai und September — zeigen sich Wespenbussarde alljährlich hier in kleinen Flügen von drei bis acht Stück, im Frühjahr meist in lichten alten Buchenbeständen, im Herbste auf Waldwiesen und Schlägen, wo sie der Jagd auf Heuschrecken, Frösche u. dergl. eifrig obliegen.

An den Felswänden des diesseitigen und der benachbarten Reviere beobachtete ich in diesem Frühjahre fünf Pärchen Wanderfalken (F. peregrinus), die sämtlich

zur Brut schritten. Aus zwei Horsten flogen die Jungen anfangs Juli aus, von den anderen wurden die Alten leider verscheucht oder weggeschossen.

Mehlis, den 3. September 1898.

Ornithologische Beobachtungen aus dem sächsischen Erzgebirge.

Von Adolf Markert.

Der Winter 1897/1898 war sehr mild für unser Obererzgebirge, ein seltenes Ereignis und sehr nutzbringend für unsere Vogelwelt. Im Jahre 1897 gab es soviel Zeisige (Chrysomitris spinus), wie ich mich kaum zu erinnern weiß, solche jemals in so großer Menge gesehen zu haben. Desgleichen gab es Fichtenkreuzschnäbel (Loxia curvirostra), in großen Scharen, die ihre Nahrung in allerhand Holzsamen reichlich fanden, denn die Futterplätze wurden von ihnen fast gar nicht besucht.

Der Vogelschutzverein unserer Stadt Scheibenberg, als dessen Vorstandsmitglied ich mit großem Vergnügen wirke, hat im Stadtpark und im Wald sechs Futterplätze errichtet und sorgt außerdem für das Aushängen von Nistkästen und Anlegen von Nistplätzen. Desgleichen unterhalte ich außerdem in meinem großen Garten noch Futterplätze, die in schneereichen Wintern auch gut besucht werden.

In diesem Winter gab es wenig Schwanzmeisen (Aegithalus caudatus) und Birkenzeisige (Acanthis linaria). Seidenschwänze (Bombycilla garrula) wurden gar nicht beobachtet. Dagegen war der Dompfaff (Pyrrhula europaea) gut vertreten. Der milde Winter zeichnete sich also auch durch das Fehlen der nordischen Vögel aus.

In diesem Jahre trafen am 20. Februar die ersten Hänflinge und Grünlinge ein, am 22. Februar die ersten Stare, am 23. Februar die ersten Feldlerchen und am 25. Februar sah ich gelbe und graue Bachstelzen (Budytes flavus und Motacilla boarula.

Aus ihrer Winterherberge trafen um diese Zeit sieben Störche ein, welche unterhalb meines Gartens auf den sumpfigen Wiesen am Bahnhofe verweilten und ziemlich drei Wochen verblieben. Nun trafen einzelne Edelfinken und Bergfinken ein. In der Zeit vom 3. bis 15. März trat leider Schneewetter ein, unter welchem namentlich die Lerchen zu leiden hatten.

Am 12. März zeigten sich einzelne Buchfinkenweibchen, sowie unsere herrlich singende Gebirgs-Heidelerche. Auch sangen schon seit Februar die interessanten Bachamseln. An Gebirgsbächen beobachtete ich den Winter über zwei Paar Eisvögel, welche auch jetzt noch, bis zum 20. Juni, hier verweilten, während sie sich sonst nur als Wintergäste finden. Von der Märzsonne beschienen, läßt der kleine

Zaunkönig seinen schmetternden Gesang hören und fesselt und erfreut den Natur- und Vogelfreund. Alle Tage kommen nun neue Gäste. Am 16. März hörte ich in meinem Garten den ersten Finkenschlag, es war ein Zweischaller, der den schönen langen „Bräutigam" und den „Reiteroffizier" schlug. Der Fink erkor sich ein Weibchen, welches jetzt auf einem Birnbaum brütet, während das Männchen bis heute, 20. Juni, herrlich schlägt. Am 18. März kam die Heckenbraunelle (Accentor modularis), die sonst immer erst Ende März erscheint. Mistel- und Singdrossel (Turdus viscivorus und T. musicus) sangen bereits seit Mitte März ihre herrlichen, abwechselungsreichen Touren, desgleichen unsere Gebirgsamsel ihr klagendes, melodisches Lied. Anfang April kamen Fitis- und Waldlaubvogel (Phylloscopus trochilus und Ph. sibilator). Auch die Bekassine (Gallinago gallinago) ließ sich hören. Am 8. April trafen die ersten Schwalben, sowie Blau- und Rotkehlchen, sowie die Zaungrasmücke (Sylvia curruca) ein. Am 20. April der Mönch, welcher sonst nicht vor dem 26. bis 30. April ankommt. Die Wiesenralle (Crex crex) hörte ich am 25. April, den Kuckuck am folgenden Tage, und am 28. April sah ich einen Wiedehopf an der Waldstraße nach Obermittweida, desgleichen Spechtmeisen am 28. April im Mittweidaer Thale.

Am 3. Mai kam der Gelbspötter (Hypolais philomela), am 5. Mai die Gartengrasmücke (Sylvia simplex), beide bereits im vollen Gesang. Den Wiesenschmätzer (Pratincola rubetra) hörte ich am 6. Mai und den ersten Wachtelschlag am 8. Mai. Den Steinschmätzer (Saxicola oenanthe) beobachtete ich am 10. Mai auf unserem Scheibenberg am Basaltbruch, woselbst er in zwei Pärchen vertreten war. Ein vom vorigen Jahre stammendes, noch unausgefärbtes Männchen Pirol sah ich am 16. Mai, ohne jedoch seinen Ruf gehört zu haben Dann sah ich Rotkopfwürger in drei Köpfen auf Weißdorngebüsch in der Nähe Schlettaus und etliche Tage später hinter meinem Garten einen rotrückigen Würger, welcher Vogel indessen in diesem Jahre überall, an allen mit Weißdorn bewachsenen Hecken, in mehreren Paaren zu treffen ist.

Zur Nistzeit haben dieses Jahr die Vögel vorzügliches Wetter, es ist warm, und das Fortpflanzungsgeschäft geht vorzüglich von statten. Die Stare, für die ich zwölf Nistkästen in meinem Garten aufhängte, sind bereits bei der zweiten Brut.

Scheibenberg, 20. Juni 1898.

Über das Nisten der Mehlschwalbe in Gebäuden.

Von Robert Berge.

Man hegte früher wohl allgemein die Ansicht, daß die Mehlschwalbe (Chelidonaria urbica) beim Anbringen ihrer Nester an Gebäuden nur deren Außenseite benutze, sich aber im Innern nicht ansiedele. Diese Meinung ist bis

in die neuere Zeit festgehalten worden und findet sich u. a. noch vertreten in Friderichs Naturgeschichte der deutschen Vögel, 4. Aufl. 1891, Brehms Tierleben, 3. Aufl. 1891, Ruß, Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler, 3. Aufl. 1892. Die Einrichtung der Nester, die bekanntlich bis auf ein kleines Flugloch zugebaut sind, muß in der That geeignet erscheinen, den Schutz, welchen die Innenräume von Gebäuden gewähren, entbehrlich zu machen. Denn ist nur das Einflugsloch von oben gedeckt, so vermag die volle Rundung der Nestwand schon allein etwaigen Regen und rauhe Luft oder glühende Sonnenstrahlen von der jungen Brut wirksam abzuhalten. Die unveränderte Anlage innerhalb der Gebäude würde also anscheinend einen ganz unnötigen Aufwand von Baumaterial und Arbeit bei der Nestanfertigung bedeuten. Hier genügt die oben offene Napfform, wie sie z. B. die Rauchschwalbe (Hirundo rustica) anwendet. Das Ansetzen des Mehlschwalbennestes an den Außenflächen kann somit jedenfalls als die ursprüngliche, primäre Nistweise aufgefaßt werden. Sie ist aber nicht die alleinige. Der sekundäre Nestbau dieser Schwalbe im Gebäudeinnern nun hat neuerdings immer mehr Beachtung erfahren, sodaß es vielleicht nicht ohne Interesse ist, denselben insbesondere nach seiner Verbreitung zum Gegenstande einer kurzen Besprechung zu nehmen.

Noch 1874 bezeichnete z. B. Prof. G. Jäger das Brüten der Mehlschwalbe in den Gebäuden als „äußerst selten", ihr Nest sei fast immer an den Außenwänden (Deutschlands Tierwelt, II.). Prof. Landois veröffentlichte im XXIII. Jahrgange des Zoolog. Gartens, 1882, unter der Überschrift: „Allerlei Sonderbarkeiten aus dem Vogelleben Westfalens" eine Beobachtung, nach welcher auf der Tenne eines in westfälischer Bauart aufgeführten Wirtschaftsgebäudes zwischen zahlreichen Rauchschwalbennestern auch etwa zwanzig Mehlschwalbennester angebracht waren, und zwar an den Balken der Decke. Landois drückt hierüber seine Verwunderung aus und stellt die Anfrage, ob auch anderswo schon ein Neststand der Hausschwalbe, die doch sonst immer außerhalb an hohen Steingebäuden niste, in einem Gebäude wahrgenommen wurde. Der Fall sei um so merkwürdiger, als nach Aussage des Hofbesitzers die Tiere in früheren Jahren außerhalb an dem Steingiebel des Hauses sich angesiedelt hatten und erst in den letzten Jahren ihr Quartier auf der Tenne aufschlugen. In dem gleichen Jahre zählen die Gebr. Adolf und Karl Müller in ihrem Buche: „Tiere der Heimat", I, bei den Niststätten der Mehlschwalbe u. a. auch Balken unter einem Thorwege mit auf.

Prof. Liebe kommt in einem Aufsatze über die „Veränderlichkeit im Nestbau der einzelnen Vogelarten" (Ornitholog. Monatsschrift 1885) auf die Mitteilung von Landois und bemerkt dazu, nach seinen Beobachtungen geschehe das

Nisten der Mehlschwalbe in geschlossenen Räumen, Remisen, Speichern 2c. in Ostthüringen gar nicht selten, und zwar in neuerer Zeit weit öfter wie früher. Die Ursache dieser veränderten Gepflogenheit sei jedenfalls darin zu suchen, daß die ländlichen Holzblockhäuser ganz geschwunden seien, und daß auch die Häuser nnd Schuppen mit Holzblockwerk allmählich sehr selten würden. An den glatt abgeputzten Außenwänden der neu entstandenen Gebäude hafte aber nicht nur das klammernde Füßchen der Mehlschwalbe schlecht, sondern auch das Nest. Die klugen Tiere wählten daher in der Neuzeit (im Gegensatz zu früher) abgeschlossene Räume zu ihrem Heim.

Nur noch zwei Beobachtungen seien angezogen. Wie bekannt, sah Herr K. Wenzel in der Hausflur eines Gasthofes in Halle a. S. eine Kolonie von ungefähr achtzehn Mehlschwalbennestern an den starken Balken der Decke; die Hausflur wurde abends durch ein Thor verschlossen (Ornitholog. Monatsschrift 1895, Nr. 6). Und Alexander von Homeyer berichtet in Nr. 2 der „Ornitholog. Monatsberichte“ von 1897, daß in Ranzin in Neu-Vorpommern urbica, nachdem ihre Nester der Verunreinigung wegen wiederholt vom herrschaftlichen Wohnhause abgestoßen worden waren, ihren Einzug in den Bockstall der Stamm-Schäferei und später auch in den Stall der Mutterschafe hielt, wobei sie ihre Vollnester genau so an den Balken baute, wie rustica ihre offenen Nester. Er bemerkt dabei: „Daß unsere Hausschwalbe (urbica) auch ihr Nest an Felsen klebt, wie z. B. an die Kreidefelsen von Stubbenkammer (Rügen und Insel Moen), an die Granitfelsen der Insel Bornholm, ist bekannt, daß sie aber in die Viehställe geht und dort wie Hirundo rustica nistet, dürfte neu sein.“

Diese Beispiele, welche keineswegs erschöpfend sein sollen, mögen für den ins Auge gefaßten Zweck genügen.

Für das Königreich Sachsen findet sich in den die Jahre 1885—94 umfassenden zehn Jahresberichten der „Ornitholog. Beobachtungsstationen“, wo das Nisten der Mehlschwalbe erwähnt wird, stets das Außenbrüten verzeichnet, und nur in einem Falle steht eine gegenteilige Angabe. In Schmiedefeld unfern Stolpen baute ein Mehlschwalbenpaar an den Balken eines Schuppens, ein anderes in einen Kuhstall und ein drittes auf eine Gardinenstange in einem Wohnhause (VI. Jahresbericht, 1890). Das letztere hatte vier Junge und nahm, wie mir der Einsender, Herr Kirchschullehrer Liebers, freundlichst mitteilte, seinen Weg durch eine zerbrochene Fensterscheibe. Herr Liebers gab mir auch ausdrücklich dahin Auskunft, daß es sich nach genauer Untersuchung wirklich um die Mehlschwalbe (urbica) und nicht um die Rauchschwalbe handle.

Ich erlaube mir nun zur Vervollständigung der sächsischen Fundorte meine

namentlich in der Umgegend von Zwickau gesammelten Beobachtungen mitzuteilen. Hier ist urbica zur Dorfschwalbe geworden. Sie meidet die Städte und großen Fabrikdörfer, jedenfalls hauptsächlich deshalb, weil die neuere Bauart der Häuser ihr die Nistgelegenheit entzieht; sie vermag ihr Nest weder außen noch innen mehr anzumauern. Dagegen ist sie fast überall in Ackerbaudörfern verbreitet, wenn auch nicht so häufig wie rustica. Dabei nistet sie vielfach innerhalb der Gebäude: in Schuppen, Thorwegen, Scheunentennen u. s. w. So entdeckte ich z. B. im Frühjahr 1897 an den Deckenbalken einer meist geschlossenen Tenne Mehlschwalbennester, zu welchen die Schwalben durch ein kleines Giebelfenster gelangten, das der Besitzer für sie offen ließ. Auf einer anderen Tenne derselben Scheune, wo sie ebenfalls brütete, flogen die Tiere durch das gewöhnlich etwas geöffnete Thor aus und ein. Diese Tenne diente als Lagerplatz für das Grünfutter und wurde daher beständig benutzt; urbica ließ sich indessen hierdurch nicht stören, sondern trug unverkennbar Vertrauen auf ihre Sicherheit zur Schau. Die Scheune war übrigens neu und bot an den äußeren Flächen keine passenden Stützpunkte dar. Die Annahme, daß dies die Ursache der Ansiedelung im Innern war, liegt somit sehr nahe. Doch sei noch auf einen Umstand aufmerksam gemacht. Ich fand die Nester nicht selten auch in Innenräumen älterer Bauerngebäude, welche seit vielen Jahrzehnten keine wesentliche bauliche Veränderung erhalten und mit dem städtischen Baustil nichts gemein hatten. Dieselbe Erscheinung traf ich auch in anderen Gegenden an. In dem Städtchen Frohburg unweit Borna z. B., wo die Mehlschwalbe mehrfach in Thorwegen, Schuppen und Stallräumen brütet, waren die betreffenden Gebäude gleichfalls nicht neu, sondern zum Teil ziemlich alt. Aus diesen Wahrnehmungen gewann ich den Eindruck, daß jene Brutweise der Mehlschwalbe im allgemeinen nicht vollständig neu sein kann, sondern früher wohl übersehen worden ist, wie es noch jetzt an verschiedenen Orten geschehen mag. Eine Zunahme derselben soll damit natürlich keineswegs in Abrede gestellt werden; sie scheint vielmehr, soweit es sich bis jetzt erkennen läßt, thatsächlich zu bestehen. Übrigens veränderte auch in diesen Fällen die Mehlschwalbe lediglich den Nistplatz, nicht aber die Nestgestalt, letztere blieb dieselbe. Die lange Gewohnheit, welche bei einer so hoch entwickelten Nestform gewaltet hat, behauptet bei ihr die Herrschaft. Bei dem Haussperling (P. domesticus) z. B. ist das bekanntlich anders. Die Kunstlosigkeit seiner Nester scheint ihn in den Stand zu setzen, sich den Verhältnissen mehr anzubequemen: während er auf Bäumen, in großen offenen Mauernischen u. s. w. sein Nest zum Schutze für die Brut mit Vorliebe zu überwölben pflegt, spart er diese Mühe, sobald die gewählte Stelle von selbst eine Überdachung bietet, und läßt es oben offen.

Schließlich bemerke ich, daß nach meinem Dafürhalten das Brüten der

Mehlschwalbe in den Gebäuden gegenwärtig wahrscheinlich weiter verbreitet ist, als man glaubt, und daß der alte Satz, urbica niste nur an der Außenseite, in Zukunft doch wohl aufgegeben werden möchte.

Haben Vögel Geschmack?

(Nachdruck verboten.)

Von Rudolf Hermann.

Unter den Sinneswerkzeugen der Vögel, deren sie, wie alle höheren Lebewesen, fünf besitzen, spielen, wenn wir von dem allen Tieren eigenen Gefühlssinn absehen, das Gesicht und das Gehör eine wichtige Rolle. Denn im Verhältnis zu seinen übrigen Organen sind Auge und Ohr des Vogels, obschon bezüglich der Einrichtung des letzteren im einzelnen merkliche Unterschiede insofern bestehen, als z. B. die Eulen ein weit schärferes Gehör haben als viele Raubvögel, in hohem Grade entwickelt. Dies ist eine weise Einrichtung der Schöpfung, welche dadurch dem wichtigsten Momente im Leben des Vogels, dem Selbsterhaltungstriebe, Rechnung trägt. Um diesen befriedigen zu können, hat der Vogel gerade in jenen Organen vorzügliche Gebrauchsmittel erhalten, welche für ihn nicht minder bedeutungsvoll sind als für andere Lebewesen der Geruchs- und Geschmackssinn oder das sich in Tastorganen konzentrierende, oft äußerst feine Gefühl.

Nur der Geschmackssinn der Vögel wird im allgemeinen als schwach oder weniger als bei höher stehenden Wesen entwickelt bezeichnet und diese Erscheinung darauf zurückgeführt, daß nicht alle Vögel eine fleischige, vielmehr vielfach eine harte, hornartige, mit Papillen nicht versehene Zunge besitzen, welche mehr dazu dient, die Funktion des Schluckens auszuüben, als einen Geschmack wahrzunehmen.

Diese Erklärung läßt die Frage nach dem Vorhandensein eines Geschmackssinnes bei Vögeln, ohne ihn letzteren ganz und gar abzusprechen, für Beobachtungen offen, welche entsprechende Folgerungen auf einen nicht nur schwach entwickelten Geschmack zulassen. Ist es nun an sich schwierig, hierfür ausreichendes Beweismaterial, besonders soweit freilebende Vögel in Betracht kommen, beizubringen, so ist es auch nicht minder gewagt, aus einem Einzelfalle einen Schluß auf die Allgemeinheit ziehen zu wollen. Der Schein trügt nur zu oft, und durch Hypothesen wird nichts bewiesen. Von solchen Gesichtspunkten ausgehend, will ich mir erlauben, nachstehend die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers auf einige besonders stark hervortretende Züge aus dem Vogelleben zu lenken, welche mir wohl für das Vorhandensein eines manchmal recht guten Geschmacks bei Vögeln zu sprechen scheinen, indem ich mir allerdings bewußt bin, daß man mir Beweise des Gegenteils vorhalten und über unsere Frage verschiedener Meinung sein kann.

Vermöchte man, gerade was die Vögel der Freiheit anbelangt, überall

völlig einwandsfreie Beweise dafür herbeizuschaffen, daß sie für dieses oder jenes Insekt, hier für dieses, dort für jenes Saatkorn und dergleichen mehr besonderen Geschmack erkennen lassen, dann würde dadurch die Vogelschutzfrage ihrer Lösung um ein beträchtliches näher gerückt werden. Indes bestätigen uns doch manche freilebenden Vögel, vornehmlich aber viele unserer gefiederten Stubengenossen, daß dem Vogel nicht nur eine Geschmacksempfindung überhaupt eigen, sondern daß diese bei ihm oft in hohem Grade ausgebildet ist. In demselben Maße, wie wir unter den Geschöpfen des Tierreichs, um uns des Ausdrucks zu bedienen, „Allesfresser“ haben, welche keine Kost verschmähen, sowie solche Individuen, welche einer derben und harten Speise weichliche Nahrung oder diese der ersteren vorziehen, oder welche die süße Beerenfrucht mit demselben Behagen wie andere ihre thranige Kost genießen, haben wir auch unter unseren Vögeln solche, welche eine Nahrung der anderen vorziehen, hier für dieses, dort für jenes Futter sichtlich Geschmack, oft sogar eine unverkennbare Leckerei und Feinschmeckerei verraten. Insofern darf man denn auch davon reden, daß der Geschmack des Vogels individuell ist, und mit Bezug hierauf auch auf ihn das Sprüchwort anwenden: „De gustibus non est disputandum.“

Wie jedes Geschöpf sich zwecks seiner Ernährung bestimmten Stoffen zuwendet, wie sie Aufenthaltsort, Jahreszeit, klimatische, geologische und sonstige Verhältnisse ihm darbieten, und wie sie für sein körperliches Wohlbehagen und Gedeihen sich am zuträglichsten erwiesen haben, so thut dies auch der Vogel. Man könnte daher in Bezug auf seine Ernährungsweise und die dabei zum Ausdruck gebrachte Vorliebe für ein bestimmtes Futter, welches oft die Hauptnahrung bildet, ganz allgemein einen Unterschied machen zwischen Vögeln, welche für lebendige und solchen, welche für abgestorbene oder doch scheinbar tote Nahrung Geschmack zeigen und dann weiter eine Untereinteilung treffen in fleisch- und insektenfressende, sowie sich von Pflanzenstoffen ernährende einerseits und in Aasjäger, von Pflanzensamen, Körnern und Früchten lebende Vögel andererseits. Ganz stichhaltig dürfte zwar eine derartige Trennung dennoch nicht sein, weil z. B. der Adler, der, wie Brehm sagt, sich vorzugsweise von selbst erbeuteten Tieren, namentlich von Wirbeltieren, nährt, auch Aas nicht verschmäht, — eine Erscheinung, die wir übrigens auch an anderen unserer Raubvögel, z. B. am Mäusebussard, wahrnehmen, — und weil, wie ja bekannt, viele Körnervögel neben ihren Sämereien auch Insekten verzehren, gleich wie die in der Hauptsache von letzteren lebenden Individuen häufig Geschmack für Sämereien und für andere Früchte zeigen. Im Hinblick hierauf wäre es jedoch nicht richtig, wenn man aus dem Umstande, daß Amseln, die während des Winters bei uns bleiben, sich im Spätherbst Beerenfrüchte aufsuchen, auf das Vorhandensein eines besonderen Geschmacks schließen wollte. Es

unterliegt zwar keinem Zweifel, daß jenen Vögeln diese Nahrung mundet, sonst würden sie sie nicht fressen; es bewegt sie aber hierzu, infolge eines Mangels an sonstigem Futter, lediglich ein materieller Trieb, der Hunger. Dagegen kann man, wenn Vögel zu der Zeit, wo animalische und vegetabilische Kost für sie ausreichend vorhanden sind, abwechselnd dieser oder jener zusprechen, sich der Ansicht wohl nicht verschließen, daß sie hierzu von einem Geschmacksgefühl bewogen werden müssen. Und man darf dieses bei denjenigen Vögeln unbedingt als vorhanden annehmen, welche unter den mannigfachen Nahrungsstoffen, die ihnen die Natur darbietet, sich Leckerbissen erwählen, diese trotz sonstiger ihrer Individualität zusagender Nahrung immer wieder, anscheinend mit nicht zu bezähmender Naschlust, aufsuchen und oft dabei sogar ihr Leben der Gefahr aussetzen. Wenn der Sperling die jungen Pflänzchen zum Leidwesen des Gärtners sich zu Gemüthe zieht, obgleich für ihn gerade kein Mangel am anderem Futter vorhanden ist, wenn er von den Schoten und vom Getreide seinen Tribut erhebt oder im Verein mit Freund Starmatz, dem Pirol und der Krähe, ungeachtet aller vom Obstbauer getroffenen Verscheuchungsmaßregeln, sich an Kirschen delektiert, wenn die Meise am Bienenstock, Elster, Saat- und Nebelkrähe an Birnen sich gütlich thun und der Star die Pflaumen zehntet, dann beweisen sie alle doch, daß sie eine Vorstellung haben von dem, was gut schmeckt und daß sie zum mindesten nicht nur vom bloßen Instinkt geleitet werden. Dieselbe Erscheinung haben wir unter anderen Vögeln, bei Meisen, wenn sie zur Zeit der Reife der Sonnenblumenkerne in die Gärten kommen und, obwohl nicht gleichgültig gegen sonstige Nahrung, die ein Garten für sie stets in sich birgt, mit sichtlichem Wohlbehagen die wohlschmeckende Frucht herauspicken. Nun, und wenn wir einem Blick auf unseren goldgelben Hausfreund werfen, giebt uns dieser nicht durch den verschleuderten Rübsamen deutlich zu verstehen, daß ihm dieser bei weitem nicht so gut mundet als der Glanz, obgleich ersterer doch sehr inhaltreich und, wenn von guter Beschaffenheit, auch sehr wohlschmeckend ist? Auch daß Zucker besser schmeckt als ein Stückchen Semmel, weiß unser Kanarienvogel wohl zu unterscheiden. Ich lasse hierbei nicht außer acht, daß Vögel Nahrung an sich zwar nur infolge ihres Naturtriebes aufsuchen, möchte aber zugleich hervorheben, daß ihnen, in gleichem Maße wie anderen Tieren, ein sehr reges Unterscheidungsvermögen eigen ist. Wenn sie dieses nun unterstützt, eine gewählte Nahrung stets wieder zu erkennen, so müssen sie zuvor doch die Empfindung des Geschmacks davon gehabt haben, welche sie veranlaßt, jene immer wieder aufzusuchen, geradeso wie sie eine andere aus dieser Ursache meiden. Ich glaube daher den nicht unberechtigten Schluß ziehen zu dürfen, daß das Unterscheidungsvermögen des Vogels sich auch auf seinen Geschmackssinn ausdehnt. Zu dieser Ansicht wird auch wohl

jeder gelangen, der Vögel, sei es frei lebende, sei es gefangene, aufmerksam beobachtet.

Einen interessanten Beitrag zur Geschmacksfrage der Vögel finden wir in der Ornithologischen Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, Jahrg. 1892, Seite 426, Jahrg. 1893, Seite 87. Dort berichtet F. Lindner, daß „sich auf seinem großen Wallnußbaum wiederholt große Buntspechte, auch Dohlen in ganzen Schwärmen, einfanden und geschickt sich Nüsse aus ihrer geborstenen grünen Umhüllung hervorholten, die sie dann auf einem benachbarten Obstbaum einklemmten und mundgerecht machten.“ Und in derselben Zeitschrift, Jahrg. 1893, Seite 41, erzählt A. Knillge, daß die Raben- und Nebelkrähe sich ihm zu mehreren Malen als Feinschmecker entpuppt und sich an Wallnüssen „schon im September, als die Nüsse noch vollständig in der grünen Schale waren“, gelabt haben.

Wollte man nun sagen, daß derartige kleinere Geschmacksextravaganzen mehr einer Nascherei gleich kommen, als daß sie als positives Beweismittel für einen nach einer bestimmten Richtung hin ausgeprägten Geschmack des Vogels angesehen werden könnten, so möchte ich dieser Annahme die Beobachtung an einem Vogel entgegenhalten, der sowohl in seinem Freileben als auch in der Gefangenschaft ein sehr gutes Beispiel dafür abgiebt, daß der Geschmack bei ihm nicht nur ein von demjenigen anderer Vögel abweichender, sondern auch ein eigenartiger ist und der Feinschmeckerei — wohlverstanden vom Gesichtspunkte der Vogeldelikatesse aus betrachtet — oft sehr ähnlich sieht. Ich meine den Kuckuck. Es ist bekannt, daß dieser Vogel unter den verschiedenen Insekten, den Käfern, Schmetterlingen, Würmern, Maden u. s. w., für behaarte Raupen eine große Vorliebe hat und infolgedessen in Nadelholzwaldungen, wenn diese besonders stark durch Raupenfraß heimgesucht werden, zahlreicher als für gewöhnlich auftritt, diese Nahrung also aufsucht. Wenn er nun solchen Schädlingen, unter denen die Raupen des Prozessionsspinners, des Bären, der Nonne, der Tannenglucke den ersten Platz einnehmen, mit Eifer nachstellt, so darf das wohl als Beweis dafür gelten, daß diese Speise seinem Geschmack behagt. Ich möchte mich zu dieser Ansicht um so leichter bekennen als ich oft zu beobachten Gelegenheit hatte, daß der Kuckuck in der Gefangenschaft, wenn ich ihm die mannigfachsten lebenden und nicht lebenden Futtermittel vorsetzte, stets die behaarten Raupen zuerst ergriff, sie sogar dem ihm sonst immer mundenden Mehlwurm vorzog, bevor er sich glatten Larven oder gar künstlichem Ersatzfutter zuwandte. Ich habe darüber einmal einiges in Nr. 16, Jahrgang V der Zeitschrift „Natur und Haus“ mitgeteilt und möchte hier nur erwähnen, daß mir der Kuckuck von allen Vögeln, welche ich jung aufgezogen habe, auch einen sprechenden Beweis von verwöhntem Geschmack geliefert hat. Käsequark war

z. B. nichts für seinen Gaumen, auch das bekannte Mischfutter für Wurmvögel war lange Zeit nur Notbehelf für ihn, dagegen konnte er dem Leckerbissen Fleisch nicht widerstehen, d. h. es durfte nicht immer gekochtes oder in Streifen geschnittenes, es mußte gehacktes Schabefleisch sein. Ob dieses nun für ihn am Geschmack ebenso köstlich wie Raupenfutter war, vermag man leider nicht zu ergründen, jedenfalls zeigte er durch die Wahl der Futterstoffe, z. B. daß er auch dem Gelben gegenüber dem Weißen vom gekochten Ei mehr zusprach, daß seine Zunge und sein Gaumen in nicht geringem Grade empfindlich und empfänglich sind. Wie beim Kuckuck, tritt auch beim Rosenstar eine eigenartige Geschmacksrichtung hervor, der in sogenannten Heuschreckenjahren diesem die Landeserzeugnisse verheerenden Ungeziefer meilenweit folgt, ohne dazu, wenigstens darf man das wohl mit Recht bezweifeln, lediglich durch Hunger oder Mangel an sonstiger Nahrung bewogen zu werden, und nicht anders verhält es sich mit dem in sehr fruchtbaren Sommerjahren die Nadelholzwaldungen besuchenden Kreuzschnabel, sowie mit dem Tannenhäher, welcher die Frucht der Zirbelkiefer (Pinus cembra) so sehr bevorzugt daß er, wenn diese in seinen heimischen Waldungen schlecht gediehen, als Irrgast in den Wäldern der Ebenen auftaucht. Und hätte man dem Bienenfresser, sowie dem Wespenbussard wohl ihre Namen beigelegt, wenn sie nicht in auffälliger Weise stechenden Insekten, wie Hornissen, Bienen und Wespen, nachstellten, oder warum führt jene Drosseln, welche die aromatischen Beeren des Wacholderstrauches mit Vorliebe verzehrt, die Bezeichnung Wacholderdrossel?

Manch wertvolles Beweismaterial für den Geschmack der Vögel liefern übrigens ihre Gewölle, sowie die Untersuchungen ihres Mageninhalts. Wir wollen uns hier auf ein Beispiel beschränken. Zahlreiche Untersuchungen des Mageninhalts bezw. des Gewölles von Eulen haben erwiesen, daß von den bei uns vorkommenden Arten alle an Wirbeltieren Mäuse mit Vorliebe vertilgen, und in Mäusejahren bekunden sie diesen Geschmack noch dadurch, daß sie jenes Wildbret von Flur zu Flur verfolgen. Würden den Eulen die Mäuse nicht besonders gut schmecken, dann würden sie zweifellos die, wenn auch vielleicht nicht so lohnende, im Ergebnis aber ihren Geschmack befriedigende Jagd auf andere Tiere ausdehnen, die den Eulen bei ihrer Seh- und Hörschärfe und ihrem leisen Fluge ebenso wenig mißlingen würde als die auf jene Nager. Daß also die leichter zu erhaschende Beute für Vögel etwa maßgebend ist, sich dieser oder jener Nahrung zuzuwenden, oder daß sie zum Aufsuchen letzterer lediglich durch den Instinkt veranlaßt werden, kann man im Hinblick auf das eben Gesagte unbedingt nicht annehmen. Zwar leitet die Vögel bei der Wahl ihres Futters sehr oft ein Trieb, der aber nicht immer bloßer Instinkt ist, sondern häufig auf Verstand schließen läßt, doch immer wohl erst geweckt wird, nachdem sie wissen, was gut schmeckt oder nicht.

In demselben Grade, wie der Vogel Leckerbissen auf dem ihm von der Natur gedeckten Tisch herauszufinden vermag, kennt er auch das widerwärtig Schmeckende. Es werden manche Insekten ihrer widerlichen Sakrete wegen, welche sie dem Angreifer entgegenspritzen, wie z. B. der Pappelblattkäfer, von Vögeln nicht gefressen. Läßt dieser Umstand schon den Schluß auf ein Geschmacksvermögen zu, so darf man davon vielleicht noch eher sprechen, wenn Vögel Tiere, die nach unserer Wahrnehmung gar nichts Unangenehmes an sich haben, unberührt lassen oder doch sichtliche Aversion dagegen zeigen. Hierzu teilt Dr. Hennicke in der weiter oben bereits erwähnten Monatsschrift, Jahrg. 1897 Nr. 3, ein Beispiel mit, wonach seine „in stattlicher Anzahl gefangen gehaltenen Waldkäuze Maulwürfe nur mit Widerwillen und dann angenommen, wenn sie tagelang nichts anderes erhalten hatten.“ Man könnte nun einwenden, daß Vögel Insekten, welche übel riechen oder widerliche Säfte von sich geben, wohl durch ihren Geruchsinn wahrnehmen, und daß die Geschmacksnerven hierbei weniger in Frage kommen. Darauf ließe sich aber erwidern, daß ein mit solcher natürlichen Waffe ausgerüstetes Insekt von dieser erst dann Gebrauch macht, wenn es gereizt oder ergriffen wird, und wenn wir an die in Düngerhaufen, in mulmigem Holz u. dergl. verwesenden Stoffen lebenden und von Vögeln dort aufgesuchten Insekten denken, so haben wir wohl einen Beweis dafür, daß Geschmack und Geruch beim Vogel nicht immer in gleichem Maße sich zu erkennen geben, sondern daß dort, wo ihn sein Geruchsinn abstoßen müßte, der Geschmackssinn nicht immer widerlich berührt wird. Dafür spricht auch folgendes aus dem Leben gefangener Vögel. Wenn an heißen Sommertagen, an denen es manchmal nicht möglich ist, das Ersatzfutter für Insektenfresser in tadellosem Zustande zu erhalten, dieses kaum ein wenig unangenehm riecht und noch nicht einmal, wie man zu sagen pflegt, einen Stich hat, dann lassen Schwarzplättchen und Gartengrasmücke es unberührt, weil es ihnen nicht schmeckt — und das will bei letzterer, die ein ziemlich gefräßiger Vogel ist, viel heißen — während Drosseln, Rotkehlchen u. a. solches Futter noch stets annehmen, im Geschmack also jedenfalls weniger empfindlich sind. Damit ist aber nicht gesagt, daß die anscheinend weniger verwöhnten Vögel den Unterschied zwischen gutem und minderwertigem Futter nicht kennen; denn wenn zum Frühjahr, an Stelle der vorjährigen Rüben, mit den ersten frischen Möhren, die auf den Markt kommen, das Mischfutter zubereitet wird, dann beweisen die Käfigvögel, daß sie einen recht feinen Geschmack haben. Hierzu noch ein anderes Beispiel.

Unter den verschiedenen Buchfinken, welche ich jung aufgezogen, hatte ich einen, welcher beim Übergang von frischen Ameisenpuppen zu eingequellten Sämereien, sobald ich ihm diese auf einem löffelförmigen Hölzchen darreichte,

den Schnabel fest schloß und selbst dann, wenn ich ihn zwangsweise oder hinterlistig eine Portion einflößte, diese unter unverkennbarem Widerwillen in den meisten Fällen wieder ausspie. War ihm dies nicht mehr möglich, so trat oft eine Magenindisposition ein, die mich schließlich nötigte, um den Vogel nicht zu verlieren, von meinen Versuchen abzulassen. Inwieweit das an Stelle natürlicher Nahrung gereichte Ersatzfutter den Vögeln mundet, das scheint demnach schon bei jungen Vögeln von einem individuellen Geschmack abzuhängen.

Es muß sich übrigens der Käfigvogel ebenso wie an die von seinem Naturleben abweichenden Verhältnisse auch an das Ersatzfutter gewöhnen; denn jene verändern nicht nur seine Lebensweise, sondern zwingen ihn auch seinen Geschmack der von der natürlichen sehr verschiedenen Nahrung anzupassen. Wie der Wurmvogel-Frischling nicht sofort am künstlischen Futter Geschmack findet, sondern sich erst allmählich an dieses gewöhnt, so ist es auch bei Körnervögeln. In den meisten Fällen tritt hierbei der Geschmack anfangs nur als Nascherei, später indes so deutlich zu Tage, daß fast alle Vögel die Leckerbissen aus dem ihnen gereichten Futter wohl herauszufinden wissen. Geradeso wie der Papagei, der um menschliche Kost, nachdem er sie nur einmal erhalten, förmlich bettelt und, wenn man sie ihm verweigert, verzweiflungsvoll sich seinem Hanffutter zuwendet, welches ihm besser schmeckt als der Mais, so bevorzugen andere Käfigvögel Mohn, Hanf, Hafer, frische Ameisenpuppen, Mehlwürmer, Früchte oder dergl. in auffallender Weise. Man lege einer Blaumeise die verschiedensten Sämereien zugleich mit einem Stückchen Nuß vor, so wird sie in diesem ihren Leckerbissen erkennen, und wenn meine Goldhähnchen eine getrocknete oder nur kurze Zeit erst tote Fliege instinktiv mir zwar abnehmen, sie aber dann fallen lassen, während sie dasselbe Insekt, im Mischfutter angefeuchtet, sofort hervorholen und mit dem gleichen Behagen fressen, wie sie den weichen Inhalt eines Mehlwurms aussaugen oder wie Grasmücken den süßen Inhalt einer Feige, Rosine oder Weintraube schlürfen, dann scheinen diese wie jene doch wohl zu empfinden, was gut schmeckt. Wenn ich noch den Wiedehopf und rotrückigen Würger erwähne, welche sich beide bei mir als „Gutschmack" eingeführt und in Bezug auf den Wohlgeschmack von rohem Fleisch ein feines Unterscheidungsvermögen an den Tag gelegt haben, so ist die Liste der Gourmands damit noch nicht erschöpft. Die wenigen Beispiele mögen aber genügen. Anführen möchte ich nur noch, daß unter denjenigen Vögeln, welche in der Freiheit mit Vorliebe von Beeren und Früchten naschen, nicht alle in der Gefangenschaft denselben Geschmack zeigen. Z. B. haben meine Rotkehlchen, Meisen, Grasmücken, Dompfaffen und andere Hollunderbeeren nur in verschwindendem Maße Beachtung geschenkt, vielleicht deshalb, weil sie ein ihrem Geschmack mehr zusagendes Futter im Gebauer hatten. Doch haben andere Liebhaber entgegen-

gesetzte Erfahrungen gemacht. Jedenfalls ist damit ein weiteres Beispiel für den individuell verschiedenen Geschmack des Vogels erbracht.

Bisweilen bietet die Speisenkarte der Vögel dem Beobachter auch Merkwürdigkeiten. Ich habe hierbei weder den Strauß im Auge, der allerlei für seine Verdauung zwar notwendige, sonst aber wenig appetitliche Gegenstände verschluckt, noch die Amsel, welche im Winter Talg- und Speckstückchen, Wursthaut und ähnliches aus Hunger aufsucht, noch Vögel, welche ein Bedürfnis nach salzhaltigen Stoffen bekunden, das hat mit dem Geschmack, von welchem wir hier reden, nichts zu thun; doch wenn ein Rotkehlchen sich Hanfkörner aussucht oder Goldhähnchen Mohnsamen und Nußabfälle naschen, so ist dies jedenfalls auffällig, weil man gerade von diesen Vögeln annimmt, daß sie beim Vorhandensein von Insektennahrung oder eines Ersatzfutters hierfür Körnern nicht zusprechen. Und wenn ein jung aufgezogener Star eines für mich sehr glaubwürdigen Mannes mit wahrem Behagen sich an Bier delektierte und schon beim Klappern mit der Flasche oder dem Glase nach dem edlen Naß förmlich zu lechzen schien, dann muß man sich doch unwillkürlich fragen, ob es dem Vogel um den Gerstensaft und den darin enthaltenen Alkohol zu thun war, oder ob der Zusatz an Zuckergehalt ihn zum Genusse des Bieres anregte.

Haben wir bis jetzt vom physischen Geschmack des Vogels gesprochen, so wollen wir noch eine andere Geschmacksrichtung von ihm kurz beleuchten. Sehr oft lassen Vögel durch ihr Thun und Treiben erkennen, daß ihnen ein Gefühl innewohnt, welches wir psychischen Geschmack nennen. Wenn im Frühjahr das Liebeswerben unserer Gefiederten beginnt und um den Besitz eines Weibchens oft die heftigsten Kämpfe entbrennen, so muß man zwar zugeben, daß die Flugkünste und die beim Anblick des Nebenbuhlers erwachende Erregung in erster Linie dem sexuellen Triebe des Vogels entspringen, doch kann man nicht bestreiten, daß hierbei ein seelischer Affekt, ein gegenseitiges Gefallen der verschiedenen Geschlechter aneinander mitspricht. Das ist allerdings nur eine Hypothese, für welche die Beweisführung schwierig ist. Doch wenn man lediglich den rohen Naturtrieb ohne eine Beigabe von Schönheitssinn und Schönheitsgefühl, dem Vogel zuschreiben wollte, dann müßte er seine Gunst doch jedem beliebigen Weibchen erweisen, wie dies einige Vögel ja auch thun, und es würde dann einerseits von einer Monogamie bei Vögeln, wie sie verschiedene innehalten, nie die Rede sein können, andererseits könnte die Züchtung unter gefangenen Vögeln dann kaum großen Schwierigkeiten begegnen. Eine Vereinigung von Männchen und Weibchen erfolgt aber, wie jeder weiß, der Züchtungsversuche angestellt hat, auch unter den dem Vogel dargebotenen günstigsten Verhältnissen noch nicht, wenn die Geschlechter nicht Geschmack aneinander finden. Selbst unser Kanarienvogel geht nicht mit jedem Weibchen eine

Ehe ein, während man manchmal unter den denkbar ungünstigsten Umständen Vögel zur Paarung schreiten sieht. Ein ästhetisches Gefühl, sei es nun, daß dieses sich äußert im Geschmack für schöne Gestalt, hübsches Gefieder, im Behagen für die Örtlichkeit oder für sonstige uns verborgen bleibende Eigenschaften, scheint dem Vogel hiernach doch wohl eigen zu sein. Das zeigt uns schon der Haushahn, der unter den vielen Schönen seines Harems eine Herzensdame besitzt.

Noch nach einer anderen Richtung hin tritt ein psychischer Geschmack des Vogels hervor. Es ist festgestellt, daß Vögel bisweilen beim Nestbau Stoffe verwenden, welche gerade nicht, wie man bei der Vorsicht dieser Tiere annehmen müßte, dazu dienen, ihr Heim forschenden Blicken zu entziehen. Man fragt sich z. B. vergebens nach einem Grund, weshalb der Pirol in sein Nest Papierschnitzel, welche doch durch ihre Farbe auffallen und nicht einmal ein gefügiges Material abgeben, einflechtet, wenn man diesen Umstand nicht einem besonderen Geschmack des Vogels zuschreibt. Ebenso unerklärlich bliebe es, weshalb die laubenartigen Spielnester der nach diesen Bauten benannten australischen Laubenvögel in so eigenartiger Weise angelegt und noch mit Schmuckgegenständen ausgestattet werden. „Außer Zweigen“, sagt Brehm, „schleppen die Laubenvögel noch die verschiedensten Dinge herbei, um ihre Laube zu schmücken. Man bemerkt buntfarbige Federn, welche zwischen das Reisig der Wände eingeflochten, Muscheln, Schneckenhäuser, gebleichte Knochen, bunte Steine und ähnliche Dinge, welche vor dem Aus- und Eingange hingelegt werden, und darf sicher sein, irgend einen verlorenen, glänzenden Gegenstand vor den besagten Lauben wieder zu finden.“ Und die den Laubenvögeln verwandten Kragenvögel errichten nach den Mitteilungen des genannten Forschers ebenfalls geschmückte Lauben. „Das Reisig der äußeren Wandungen wird mit langen Halmen überlegt, Zweige und Gräser werden durch Steine befestigt und diese so künstlich geordnet, daß vom Eingange an jeder Seite Fußsteige entstehen, zwischen denen die herbeigeschleppten Schmuckgegenstände, Muscheln, Federn, Schädel und Knochen kleiner Säugetiere, haufenweise liegen.“ Eine derartige Lebensäußerung verdient sicherlich eine andere Bezeichnung als Spitzbüberei, wie wir sie leichthin wohl nennen. Eine ganz ähnliche Geschmacksrichtung für auffallende Dinge gewahren wir übrigens an unseren Raben, Dohlen und Elstern, in deren Nestern sich oft glänzende Gegenstände vorfinden, welche von diesen Tieren aus einem kaum anders erklärlichen Grunde als aus einer Vorliebe dafür, alias Geschmack, verborgen werden.

Nicht minder deutlich tritt ein psychischer Geschmack auch bei Vögeln hervor, welche unter dem ihnen dargereichten Nistmaterial bunte Fäden und unter diesen wieder eine besondere Farbe bevorzugen. Man hat es hier mit einer gleichen Erscheinung wie eben beim Pirol zu thun. Wenn man hierbei erwägt, daß

Nester zunächst aus dem allen Vögeln gemeinsamen Triebe der Selbsterhaltung errichtet und aus Furcht vor Gegnern möglichst verborgen, auch aus einem der Umgebung bestens angepaßten Material verfertigt werden, so muß man Abweichungen hiervon, noch dazu, wenn sie, wie geschildert, auffallenden Schmuck erkennen lassen, wohl als Zeichen eines vorhandenen Geschmackssinnes ansehen.

Ich könnte noch davon sprechen, daß die Vögel für besondere Örtlichkeiten — wie die Nachtigall z. B. für Gegenden mit kleineren Gewässern — Geschmack zeigen, daß Vögel an gewählten Niststätten oft mit großer Zähigkeit festhalten, daß z. B. Kanarienvögel, wie man mir erzählt hat, daran Geschmack fanden, sich in kleinen der Zigarre entsteigenden Rauchwölkchen zu tummeln (was mir allerdings zweifelhaft erscheint) und dergleichen mehr; doch habe ich die Aufmerksamkeit des verehrten Lesers bereits über Gebühr in Anspruch genommen.

Darum schließe ich die kleine Abhandlung mit dem Wunsche, daß es mir gelungen sein möchte, die Frage vom Geschmack der Vögel durch die wenigen gebrachten Beispiele, wenn auch nicht über jeden Zweifel erhaben gelöst, — denn altera pars audiatur — doch im großen und ganzen richtig beurteilt zu haben.

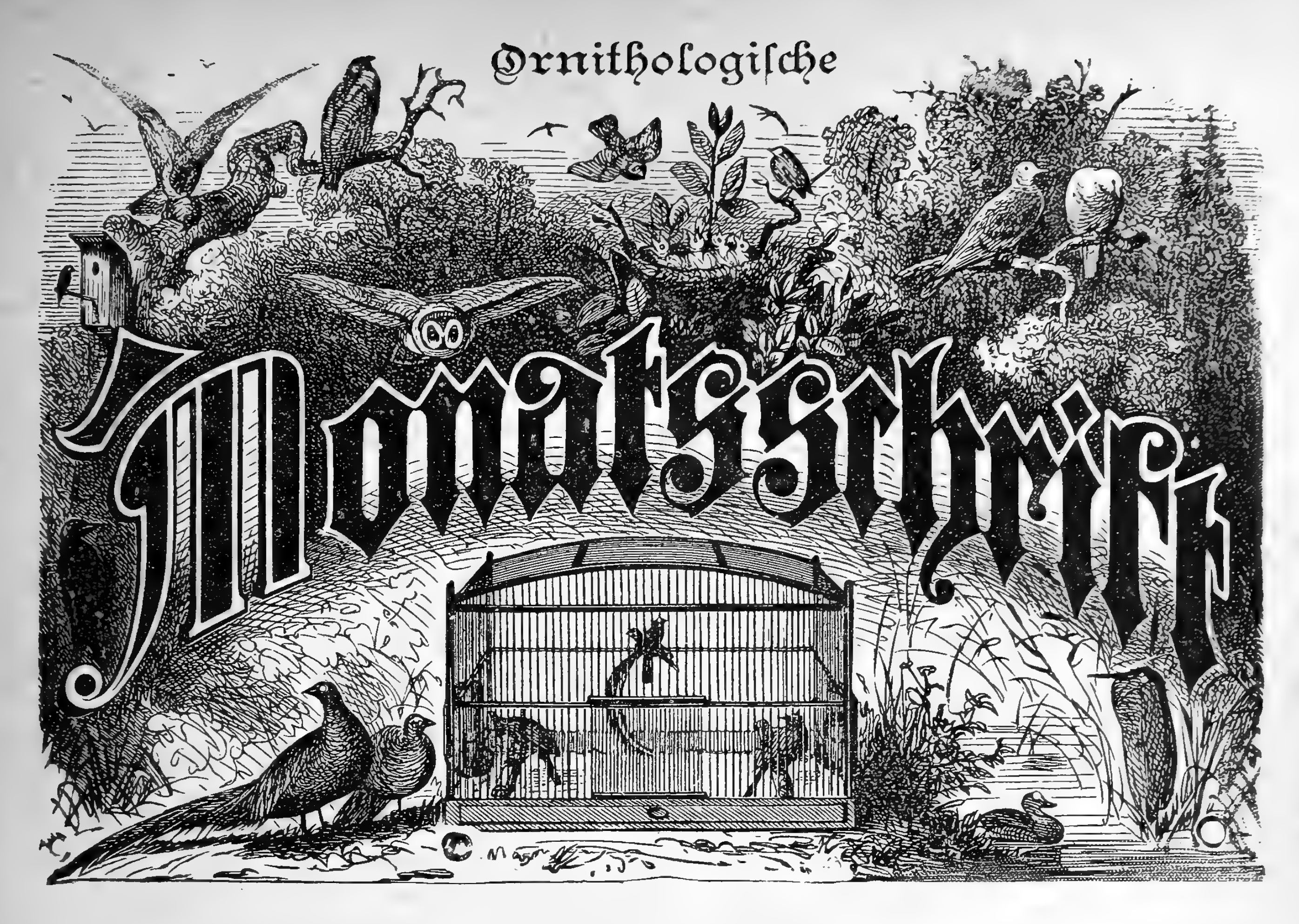
Kleinere Mitteilungen.

Der **italienische Minister des öffentlichen Unterrichts** empfing Herrn Dr. Carl Ohlsen, der ihm die Wünsche der letzten internationalen landwirtschaftlichen und ornithologischen Kongresse, an denen er teilgenommen, vorlegte, welche die Notwendigkeit betonen, in die Dorf- und Landschulen den praktisch-ornithologischen **Unterricht zu gunsten des Vogelschutzes** einzuführen. Zugleich empfahl Herr Dr. Ohlsen, dieses neue Lehrfach mit der in den betreffenden italienischen Schulen kürzlich eingeführten Landwirtschaft zu verknüpfen. Herr Minister Baccelli nahm die Mitteilungen und Vorschläge Herrn Dr. Ohlsens äußerst günstig auf und beauftragte ihn sofort, ein Programm aufzustellen und es dem Ministerium vorzulegen. H.

Denjenigen unter unseren Vereinsmitgliedern, welche frühere Jahrgänge unserer Monatsschrift zur Ergänzung ihrer neueren Jahrgänge zu erwerben wünschen, geben wir die Nachricht, daß die Jahrgänge **1878** und **1879**, **1882 bis einschließlich 1898** zu je **drei** Mark nebst den eleganten **Einband-Decken** von unserem Rendanten, Herrn **Rohmer** in Zeitz, bezogen werden können. Bei Entnahme von fünf fortlaufenden Jahrgängen auf einmal ermäßigt sich der Preis auf **zwei** Mark für den Jahrgang. Eine einzelne Einband-Decke kostet **90** Pfg.

Der Vorstand.

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.



des

Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von **E. v. Schlechtendal.**

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Redigiert von
Dr. **Carl R. Hennicke**
in Gera (Reuß),
Dr. **Frenzel,**
Professor Dr. **O. Taschenberg.**

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. März 1899. Nr. 3.

Neu beigetretene Mitglieder.

I.

1. Behörden und Vereine: Stadtmagistrat in Bayreuth; Bürgermeister-Amt in Sterkrade; Stadtmagistrat in Straubing; Stadtverwaltung in Trier; Redaktion des St. Hubertus in Cöthen (Anhalt); Societas pro fauna et flora fennica in Helsingfors (Finland); Verband der Vereine für Geflügelzucht in Westfalen und Lippe in Herford; Bauern-Verein in Merseburg; Landwirtschaftlicher Kreis-Verein für Norderdithmarschen, Heide; Volksschullehrer-Bibliothek in Remscheid; Gartenbau-Verein in Rudolstadt; Verein für Geflügelzucht und Vogelschutz für das Amt Salder und Umgegend in Salder.
2. Damen: Frau Adelheid Bensch in Dresden; Frau M. Beusegger in Rosenheim (Oberbayern); Fräulein Frida von Rosenstiel in Gorgast (Oderbruch).
3. Herren: Sanitätsrat Dr. Barwiński in Bad Elgersburg; Hofapotheker Bayer in Rudolstadt; Hauptlehrer Böhm in Langenbrück bei Wiese; Gustav Büscher, Primaner in Bremen; E. Christoleit, cand. theol. in Wehlau; A. Clevisch, cand. med. in München; Hütten-Direktor H. Dresler in Creuzthal (Westf.); Major Elten in Pillau; Bürgermeister Max Fischer in Kipfenberg (Bayern); Archidiakonus Fleischmann in Rudolstadt; Amtsrichter Fritz Gerhardt in Gera; Richard Grabner, Fabrikant in Reichenbach i. V.; Werner Groß, Vikar in Fürsten-Ellguth bei Bernstadt i. Schles.; Königlicher Forstmeister Hesse in Rosenfeld b. Torgau; Forstassessor Holtzberg in Braunschweig; Königlicher Amtsanwalt Karl Kayser in Ratibor (Schlesien); Friedrich Kirschenfauth, Verlagsbuchhändler in Stuttgart; R. Franc von Liechtenstein, Rentner in Homburg v. d. Höhe; Baron von Lösecke, Königl. hannöverscher Hauptmann a. D. in Celle; August Lohrengel, Beamter der Städte-Feuer-Societät in Merseburg; Dr. G. Matthes, Realgymnasial-Direktor in Witten a. d. Ruhr; Dr. med. Max Müller in Gera-Untermhaus; Adolf J. Müller, Zahnarzt in Wien; H. G. Nielsen, Fabrikleiter in Spechthausen bei Eberswalde; Wilhelm Nienburg, Gymnasiast in Nienburg a. d. Weser; Gottfried Otto, Gutsbesitzer in Mammendorf bei Eichenbarleben; Königlicher Regierungs-Präsident Freiherr von der Recke in Merseburg; Martin Simon in Graudenz; Lehrer Sonnemann in Bremen; Gemeindevorsteher Vallo in Bersenbrück; Otto Voigt in Gernrode a. Harz; Baurat Wagenschein in Torgau; Paul Waschek, Hauptlehrer und Organist in Schmardt bei Kreuzburg (Schles.); Dr. med. Wiedeburg in Bad Elgersburg; Kaiserl. Rentmeister Wiedeburg in Benfeld (Elsaß).

Satzungen

des

Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt

nach den Generalversammlungen

vom 17. Januar 1883, 17. Januar 1884 und 3. April 1897.

§ 1.

Zweck des Vereins ist: Förderung der Vogelkunde, Hegung der nützlichen oder harmlosen Vogelarten, Schutz der gesamten heimischen Vogelwelt vor jeder nicht gerechtfertigten Verfolgung, sowie Hebung der Zucht und der Pflege der Park-, Haus- und Zimmervögel.

§ 2.

Der Verein wird, um obigen Zweck zu erreichen, zweckentsprechende Schriften veröffentlichen und nach Bedürfnis Versammlungen halten.

Der Verein behält sich außerdem vor, Züchtungsversuche zu unterstützen, sowie hervorragende Züchtungserfolge und ausgezeichnete Leistungen auf dem Gebiete der Vogelpflege und des Vogelschutzes durch Ehrengaben anzuerkennen.

Auch Ausstellungen können vom Verein veranstaltet werden.

§ 3.

Der Verein besteht aus 1. Ehrenmitgliedern,
2. Außerordentlichen und korrespondierenden,
3. Ordentlichen Mitgliedern.

Die Ernennung der außerordentlichen und korrespondierenden Mitglieder geschieht durch den jedesmaligen Vorsitzenden.

Wer als ordentliches Mitglied dem Vereine beizutreten wünscht, hat dies einem Vorstandsmitgliede schriftlich oder mündlich mitzuteilen, und hat der Vorstand daraufhin das Weitere wegen der Aufnahme zu veranlassen.

Der Eintritt in den Verein ist zu jeder Zeit gestattet, der Austritt nur mit dem 31. Dezember des laufenden Jahres, und ist derselbe spätestens bis zum 15. Dezember des Austrittsjahres dem Vorsitzenden anzuzeigen.

§ 4.

Zur Bestreitung der ordentlichen Ausgaben wird von den ordentlichen Mitgliedern ein jährlicher Beitrag von fünf Mark (von ausländischen ein solcher von 6 Mark) und ein Eintrittsgeld von 1 Mark erhoben.

Der Jahresbeitrag ist von neueintretenden Mitgliedern sofort, im übrigen innerhalb der beiden ersten Monate des Jahres an den Rendanten des Vereins zu zahlen.

Erfolgt die Zahlung der Beiträge nicht innerhalb dieser Frist, so wird angenommen, daß die Einziehung durch Postnachnahme auf Kosten des betreffenden Mitglieds erfolgen soll.

§ 5.

Für Förster und Volksschullehrer beträgt der jährliche Beitrag drei Mark.

§ 6.

Die gesamte Leitung und Verwaltung des Vereins liegt dem Vorstande ob; derselbe besteht aus

einem ersten Vorsitzenden,
einem zweiten Vorsitzenden,
einem ersten Schriftführer,
einem zweiten Schriftführer und
acht Beisitzern.

Die sämtlichen Mitglieder des Vorstandes werden auf drei Jahre von einer dazu berufenen allgemeinen Vereinsversammlung gewählt.

In Rechtssachen wird der Verein durch den ersten und zweiten Vorsitzenden vertreten.

§ 7.

Nach Ablauf eines jeden Vereinsjahres hat der Vorstand eine allgemeine Vereinsversammlung zu berufen und Rechnung zu legen.

§ 8.

Für bestimmt abgegrenzte Gebiete (Bezirk, Kreis, Stadt) können zur wirksameren örtlichen Förderung der Vereinszwecke, auf Antrag der daselbst wohnhaften Vereinsmitglieder und mit Zustimmung des Vorstandes, besondere örtliche Abteilungen des Vereins mit einem Vorsitzenden und einem Schriftführer, der zugleich Stellvertreter des Vorsitzenden ist, gebildet werden. —

Der Vorsitzende und der Schriftführer einer solchen Abteilung wird von den Mitgliedern derselben aus ihrer Mitte auf drei Jahre gewählt.

§ 9.

Seinen Sitz hat der Verein da, wo der zeitige erste Vorsitzende des Vorstandes wohnt.

§ 10.

Über Aufhebung des Vereins, Flüssigmachung und Verwendung des Vereinsvermögens, sowie Abänderung dieser Satzungen kann nur eine zu diesem Zweck berufene Generalversammlung mit einer Stimmenmehrheit von zwei Drittel der anwesenden Mitglieder Beschluß fassen.

Merseburg, 24. Februar 1895.

Der Vorstand des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt.

Jacobi von Wangelin,	Dr. Carl R. Hennicke,	Prof. Dr. O. Taschenberg,
I. Vorsitzender.	II. Vorsitzender.	I. Schriftführer.



Fuss des Rauhfussbussards, Archibuteo lagopus (Brünn.).



Die Fänge der Raubvögel.

Von Dr. Carl R. Hennicke.

IV.

(Mit Schwarztafel V.)

Der Rauhfußbussard, Archibuteo lagopus (Brünn).

Der Lauf ist bis zu den Zehen befiedert, nur die Rückseite ist in einer Ausdehnung von 1 cm Breite nackt und genetzt. Dieser nackte Streifen wird aber nur dann sichtbar, wenn die Federn auseinander gesträubt werden. Er ist oben mit ganz feinen netzförmigen Täfelchen besetzt, die nach unten zu immer gröber werden. Seine Farbe ist gelb. Die Federbekleidung ist meist kleinfleckig. Die Länge des Laufes beträgt 7—8 cm.

Die Zehen sind kurz, schwach, ihre Farbe ist hochgelb. Zwischen der äußeren und der Mittelzehe befindet sich eine kurze Spannhaut. Bedeckt sind die Zehen mit feinen, netzförmigen Täfelchen und auf ihrem Endgliede mit einigen umfassenden Quertafeln. Die Mittelzehe mißt mit der Kralle ungefähr 5,5 cm, die hintere ungefähr 5 cm, die äußere 3,7, die innere 5,2 cm.

Die Krallen sind scharf, ziemlich stark gekrümmt und schwarz von Farbe. Sie messen: an der Mittelzehe 2, an der Innenzehe 2,5, an der Hinterzehe 3, an der Außenzehe 1,3 cm.

Der abgebildete linke Fang stammt von einem in Finland erlegten Exemplar.

V.

(Mit Schwarztafel VI.)

Der Mäusebussard, Buteo buteo (L.).

Die Fänge sind verhältnismäßig schwach. Der Lauf ist vorn nicht ganz bis zur Mitte befiedert, hinten unbefiedert. Seine ganze Hinterseite und der unbefiederte Teil der Vorderseite ist mit in Reihen gestellten, großen, umfassenden Quertafeln besetzt, deren unterste auf der Vorderseite schmaler, aber wenig niedriger als die übrigen sind. Die Zahl der Schilder auf der Vorderseite schwankt sehr. So zeigt der eine der abgebildeten Fänge zehn, der andere dreizehn Schilder. An den Seiten und an der Zehenwurzel ist der Lauf genetzt. Seine Länge beträgt ungefähr 7 cm.

Die Oberseite der kurzen und nicht sehr dicken Zehen ist bis gegen die Mitte oder noch weiter hinauf mit größeren Quertafeln bedeckt, deren Zahl auf der Mittelzehe zehn bis dreizehn, auf der Außenzehe sieben, auf der Innenzehe vier beträgt. Der übrige Teil der Zehen ist genetzt. Die Länge der Mittelzehe beträgt ca. 3,5, die der Hinterzehe 1,8, die der Außenzehe 3, die der Innenzehe 2,5 cm. Die äußere Zehe ist durch eine kleine Spannhaut bis zum ersten Ge=

lenk mit der mittleren verbunden. Die Farbe des Laufes und der Zehen ist gelb. Die Krallen sind schwarz oder auch (bei sehr hellen Exemplaren) licht gefärbt, ziemlich groß und scharf, aber nicht sehr stark gekrümmt. Die der Innenzehe mißt ca. 2,5, die der Mittelzehe 1,8, die der Hinterzehe fast 3 cm.

Die beiden Vögel, deren Fänge auf beiliegender Tafel abgebildet sind, wurden in Finland erlegt.

Beitrag zur Magenfrage „nützlicher“ Vögel.

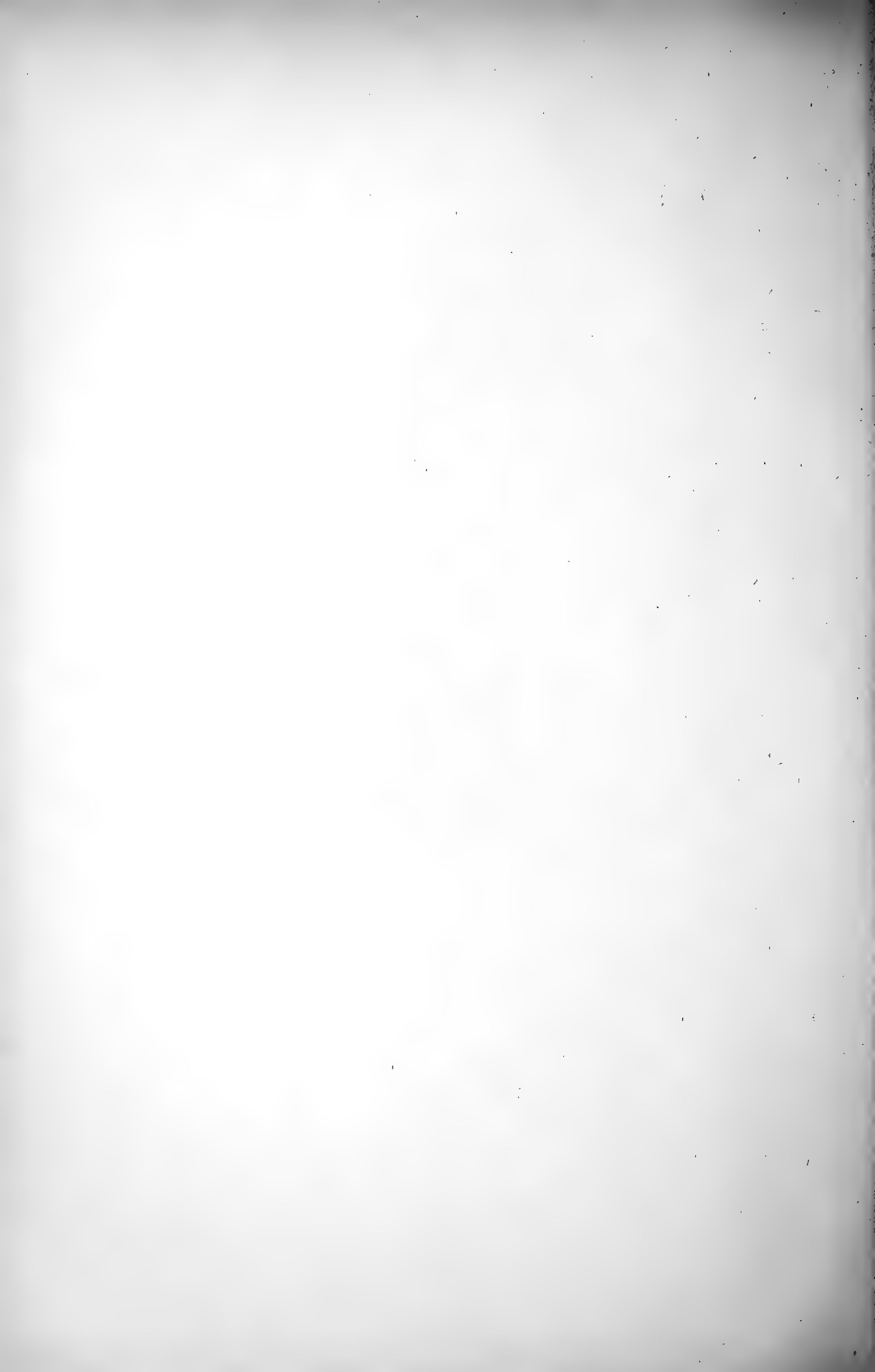
Von Fr. Lindner.

Der nicht nur seinen Fachgenossen und akademischen Hörern, sondern auch den Lesern unserer besten deutschen belletristischen Zeitschriften durch seine trefflichen, oft mit köstlichem Humor gewürzten Schilderungen tierischen Lebens wohlbekannte Leipziger Zoologe Professor William Marshall erzählte einst in einem seiner Vorträge, wie er auf der Insel Korfu einem jungen Burschen Vorhalt darüber gemacht habe, daß derselbe mit südländischer Herzlosigkeit eine Menge unserer beliebtesten und nützlichsten Singvögel — und zwar waren es Gartengrasmücken, die er als erwürgte Beute in der Hand hielt — getötet habe. Die Antwort des Korfioten lautete: In Korfu sängen diese Vögel nicht, wohl aber wären sie schädlich, da sie die Feigen und anderes schmackhaftes Obst plünderten. Der Herr Professor bestritt die letztere Behauptung, mußte sich aber, wie er eingestand, zu seiner Verwunderung von ihrer Richtigkeit sogleich überzeugen lassen, indem der Vogelmörder den Mageninhalt jener Grasmücken vorwies und seinem Tadler die Feigenplünderer selber „bei der Arbeit“ zeigte. Wäre Herr Professor Marshall in seinen Knabenjahren ein ebenso „böser Bube“ gewesen, wie jener Korfiote — und wie der Schreiber dieser Zeilen, der seiner Vogelfängerei so manche interessante Beobachtung verdankt, dann wäre ihm die seine Schützlinge so arg kompromittierende Berichtigung seitens des Korfioten erspart geblieben.

Da neuerdings von verschiedenen ernsten Forschern, wie Prof. Dr. G. Rörig-Berlin, C. Loos, J. Thienemann, W. Baer und O. Uttendörfer u. a., der Nahrung der Vögel wieder besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, teils aus rein wissenschaftlichen Beweggründen, teils zu praktischen Zwecken, d. h. um zu einem begründeten Urteil über den relativen Schaden oder Nutzen gewisser Vogelarten zu gelangen, so dürften nachfolgende Beobachtungen über die Nahrung einiger Arten, die allgemein zu den nützlichsten gerechnet werden, nicht ohne Interesse sein. Wenn durch meine Mitteilungen der bisherige gute Ruf und Ruhm der „Nützlichkeit“ dieser Arten freilich stark erschüttert wird, so halte ich mich doch dazu für verpflichtet. Denn einmal steht dem Schaden, den diese Vögel anrichten, ein größerer Nutzen gegenüber, sodaß selbst diejenigen, die keinen



Füsse des Mäusebussards, Buteo buteo (L.).



anderen Maßstab der Beurteilung gelten lassen wollen, als den des materiellen Schadens oder Nutzens, d. h. den menschlichen Egoismus, noch kein Recht daraus herleiten sollen für eine feindselige Stellungnahme, also für ein Verfolgen und Töten der in Frage stehenden Arten. Andererseits muß es sich bei allen Forschern der Wissenschaft nicht in erster Linie darum handeln: „Was bringts ein, welchen materiellen Gewinn oder Schaden bringt es mit sich?", sondern vielmehr um die Frage nach der Wahrheit, mag diese nun angenehm oder bitter sein. Die Begriffe „nützlich" und „schädlich" sind ja überdies so wie so keine feststehenden, absoluten, sondern sehr schwankende und relative. So kann ein und derselbe Vogel wegen der durch seine Lebensweise berührten einander entgegenstehenden Interessen seiner menschlichen Beurteiler vom Standpunkt des Landwirts für nützlich, vom Standpunkt des Jägers aber für schädlich gehalten werden, und zwar nicht, wie es oft geschieht, nach bloßem Vorurteil und aus Unkenntnis — man denke nur an die blindwütig verfolgten Eulen! — sondern auch aus guten Gründen. Der auf einer höheren Warte des Urteils stehende Naturfreund, der nicht nur materielle, sondern auch ästhetische und naturphilosophische Gründe gelten läßt, wird in keinem einzigen Falle, selbst nicht in dem der größten Gefährlichkeit und Schädlichkeit, dem Menschen das moralische Recht zur völligen Vertilgung auch nur einer einzigen Tierart zuerkennen. Soll auch selbstverständlich nicht das Recht bestritten werden, sich gegen schädliche Tiere so weit als nötig zu wehren, so hat doch jede vorhandene Art so lange eine natürliche Existenzberechtigung, bis sie sich selbst ausgelebt hat. Durch gewaltsame Eingriffe des Menschen herbeigeführte völlige Ausrottungen ganzer Arten, wie sie leider schon so oft vorgekommen sind und noch immer drohen, sind nie wieder gutzumachende Versündigungen an der Allmutter Natur, Störungen des „Kosmos".

Ich schicke diese grundsätzlichen Bemerkungen voraus, um von vornherein die nachfolgenden Mitteilungen vor Mißdeutung zu sichern und falschen Konsequenzen, d. h. einer systematischen Verfolgung der in Frage stehenden Arten zu wehren, freilich aber auch nicht jener altjüngferlichen Sentimentalität das Wort zu reden, die in der Abwehr empfindlichen Schadens durch Töten der Schädlinge, ja schon in dem Fangen, Halten oder Töten einiger der „lieben armen Vöglein" ein himmelschreiendes Verbrechen sieht.

Doch nun zum Thatbestand selber! Gegenstand meiner hier mitzuteilenden besonderen Beobachtungen waren 1. Amseln, 2. Blaumeisen und 3. Gartengrasmücken.

Alle drei Arten verdienen im Frühjahr und zu Beginn des Sommers das Prädikat „sehr nützlich" — mit einer gleich zu erwähnenden Einschränkung. Insekten, die uns belästigen, Raupen und Gewürm, also kleine Tiere, die zum

großen Teile schädlich sind, bilden die Nahrung in dieser Zeit. Man muß mit der Uhr in der Hand in der Nähe der schon Junge enthaltenden Nester dieser Gartenvögel beobachtet haben, welche unglaubliche Menge von Kerfen und Gewürm zur Nistzeit von ihnen verbraucht wird. Prof. Rörigs sorgfältige Beobachtungen über quantitativen und qualitativen Verbrauch von Nahrung im Gefangenleben, wie sie in Nr. 11 des 98er Jahrganges der Monatsschrift mitgeteilt sind, geben davon ein deutliches Bild. Freilich kann auch selbst in dieser verhältnismäßig günstigsten Jahreszeit, während welcher die erwähnten allbekannten gefiederten Freunde fast ausschließlich von Insekten leben, doch nicht von einem absoluten Nutzen derselben geredet werden; denn 1. ist ein Teil der von ihnen gefressenen Insekten nicht schädlich, sondern entweder von indifferenter ökonomischer Bedeutung für uns oder sogar direkt nützlich; 2. habe ich oft beobachtet, wie Meisen, namentlich Blau- und Sumpfmeisen, zur Zeit der Obstblüte und kurz nach derselben eine Menge von Obstblüten, in denen sie Insekten vermuten, abhacken und zerbeißen — ein Zerstörungswerk, an dem auch der Erzschelm Spatz eifrig sich beteiligt. Immerhin ist in dieser Jahreszeit der Nutzen jener drei Arten deutscher Singvögel ein den Schaden weitaus überwiegender. Aber „es ändern sich die Zeiten und — die Vögel mit ihnen", so darf ich wohl das bekannte altrömische Sprichtwort von der Wandelbarkeit alles Menschlichen ornithologisch variieren. Sobald die Zeit der Beeren- und Obstreife kommt, scheinen unsere „insektenfressenden" gefiederten Sänger fast alles „entomologische Interesse" verloren zu haben. Sie zeigen sich jetzt als enragierte Vegetarier und plündern Beeren und Obst mit einer bewunderungswürdigen Beharrlichkeit — und Leistungsfähigkeit. Dabei wird der aufmerksame Beobachter feststellen, daß die Obst- und Beerenplünderer einen „feinen und gebildeten Geschmack" beweisen und die wohlschmeckendsten Sorten auffallend bevorzugen. Ich habe wochenlang täglich geraume Zeit für diese Beobachtungen in meinem ca. 1½ Morgen großen Garten gemacht. Dieselben lassen sich kurz dahin zusammenfassen:

1. Zur Zeit der Obst- und Beerenreife bilden Obst (für Gartengrasmücken namentlich gelbe Rundpflaumen (Spillen) und Reineclauden und Birnen, für Amseln und Meisen: Birnen und Kirschen) und Beeren (für Amseln: Erdbeeren, weniger Hollunder-, später Weinbeeren, Ebereschenbeeren und noch später Schneebeeren; für Grasmücken: Hollunder- und Johannisbeeren) fast die **ausschließliche** Nahrung. — Beweis: 1. die längere tägliche Beobachtung, 2. der Magen- und Schlundinhalt geschossener Exemplare.
2. Wegen des hohen Wassergehalts dieser Nahrung, der das Trinken entbehrlicher macht, wird die Quantität gegenüber dem früheren Verbrauch

an animalischer Kost gesteigert und zwar ungefähr im Verhältnis der Wässerigkeit der betreffenden vegetarischen Kost. Die Exkremente, deren Färbung zum Teil schon die betreffende Beerenart erraten läßt, sind dünnflüssiger; die Tränke wird seltener aufgesucht.

3. Die Wahl der Fruchtkost ist nicht nur durch den Geschmack und die mühelose Erreichbarkeit bedingt, sondern auch durch die Mauserung.

Einzelheiten: Amseln und namentlich graue Grasmücken vermögen wegen des wenig kräftigen Schnabels unversehrtes Kern- und Steinobst nicht direkt anzugreifen. Sobald aber die mit einem kräftigeren Schnabel ausgerüsteten Blaumeisen die Früchte um den Stiel herum angehackt haben oder durch Faul- oder Teigigwerden oder Wespenfraß eine weiche, angreifbare Stelle oder eine „offene Wunde" entstanden ist, gehen die erstgenannten beiden Arten dem „Fleische" der Frucht mit ihrem Schnabel zu Leibe und zwar die Grasmücken nur den noch auf den Bäumen hängenden Früchten, die Amseln mit Vorliebe den schon am Boden liegenden. Von den Grasmückenarten lieben die Gartengrasmücken und Plattmönche die Steinobstsorten (Spillen und Reineclauden) fast in gleicher Weise; doch bevorzugt die Gartengrasmücke die Birnen ebenso, wie der Plattmönch die Hollunderbeeren, während die Plattmönche sich aus Birnen fast noch weniger zu machen scheinen als aus Hollunderbeeren. Johannisbeeren und Himbeeren werden von beiden Grasmückenarten ungefähr gleich gern gefressen, aber längst nicht so viel, wie die ebengenannten Sorten. Für Erdbeeren zeigen die Amseln große Vorliebe, während sie die gleichzeitig reifen Johannis- und Himbeeren, sowie die später reifenden schwarzen Hollunderbeeren weniger gern fressen. Noch später im Jahre (Ende Oktober und Anfang November) geben sie den Wein- und Ebereschenbeeren vor dem Hollunder, noch später wieder den Hollunderbeeren vor den Schneebeeren den Vorzug. (Andere Beerenfresser, wie Rotkehlchen, Haus- und Gartenrotschwänzchen, Pirol, den winterlichen Seidenschwanz, den die Kirschbäume plündernden Star, den gleichfalls die Kirschen arg plündernden Kernbeißer, von dem ich in diesem Jahre am 1. September ein junges Exemplar, das eben Ebereschenbeeren fraß, herabschoß, lasse ich absichtlich im Rahmen dieser Arbeit außer Betracht, ebenso die gelegentlich recht eifrig Obst und Nüsse holenden Krähen und Dohlen.) Um einen Begriff von der nicht unerheblichen Größe des Schadens zu geben, den die oben genannten drei Arten, namentlich die Amseln und Gartengrasmücken anrichten, will ich erwähnen, daß ich einmal auf einem Zweige eines Spillenbaumes fünf Gartengrasmücken auf einmal „bei der Arbeit" beobachtete und aus einem Birnbaum nicht weniger als 21 birnenfressende Amseln wegscheuchte, während in der Nähe noch eine Anzahl derselben Arten sich unnütz machte. Obwohl ich keinen einzigen dieser Vögel wegen des Schadens getötet

habe, wird doch niemand dem Gärtner das Recht der Notwehr gegen solchen Schaden absprechen dürfen. Die Amseln, die seit ca. fünfundzwanzig Jahren ihre frühere sehr scheue Lebensweise völlig geändert haben und zu dreisten Nachbarn der Menschen selbst inmitten der verkehrsreichen Centren der Großstädte geworden sind, haben sich hier ungeheuer vermehrt. Gar manche von ihnen sind auch arge Nestplünderer und somit Feinde der kleineren Singvögel geworden. Es ist sehr wohl möglich, daß bei weiterer Vermehrung dieser Art und bei weiterem Umsichgreifen ihrer Unarten ein Dezimieren derselben anstatt der früheren Pflege notwendig wird, damit das „ökonomische Gleichgewicht" im Haushalt der Natur und namentlich in der Vogelwelt unserer Gärten wiederhergestellt werde. Gegen Grasmücken und Meisen aber dürften wohl nie solche Abwehrmaßregeln nötig sein. Gönnen wir ihnen doch den kleinen Bruchteil unserer Obst- und Beerenernte im Herbst: sie machen im nächsten Frühjahr und Sommer durch ihren Nutzen, ihr munteres Treiben und ihren herzerfreuenden Gesang doch alles wieder wett!

Osterwieck a. H., den 9. November 1898.

Ornithologisches aus der Umgegend von Grabow in Mecklenburg im Jahre 1896.

Von Pastor G. Clodius.

Als ich im Jahre 1895 in Grabow im Schulamt angestellt wurde, widmete ich natürlich der Vogelwelt sofort meine Aufmerksamkeit. Durch andere Arbeiten abgehalten, konnte ich in dem Jahre, besonders da der Frühling schon zu Ende war, nicht mehr viel beobachten. Wenn auch die gewöhnlichen Vögel vorhanden waren, schien mir die Gegend doch nicht viel Wichtiges und Selteneres zu bieten. Das Jahr 1896 sollte mir aber zeigen, daß die Vogelwelt hier sogar äußerst interessant ist.

Grabow liegt mitten in der großen Heideebene, die von der Elbe bis zu den Schweriner Seen hinauf einen großen Teil des südwestlichen Mecklenburgs erfüllt. Allerdings ist allmählich fast alles unbebauete Land aufgeforstet, sodaß in diesem Teil die größten Forstreviere des Landes liegen, aber es sind natürlich fast ausschließlich Kiefernforsten, deren Waldboden, außerordentlich unfruchtbar, meist nur kümmerliche Gräser, Moose und Flechten trägt und des Unterholzes entbehrt. Nur der Wacholder überzieht weite Strecken, ich habe aber äußerst selten ein Nest in ihm gefunden. Nein — nicht die Forsten bergen hier das Vogelleben, sondern das Leben spendende und um sich versammelnde Element ist der Eldefluß, der Abfluß der großen Mecklenburger Seen zur Elbe, der bis zu

diesen Seen schiffbar mit einem breiten grünen Wiesenthal die Heideebene durchschneidet. Und dieses Eldethal hat mich im Jahre 1896 durch sein reiches Vogelleben angenehm überrascht.

Die Strecke nordwärts bis Neustadt war bis vor kurzem außerordentlich einsam, denn die weiten Wiesenflächen sind beiderseits von großen stillen Forsten umsäumt und auf der zwei Meilen betragenden Entfernung stößt nur ein kleines Dorf an das Wiesenthal. Als aber bei der Elderegulierung ein großer Schiffahrtskanal am Waldrande entlang durch das Thal geschnitten wurde, war die Einsamkeit etliche Jahre sehr gestört und gerade an der ornithologisch interessantesten Stelle — dem „schwarzen Berge" — ist nun das Schleusenwärtergehöft mit seinem Kinderlärm und kläffenden Hunden entstanden. Hoffentlich nehmen die Vögel diese Störung nicht zu sehr übel. Auch die Strecke nach Süden hat weite, stille Gebiete und hat sich mehr und mehr als interessantes Vogelgebiet bewiesen. Umsäumt und oft auch durchzogen sind die Wiesen von zahlreichen dichten Gebüschen, enthalten versumpfte, dicht mit Rohr und Wasserpflanzen bedeckte, tote Flußarme, auch fast unzugängliche alte Torfstiche, und sind bis weit in den Frühling hinein durch den hohen Wasserstand der alten Elde und ihre tiefe Lage außerordentlich naß, darum für viele unzugänglich.

Da der Winter 1895/96 sehr milde war, so zeigten sich außer vielen Stockenten wenige Wasservögel. Von nordischen Gästen traf ich überall nur zwei Schellenten ♂ (Fuligula clangula). Schwäne, die in strengen Wintern vielfach die offenen Flußstellen aufsuchen sollen, sah ich überall nicht, konnte somit nicht feststellen, ob das Cygnus olor oder cygnus sind. Der Förster, dessen Aufsicht der bis zu hundert Brutpaaren von Cygnus olor beherbergende Conventer See bei Doberan unterstellt ist, teilte mir vor etlichen Jahren mit, daß er früher in der Grabower Gegend gewesen sei und zahlreiche auf der Elde überwinternde Cygnus olor beobachtet habe, die, wie er meinte, wohl zum Teil zu den Bewohnern jenes Sees gehörten.

Einen einsamen überwinternden Fischreiher traf ich Anfang Januar mehrmals an der Elde an.

Am 11. Februar fanden sich die ersten zwei Stare (St. vulgaris) bei W. und + 6° R. in Grabow ein.

Am 19. Februar war ich am „schwarzen Berg" — nicht sehr fern von demselben ist auf den Feldern des Dorfes Kolbow eine Rast- und Winterstation zahlreicher Saatgänse (Anser segetum) —, kleine Flüge von Gänsen kamen und flogen fort, und aus ihrer Ungeniertheit konnte man erkennen, wie sie auf diesen Wiesen bisher wohl selten von Menschen gestört sind. Neun Stück ließen sich so nahe bei mir, der ich ganz frei an einem Gebüsch stand, nieder, daß ich

zum ersten Mal in meinem Leben mit bloßen Augen die gelbroten Füße und den bräunlichen Rücken und so die Art sicher unterscheiden konnte. Sie betrachteten mich aufmerksam, patschten dann aber unbesorgt in der nassen Wiese nach Nahrung suchend umher, bis ich sie durch meine Bewegungen aufscheuchte.

Am 26. Februar bei W. und + 6° R. ließen sich Alauda arvensis hören.

Am 16. März bei W. und + 5° R. die ersten Motacilla alba.

Am 17. März starker SW. + 9° R.; zahlreiche Turdus musicus eifrig singend; eine Lullula arborea desgleichen.

Am 18. März SW. + 12° R.: Ruticilla thitys angelangt.

Bei dem fast sommerwarmen Wetter vom 17. bis 26. März besuchte ich am 19. mit einem angehenden Ornithologen den Hornwald, einen großen, einsam gelegenen Bruchwald, der an allen trockenen Stellen mit fußhohem Heidekraut und Bickbeeren (V. Myrtillus) durchwachsen ist. Es ist dies eine der wenigen noch vorhandenen Heimstätten des Birkhuhns (Tetrao tetrix) in Mecklenburg. Zerstreut findet es sich noch in der ganzen Heideebene; hier im Hornwald halten sich vielleicht zehn bis zwanzig Stück, die auch jedes Jahr noch einige Bruten großbringen. (In den letzten Jahren haben sich dieselben wieder stark vermehrt, sodaß es wieder einige Dutzend sind. Juli 1898.) Es gelang uns zwar nicht, ein Volk zu beobachten, aber wir trieben doch einen einzelnen Hahn auf. Als an einem sehr frühen Termin trafen wir schon eine Weindrossel (T. iliacus) an. Rotkehlchen und Schwarzdrosseln waren in eifrigem Gesange, Singdrosseln sehr lebendig. Am 23. bei + 16° R. zeigten sich zuerst große Scharen Lachmöwen (L. ridibundus) auf den überschwemmten Eldewiesen, die kommend und gehend sich hier wochenlang aufhielten.

24. März, + 16° R. Ein Rohrammer (E. schöniclus) ♂. Ein Zug von vierzig Grus grus hoch nach NO.

25. März. Schwanzmeisen und Motacilla alba sind beim Nestbau. Kraniche ziehen nach NO.

26. März, + 17° R. Ein heftiges Gewitter tobt zwei Stunden und bringt für Wochen kaltes, ruhiges Wetter mit viel Regen bei N. und NO.

3. April. Buchfink baut eifrig. Zwei Pärchen Kleinspechte (Dendrocopus minor) beobachte ich.

6. April, + 7° R., SW. Ein einzelnes Sommergoldhähnchen ♂ (R. ignicapillus) auf dem Durchzug — das erste von mir beobachtete, darum von besonderem Interesse. (In diesem Frühjahr 1898 habe ich sie hier bei Camin fünfmal gesehen.) Das Wintergoldhähnchen brütet überall im Lande häufig, das andere ist erst sehr sparsam festgestellt, aber — es ist zur Brutzeit auch äußerst

schwierig, die winzigen Dingerchen in den Gipfeln der hohen Nadelbäume auf Sekunden nur mit dem Glas festzuhalten, um beide Arten zu unterscheiden.

Seit dem 4. April beobachte ich die ersten Bekassinen (G. gallinago), deren Zahl fortwährend im Wachsen begriffen ist, überall hört man das meckernde Schnurren oben und das „tiküp" unten in den Wiesen. Der weit ausgebreitete Schwanz, bei dem die äußersten beiden Federn noch weit gespreizt sind — wie ich es Hunderte von Malen beobachtet habe — legt einem die Vermutung immer wieder nahe, daß dies wohl ein Hauptinstrument beim Hervorrufen des Schnurrens ist. Die Bekassinen brüten hier sehr zahlreich. Am 2. Mai fanden wir die ersten beiden vollen Gelege, von denen eins drei dunkle und ein helles, das andere vier helle Eier enthielt. Noch Mitte Juni, so am 15., meckerten die Männchen morgens und abends sehr eifrig.

7. April. Zu meiner Freude bemerke ich am „schwarzen Berg" die köstlichen Gestalten des großen Brachvogels (Numenius arcuatus). Fünf Paare konnte ich hier nach und nach brütend konstatieren und später unterhalb Grabow noch einige. Mit ihrem gewaltigen Balzgeschrei machen sie sich weithin bemerkbar. Ihren schönen, vom Zug her so wohlbekannten, zweisilbigen Flötenton „tla-üt", „tla-üt" lassen sie selten hören, das Balzgeschrei aber desto häufiger. Dies ist schwer zu beschreiben, aber im Grunde genommen nur ein sehr schnelles und anhaltendes Wiederholen des Flötentons, doch mehr dreisilbig „tla-ü-it". Meist stimmen sie es an, wenn sie etwa 20 m über dem Boden sind, halten die Flügel steif schräg nach oben und senken sich ganz ähnlich wie Anthus trivialis langsam nieder, dabei immer schneller schreiend, sodaß ein langer Triller hörbar wird. Es ist dies übrigens nicht bloß Balzgeschrei, sondern wird auch bei anderen Anlässen gebraucht, so umkreiste mich einer am 15. Juni lange mit diesem Geschrei, und so oft ich mich auf den Wiesen sehen ließ, ließen sie dasselbe hören, dann natürlich ohne solchen Schwebeflug, einfach hin- und herstreichend, es dient also auch als Zeichen des Unwillens und der Furcht. Der Schnabel hat wirklich eine solche Länge im Verhältnis zur Größe des Tieres, daß ich oft unwillkürlich lachen mußte, wenn ich die Tiere im großen Fernrohr mir deutlichst nahe gerückt sah oder sie nahe vorüberflogen; sie sehen wirklich drollig damit aus, man sollte meinen, er wäre ihnen fast im Wege.

Als ich am 9. April zum „schwarzen Berge" kam und von einem Heidhügel unter dichten Tannen und Wacholder versteckt die Wiesen, die an den meisten Stellen noch Wasser hatten, mit großem Fernrohr musterte, konnte ich ein köstliches Vogelleben beobachten. Über mir und um mich her lärmten Wacholderdrosseln (T. pilaris) in großen Scharen, hinter mir trommelte und schrie ein Schwarzspecht, vor mir meckerten verschiedene Bekassinen — eine konnte ich

vorzüglich beobachten, wie sie in dem feuchten Element von einer kleinen trockenen Erhöhung aus ihrer Nahrung nachging. Kiebitze schaukelten natürlich zu Dutzenden umher; einige Paare Numenius lärmten weiterhin. Da sah ich mitten in der Wiese etwa 500 Schritt entfernt einen Brachvogel stehen und dicht bei ihm einen dunklen Gegenstand — das Fernrohr verschaffte mir sofort Gewißheit — es war der andere Gatte auf der Erde sitzend, nur Kopf und Hals waren sichtbar, aber der lange Schnabel verriet, wem der Kopf gehörte. Ich merkte mir die Stelle genau, patschte durch das Wasser dahin, sah die Vögel trotz aufmerksamen Zusehens nicht — sie mußten sich ganz heimlich entfernt haben — und stand plötzlich an einer einigermaßen trocknen Stelle vor dem schönen Neste. Es ist sehr flach, etwa 25 cm breit, aus breitem Schilfgras gebaut, die Graslage etwa 2 bis 4 cm dick. Darin lagen drei Eier; ich nahm eines mit — es wog gefüllt $133^1/_2$ g, leer 7 g. Nach einer halben Stunde saß noch kein Vogel wieder auf dem Neste, aber der eine stand in der Nähe. Schon am anderen Tage lagen wieder drei Eier darin, auch bei ihnen scheint also vier die normale Zahl zu sein. Jedesmal liegen sie so, daß sie den geringsten Raum einnehmen, bei vier Stück so, daß die spitzen Enden nach inwendig liegen, bei drei Stück dagegen die dicken Enden inwendig seitwärts.

10. April. Auch drei Totanus calidris zeigen sich auf den Sümpfen am schwarzen Berg; auf eine Bekassine macht ein Sperber aus einem Busch heraus einen blitzschnellen, aber vergeblichen Stoß. Ein Hänfling baut.

Das kalte Wetter in der Folgezeit hindert allen Vogelzug. Erst am 20. April kommen einige Schwalben an. Und nachdem am 26. und 27. SW., langen am 28. bei SW. und + 12° R. Zaun- und Schwarzkopfgrasmücke (S. curruca und atricapilla), die Nachtigall und der Fitis (Ph. trochilus) an.

29. April. Ein Nest von Anas boschas mit neun Eiern, ein Rohrammernest mit drei Eiern 2 Fuß hoch in dichtem Busch. Upupa epops ist angelangt. Nach und nach finden sich alle Sommergäste ein, unter ihnen Calamodus schoenobaenus recht häufig brütend, einige Paare Acrocephalus arundinaceus, ein Paar Acrocephalus streperus, der Teichrohrsänger, auch eine Locustella naevia. Der Wiedehopf brütet in mehreren Paaren, die früher bei Grabow so häufigen Blauracken finden sich leider gar nicht mehr. Der Schwarzspecht dagegen ist recht häufig, fünf bis sechs Paare brüten in der Gegend und haben in gewaltigen Kiefern ihre Bruthöhlen gemeiselt. Dabei konnten wir nicht unterlassen, tadelnd zu bemerken, daß in keiner Naturgeschichte der Vögel — Naumann stand uns nicht zur Verfügung — hervorgehoben ist, wie durchaus täuschend ähnlich oft das „glück-glück“ des Schwarzspechtes dem des Grünspechtes ist. Wir haben genau darauf geachtet, oft waren wir imstande, danach sicher zu bestimmen, aber

oft war es rein unmöglich, die Diagnose zu stellen. An Tauben finden sich alle drei Arten, Turtur turtur und Columba oenas seltener. Von Piepern brütet der Wiesenpieper (A. pratensis) natürlich sehr häufig, ebenso der Baumpieper (A. trivialis). Den Brachpieper (A. campestris) fand ich nur in einem Pärchen brütend, und ich habe den Sommer über keine anderen Töne von ihm gehört, als daß er von einer kleinen Kiefer aufsteigend und hin= und herflatternd „zirr=hüt, zirr=hüt" ruft, ein zu der öden Umgebung recht passender Gesang! Von den Ammern ist neben den anderen E. hortulana, die Gartenammer, recht häufig.

Am 24. Mai hatte ich das Vergnügen, einen neuen Bürger der Grabower Vogelwelt aufzufinden, von dem der größte mecklenburgische Ornithologe Dr. Zander noch 1863 sagt, daß er an der ganzen Elde gar nicht vorkomme — die Sperbergrasmücke (S. nisoria). Ob sie seitdem sich hier verbreitet hat oder damals doch übersehen ist, weiß ich nicht, jedenfalls war sie in diesem Sommer eine der häufigsten Grasmücken in den Gebüschen längs den Wiesen, denn ich fand am 1. Juni morgens in kurzer Zeit ohne danach zu suchen drei Nester. Auch bei diesem Vogel muß ich wieder tadelnd bemerken, daß ich nirgends das charakteristische Merkmal seines Gesanges betont finde, nämlich, daß derselbe ganz auffallend lerchenartig ist, besonders der Anfang ist so eigentümlich, daß man meint, es stiege eine Feldlerche auf.

Da ich bei Grabow ganz auffallenderweise immer vergeblich nach Blaukehlchen fahndete, obwohl so famose Plätze für dieselben vorhanden sind, so begab ich mich am 26. Mai nach Dömitz an die Unterelde und die Elbe. Waren das genußreiche Tage! Kaum war ich bei Neu=Caliß ausgestiegen und kam an die breiten Weiden und Rohrgebüsche, die, anfänglich trocken, je näher aber Dömitz desto sumpfiger, oft größere Wasserflächen in sich schließen, so umflutete mich ein wahres Konzert von dem Sumpfsänger (A. palustris) in Gesellschaft des Teichsängers und des Schilfsängers (C. schoenobaenus) ausgeführt, zwischen deren Stimmen hier und da der große Rohrsänger (A. arundinaceus) seinen kräftigen Baß erschallen ließ. Das Wasserhuhn (F. atra) und Rohrhuhn (G. chloropus) zeigte sich öfters, dann wieder umschrieen mich ganz Schwärme der schwarzen Seeschwalbe (H. nigra), wenn ich mich ihren Nestern näherte, die in mehreren Kolonien völlig schwimmend angelegt waren, sodaß ich mir mit einer langen Rute eins wie einen kleinen Kahn heranlotsen konnte. Es enthielt vier Eier, in den anderen sah ich zwei bis vier Stück liegen. Bekassinen meckerten in genügender Zahl und der große Brachvogel schrie hinter dem Deich auf den Wiesen — es brüten hier eine ziemliche Anzahl von Paaren. Von den gesuchten Blaukehlchen sah ich am ersten Tage gleich sofort ein Männchen — natürlich Cyanecula cyanecula, aber mein Gedanke, ich würde dementsprechend zahlreiche finden, erwies sich als

trügerisch; erst am 27. in der Frühe traf ich an der Elbe in den Weidenhägern, in denen die ersten Gelege durch das Maihochwasser zerstört waren, sodaß alle frühen Brüter noch bauten oder angefangene Gelege hatten, ein köstlich singendes ♂ an und widmete ihm etwa zwei Stunden, es in der Zeit nach allen Seiten hin genau studierend; bald nachher fand ich noch ein ♂ und einige Wochen später sangen die Männchen noch sehr eifrig auf der ganzen Strecke Dömitz-Wittenberge, wobei ich konstatieren konnte, daß das weißsternige Blaukehlchen dort recht häufig ist. Eine wundervolle Anas acuta, Spießente, ♂, umflog mich in großer Nähe, sodaß ich mich an ihrer schlanken Figur recht erfreuen konnte.

Nachdem die großen Scharen der Wacholderdrossel (T. pilaris) mit dem Mai allmählich abgerückt waren, fiel es mir auf, daß ich noch gegen Ende Mai einzelne Paare antraf. Sollten die hier brüten? Ich traf eines Tages einen Waldhüter, zeigte ihm zwei in der Nähe sitzende T. pilaris und erkundigte mich nach ihnen; er unterschied sie ganz genau von den anderen Arten, nannte sie Graudrossel und wußte sie schon seit langer Zeit hier brütend. Ich konnte kaum daran zweifeln, denn die Paare waren stets zusammen. Da brachte mir der 1. Juni Gewißheit; ich durchkroch ein Birkengebüsch in allereinsamster Gegend, hörte plötzlich das zornige „schack", „schack", „schack", — also wieder zur Stelle — und sah — ich denke, man kann mir nachfühlen mit welchem Gefühl — etwa 3 m hoch in einer Birke ein Drosselnest! Sofort hinauf — der Vogel flog ab — richtig ein Schacker! Fünf Eier drin im Nest! Die mußten mit — war es doch die erste sichere Konstatierung, daß T. pilaris hier in Mecklenburg brütet! Nun, da dies Nest gefunden, wars kein Zweifel, die anderen Paare brüteten auch — ich stellte etwa sechs Paare fest, aber alle einzeln, d. h. in größerer Entfernung voneinander, durchaus nicht in einer Kolonie brütend.

Auch die Schnarrdrossel (Turdus viscivorus), die wohl überall in Mecklenburg, aber nur sparsam brütet, fand sich bei Grabow nicht selten, bald wurden auch mehrere Nester entdeckt.

Soweit das Wichtigste aus dem Jahre 1896! Im Herbst schon verließ ich die interessante Gegend, die weitere Beobachtung dem neu gewonnenen Ornithologen Freund Häse überlassend. Ich denke derselbe wird uns in den nächsten Jahren noch mancherlei Neues aus den weiten Wäldern und nassen Wiesen aufstöbern und mitteilen. Ich will nur jetzt schon soviel verraten, daß er den Wanderfalken (F. peregrinus), den aufzusuchen wir 1896 noch keine Zeit hatten, seither genügend am Horst hat beobachten können, daß ferner in diesem Sommer bei Neustadt vier Fischadler, lauter alte Vögel, geschossen sind — leider! wenn doch dies sinnlose Morden aufhören wollte! — daß unsere Vermutung also bestätigt ist, daß der Fischadler zwischen Grabow und Neustadt noch brütet — Ver-

mutung, weil wir am 7. Mai in der Ferne über der Elde einen großen Raubvogel schweben sahen, den ich nur als einen Fischadler ansprechen konnte.

Camin in Mecklenburg, Juli 1898.

Ornithologische Ausflüge in das Gebiet der unteren Wümme und Hamme.

Von Sonnemann.

Das Gebiet, soweit es hier in Betracht kommt, umfaßt die wasserreichen Niederungen an der unteren Wümme und Hamme, insbesondere das Bremer Blockland und das preußische St. Jürgensland.

Alljährlich wird das ganze Gebiet überschwemmt, und erst mit beginnendem Frühjahr wird das Wasser durch gewaltige Pumpwerke wieder entfernt.

Ein überaus reiches Netz von Zuggräben, kleineren und größeren Kanälen hilft einerseits die Wasser sammeln und andererseits dient es den zerstreuten Bewohnern als wichtiges und nicht selten nahezu einziges Verkehrsmittel. Hier und dort aus der weiten Ebene ragen die Wurten mit den strohgedeckten Häusern der Bauern hervor, den Halligen des Meeres vergleichbar.

Unter dem Einfluß der regelmäßigen Bewässerung entwickelt sich ein üppiger Graswuchs. Viehzucht ist daher der wichtigste Erwerbszweig der Bewohner, während Ackerbau nur in verschwindend geringem Maße betrieben wird.

Wer im Winter die weite Wasserfläche mit den inselartig daraus hervorragenden Wurten sieht, kann nicht ahnen, welch reiches Leben hier im Laufe des Jahres pulsiert. Wohl kann sich unser Gebiet den meilenweiten Graswüsten des Ostens und den für den Ornithologen unendlich wunderreichen Rohrsümpfen des unteren Donaugebietes nicht an die Seite stellen; aber auch bei uns entfaltet sich in verhältnismäßig engem Rahmen ein reiches ornithologisches Leben, dessen bunte, wechselnde Gestalten sich auf dem eintönigen, fast möchte ich sagen melancholischen Hintergrunde nur um so eigenartiger ausnehmen. Allerdings nicht dem oberflächlichen Beschauer, nur dem liebevoll Forschenden enthüllt die schweigende Ebene ihre mannigfachen Reize; auch gehört eine kräftiger von Rheuma nicht geplagter Körper dazu, in einem „Seelenverkäufer" oder „Entenjäger" (so nennt man hier die kleinen Dielenboote, die für höchstes zwei Personen eingerichtet, mit einem Ruder fortgestockt werden) stundenlang an heißen Sommertagen oder an kühlen, feuchten Abenden auf Gräben und Kanälen umherzustocken. Bäume, die Schatten spenden könnten, mangeln im eigentlichen „Felde" ganz. Der moorige Boden bleibt auch im heißen Sommer feucht und strömt ungesunde Dünste aus. Will man ohne Boot ins Feld, so bedient man sich des „Kluben-

stockes," einer langen Springstange, an deren unterem Ende eine Holzscheibe, der „Kluben," befestigt ist, welcher verhindert, daß der Stock beim Überspringen der zahlreichen Gräben zu tief in den Schlamm einsinkt.

Der Frühling kam und die freundliche Sonne beleuchtete und trocknete die weite Ebene wieder. Sehnsüchtig beobachtete ich aus meinem Fenster das Fallen des Wassers, sah, wie vereinzelt schon die höhergelegenen Stellen hervortauchten; diese Inseln bilden bald die Sammelplätze für die Wintergäste, die wilden Gänse und Enten, die alljährlich in großen Scharen erscheinen. Früher sollen die wilden Gänse auch in einigen Paaren hier genistet haben; die fortschreitende Entwässerung unseres Gebietes wird sie wohl verdrängt haben; auch wird ihnen zu Wasser auf leichten Booten viel nachgestellt, obwohl die Jäger selbst die gutgetroffenen Stücke bei der Zählebigkeit dieser Vögel selten bekommen.

Enten sieht man in der Zugzeit in großen Scharen, am meisten die Stock- und die Krickente; beide Arten brüten in unserem Bezirk, wenn auch nirgends häufig. An schilfigen Gräben, zwischen den bei der Aufbringung der Gräben ausgestochenen Soden, zuweilen gar mitten auf einem Graswege findet man die Nester Ende April oder im Mai; immerhin gehört schon ein geübter Blick dazu, die meist sorgfältig mit Gras- und Schilfhalmen zugedeckten Nester zu finden.

Zu den selteneren Brutvögeln unseres Gebietes gehören die Knäck- und die Spießente. Daß die Wildenten bei uns immer weniger werden, hat teilweise seinen Grund auch darin, daß die Gelege von dem weidenden Vieh nicht selten zertreten werden. Störche, Reiher und Raben sorgen überdies für reichliche Dezimierung.

Der erste Frühjahrsgast, der eigenartiges Leben erzeugt, ist der Kiebitz, Vanellus vanellus, der Charaktervogel unserer Ebene. In diesem Jahre (1898) stellten einige sich schon Anfang Februar ein, wohl infolge des überaus milden Winters. Es gewährt nach des Winters Eintönigkeit ein solches Vergnügen, wenn endlich über den braunen Inseln der weiten Wasserfläche sich gaukelnden Fluges zahlreiche Kiebitze tummeln. Der Kiebitz schreitet von allen Sumpfvögeln am frühesten zur Brut. Schon im letzten Drittel des März fand ich volle Gelege; zu dieser Zeit wurden die Nistplätze noch teilweise vom Wasser bespült; jedoch habe ich sehr selten Nester in unmittelbarer Nähe des Wassers gefunden. Bei Beginn der Paarungszeit wird eine ganze Anzahl Nestlöcher gebohrt, ohne benutzt zu werden, ein Beweis, daß dem Vogel nicht jeder Nistplatz zusagt; auch scheint mir, daß dem Kiebitz die in der Umgebung des Nestes wachsenden Pflanzen sehr häufig nicht gleichgiltig sind. Verschiedene Carex-Arten scheinen Lieblingspflanzen der brütenden Kiebitze zu sein, und in der That gewähren sie mit ihrer graugrün-

lichen Farbe den ähnlich gefärbten Eiern den willkommensten Schutz. Nicht alle Nester sind gleich sorgfältig gebaut, das mit dem Schnabel gegrabene Nestloch ist mehr oder minder tief; in dasselbe legt der Vogel zuunterst grobe abgebrochene Stengel- und Halmstückchen vorjähriger Sumpfpflanzen, die gewissermaßen einen Rost bilden, der die Eier gegen die von unten eindringende Feuchtigkeit schützt; die eigentliche Nestmulde wird ausgefüllt mit zarteren Halmen und Grasblättern; sie ist fast immer sehr flach, sodaß es nicht selten aussieht, als lägen die Eier auf dem platten Erdboden; immerhin ist die Unterlage so dauerhaft, daß ich nur einmal ein Nest mit vollem Gelege fand, in dem die Eier auf völlig feuchter Unterlage ruhten, und dieses Nest war, wie ich nachher an den Eiern konstatieren konnte, verlassen. So ganz sorglos, wie es auf den ersten Blicke scheinen mag, ist also die Bauart des Kiebitznestes wohl nicht.

Die ersten Nester findet man erklärlicherweise auf den erhöhten Grabenufern. Das Gelege besteht aus vier ziemlich birnförmigen Eiern, die auf lehmgrünlichem Grunde heller und dunkler braun gefleckt sind; nach dem stumpfen Ende zu häufen sich meistens die Flecken; zuweilen sind die Eier von sehr großen Klexen so bedeckt, daß von der Grundfarbe wenig zu sehen ist. Die Eier sind von mittlerem Korn, fast glanzlos (in der Sammlung werden sie sehr bald völlig matt) und ziemlich dünnschalig. Auffallend ist es mir, daß ich bis jetzt „gedrehte“ Eier nicht gefunden habe. Übrigens ist Größe, Form und Farbe der Kiebitzeier (wie überhaupt aller Sumpfvögeleier) unendlich verschieden. Zum Vergleich stelle ich die Maße einiger „Typen“ meiner Sammlung hierher: 44×33, 47×34, 51×35. Ebenso variiert die Grundfarbe von lehmgelb durch oliv bis zum dunklen braungrün; einmal fand ich ein Gelege, das unter drei normal gefärbten Eiern eines enthielt von völlig taubenblauer Grundfarbe.

Dem Unkundigen passiert es nicht selten, daß er die Eier von Philomachus pugnax und Totanus calidris mit denen des Kiebitzes verwechselt, und in der That sehen sie sich zuweilen sehr ähnlich.

Wenn der Wasserstand und das Wetter es nur einigermaßen erlauben, sieht man im Bremer Blocklande die Eiersammler ihr Aasjäger-Gewerbe treiben, die alljährlich trotz des Verbotes zahlreiche Gelege ausheben und sie in die Stadt zum Verkaufe bringen. Das Verbot erweist sich als völlig unzureichend, und das wird auch leider so bleiben, solange es überhaupt noch gestattet ist, Kiebitzeier zum Verkauf auszubieten, solange die elende Schleckerei des Kiebitzeieressens nicht verpönt wird. Es wäre endlich an der Zeit, den überaus nützlichen Vogel zu schonen und für seine Erhaltung und Vermehrung wirksamere Mittel anzuwenden, als man das bis jetzt für nötig befunden hat. Im allgemeinen mag es richtig sein, daß menschliche Einwirkungen verhältnismäßig wenig dazu beitragen können,

eine Vogelart zu vermindern oder zu vermehren; indessen kann ich mit mehreren Beispielen aufwarten, die zur Evidenz zeigen, wie durch das unvernünftige Eiersammeln die Kiebitze aus Gegenden vertrieben wurden, in denen sie vorher sehr zahlreich vertreten waren; hier geht mir denn doch die Erfahrung über alle ausgeklügelte Theorie. Auch im Bremer Blocklande, so erzählen die Bauern, sollen früher viel, viel mehr Kiebitze genistet haben. Die rapide Abnahme kann auch garnicht wundernehmen, wenn man bedenkt, mit welchen Unbilden und Feinden der geplagte Vogel sonst noch zu kämpfen hat. Die zahlreichen Störche, Reiher, Krähen und Weihen vernichten viel Eier und junge Vögel. Der weiße Storch (Ciconia ciconia) ist überhaupt ein arger Nesträuber. Gelege und Bruten aller Erdbrüter werden von ihm in räuberischer Weise gezehntet; ganze Nester mit Jungen schleppt er zum Horste.

Wäre dieser Vogel nicht durch Aberglauben und Tradition geheiligt, man würde ihn energisch verfolgen; aber den Indern ist ja selbst der Tiger und das Krokodil heilig. —

Übrigens kommen unsere Bauern allmählich zur Einsicht und zwar von dem Zeitpunkte an, wo der liebe Hausgenosse ihnen zu Hunderten die Entenküchlein in der allerfrechsten Weise wegschnappt. Andererseits befinden sich in dem benachbarten bremischen Dorfe Mittelsbüren einige zwanzig bis dreißig Storchnester; auf einem Dache zählte ich sogar drei besetzte Nester! In demselben Dorfe prangt an einer Scheunenthür eine Schleiereule, die der Aberglaube gekreuzigt hat. Wer nicht hören will, muß fühlen. —

Ich will keineswegs etwa befürworten, daß man nun mit allen Mitteln darnach streben möge, den Storch auszurotten; solch ein Schicksal gönne ich selbst meinen ärgsten Feinden, der Elster und dem Eichelhäher, nicht; neben dem geringen unleugbaren Nutzen des Storches gewährt der langbeinige und steife Gesell immerhin eine höchst charakteristische Zierde unserer weiten Wiesen und niemand möchte ihn wohl ganz entbehren. Möge man also immerzu einige Paare übrig lassen, die in alter liebenswürdiger Weise das süße Geschäft des Kinderbringens besorgen.

Das Blockland als Brutort zahlreicher Sumpfvögel ist den Störchen ein reiches Jagdrevier; sie nisten deshalb gern in seiner Nähe, sogar auf Bäumen, meistens Kopfweiden oder geköpften Pappeln, die am Rande stehen.

Etwas später als der Kiebitz, etwa Anfang April, erscheint ein anderer Charaktervogel unseres Gebietes, die schwarzschwänzige Uferschnepfe (Limosa limosa [L.]); immerhin kommt sie noch ziemlich zahlreich zu uns, was bei den mancherlei Nachstellungen einigermaßen verwunderlich ist.

Die Uferschnepfe verdient unser Interesse im hohen Maße; sie fesselt den Forscher sofort durch ihre ausgeprägte Eigenart.

Bald nachdem sie bei uns angekommen ist, ertönt aus hoher Luft ihr weithinschallender Paarungsruf; nach ihm nennen unsere Bauern den Vogel „Gretav", und in der That wüßte ich den Ruf nicht treffender wiederzugeben.

In stürmischer Eile jagen sich die Paare durch die Luft; oft sieht man bis sechs Stück in rasendem Fluge dicht über den Boden dahinsausen; plötzlich erheben sie sich in steilem Bogen zu beträchtlicher Höhe, dabei unausgesetzt „Gretav! Gretav!" schreiend, daß einem die Ohren gellen. Es ist mir wiederholt passiert, wenn mich so ein Dutzend Vögel mit wahrhaft ohrenbetäubendem Geschrei umflogen, daß ich in ohnmächtiger Wut mit einem schrecklichen Fluche auf den Lippen meinen Klubenstock in die Höhe geworfen habe, um den höllischen Lärm zu verscheuchen; das war aber erst recht dumm, denn dadurch wurden nur noch mehr Schreihälse aufgeschreckt; eine Schar Kiebitze leistete wirksame Assistenz, und dabei flogen die kühnsten mir so dicht am Kopfe vorbei, daß ich ernstlich an die Rettung — meines Hutes dachte.

Nun, jedenfalls entfalten die Uferschnepfen, wo sie, wie hier, ziemlich zahlreich vertreten sind, ein ornithologisches Bild von höchstem Reiz.

Unschwer erkennt man die Uferschnepfe, wenn sie wirklich einmal — den Schnabel halten sollte, in der Luft an ihrem Flugbilde; dasselbe ist sehr charakteristisch durch das abwechselnde Kippen nach links und rechts; wenn sie sich niedersetzt, streckt sie, wie alle Limosen, sekundenlang die Flügel senkrecht in die Höhe.

Nähert man sich dem Neste, so erheben beide Eltern ein jämmerliches Geschrei und verraten dadurch nicht selten den Standort ihrer Wohnung; zunächst allerdings versucht es der kluge Vogel, den Suchenden durch allerlei Verstellungskünste zu täuschen: flattert, als könne er nicht mehr fliegen, läuft kaum zwanzig Schritt von uns ängstlich, als suchte er etwas, am Boden hin, obwohl er sonst dem Menschen gegenüber durchaus vorsichtig ist. Hat man das Nest trotzdem entdeckt, so ist in der Regel des Geschreies der Eltern kein Ende; allerdings ist es mir auch schon vorgekommen, daß die Alten bei meiner Annäherung sehr zeitig die Flucht ergriffen und sich um ihr Nest nicht weiter kümmerten. Sehr selten hat man Gelegenheit, die Uferschnepfe auf ihren Eiern zu überraschen; nur einmal wäre ich beinahe über den brütenden Vogel hinweggerannt, als ich bei einem heftigen Gewitter der nächsten Entenhütte zuflüchtete. Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch das kräftige helle Gepiepe der Jungen, obwohl dieselben nur erst die Schnäbel aus der Eischale hervorstreckten.

Das Nest hat in seiner Bauart Ähnlichkeit mit dem des Kiebitzes; indessen wird der Kundige nur in seltenen Fällen die Nester beider Arten miteinander verwechseln. Nach meinen Beobachtungen (ich habe nahezu 200 Nester dieser

Limose untersucht) ist das Nest der Uferschnepfe durchaus sorgloser gebaut als das Kiebitznest; sehr häufig habe ich Gelege gefunden, die in einer bloßen flachen Vertiefung des Rasens lagen; hätten die Eier die Stelle nicht gekennzeichnet, es wäre wohl niemand auf den Gedanken gekommen, daß dort ein Nest sei.

Auch scheint die Uferschnepfe die unmittelbare Nähe des Wassers nicht so ängstlich zu meiden, wie der Kiebitz; fand ich doch einmal ein Nest auf einer Binsenkufe mitten in einem ziemlich breiten, aber seichten Wassergraben.

Die vier (seltener drei) mattglänzenden, birnförmigen Eier haben mittleres Korn und sind verhältnismäßig sehr groß: 54 × 39 bis 62 × 40; einheitliche Angaben lassen sich auch hier schwer machen, da eigentlich kaum zwei Eier verschiedener Gelege einander gleich sind weder in der Größe noch auch in Form und Farbe; man findet sehr gestreckte und daneben sehr bauchige, sehr helle und sehr dunkle, sehr gefleckte und fast einfarbige Eier.

Die Grundfarbe ist im allgemeinen ein mehr oder minder dunkles Olivengrün; doch findet man, wie gesagt, sehr häufig Eier mit hell-grünlichgelblichem Grunde. Die Zeichnung besteht in verwaschenen aschgrauen Unterflecken und olivenbraunen, am stumpfen Ende meist zahlreicher stehenden Oberflecken; im übrigen sind die Flecken über das ganze Ei verbreitet, doch ist die Zeichnung häufig undeutlich und zwar in einem Grade, daß von Flecken kaum mehr die Rede sein kann, die Eier also fast einfarbig erscheinen.

Bei den Kiebitzeiern ist die Zeichnung ungleich klarer, energischer; am meisten Ähnlichkeit weisen die Eier der Uferschnepfe wohl mit denen der Zwergtrappe auf.

Als Seltenheit darf ich erwähnen, daß ich in meiner Sammlung ein Gelege der Limose besitze, bei dem drei Eier die gewöhnliche Färbung zeigen, das vierte dagegen ist taubenblau und zeigt nur die spärlichen und undeutlichen Unterflecken; ich vermute, daß bei diesem Ei der Färbungsvorgang unvollkommen vor sich gegangen ist, daß ihm also die oberste Schicht fehlt.

Der Wissenschaft zuliebe habe ich auch einige Eier gegessen; sie schmecken vortrefflich, etwas strenger vielleicht als Kiebitzeier; ich wünschte von Herzen, sie schmeckten wie fauler Käse. — —

Ungleich seltener trifft man in unserm Gebiete die nächste Verwandte der schwarzschwänzigen Uferschnepfe: die rostrote Uferschnepfe oder Pfuhlschnepfe (Limosa lapponica [L.]). Sie ist bei uns so selten, daß es für den Ornithologen ein Ereignis ist, wenn er sie beobachten kann. Das dürftige Material, das ich über diese Art zu sammeln imstande war, bedarf, bevor es veröffentlicht werden kann, noch sehr der Ergänzung; hoffentlich bietet sich mir Gelegenheit, das Brutleben dieser selbst in Ornithologenkreisen ziemlich unbekannten Limose genauer zu studieren und dann vielleicht an dieser Stelle darüber zu berichten. Daß die

Pfuhlschnepfe bei uns nistet, ist dadurch erwiesen, daß ich in diesem Frühjahr (1898) ein vollständiges Gelege derselben im Blocklande gefunden habe.[1]) —

Sonntagmorgen wars; es gilt eine Fahrt in das St. Jürgenland, um das erwachende Vogelleben zu beobachten. Noch liegt der kühle Hauch der Nacht über den schweigenden Wiesen; langsam und lautlos gleitet der Kahn durch das moorige Wasser der Gräben. Mich fröstelt. Mächlich beginnt der Tag zu grauen. Noch ist alles ruhig; da schallt der Ruf des nimmermüden Kiebitzes durch den Nebel und, als wäre er das Zeichen der Befreiung, nun brechen die ersten glänzenden Strahlen durch die nächtlichen Schleier; unaufhaltsam flutet der leuchtende Strom, alles vergoldend, Licht und Leben spendend, und endlich liegt vor dem erstaunten Blick die grüne Ebene im Sonnenglanze; es ist eine Weihestunde, wie sie im Leben selten sind. Die wohlthuende Einsamkeit macht das Gemüt empfänglicher für die großartige Stimmung dieses Frühlingsmorgens.

Nun regt sich im Grase das mannigfache Leben; fröhlich lüften sich zahllose Schwingen und frohlockend fliegts der Sonne entgegen.

Nun heißts beobachten, einsammeln fröhliche Wissenschaft! Da gaukelt der Kiebitz, da jagen sich schreiend wunderlichen Flugs die Limosen, hier tütet ein Wasserläufer (Tot. calidris), in sonniger Luft jubeln die Lerchen, und auf der Erde beginnen die Kampfhähne ihre drolligen Spiele; immer mehr versammeln sich auf den „Kollerplätzen"; diese Turnierplätze erkennt man leicht an der durch die regelmäßigen Kämpfe niedergetretenen Grasnarbe.

Bei den nun folgenden Kampfspielen kann sich der Zuschauer des Lachens nicht erwehren. Wie auf ein gegebenes Zeichen beginnt der Tanz; wie Purzelmännchen hüpfen die drolligen Vögel auf und nieder, als brennte ihnen der Boden unter den Füßen; jetzt stehen sie wieder wie festgebannt; einige Paare setzen sich in Positur: Mit vorgebeugtem Kopfe, ausgebreiteten Federkragen und eingelegter Lanze stehen die wackeren Kämpen einander gegenüber; mit scheinbarer Erbitterung beginnt der eigentliche Kampflauf. Hieb folgt auf Hieb, als gings um Tod und Leben; doch wirds auf dieser Mensur kaum ehrenvolle „Schmisse" setzen, denn dazu sind die langen Schnäbel viel zu weich. Der Zuschauer darf also mit Fug und Recht herzlich über solche Fechterei lachen. Blut fließt in

---

[1]) Diese Angabe dürfte wohl auf einem Irrtum beruhen. **Limosa lapponica** ist als Brutvogel nur dem nördlichen Sibirien und Lappland eigen, als Wintergast allerdings in vielen Gegenden Norddeutschlands eine ganz gewöhnliche Erscheinung, die manchmal bis in den April hinein beobachtet wird. Als Brutvogel hat jedoch bis jetzt noch keiner festgestellt werden können. Die Eier der beiden **Limosa**-Arten sind sich so ähnlich, daß sie an sich kaum mit Sicherheit zu unterscheiden sind. Jedenfalls handelt es sich nach der Ansicht des Herrn **Dr.** Rey in diesem Falle, wie es sich auch in anderen Fällen herausgestellt hat, um ein etwas abweichend gefärbtes Gelege von **Limosa limosa**. Carl R. Hennicke.

diesem Kampfe nicht, höchstens bezeichnen einige ausgerissene Federn die Walstatt; aber was ist das? Einer der gewandtesten Kämpfer hat seinen Gegner beim Schnabel ergriffen und zerrt den Helden, sehr gegen seinen Willen, buchstäblich an der Nase herum: Ein Bild von überwältigender Komik.

Man kann den Kämpfen, richtiger vielleicht Kampfspielen, stundenlang zuschauen, was die Vögel übrigens bei gehöriger Entfernung ruhig geschehen lassen.

Außerhalb der Paarungszeit finden die merkwürdigen Kämpfe nicht statt. Weibchen sieht man selten auf den Kollerplätzen, jedenfalls kämpfen sie nicht mit.

Auf eine Beschreibung dieses äußerst merkwürdigen Vogels darf ich um so eher verzichten, als er ohnehin als interessantester aller Wasserläufer hinlänglich bekannt ist.

Seine Nistweise unterscheidet sich nicht merklich von der verwandter Arten; er ist bei uns regelmäßiger Brutvogel. Ende April oder Anfang Mai findet man auf einem Grabenrande oder anderen höherliegenden Stellen das Nest, eine mit trockenen Halmen ziemlich dürftig ausgefüllte Vertiefung. Die vier verhältnismäßig großen, birnförmigen Eier ähneln denen des Kiebitzes so sehr, daß sie in der Regel als Kiebitzeier ausgehoben, verkauft und verspeist werden. Im allgemeinen sind die Eier des Kampfläufers wenig kleiner als Kiebitzeier. Folgende Maße mögen zum Vergleich dienen: 44 × 31; 45 × 31; 44 × 32; 43 × 30; 47 × 33; ebenso erscheint die Grundfarbe im allgemeinen etwas heller, den Eiern von Tot. calidris ähnlicher; die in der Schale liegenden Unterflecken sind violettgrau, die Oberflecken mehr oder minder dunkelbraun oder olivbraun; häufig sind die Flecken und Schnörkel ziemlich gleichmäßig über das ganze Ei verbreitet; häufig auch mehren sie sich nach dem stumpfen Ende; das sicherste Merkmal zur Unterscheidung der Kiebitzeier von Kampfläufereiern ist aber der viel stärkere Ölglanz der letzteren.

Die Eier wie auch der Vogel werden bei uns gegessen; es wäre auch ein Wunder, wenn es nicht so wäre.

Unsere Bauern nennen die Kampfhähne „Mahnken".

Kleinere Mitteilungen.

Die ungewöhnlich milde und warme Witterung im Spätherbst 1898 hat manchen Zugvogel über den gewöhnlichen Abzugstermin hinaus bei uns festgehalten. Während allerdings andere mit gewohnter Pünktlichkeit ab- bezw. durchzogen — so die Turmsegler Anfang August, die Kraniche am 9. Oktober — beobachtete ich in diesem Jahre noch am 28. Oktober Hausrotschwänzchen, am 25. September sah ich noch einen grauen Fliegenfänger, am **12. November** sogar

noch ein **Plattmönchweibchen** in meinem Garten und am 16. November ein gesprenkeltes Rohrhühnchen (Ortygometra porzana) an einem Teiche bei Deersheim. Gewiß werden auch anderwärts solche Beobachtungen von **verspätetem Abzug** gemacht worden sein.

Osterwieck a. Harz, den 18. November 1898. Fr. Lindner.

Litterarisches.

Gustav Kolthoff och L. A. Jägerskiöld, Nordens fåglar. Ny udvigad och omarbetad upplaga of C. J. Sundevalls Svenska Fåglarna. Stockholm, F. & G. Beijers bokförlagsaktiebolag.

Wir hatten bereits früher Gelegenheit auf das in Stockholm neu erscheinende Werk hinzuweisen.[1]) Heute liegt dasselbe vollendet vor uns. Wir müssen sagen: Verleger und Verfasser haben gehalten, was sie versprochen haben und was die ersten Lieferungen erwarten ließen. Das Werk ist ein ausgezeichnetes Nachschlagebuch, das kaum in irgend einer Frage, die sich auf in Schweden, Norwegen, Dänemark und Finland vorgekommene Vögel bezieht, im Stiche lassen dürfte. Es beginnt mit einer durch zahlreiche Textfiguren erläuternden Schilderung der Anatomie und des Lebens der Vögel, der eine Übersicht der Unterklassen und Ordnungen der Vögel nach Lilljeborg folgt. Hiernach kommen Beschreibungen der Unterklassen, Ordnungen und Familien, an die sich dann wieder die Schilderungen der Gattungen und Arten anschließen. Sowohl der Schilderung der Familien, wie auch der Gattungen und Arten sind Bestimmungstabellen vorangeschickt, die ein bequemes und leichtes Bestimmen der Arten ermöglichen. Die Beschreibung jeder einzelnen Art, bei der das meiste Gewicht auf die Biologie gelegt ist, ist begleitet von einer Aufführung der Synonyme und der schwedischen, dänischen, norwegischen, finischen, lappländischen, bisweilen auch der auf Island und den Faröer gebräuchlichen Trivialnamen. Häufig ist auch dieser Teil des Werkes durch Holzschnitte (Füße, Schnäbel ꝛc. darstellend) illustriert. Wenn auch die Beschreibung, wie es ja schon der Umfang (343 Seiten) zeigt, keine durchaus erschöpfende sein kann, so bringt sie doch alles wissenswerte in gedrängter, dabei aber ansprechender Form. Auch manches neue findet sich darin.

Die dem Werke beigegebenen 69 Tafeln können im großen ganzen als gelungen bezeichnet werden. Wenn sie auch nicht den lebenden Vogel darstellen, sind doch die einzelnen Teile genau und naturgetreu gezeichnet, so daß man das Bild des toten Vogels gut vor sich hat. Nur einzelne Abbildungen machen davon eine Ausnahme. Vor allem hätten wir das Bild der Wachtel (Taf. 34 Fig. 6), und das der Zwergrohrdommel (Taf. 49 Fig. 7 und 8), die so klein ausgefallen

[1]) Ornith. Monatsschrift 1897. S. 152.

sind, daß man Einzelheiten unmöglich unterscheiden kann, etwas größer gewünscht. Hervorgerufen ist dieser letztere Mangel offenbar dadurch, daß der Künstler sich bestrebt hat, das Größenverhältnis auf den einzelnen Tafeln zu wahren. Besonders aufmerksam machen möchten wir auf die große Anzahl von Waldhühner-Bastarden, die auf den Tafeln 34, 36, 37 dargestellt sind.

Gera, im Dezember 1898. Dr. Carl R. Hennicke.

William Baer, Zur Ornis der preußischen Oberlausitz. Nebst einem Anhange über die sächsische.

In der uns vorliegenden Arbeit hat es der Verfasser, unser Mitarbeiter, unternommen, eine Avifauna der Oberlausitz zusammenzustellen, zu der er sowohl ältere Litteraturangaben und briefliche Mitteilungen noch lebender Beobachter als auch seine eigenen Beobachtungen benutzt hat. Nach einer geschichtlichen Einleitung und einem ausführlichen Verzeichnis der Litteratur macht uns der Verfasser faunistische und biologische Angaben über 258 in der preußischen Oberlausitz beobachtete Vogelarten, an die sich Mitteilungen über die Ornis der sächsischen Oberlausitz anschließen.

Gera. Carl R. Hennicke.

Oscar von Loewis, Diebe und Räuber in der Baltischen Vogelwelt. Riga 1898. Verlag von J. Deubner.

„Falls „Unsere baltischen Singvögel“[1]) einige weibliche Herzen zum Lieben der gefiederten Sänger bewogen haben sollten — und weiche Damenhände zum winterlichen Futterstreuen für die Meisen veranlaßt, dann sollten diese gewonnenen Herzen zum Schutz und Trutz der Lieblinge deren Feinde politisch-diplomatisch genauer kennen lernen, um im Kampfe gegen dieselben siegreich mithalten zu können, d. h. dieses Büchlein nicht unter den Tisch als etwas Widerwärtiges werfen. — Dieses Kampf- und daher Studien-Interesse liegt naturgemäß unseren Jägern, Forstleuten und Landwirten näher; die Schwarzröcke und Krummnasen werden größtenteils bereits genügend gehaßt — und zuweilen, wenn auch etwas unsystematisch, verfolgt, aber sie wurden je nach Art und Lokalverhältnissen nicht immer genügend genau erkannt, abgeschätzt und gesichtet. Weder bei den krähenartigen Dieben noch bei den Tag- oder Nachträubern darf es summarisch für alle Arten heißen: Mitgegangen — mitgehangen. Namentlich für die Landwirte, aber auch für den Forstmann finden sich unter ihnen viele recht nützliche Freunde — unter Umständen sogar alleinige Retter aus größerer Notlage. Mehrere Arten schaden weder der Jagd noch irgendwie nennenswert dem Kleinvogelstande und sind eine Zierde der Heimat. Da heißt es denn hübsch vorsichtig im Aburteilen sein — den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragen, Kulturverhältnisse, geographische Lage, die lokalen Existenzen allgemein schädlicher Nager und Insekten

---

[1]) Von O. von Riesenthal (Ornith. Monatsschrift 1896 p. 231) besprochen.

richtig abschätzen, damit in keiner Richtung das wahre Gleichgewicht in der Natur willkürlich und schließlich schadenbringend gestört werde. Wo Kampf geführt werden muß, thue man es immerhin nur mit Maß, mehr im beschränkenden als vernichtenden Sinne, damit das Kind nicht mit dem Bade verschüttet werde. Wäre dem viel wollenden und so wenig vermögenden Menschen nur die Wahl zwischen gänzlicher Ausrottung aller Diebe und Räuber — oder kompletter Erhaltung derselben in statu quo freigestellt, so wäre letzteres zweifellos vorzuziehen und zwar in jedwedem Interesse. Es stimmte dann gerne als Erster dafür der sonst im Einzelfall scharf vorgehende und den allerdings nur sehr selten gebotenen Vernichtungskampf erbarmungslos einst in gesunden Tagen energisch führende Verfasser."

Diese Worte des Verfassers aus dem Vorwort zu dem Buche sagen am besten, was wir von dem Buche zu erwarten haben: Bekämpfung der sinn- und kritiklosen Verfolgung der Raubvögel. Noch mehr verstärkt wird dieser Eindruck des Vorwortes durch die folgenden Kapitel: A. Die Stellung der Vogelwelt in der irdischen Schöpfung, B. Nutzen und Schaden, C. Schießwut und Selbstzucht, D. Unsere nützlichsten Vögel sollen wir gegen Diebe und Räuber schützen, aber auch gegen uns selbst, E. Das Kind soll nicht mit dem Bade verschüttet werden. Wenn wir dann bei der Besprechung der einzelnen Arten bezüglich der Abschätzung ihres Nutzens und Schadens und des gefällten Urteils für unsere mitteleuropäischen Verhältnisse nicht immer mit dem Verfasser übereinstimmen können, so müssen wir bedenken, daß das Buch lediglich für die baltischen Verhältnisse geschrieben ist. Der Verfasser sagt auf Seite 22 ausdrücklich: „Noch einmal bitte ich alle Jäger und Interessenten, sich von den in anderen Ländern gemachten Urteilen emanzipieren zu wollen, um, nur von baltischen Verhältnissen ausgehend, lokale Anschauungen zu gewinnen." Für unsere deutschen Verhältnisse erscheinen einzelne der Urteile nicht gerechtfertigt. Wenn der Verfasser z. B. die Bussarde und fast sämtliche Eulen vermindert wissen will, ja für den Uhu gar eine Prämie von drei Rubeln für jeden Altvogel und einem Rubel für ein Ei und jedes Nestjunge ausgesetzt haben will, so mag dies für die russischen Ostseeprovinzen voll berechtigt sein, für uns in Deutschland würde bezüglich der Eulen und Bussarde eher das Urteil zu fällen sein, das der Verfasser über die Krähen fällt: „Falls jeder Klein- und Großgrundbesitzer, jeder Forstwirt und Förster, jedes Stadtoberhaupt mit dem Vergiften energisch vorgeht, so könnte für die Krähen dabei über das Ziel hinausgeschossen werden. Hier am Schluß der Vorführung unserer Rabenarten erlaube ich mir nochmals die Bitte an alle Interessenten zu richten: Gegen die Krähen maßvoll vorzugehen, keine Ausrottung en gros anstreben zu wollen, für diese allerdings oft sehr fatalen Diebe nur die Beschränkung in ihrer Anzahl, je nach Umständen, eine mäßige oder sehr starke, verfügen und exekutieren zu wollen. Die L a n d w i r t s c h a f t n i m m t d i e e r s t e S t e l l e e i n, d i e J a g d e r s t d i e d r i t t e, und ohne Krähen könnte die Landwirtschaft eines Tages schlimm fahren." Daß dieser Satz

für unsere Gegenden, wo der Ackerbau eine noch viel wichtigere Stellung einnimmt, als in den baltischen Provinzen, in noch höherem Maße Geltung hat, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Auffallend ist die eigentümliche trinäre Nomenklatur[1]) und der auf die Rücksicht auf das Laienpublikum zurückzuführende Umstand, daß die Blauracke mit unter den krähenartigen Vögeln aufgeführt ist. Doch das nur nebenbei.

Das Buch bietet eine Fülle des Interessanten, doch ist es aus Rücksicht auf den zu Gebote stehenden Raum nicht möglich noch mehr zu citieren. Nur den Schluß des Ganzen erlaube ich mir noch anzuführen, da in ihm nach Fällung einer ganzen Anzahl Todesurteile die Vogelliebe des Verfassers noch einmal so recht zum Ausdruck kommt: „Ich selbst wünsche sehnlichst, daß einst diese vorliegenden Urteile als „veralter, drakonisch und nicht mehr zeitgemäß“ über den Haufen geworfen würden und allen Vogelexistenzen eine Art Lebensrecht zuerkannt würde, welches eine gegenseitige Selbstbeschränkung naturgemäß in sich trägt und damit und dadurch eine gottgewollte Harmonie in diesem Teile der Schöpfung wenigstens annähernd möglich machte.“

Gera, im Februar 1899. Dr. Carl R. Hennicke.

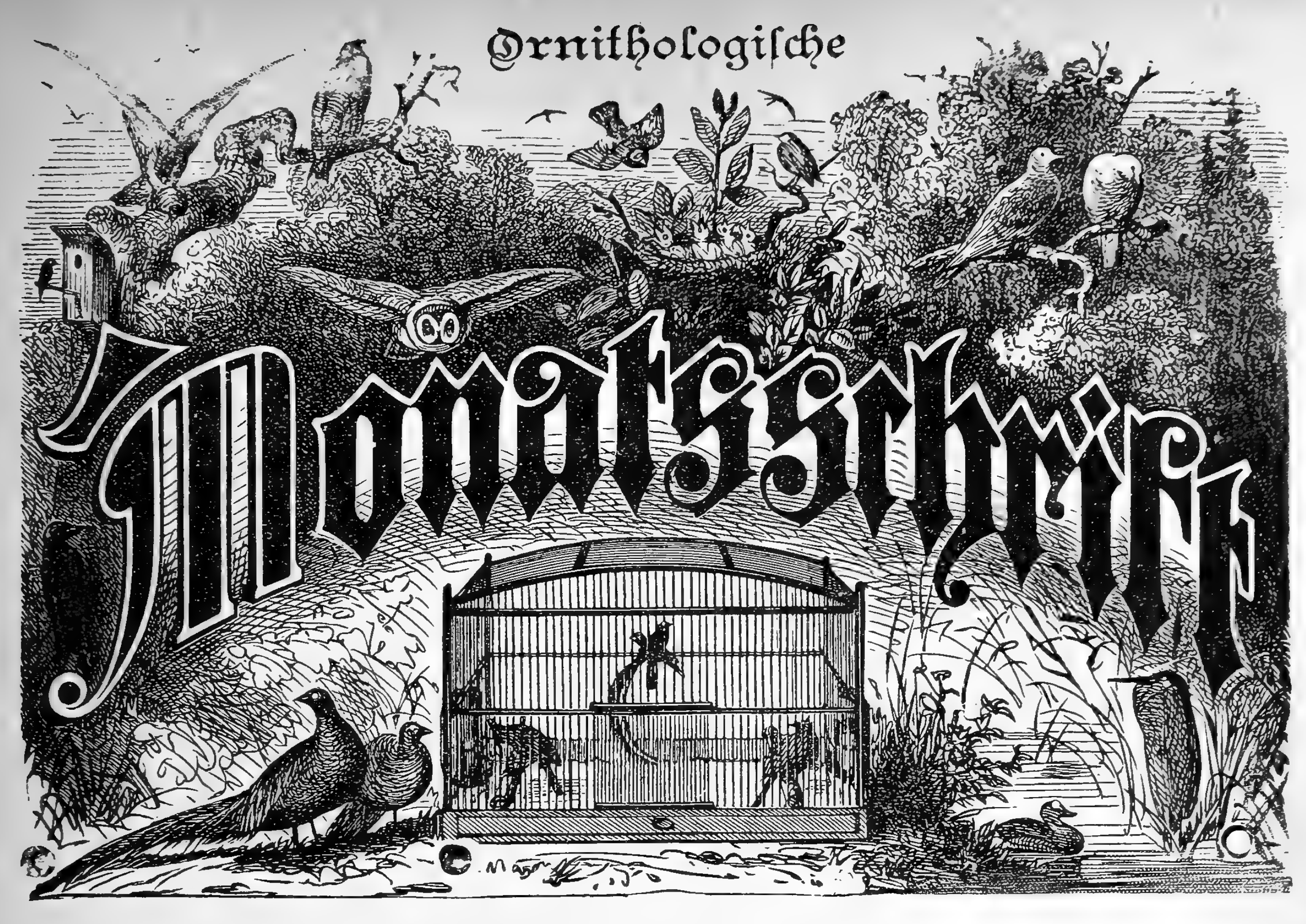
Emil Marriot, Tiergeschichten. Berlin 1899. Verlag von Freund & Jeckel (Carl Freund).

Der bekannte Romanschriftsteller Emil Marriot erfreut uns in dem vorliegenden Buche mit einer Anzahl Novellen und Skizzen, zu denen er den Stoff aus dem Tierreich genommen hat. Die Geschichten, die in der Mehrzahl Motive aus dem Leben der Säugetiere behandeln, sind mit großer Wärme und tiefem Verständnis für die Regungen der Tierseele geschrieben und werden sicher der Tierschutzbewegung, besonders in der Frauenwelt, neue Freunde und Anhänger zuführen. Für uns sind von besonderem Werte zwei Aufsätze, von denen der eine: „Der kleine Fremdling“ sich mit dem Gefangenleben eines Nonpareils beschäftigt und trotz einiger sentimentaler Anklänge beweist, daß der Verfasser auf dem Standpunkte des mit dem Herzen und dem Verstande betriebenen Vogelschutzes steht und kein unentwegter Gegner des Gefangenhaltens von Vögeln ist, während der zweite über den Vogelmassenmord in Südtirol handelt. Mit den in diesem Artikel, der auch den Vogelmassenmord zu Mode- und Putzzwecken streift, ausgesprochenen Grundsätzen können wir uns nur in jeder Beziehung einverstanden erklären. Wir wünschen, daß das Buch eine recht große Verbreitung finden möge, und freuen uns, daß auch ein Romanschriftsteller, der vor allem dazu berufen ist, auf das Gemüt einzuwirken, den Kampf gegen die Rohheit und Gedankenlosigkeit, die sich in dem Verhalten vieler gegen die Tierwelt zeigt, aufgenommen hat.

Gera, im Februar 1899. Dr. Carl R. Hennicke.

[1]) Vgl. Ornith. Monatsschrift 1896 S. 232.

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.



des

Deutschen

Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von **E. v. Schlechtendal.**

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Redigiert von
Dr. **Carl R. Hennicke**
in Gera (Reuß),
Dr. **Frenzel,**
Professor Dr. **O. Taschenberg.**

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. April 1899. Nr. 4.

Bericht über die Generalversammlung des Vereins,

am Sonnabend, den 25. Februar in Dresden.

Die diesjährige Generalversammlung, zu welcher die Einladung auf einem besonderen Blatte mit No. 2 der Monatsschrift den Mitgliedern zugegangen war, fand in den Räumlichkeiten der Restauration des Zoologischen Gartens statt. Der erste (geschäftliche) Teil, für welchen ein besonderes Zimmer bereit stand, galt der Rechnungslegung durch den ersten Vorsitzenden, Herrn Forstrat J. v. Wangelin, welcher in der angenehmen Lage war, das abgelaufene Vereinsjahr als ein durchaus günstiges bezeichnen zu können. Die Ausgaben beliefen sich in runder Zahl auf 8426 Mark, die Einnahmen auf 9224 Mark, sodaß ein Bestand von 798 Mark resultiert, während sich das gesamte bare Vereinsvermögen auf 2052 Mark beläuft. Die Zahl der Vereinsmitglieder ist nahezu die gleiche, wie im Vorjahre, nur ist diejenige der hinzugetretenen Behörden und Vereine eine ungleich größere geworden (etwa hundert mehr). Nachdem die zu Rechnungsrevisoren ernannten Herren Rittmeister a. D. v. Götz aus Niemtsch bei Senftenberg und Verlagsbuchhändler Fr. Eugen Köhler aus Gera die Rechnungen für richtig befunden hatten, erteilte die Generalversammlung dem Vereinsrendanten Herrn Rohmer Decharge.

Schließlich machte der Vorsitzende noch die vorläufige Mitteilung, welcher seiner Zeit eine ausführliche Einladung folgen wird, daß der Verein im Januar des nächsten Jahres sein 25jähriges Bestehen feiert und daß die zu diesem Zwecke einzuberufende Versammlung im Orte der Stiftung des Vereins, in Merseburg, abgehalten werden soll.

Den zweiten Teil der Generalversammlung bildeten öffentliche Vorträge, welche in dem großen Konzertsaale stattfanden und sich einer zahlreichen Zuhörerschaft zu erfreuen hatten.

Er wurde um 8¼ Uhr eröffnet durch Herrn Oberlehrer Dr. Bräß, welcher als Vorsitzender des von ihm gegründeten ornithologischen Vereins zu Dresden die Versammlung begrüßte und dem Vorstande des deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt für die Wahl der Stadt Dresden als diesjährigen Versammlungsort seinen Dank aussprach. Er übergab alsdann den Vorsitz Herrn Forstrat v. Wangelin. Nachdem derselbe seinerseits den empfangenen Dank erwidert unter Hinweis auf die zahlreiche Beteiligung und die freundlichen Bemühungen für das Zustandekommen der Versammlung durch den Herrn Vorredner, entwickelte er in Kürze die Ziele und Wege unseres Vereins, wie sie durch die Herausgabe der Monatsschrift, durch die beiden Wandtafeln und die mit Vorträgen verbundenen Wanderversammlungen zu Tage treten. Darauf erteilte er Herrn

Hans Freiherrn v. Berlepsch aus Kassel das Wort zu dem angekündigten Vortrag über „Nutzen und Pflege der Höhlenbrüter.“ Redner verbreitete sich zunächst im allgemeinen über den Vogelschutz, in welchem man nicht etwa bloß eine auf ethischen Anschauungen basierte Passion, sondern eine national-ökonomische Frage zu erkennen habe, zu welcher der Mensch im eigenen Interesse Stellung zu nehmen verpflichtet sei, nachdem durch ihn selbst das von vornherein vorhandene Gleichgewicht der Natur gestört ist. Eine von den in dieser Richtung zu ergreifenden Maßnahmen besteht darin, daß den durch Vertilgung kulturschädlicher Insekten überaus nützlichen Vögeln — und unter diesen stehen gerade die Höhlenbrüter obenan — Gelegenheit zum Nisten, also zur Vermehrung geboten wird. Auch das kann mit Vorteil nur auf rationeller, d. h. den natürlichen Verhältnissen möglichst genau entsprechender Grundlage erreicht werden. Aus den langjährigen, mühsamen und mit vielen Opfern verbundenen, aber auch von entschiedenem Erfolge gekrönten Beobachtungen und Bemühungen des Vortragenden geht hervor, daß die künstlichen Nistkästen die natürlichen Brutstätten der Spechte nachahmen, d. h. eine mehr oder weniger flaschenförmige, mit einem kreisrunden Flugloch versehene Höhlung darstellen müssen. Solche nach ihrem Erfinder „von Berlepschsche Nistkästen“ genannte Brutgelegenheiten werden jetzt auf maschinellem Wege in Düren hergestellt und tragen einen Stempel, mit welchem für den Fabrikanten die Verpflichtung verbunden ist, jedes nicht genau den Vorschriften entsprechende Stück kostenfrei zurückzunehmen und durch ein tadelloses zu ersetzen. Proben davon wurden der Versammlung vorgelegt.

Den zweiten Vortrag hielt Herr Vikar O. Kleinschmidt aus Schönstadt in Hessen über „das Studium der deutschen Vogelwelt.“ Derselbe wird demnächst den Lesern der Monatsschrift in extenso vorliegen. Ebenso werden darin die interessanten Versuche über Akklimatisation der Vögel im Freien veröffentlicht werden, über welche zuletzt Herr A. v. Prosch aus Ober-Sohland am Rothstein (Lausitz) Mitteilungen machte.

Sämtliche Vorträge wurden mit großem Interesse angehört und fanden die durch Applaus zum Ausdruck gebrachte Anerkennung der Versammlung. Die Darlegungen des Herrn v. Prosch wurden durch eine bildliche Wiedergabe eines auf seinem Gutshofe angelegten Papageiennestes erläutert, und Herr Vikar Kleinschmidt knüpfte an seinen Vortrag noch interessante Demonstrationen an einer Anzahl Vogelbälgen an.

Zum Schluß sprach Herr Forstrat v. Wangelin den Rednern, sowie Herrn Dr. Bräß und Herrn Direktor Schöpf den herzlichsten Dank aus.

Wenn damit die Versammlung zwar offiziell ihr Ende erreicht hatte, so blieb doch eine Anzahl von Mitgliedern und Gästen in heiterem und wissenschaft-

lichem Gespräch noch stundenlang beisammen. Am Sonntag vormittag fand unter freundlicher Führung des Herrn Direktor Schöpf ein Rundgang durch den an interessanten und wohlgepflegten Tieren reichen Zoologischen Garten und eine Besichtigung des zoologischen Museums statt, welches namentlich durch die Sammelergebnisse seines Direktors, des Herrn Hofrat Dr. A. B. Meyer, sehr wertvoll ist und in gewissen Abteilungen (Paradiesvögel) einzig dasteht. Ein jeder der Teilnehmer wird von dieser Dresdener Versammlung mit Befriedigung und unter Bereicherung seiner Kenntnisse in die Heimat zurückgekehrt sein und dieselbe in dankbarer Erinnerung behalten. Professor Dr. O. Taschenberg.

Die Fänge der Raubvögel.

Von Dr. Carl R. Hennicke.

VI.

(Mit Schwarztafel VII.)

Der Hühnerhabicht, Astur palumbarius (L.).

Die Fänge sind im Verhältnis zur Größe des Vogels auffallend groß und kräftig. Der Lauf ist im allgemeinen nackt, nur an der Vorderseite dicht unter dem Fersengelenk mit einigen kurzen, quergefleckten Federchen besetzt. Der nackte Teil auf der Vorder- und Hinterseite ist mit einer Reihe großer, quergestellter Tafeln versehen, deren Zahl auf der Vorderseite dreizehn bis vierzehn, auf der Rückseite elf bis dreizehn beträgt. Die Schilder der Vorderseite nehmen nach unten an Breite zu und an Höhe ab,[1]) sodaß die untersten bisweilen ganz niedrige und breite, quer über die Vorderseite des Laufes sich erstreckende Platten bilden. Die Länge des Laufes beträgt 7 bis 9 cm. Seine Farbe ist hellzitronengelb.

Die sehr starken und kräftigen Zehen sind an der Wurzelhälfte und an den Gelenken fein genetzt, der übrige Teil trägt eine Anzahl großer Quertafeln, deren Zahl auf der Mittelzehe 6 bis 10, auf der Außenzehe 6 bis 8, auf der Innenzehe 5 bis 6, auf der Hinterzehe 5 beträgt. Auf der Sohle tragen sie große Ballen. Die Länge der Mittelzehe beträgt 4 bis 5 cm, die der Hinterzehe 3 bis 3,5 cm, die der Innenzehe 3 bis 3,5 cm, die der Außenzehe 3,5 bis 4 cm.

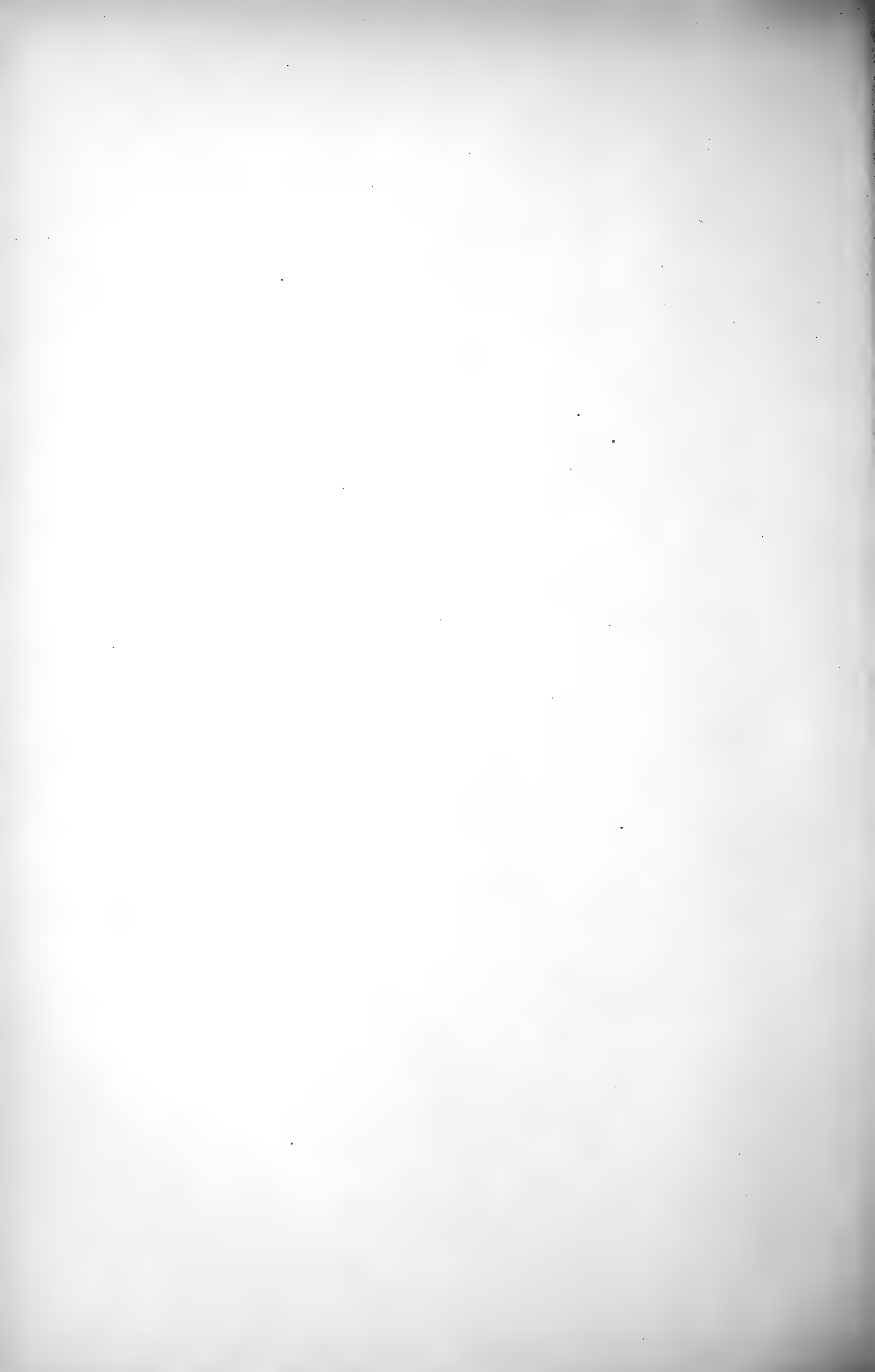
Die schwarzen Krallen sind sehr groß und stark gekrümmt, auf der unteren Seite platt mit scharfen Seitenkanten. Die Kralle der Mittelzehe mißt 2,3 cm, die der Hinterzehe 3,8 cm, die der Innenzehe 3,7 cm, die der Außenzehe 1,8 bis 2 cm. Der abgebildete Fang ist der eines in Finland erlegten Weibchens.

---

[1]) Beim Mäusebussard ist das Verhältnis umgekehrt. Hier nehmen die Tafeln nach unten zu an Breite ab, sind aber nur wenig niedriger als die oberen.



Fuss des Hühnerhabichts, Astur palumbarius (L.).



Plauderei über den Steinadler (Aquila fulva [L.] s. chrysaëtus [L.]).

Von Dr. med. A. Girtanner-St. Gallen.

(Mit Schwarzbild Tafel VIII.)

Genau gezählt sind es einundfünfzig Jahre her, seitdem eines Tages ein junger Tiroler im vollen Schmuck seiner Nationaltracht — aber weder ein Salon-, noch ein Fest- oder gar ein Tingeltangel-Tiroler unserer Zeit — auf der unterstützten breiten Faust einen lebenden Steinadler, unter dem einen Arm ein Schneehuhn, unter dem anderen ein Steinhuhn tragend, wuchtigen Schrittes mit den Worten unsere Schulstube betrat: „Gnoden Herr Lehrer", habe ihm erlaubt — uns Buamn an Oodler, a Stoanhuan und a Schneehuan z' zoig'n, wanns uns a Freud' machet. — Ob dieses sein Vorhaben uns Buamn, als Gesamtheit aufgefaßt, Freude machte?! Mir ist diesbezüglich deutlich nur noch erinnerlich, daß die einen derselben ruhig weiterrechneten; daß eine Anzahl anderer furchtsam und unruhig auf den Bänken herumzurutschen begann, im Zweifel darüber, welches von diesen vier fremdartigen Geschöpfen wohl das gefährlichste sein möchte; und daß eine dritte Partie mit aufgesperrten Mäulern und Augen die allerdings seltsame, aus Mensch und Tier zusammengesetzte Erscheinung anstarrte, während der Schulmonarch „um Alles besser überblicken zu können" in Wahrheit aber um für drei Seiten seiner wertvollen Persönlichkeit Deckung zu gewinnen, sich in eine Ecke seines Reiches zurückgezogen hatte, Scepter und Thron dem Tiroler überlassend. — Dann versank der Boden der Schulstube unter meinen Füßen mitsamt „Gnoden", Buamn und Rechentafeln; und während die Decke sich höher und höher zu heben schien, die Welt um mich her frei und weit wurde, aus der Ferne Schneefelder und Felsriffe winkten, lauschte ich gierig den Belehrungen des fremden Mannes über die Berge und Tiere seiner Heimat, dessen Worte so wenig Ähnlichkeit hatten mit denen unseres alten Schulmeisters wie dieser und der neue Lehrer aus den Alpen selbst, und die in meinen Ohren klangen wie Sprüche Salomos.

Zum Schlusse setzte er den König der Lüfte auf den Thron unseres Monarchen, das Schneehuhn — welche Ehre für mich — just auf meiner Rechentafel vor mir und das Steinhuhn auf dem Boden ab, wo es bald — dd dd, dd, dd dd — eilig umhertrippelte. Hierauf ging er an's andere Ende des Schulzimmers und rief den Adler an. Rasch entfaltet dieser die Schwingen, weht kräftig mit denselben und mit raschem Abstoße vom Throne sich erhebend fliegt der mächtige Vogel rauschend und Windstöße verursachend dicht über all den Buamn zu seinem Meister hinüber. Hei — wie da die Köpfe meiner sonst so tapferen Kameraden plötzlich auf die Rechentafeln niederfallen! So sah ich später nur das Berghühnervölklein in die Alpenrosen sich ducken, wenn der Adler Beute wählend über ihm

dahinsauste. Wie mir der Lehrer nachher lobend sagte, habe ich allein stehend und hoch erhobenen Hauptes den Adlerflug verfolgt, und wie lieb ward mir von da an meine Rechentafel, auf die der Tiroler das freundlich blickende Schneehuhn mit den Worten gesetzt hatte: „Na Bua, du schoanst a bsunderi Freud zhobn an dia Tierln, ös hoan i schnell gspiart und ös ist schön und brov vo diar!“ Dieses Lob aus dem Munde eines ungebildeten, mir damals aber an Weisheit alle Lehrer der Welt zu übertreffen scheinenden Älplers, der wahrscheinlich weder lesen noch schreiben konnte, klingt mir heute — nach einundfünfzig Jahren — noch wohlthuend nach. In jener Rechenstunde habe ich mehr gelernt und mehr Anregung für mein Interesse an der Tierwelt empfangen, als wenn ich alle Millionen der Welt zusammenaddiert, die ich doch nie bekommen hätte. — Leider scheinen sich derartige ebenso einfache und anspruchlose, wie das dafür überhaupt empfängliche Kindesgemüt zur selbstdenkenden Thätigkeit anspannende, die Augen für die Wunder der Natur öffnende Vorführungen mit den bezüglichen wohl nicht immer richtigen Ansichten der Neuzeit nicht mehr zu vertragen. Verschwunden ist der Bärenführer und Kameeltreiber mit den paar närrischen Affen und der Savoyardenknabe mit dem drolligen treuen Murmeltier. Sie alle schauen mit ihrem Reize nur noch wie verschwindende Nebelbilder aus der Kindheit in diese Zeit herüber. An ihre Stelle ist der Lärm der Jahrmarkts-Menagerien getreten mit ihrem Elend für Mensch und Tier. Je krasserer Unsinn auch jetzt noch vor und unter deren Zeltdache dem staunenden Volk gepredigt wird, je tiefer die reizvolle Bändigerin der zahmen wilden Tiere ihren Kopf in den Löwenrachen steckt, um so packender für das Publikum, umso einträglicher für die Kasse. Aber nützliches wird hierbei doch wenig gelernt, und anstatt in Wirklichkeit belehrt über die betrachteten Geschöpfe wendet sich der Besucher endlich eher mit Ekel über den Gestank und mit Mitleid an ihrem Los dem Ausgang der Bude zu. — In die prächtigen, reichhaltigen und meist ausgezeichnet geleiteten Zoologischen Gärten der Neuzeit kommt der Nichtfachmann meist erst mit einem Kopf voll ablenkender Gedanken. Dabei sind diese zum Teil wissenschaftlichen Zwecken, zum Teil allgemeiner Belehrung und last not least der Belustigung des Volkes dienenden Institute begreiflicherweise auf die Hauptstädte beschränkt, dadurch verhältnismäßig wenigen zugänglich; und wer nicht mit zoologischen Kenntnissen hineingeht, kehrt nicht viel anders zurück. Darum lobe ich mir heute noch den ersten angehörten „ornithologischen Vortrag, mit Demonstration eines Steinadlers“ des Tirolers, dem ich so andächtig gelauscht und der mir auch die erste Anregung zu meiner späteren „bsundrigen Freud'“ am ernsteren Studium dieses Vogels gebracht hat.

Auf den alten Kampf zwischen Steinadler (Aquila fulva) und Goldadler (Aquila chrysaëtus), d. h. denjenigen zwischen den Ornithologen über die

Artverschiedenheit beider Adler, brauche ich hier nicht mehr einzutreten, nachdem derselbe in der im Erscheinen begriffenen neuen Ausgabe von Naumanns „Naturgeschichte der Vögel Mittel-Europas“ durch den Bearbeiter der bezüglichen Abteilung ebenso glücklich als maßgebend dahin ausgefochten worden ist, daß Stein- und Goldadler nur als die Vertreter der einen Spezies Aquila fulva s. chrysaëtus (Stein- oder Goldadler) zu betrachten sind. In diesem monumentalen Werk, wie es nur die Gegenwart mit ihren seit der Zeit der Brüder Naumann wesentlich erweiterten ornithologischen Kenntnissen bei ernstem Zusammenwirken einer großen Anzahl von Fachmännern schaffen kann, und welches wohl bald im Bücherschatz jedes wirklich arbeitenden Ornithologen gefunden werden wird, ist einerseits die Zergliederung der Eigentümlichkeiten in der Naturgeschichte dieser Adler je nach ihren zwei Hauptverbreitungsgebieten und der zwei Typen in ihrer Erscheinung so sorgfältig durchgeführt und anderseits ihre dennoch vorhandene Zusammengehörigkeit so überzeugend nachgewiesen, daß diese alte, jetzt aber beantwortete Frage hier keiner Beachtung mehr benötigt. — In den nachfolgenden Notizen über den Steinadler beschränke ich mich umsomehr auf sein Vorkommen in den Schweizeralpen, als ich ihn nur dort selbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

Es ist möglich, daß der Steinadler in früheren Zeiten weiter als heutzutage über die Schweiz verbreitet gewesen ist, d. h. daß er, wie jetzt z. B. noch in Ungarn, auch die flacheren Gegenden, die Tiefland-Region bewohnt hat. Immerhin schreiben auch unsere ältesten bezüglichen Schriftsteller von ihm nur als von einem Gebirgsvogel und nur von seinen „Nestern in den Schroffen und Felseinödinen“ der Alpenwelt. Keiner derselben weiß oder meldet wenigstens etwas von Horsten in Wäldern der Niederungen, und nur unsicheres von solchen in Hochgebirgswaldungen. Gelegenheit zum Bauen fände er auch zur Zeit noch reichlich in unseren abgelegenen Alpenwäldern mit Urwaldcharakter und mit Urwald-Baumriesen, wenn dieselben zwar vielerorten sehr zusammengeschmolzen sind. Mir selbst ist keine Beobachtung eines Baumhorstes aus neuerer Zeit bekannt geworden; und zwar weder aus dem Inneren der Alpen, noch aus den am weitesten gegen die Niederung vorgeschobenen Gebirgsstöcken, noch auch bezüglich seiner bei uns als die tiefstgelegenen bekannten Horstbezirke. Es ist auch weiter nichts besonderes an dieser scheinbaren Eigentümlichkeit, so wenig als an der Gepflogenheit des Baumnistens in gebirgslosen Ländern, da der Steinadler dort wohl nur in Ermangelung der Möglichkeit in Felsen zu horsten zu Bäumen seine Zuflucht nehmen dürfte. Im Gebirge hingegen bietet sich ihm der Fels als die für ihn und seine Brut weit sicherere, geschütztere, bequemere und schon halb fertige, geräumigere und dabei weit häufigere Horststätte an. Sei unser Vogel nun in jedenfalls weit zurückliegender Zeit auch in der Schweiz Flachland- und dann auch Baumbewohner gewesen oder nicht, so ist er

jetzt, wie gesagt, reiner Alpenvogel und absoluter Felsbewohner. Auch aus den angrenzenden Hochgebirgen Österreichs, Italiens und Frankreichs habe ich nie von anderen als Felshorsten sichere Kunde erhalten, so wenig wie mit Bezug auf den Bartgeier. Anders liegen diese Verhältnisse bei Uhu und Kolkrabe, die hier vor ziemlich kurzer Zeit auch noch in den Waldungen der Ebene sich anbauten, in derselben nun aber beinahe ausgerottet und aus ihnen in die höheren, sicheren Lagen zurückgetrieben und zu Alpenbewohnern geworden sind. Aber auch dort bauen sie zum Teil, wenn zwar stets seltener, auf Bäumen, immermehr die bessere und häufigere Gelegenheit des Felshorstes benützend.

Unsere typischen d. h. als angestammte alpine Formen zu betrachtenden Vögel sind fast ausnahmlos entweder Fels- oder aber Bodennister. Die Baumnister in den Alpen sind gleichzeitig, resp. in Wirklichkeit, Bewohner tiefer gelegener Höhenregionen, und ihre vertikale Verbreitung findet an der unteren Grenze der Alpenregion ihr Ende. Höher oben scheint geradezu nur noch der Fels selbst oder dessen unmittelbare Nähe den namentlich gegen die Wut elementarer Gewalten und die klimatischen Verhältnisse nötigen Schutz zu gewähren. Diese typisch alpinen Glieder der schweizerischen Ornis sind nicht arten- und auch nicht sehr individuenreich, wenn zwar immerhin noch weit besser vertreten als es der Tourist gewöhnlichen Musters bemerkt und weiter verkündet. Die bald aufgezählten Spezies sind folgende: Steinadler, Steinkrähe, Alpendohle, Alpensegler, Felsenschwalbe, Alpenbraunelle, Mauerläufer, Schneehuhn, Steinhuhn, Schneefink und anstatt im Felsen im Baumstamme wohl versorgt: Alpenmeise und Dreizehenspecht. Zu ihnen gehören aber weder Tannenhäher noch Kolkrabe, weder Uhu noch Sperlingseule, weder Wasserpieper noch Wasserstar und noch weniger eine Reihe anderer zuweilen den alpinen Vögeln zugezählten Arten, aus oben angegebenen Gründen. Wo und wenn aber alpine Natur und Bodengestaltung in einzelnen Gebieten und Fällen selber bis beinahe in die Ebene herabsteigen, so zieht wohl auch die eine und andere typische Alpenvogelspezies mit ihr, bleibt indessen auch dann ihrer angestammten Nistart treu, so gut wie ihrerseits meistens jene nicht der Alpen-Region speziell angehörenden Arten, welche, sonst Bewohner niedriger Höhenregionen, ihren Wohnsitz gelegentlich auch in jene hinauf verlegen, wie die oben in zweiter Linie genannten.

Wenn zwar heute noch über die ganze schweizerische Alpenkette zerstreut als Standvogel zu finden, hat sich die Zahl der Steinadler-Horstpaare und damit der auch nur einigermaßen regelmäßig besetzten Horste, namentlich seit Anfang dieses Jahrhunderts zweifelsohne jedenfalls eher vermindert als vermehrt, wohl einzig infolge der unablässigen Nachstellungen seitens des Menschen mit Hilfe fortwährend besserer Schußwaffen, der Schußgelder und der Möglichkeit etwelcher

Verwertung der Beute. Dabei hassen ihn Landmann und Jäger gleichsehr wegen des Abbruches, den er jenem an Haustieren, diesem an Jagdwild zufügt, sowie angesichts der unerhörten Frechheit und Raublust, mit der er seine Räubereien ausführt. Hingegen ist er keinesfalls jemals so häufig gewesen, wie man sich dies gewöhnlich vorstellt, so wenig wie der Bartgeier es war. Von Haus aus im höchsten Grade ungesellig, rauflustig weit über seinen Vorteil hinaus, und dazu ein ausgedehntes Jagdgebiet beanspruchend, das ihm die Anlegung mehrerer Wechselhorste gestattet, sorgte er von jeher hierdurch selbst für eine nur geringe Vertretung seiner Art über eine ganze Gebirgskette hin. Mehr als vier Steinadler gleichzeitig friedlich miteinander fliegen gesehen zu haben, werden sich bei uns wenige Beobachter rühmen können; und auch dann war dies sicher genug ein altes Paar mit seiner denkbar zahlreichsten Nachkommenschaft jenes Jahres; denn mehr als zwei Junge einer Brut sind bis jetzt nicht nachgewiesen. Viel häufiger findet sich nur ein Junges im Horst, wenn zwar gewöhnlich zwei Eier gelegt werden. Hiermit war einerseits nicht mehr als die Familie eines Horstes gesehen, anderseits aber beim Beobachtenden die Meinung der Häufigkeit des Steinadlers hervorgerufen. Bei der großen Ausdehnung des Jagdgebietes derselben kann diese Familie ganz oder in einzelnen Gliedern derselben in kurzer Zeit außerdem an sehr verschiedenen Orten gesehen werden. Schon der genossene herrliche Anblick des über den Zinnen der Alpen schwebenden, des jagenden oder durch einen Konkurrenten selbst verfolgten Adlers erzählt sich herum; der gefangene oder erlegte gerät als Lämmergeier in die Zeitung; von dem Vorhandensein eines besetzten Horstes und dessen Aushebung weiß und spricht die ganze Thalschaft. Daher kommt es wieder, daß so hervorragende Erscheinungen in der Fauna eines Landes lange Zeit scheinbar häufig, dann während kurzer Zeit seltener und, ebenfalls scheinbar fast plötzlich, verschwunden sind. In neuester Zeit wird dem Steinadler in unseren Alpen eine so intensive Vernichtung durch Fangen, Schießen und Ausheben der Horste zu Teil, daß sein Bestand sehr rasch zurückgehen müßte, wenn nicht bis jetzt noch neuer Zuzug aus anderen Gegenden, zum Teil auch durch von ihren jugendlichen Wanderschaften bis zur erreichten Fortpflanzungsfähigkeit zu ihren Geburtsstätten zurückgekehrte junge Vögel wenigstens teilweiser Ersatz des Abgangs ermöglicht gewesen wäre. — In dem mir am nächsten gelegenen Säntisgebirge (das nebenbei gesagt allem nach zu urteilen mit der Hohen Tatra sehr viel Ähnlichkeit haben muß) waren mir von jeher nur zwei gleichzeitig besetzte Horste bekannt, die sehr weit auseinander liegen und die jetzt noch ihre Bewohner haben. Auch die ältesten Jäger wissen sich keines größeren Bestandes zu erinnern, und es ist sehr fraglich, ob bei der Veranlagung und den Bedürfnissen dieses großen, wilden Räubers früher deren mehr gewesen seien.

Auch in weiter entlegenen Gebirgsstöcken, die mir hinsichtlich des Steinadlers ebenfalls genügend bekannt sind, scheint dasselbe Verhältnis sowohl bezüglich der Anzahl der ehemals und jetzt vorfindlichen Horste und Horstpaare vorhanden zu sein. So wenig aber angesichts der Thatsache, daß manche Adlerpaare bis zu vier und mehr Wechselhorste besitzen, wie aus dem oft manche Jahre dauernden Fehlen der Bewohnerschaft eines als gewöhnlich besetzt bekannten Horstes auf Zurückgehen des Allgemeinbestandes geschlossen werden darf, ist das Wiederbesetztsein desselben als das Gegenteil zu betrachten. — Zum Horstwechseln kann das Standpaar der durch dasselbe selbst herbeigeführte Mangel an seinen Hauptbedürfnissen für die Ernährung der Brut: Murmeltiere, Alpenhasen und Wildhühner veranlaßt haben, da dasselbe es während dieser Zeit nicht auf ungenügende Erbeutung von größeren Tieren ankommen lassen kann. Ebenso sehr verleidet ihm die Leerung des Horstes denselben oft für lange Zeit, und wohl auch die Anhäufung von Skeletten und anderem Unrat, Verlotterung des Horstes durch Nässe, oder eine stattgehabte Entwaldung in der Nähe, sowie zu große Begangenheit des früher einsamen, stillen Bergwinkels.

Mit Bezug auf die Anlegung neuer Horste, wenn dies jetzt überhaupt noch vorkommen sollte, ist der Steinadler viel weniger geplagt als der Bartgeier, der viel mehr Bedingungen an eine Horststätte stellt als er, dem eine allem Anschein nach sicher gelegene, geräumige, auch nur einigermaßen überdachte Felsnische in Nahrung versprechender Gebirgspartie und die Abwesenheit eines anderen Paares in dieser Gegend genügt, um dieselbe gut zu finden. Deshalb ist der Standort des Adlerhorstes ein so ungemein verschiedener in jeder Richtung. Mir sind solche bekannt im Dunkel des Alpenwaldes, der meist einzelne schwer zugängliche Felspartien enthält, bis hinauf zu wahrhaft königlichen Thronen mitten an himmelhohen Felswänden, die in entsetzlicher Nacktheit emporstarren; andere die der menschlichen Kühnheit und List nicht allzuschwer zugänglich sind; wieder andere die keine Kugel erreicht und die ohne Flugmaschine der Zukunft nie eines Menschen Fuß betreten wird. Aber im Jäger und im Forscher regt sich angesichts derselben doch stets der Wunsch seinen Fuß auf jene Throne zu setzen, ob es zwar fast Leib und Leben kosten könnte; am Wunsche wächst der Mut heran und an diesem die keine Gefahr mehr beachtende Kühnheit. Während den Forscher die Hoffnung stachelt selbst zu sehen, freut sich der Jäger auf die Erlegung des Verderbers seines Wildes und am Älpler finden sie beide stets einen haßerfüllten Helfer bei solchen Thaten. — Bei einer 1871 hauptsächlich zum Zwecke der Aushebung eines Horstes unternommenen Exkursion in die Graubündner Alpen[1]) gelang mir die Ersteigung eines solchen im Vorderrheinthal, der vom mensch-

[1]) Ornithologischer Streifzug durch Graubünden von Dr. A. Girtanner. Bericht der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1870/71. St. Gallen.

lichen Standpunkte aus betrachtet doch einigermaßen annehmbar placiert war und die im „Neuen Naumann“ durch Freund Reiser wiedergegeben worden ist, während eine andere mit meinem Freund Präsident Jan Saratz in Pontresina am Piz Chalchagn, sich damals ohne die nötige Hilfsmannschaft und andere Hilfsmittel als unmöglich herausstellte, umsomehr als hier mit Seilen von obenher an der stark überhängenden Felswand nichts auszurichten war, weshalb wir, obwohl dem Ziele scheinbar nahe, abstehen mußten. Mein Freund unternahm aber kurze Zeit nach meiner Abreise von Pontresina die Expedition doch noch. Selbst ein ebenso tüchtiger Ornithologe wie Jäger, und der zweite Besteiger der Bernina, fand er ausgezeichnete Hilfe, mußte dann aber schließlich die Hauptsache doch selbst vollbringen. Als früherer gelegentlicher Jagdgenosse Gian Marchett Colani's war er nicht gewöhnt vor Gefahren zurückzuschrecken und schaute stets dem Tode kaltblütig ins Antlitz. Mit samt den zwei Horstjungen sandte er mir bald die nachfolgende Beschreibung jener Expedition:

„Nach Ihrer Abreise von hier mußte ich oft in Gemeinde-Angelegenheiten das Adlerrevier besuchen, wobei ich natürlich nie unterließ, auch das Leben und Treiben unseres Räuberpaares zu beobachten. Fleißig wurde der Horst von ihm besucht, aber es gelang mir selten, einen Nestvogel zu Gesicht zu bekommen, da sich die Brut beinahe immer an die Felswand angeschmiegt hält. Vor fünf Tagen wurde ich jedoch gewahr, daß der junge Vogel das Dunenkleid ziemlich abgelegt habe und am Oberkörper schon dunkelbraun aussehe. Jetzt oder nie! muß der Versuch zur Aushebung nochmals gemacht werden — dachte ich und bestimmte den 5. Juli zum Angriff auf meinen Mont Valérien. Das Unternehmen allein zu versuchen war weder ratsam noch vielversprechend; deshalb nahm ich Rücksprache mit meinem Begleiter bei der Bernina-Besteigung, dem Führer Peter Jenny, der mir bereitwillig seine Dienste anbot. Ein weiterer Gefährte war notwendig, um die Requisiten und Instrumente nachzutragen, und bestimmte ich hierzu den Waldarbeiter Fayetti, der mir als überaus kühn und waghalsig beschrieben worden war. — Morgens genau 4 Uhr brachen wir bei herrlichem Wetter von Pontresina auf, versehen mit einer ungefähr $4^1/_2$ Meter langen Leiter, einem starken Gletscherseil, einem guten Hammer und zwei Steinmeiseln. Der Weg führte uns bei der Säge, innerhalb Pontresina, über den Morteratschbach, dann durch eine steile, waldige Halde hinauf auf kürzestem Weg der Felswand zu, an der der Horst stand. Um 5 Uhr schon hatten wir die Wand erreicht und legten uns eine Weile nieder um auszuruhen und uns durch ein tüchtiges Frühstück zu stärken. Die Berge prangten im vollsten Sonnenglanz, die Luft war klar, und tiefe Stille und Ruhe herrschte um uns her, unterbrochen nur durch das Tosen des Languard-Wasserfalles. In nördlicher

Richtung vom Horste flog jetzt einer der alten Adler auf und verschwand sogleich hinter dem Waldsaum. Im Horste selbst war nichts sichtbar. Hier ließen wir unseren Proviant, sowie alles sonst Entbehrliche zurück und schritten der steilen Felspartie zu bis zu jener Stelle, wo ich Sie damals verließ, um mich allein dem Horste zu nähern. Hier wurde Halt gemacht und die Leiter am Seile befestigt. Jenny und ich gingen sodann, das Seil haltend voran, während Fayetti, unserer Befehle harrend, zurückblieb. Oben angelangt, faßten wir festen Fuß und zogen das Seil an, während Fayetti die Leiter nachschob. Auf diese Weise gelangten wir an jene Stelle, die ich auch in Ihrer Gegenwart erreichte. Ich hatte mich damals Ihnen gegenüber dahin geäußert, daß der Horst mit einer Leiter vielleicht doch zu erreichen wäre, und in der That wies der jetzige Augenschein meine damalige Ansicht als richtig aus; nur war die am schwierigsten zu lösende Frage die, wie und wo der obere und untere Stützpunkt für sie zu finden sei. Die Leiter konnte unmöglich direkt unter dem Horst angelegt werden. Sie wäre hierzu viel zu kurz gewesen und viel zu senkrecht zu stehen gekommen, um eine genügende Unterlage zu haben. Deshalb mußte unser Streben dahin gehen, die Leiter seitwärts vom Horst anzubringen. Unter dem Horste und westlich von ihm zog sich ein glattes, stark geneigtes Felsband hin von 35 bis 40 cm Breite. Dieses mußte durchaus bis unmittelbar unter dem Horst begangen werden können, sollte das Unternehmen gelingen. Dies war zur Gewinnung von Stützpunkten absolut notwendig. Fayetti wurde nun ans Seil gebunden und sollte als waghalsiger Bursche zuerst den Versuch machen dorthin zu gelangen. Mit möglichster Behutsamkeit betrat er die heikle Stelle und schlich, am Seile festgehalten, am Felsbande hin. Nun hieß es, mit Hammer und Meisel den Fels angreifen. Er arbeitete eine Weile, aber wie es mir bei späterer Nachschau vorkam, ganz planlos. Zu weiterem Vordringen ihn anzuspornen wagte ich nicht, und so hieß ich ihn zurückkehren. — Nachdem ich selbst nun die kitzlige Stelle mit aller Ruhe und Kaltblütigkeit überblickt hatte zog ich die Schuhe aus, den Rock hatte ich schon längst weggelegt, ließ mich ans Seil nehmen und wand mich nun, fest an die Felswand mich anschmiegend, langsam, mehr kriechend als gehend, vorwärts. Am äußersten Teil des Felsbandes gewahrte ich, daß sich dort eine Flechte am Gestein angesetzt hatte, die offenbar fest am Felsen haftete und dem Fuß allenfalls einigen Halt zu geben versprach. Dieser steuerte ich zu und erreichte sie glücklich. — Die durch die Flechte hervorgebrachte Rauhheit der sonst durchaus glatten, stark geneigten und schmalen Felsplatte gestattete dem Fuß den nötigen Halt, und von hier aus konnte ich nun, mit dem Hammer in die Höhe fahrend, an dem westlichen Vorsprung ein paar Scharten in das harte Gestein schlagen, die, wenn zwar nicht befriedigend tief ausfallend, ein Ausgleiten des oberen Leiterteils doch



DRUCK VON FR. EUGEN KÖHLER, GERA-UNTER

Steinadler am Horst.



in etwas erschweren konnten. Ein Quasi-Stützpunkt war nun gefunden; es hieß aber auch noch den zweiten, für den Fuß der Leiter, aufsuchen. An der ungefähr entsprechenden Stelle am äußersten Rande des überhängenden Felsens gewahrte ich eine kleine Spalte und fand dieselbe, als ich sie näher untersuchte, ziemlich tiefgehend. Nun nahm ich Hammer und Meisel zur Hand und rannte mit aller Macht den etwa 35 cm langen Meisel in die Spalte hinein, sodaß er glücklicherweise sehr fest saß. Zwischen ihm und der Felswald wurde der untere Leiterteil eingezwängt, sodaß die Leiter in stark geneigter aber windschiefer Richtung fest dastand. Allein durch ein Belasten derselben mußte ein Ausgleiten ihres oberen Teiles unausbleiblich eintreten, weshalb zuerst ein Mittel gesucht werden mußte, um diesem Übel zu steuern, und hierzu war Jenny mit seinem wuchtigen Körper und starken Arm der rechte Mann. Ungefähr in halber Höhe der Leiter faßte er eine Sprosse mit der einen Hand, während er sich mit der anderen am Felsen anklammerte, und drückte oder zog sie so mit herkulischer Kraft gegen den Felsen. Hiermit war der Weg, wenn man das vor mir stehende Kommunikationsmittel einen solchen nennen kann, gebahnt. Ich schwang mich jetzt über Jenny hin, faßte das rechte Seitenholz der Leiter und kroch so, ohne den Fuß eigentlich auf die Sprossen zu setzen, zwischen Leiter und Fels dem Horst zu, bis ich die schwache Kante des vorderen Randes der Horststätte mit der Hand erreichen konnte. Rasch überzeugte ich mich von der Festigkeit dieses Felsenteiles und schwang mich turnermäßig in die Höhe. — Ich stand im Horst. — Dieser war eine unordentlich gehäufte große Masse dünner Äste und zeigte als Weichlage nur einige grüne Arvenzweige. Der Horst enthielt zu meiner angenehmen Überraschung nicht einen, sondern zwei sehr große Nestvögel, welche, ungefähr 150 cm von einander entfernt, in tief geduckter Stellung an die Felswand angeschmiegt, sich ganz ruhig verhielten. Der Boden der Felsnische war so geräumig, daß ich auf demselben ordentlich herumspazieren konnte. Indessen gebot mir die Möglichkeit eines Besuches von Seiten des Elternpaares einige Vorsicht. Ich suchte mir deshalb aus dem Horsthaufen den stärksten Ast aus und hielt ihn als eventuelle Waffe bereit. — Ich hatte ein Stück grober Leinwand mit mir genommen, näherte mich mit demselben dem einen Nestvogel und überdeckte ihn damit, ohne daß derselbe die geringste Bewegung machte, wickelte ihn ein und ließ ihn zwischen Fels und Leiter Jenny zugleiten, der das Paket entgegennahm und es Fayetti zu weiterer Beförderung zuschob. Die Leinwand wurde mir retourniert und dasselbe Manöver mit dem zweiten Jungen vorgenommen, der ebenfalls keine Spur von Widerstand leistete. — Das Ergebnis der Untersuchung des nun geleerten Horstes wies darauf hin, daß die Brut ausschließlich mit Murmeltieren gefüttert worden war. Von solchen fand ich ein junges Tier vor, das erst kurz vorher zu Horst getragen worden

sein mußte, außerdem eine Masse von Überbleibseln, unter anderem fünf Murmeltierköpfe mit Haut und Haar. Überreste von Vögeln oder anderen Säugetieren fehlten gänzlich. — Behutsam trat ich den Rückweg an und gelangte wohlbehalten an sichere Stelle. — Um 11 Uhr Vormittags schon waren wir wieder zurück in Pontresina."

Auch das nebenstehende Bild einer Adlerheimstätte mit der dieselbe bewohnenden Familie, das wir Thorburns Beobachtungsgabe und Kunst verdanken, stellt das Innere eines Steinadlerhorstes sehr gut dar, während es vielleicht einen etwas weniger deutlichen Begriff von ihrer für ein allfälliges Ausheben wahrscheinlich sehr mißlichen Placierung giebt. Sehr richtig ist die Stellung und Verfassung des alten Vogels bei seiner Rückkehr mit Beute zu der seiner harrenden hungrigen Brut gegeben. Plötzlich ist er herbeigesaust und hat auf einem einen Wall gegen den Abgrund hin bildenden Felsblock Fuß gefaßt: „Da bin ich, und wahrlich nicht leer, sondern mit dem denkbar Besten! Schön von euch, daß ihr bei so weitem Vortreten nicht unterdessen „abgestürzt" seid, wie dies jetzt von unseren Feinden in den Bergen so fleißig praktiziert wird! Halt, nur Geduld, ihr sollt ihn ja haben, den Prachtkerl von einem Schneehasen, aber er muß doch vorher zerlegt sein; und dann schön ein Stück nach dem andern abgenommen und verzehrt, und dabei nicht übereinander hergefallen wie gewöhnlich!" Wie anders wäre Stellung und Verfassung des beutefrohen Adlers, wenn jener aus der Ferne daherziehende Artgenosse anstatt seines treuen Gatten ein frecher Eindringling in sein Gebiet oder ein futterneidiger Gebietsnachbar wäre. Den Schwanz aufs äußerste ausgebreitet zu Boden gesenkt, die Flügel dachartig und mit den Spitzen ebenfalls den Boden fegend, umklammert er dann fester die Beute, den Schnabel offen, den Kopf hoch erhoben. Wutblitzenden Auges jeder Bewegung des Feindes folgend, scheint er ihm die Drohung entgegenzurufen: „Hier bin ich, hier bleibe ich, mein ist die von mir allein erjagte Beute. Keiner wage, sie mir entreißen zu wollen!" Stößt indessen der Feind dennoch auf ihn herab, so ist im Augenblick und unter großem Lärm ein Kampf mit Schnäbeln, Krallen und Flügeln entbrannt, bei dem den Wütenden jede Vorsicht abhanden kommt. So kamen mir selbst anno 1882 zwei tote, alte, weibliche Exemplare zu, die während eines derartig geführten Kampfes um ein Lamm durch einen auf den Lärm herbeigeeilten Mann erschlagen werden konnten, nachdem er sich während desselben auch noch einen Prügel dazu gesägt hatte. Zwei weitere Opfer eines solchen, jedoch in der Luft begonnenen und auf der Erde noch so erbittert fortgesetzten Kampfes, daß ebenfalls beide Kämpfer erschlagen werden konnten, brachte der Kondukteur des mit großem Getöse daherrasselnden Bergpostwagens zu Thal, der die kämpfenden Vögel beobachtete, sah wie sie wirbelnd und ineinander

verkrallt zu Boden stürzten, und die sich durch nichts zur Vorsicht mahnen ließen.

Heute gilt, wie früher bemerkt, der Steinadler in der Schweiz noch für nicht selten, für kaum wesentlich seltener als anfangs des Jahrhunderts, trotz aller Verfolgungen und trotz der mannigfaltigen Schmälerungen seiner Lebensbedingungen nach Nahrungs- und Aufenthaltsverhältnissen. Unser königlicher Vogel erfreut sich einer bedeutenden intellektuellen Elastizität, einer seltenen Findigkeit, eines großen Anpassungsvermögens und zur Zeit auch noch der Möglichkeit des Ersatzes durch Zuzug von außen, sodaß ein sehr baldiges Aussterben auch dieses jetzt größten geflügelten Alpenbewohners kaum zu befürchten ist, wenn zwar so intensiv geführte Nachstellung, wie sie ihm leider gegenwärtig im ganzen Verbreitungsgebiet zu Teil wird, immerhin den Anfang des Endes eines der hervorragendsten Glieder der ohnehin artenarmen Alpen-Ornis bilden wird. So ging es längst schon mit der Kraftgestalt des Alpensteinbocks; ihm folgte in neuester Zeit der Bartgeier, sein wahres Pendent nach mancher Richtung; so wird es dem Adler ergehen und wäre es der Gemse ergangen ohne den Schutz, dessen sie sich seit langem erfreut, der aber für den edlen Steinbock leider zu spät kam, um ihn vor dem Untergang zu bewahren.

Die Dohlenkolonie bei Reinbek.

Von H. Krohn in Hamburg.

Unter unseren Rabenvögeln kennen wir als kleinste die Dohle, das muntere Tierchen, weit verbreitet über das deutsche Vaterland, durch Sagen und Märchen bekannt und in letzteren fast unzertrennbar von Kirchtürmen sowie Ruinen und anderem alten Gemäuer. Sie fürchtet die menschliche Nähe nicht und ist in Dörfern und Städten mancherorts sogar eine sehr häufige Erscheinung, der niemand recht gram wird außer vielleicht wegen ihres zuweilen recht störenden Gelärms. Sie lebt gesellig, und ihre Ansiedelungen umfassen oft weit über hundert Paare.

Vom November bis zum Februar gegen Abend wenn die Sonne untergehen will und der Himmel sich in Nebeldünsten zu verhüllen beginnt, ziehen die Krähen heimwärts ihren Schlafbäumen zu, — aus der Schule kommend, — wie die Kinder zu sagen pflegen. Über beiden Alstern kann man ihren langen und zahlreichen Zug alsdann fast täglich beobachten, nicht ohne Verwunderung darüber, daß ihr Gekrächze aus der oft recht bedeutenden Höhe, in der sie fliegen, noch an unser Ohr herabzureichen vermag. Aus ihrem Geschrei heraus vernimmt man gewöhnlich noch einige fast glockenhelle Töne und dem aufmerksameren Beobachter fällt dabei meistens leicht ins Auge, daß unter den Krähen merklich kleinere Vögel ziehen, die auch einen lebhafteren Flug zeigen und nicht selten den anderen Gefährten vorauseilen.

Das sind Dohlen, und dieser ihr Durchzug ist gewöhnlich alles, was innerhalb der Mauern der Großstadt Hamburg von ihnen uns zu Gesicht gelangt.

Will man näheren Einblick in ihr Leben und Treiben gewinnen, muß man schon hinauswandern und, da alte Türme oder Ruinen mit Mauerlöchern wie unserer Stadt selbst so auch der näheren Umgebung fehlen, Gehölze aufsuchen, wo hohle Bäume sind; denn nur in Höhlungen schlägt die Dohle, ganz abweichend von der Nistweise jeder anderen Art aus der Gruppe der Rabenvögel, ihre Wohnung auf, und nur bei letzterer bietet sich ausreichende Gelegenheit, den Vogel genau kennen zu lernen.

Von früheren Jahren her, nämlich seit 1880, ist als nächster Nistplatz das Wellingsbüttler Gehölz bekannt. Hier waren und sind wohl auch noch jetzt vier bis sechs Paare alljährlich vorhanden. Wer aber sicher gehen und einen etwas weiteren Weg nicht scheuen will, möge die Bahn nach Reinbek benutzen und von der Station links weiter dem Geleis entlang nach dem kaum zehn Minuten entfernten Gehege — Vorwerksbusch, — nahe dem Sachsenwalde, sich begeben.

Hier im Buchenwalde, zu beiden Seiten des denselben durchschneidenden Fußweges, sind viele hohle Stämme. Freilich sieht man nur die wenigsten Löcher vom Boden aus, die meisten führen von oben her durch starke Astzwieselungen in die Stämme.

Man wähle die Zeit, wo der Vogel auf den Eiern sitzt, etwa zwischen dem 25. April und dem 15. Mai; sie ist die günstigste, da er sich während dieser mehr am Neste aufhält als vorher beim Bauen desselben oder später, wenn er die Jungen füttert.

Schon bei hundert Schritt Annäherung sieht man hier und da einen Kopf auftauchen aus den knorrig-überwallten Astlöchern, die zwischen dreiundzwanzig Meter Höhe an den Buchen sichtbar sind. Die Dohle hat ein sehr feines Gehör, und ihre Vorsicht übertrifft die der meisten anderen Vögel. Kommt man näher, schlüpft sicher der Vogel ganz heraus, gleich höherem Geäst zufliegend und sich hier in uns abgekehrter Richtung setzend. Er beginnt sofort, den Schnabel zu wetzen und mit den Füßen die Wurzelpartie desselben und den Kopf zu bekratzen. Dieses Thun scheint sich bei ihm schon zur krankhaften Gewohnheit ausgebildet zu haben, hat aber jedenfalls seine wohlbegründete Ursache. Die während dieser Beschäftigung ausgeführten leichten Seitenwendungen des Kopfes genügen ihm vollkommen, uns fest im Auge zu behalten, meisterhaft versteht er jedoch den Anschein zu erwecken, als ob ihn unsere Anwesenheit nicht im geringsten kümmere. Bald fliegt ein anderer Vogel zu, vielleicht das Männchen. Es wird weggebissen, auch wohl ein wenig verfolgt, wobei Flügelschlag und Geschrei die meiste Wirkung üben. Eine dritte Dohle nähert sich, wahrscheinlich nicht in guter Absicht, denn sie

wird sogleich heftig attackiert. Über den Gipfeln der Buchen wirbeln beide einigemale umeinander herum, wobei die Bewegungen in der Luft ausgeführten Sprüngen gleichen, und setzen, auf einen Ast zurückfallend, den Kampf noch einige Augenblicke fort. Dann ist die fremde abgewehrt und eilt mit raschem Flügelschlag hinunter auf die Wiesen an der Bille.

Die Angegriffene wetzt wieder ihren Schnabel, ordnet das Gefieder und wartet ab, ob wir nicht den Schauplatz zu verlassen geneigt sind.

Wir thun ihr den Gefallen und treiben, weitergehend, vor uns andere aus den Nestern. Hinter uns schlüpft die eine oder andere schon wieder zögernd in ihre Höhle. Da schrillt langgedehnt der Schrei des harmlosen Mäusebussards durch den Wald, und im Nu ist die ganze Kolonie allarmiert. Alles verläßt seine dunklen Wohnungen, und eine Anzahl unternimmt einen Angriff auf den Störenfried, der den Dohlen freilich keinen Schaden zufügen würde, aber als Angehöriger einer berüchtigten Sippe gehaßt und, wo es angeht, beunruhigt und geneckt wird. Die ruhigen und besonnenen Kreise des Raubvogels verlieren sich allmählich im Westen des Gehölzes, und eine nach der anderen kehren die Dohlen zurück, kopfüber sich in ihre Behausungen stürzend.

Auf früheren Streifzügen gelang es uns bereits, einige Nistlöcher der Dohlen zu untersuchen. Der Eingang ist vielfach so eng, daß die hineingeschobene Hand flach gehalten werden muß; die Tiefe beträgt selten unter 1/2 Meter, häufig aber über Armeslänge. Auf dem Boden der gewöhnlich recht geräumigen Höhlung sind die Nistmaterialien unordentlich zusammengelegt. Halme, Wurzelfasern, feine Zweige, Heidestengel, Heede, Federn, Wolle, Tierhaare, Moos u. s. w. u. s. w. bilden die Hauptbestandteile derselben.

Die Qualität dieser Stoffe, die teilweise von recht zweifelhaften Fundstätten stammen, und ihre Unterbringung an einem vor den Unbilden der Witterung gut geschützten Ort darf uns auf die Ansammlung von Parasiten in den Dohlennestern schließen lassen, wie solche überhaupt besonders zahlreich in den Bauten der Hohlbrüter vorkommen. So schmuck und glänzend wie uns die Dohle ihr äußeres Gefieder zeigt, besonders wenn die Sonne ihre Strahlen darauf herabsendet, mit so viel Mißtrauen dürfen wir an ihr Unterkleid denken. Zecken, Federlinge, Milben und andere schwierige Wesen belästigen oft in erbarmungswürdiger Weise die Hohlbrüter, daher auch das viele Schnabelwetzen und Zupfen im Gefieder.

Auf der genannten Unterlage befindet sich das Gelege, vier bis sieben, zumeist aber fünf bis sechs Eier von schön lichtblaugrüner Farbe, gleichmäßig bedeckt mit feineren und gröberen schwarzbraunen Punkten und Flecken. Ihr Längsdurchmesser beträgt etwa 40, ihre Dicke 25 mm.

Nach einundzwanzig Tagen sind die Jungen ausgeschlüpft, dann wetteifert alles, Futter herbeizuschaffen von früh bis spät. Was Wald, Feld und Wiesen bieten und überwältigt werden kann, wird der Brut zugetragen: Würmer, Kerfe, Schnecken, Mäuse, Maulwürfe, auch wohl ein junges Vögelchen. Dem Pflugschar folgend, das alte Laub durchstochernd oder auf dem Felde die Düngerhaufen untersuchend, bemerkt man sie in der umliegenden Gegend überall, zunächst einzeln oder paarweise, später, wenn die Jungen flügge sind, in kleinen Gesellschaften, die hauptsächlich jetzt auch Sämereien, Beeren und anderer Pflanzenkost nachgehen.

Nicht ganz ohne Nachbarn bewohnt sie ihr Gebiet: vereinzelt schlägt auch der Star in der Dohlenkolonie seine Wohnung auf, doch darf er sich seiner geringen Wehrhaftigkeit wegen nur an solche Löcher halten, die für die Dohle doch zu klein sind, und umgekehrt treffen wir hier und da zur selben Zeit die Hohltaube an, welche größere Löcher entweder aus sich selbst behauptet oder in solchen stillschweigend geduldet wird.

Da die Dohlenkolonie ungefähr fünfzig bis sechzig Paare zählt, kann man die Nachzucht auf etwa dreihundert Stück berechnen. Wo bleibt nun dieselbe? Viele fallen ihren Feinden, dem Baummarder, Hühnerhabicht, Wanderfalken und auch wohl dem Fuchs zum Opfer, andere erliegen Krankheiten oder gehen in strengen Wintern an Nahrungsmangel zu Grunde, und jedenfalls viele der Überlebenden gelangen zu keiner Fortpflanzung, weil ihnen passende Niststätten zu wenig geboten sind, aus Wohnungsnot, an welcher unsere Hohlbrüter fast sämtlich zu leiden haben zu Ungunsten ihrer Vermehrung.

Wenn die hohlen Bäume bei Reinbek einmal gefällt werden, hat es daselbst ein Ende mit der Ansiedelung, und dürften die Dohlen alsdann aus der Umgegend Hamburgs auch verschwinden oder doch nur selten hier noch angetroffen werden.

Der Gesang des Pirols.

Von E. Christoleit, cand. theol.

Zu den in No. 5 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift veröffentlichten Mitteilungen von H. Seidel über den Gesang des Pirols möchte ich bemerken, daß ich diesen Gesang gleichfalls schon seit mehreren Jahren kenne, mir aber nie gedacht habe, daß er noch so unbekannt sein könnte; daß ich bei A. Brehm und auch in der vor einigen Jahren erschienenen kleinen Schrift von Voigt über die Stimmen unserer einheimischen Vögel nichts darüber fand, fiel mir nicht weiter auf, da ja auch das letztgenannte treffliche Werkchen durchaus nicht erschöpfend ist und sein will. In einigen Punkten weichen allerdings bezüglich dieses Gesanges meine Wahrnehmungen resp. Eindrücke von denen des Herrn Seidel etwas ab, nämlich

1. habe ich „krächzende" Laute darin nie bemerkt und möchte überhaupt, wenn auch „leise schwatzende" und „schnalzende" Töne allerdings vorkamen, die Klangfarbe im ganzen doch vielmehr eine hell klirrende nennen, den Gesang in bezug auf sie auch nicht mit dem des Teichrohrsängers, sondern unter den mir bekannten deutschen Vogelgesängen am ehesten mit dem der Wachholderdrossel (T. pilaris) vergleichen, indem er gewissermaßen in der Mitte zwischen diesem, der sehr viel dünner und härter, überhaupt entschieden klangloser ist, und dem der Zaungrasmücke (Sylvia curruca) steht;
2. scheint mir seine Stärke nicht, wie Herr Seidel angiebt, der des Zaungrasmückengesanges einigermaßen gleichzukommen, sondern die des (bekanntlich erheblich lauteren) Gesanges der Wachholderdrossel noch zu übertreffen;
3. wird der Gesang nicht immer als ein „dahinrieselndes Gemisch" „schnell dahingeleiert", sondern öfters auch in kurzen und dann ziemlich energisch betonten Motiven zum Besten gegeben, (ohne dabei im Übrigen den Flötentönen ähnlicher zu werden), in welchem Falle man ganz besonders „das Gefühl hat, als koste es dem Vogel große Anstrengung, ihn hervorzubringen;"
4. läßt der Pirol diesen Gesang nicht nur hören, wenn er „in beschaulicher Stimmung" stillsitzt, sondern auch in der höchsten Erregung, wenn sich mehrere Männchen, mit erhobenem und ausgebreitetem Schwanze ganz in der Nähe des Weibchens sitzend, unter Entfaltung aller Stimmmittel um dessen Gunst bewerben, unter welchen Umständen die flötenden Rufe, namentlich der einsilbige („hio" bei Naumann), besonders häufig eingemischt werden.

Hinzufügen will ich noch, daß ich diesen Gesang in einem Falle auch noch Anfang August zusammen mit den gewöhnlichen Rufen gehört habe. Jedenfalls würde also „Oriolus garrulus Br." nicht nur im mittleren, sondern auch im allernördlichsten Deutschland vorkommen. Der Klage des Herrn Seidel über die mangelnde Kenntnis der Vogelstimmen und insbesondere des Vogelgesanges kann ich auch nach eigenen Wahrnehmungen nur zustimmen, nur daß sie mir nicht nur für Laien, sondern in gewisser Beziehung auch für die Männer der Wissenschaft berechtigt zu sein scheint; auch für diese ist der Vogelgesang, der doch noch so viele ungelöste Fragen bietet, ein wenig beachtetes und wenig angebautes Gebiet. Freilich ist das wohl auch garnicht zufällig; die heute beliebte durchaus darwinistisch bestimmte Naturbetrachtung kann ganz naturgemäß über das „Paragraph sexuelle Zuchtwahl, Absatz Mittel des Männchens, sich vor anderen Bewerbern die Gunst des Weibchens zu erringen" hinaus mit dem Vogelgesange nichts anfangen, und was sich, wie auf diesem Gebiete alle Einzelfragen und -Erscheinungen, hierunter nicht einordnen läßt, bleibt eben klüglich bei Seite!

Bei dieser Gelegenheit möchte ich übrigens anhangsweise noch erwähnen,

daß ich auch einen zweiten von mir öfters gehörten Stimmlaut des Pirols in der mir zugänglichen Litteratur nicht erwähnt finde, eine Reihe von gleichmäßigen hellen Lauten nämlich, am ehesten an den Paarungsruf des mittleren Buntspechts oder auch die Stimme des Lerchen- oder Turmfalken, denen sie auch in der Stärke gleichkommen, erinnernd, die ich mehrfach Ende Juli, also wenn die Jungen jedenfalls schon selbständig sind, gehört habe, wenn mehrere Pirole beisammen waren und sich jagend von Baum zu Baum flogen. Näheres habe ich nicht feststellen können, daß es aber etwa ein Ruf der Jungen nach Futter ist, ist danach jedenfalls ausgeschlossen.

Taucherkolonieen in Holstein.

Von Dr. Fr. Dietrich.

Etwa 4 km südwestlich von Segeberg i./H. liegt der Mözener See, der sich bei einer Breite von durchschnittlich 500 m $2^1/_4$ km von N. nach S. erstreckt. An der Ostseite schließt sich ein trichterförmiger, $^3/_4$ km langer Zipfel an den Hauptteil des Sees an, aus dessen Spitze die Mözener Au zur Trave strömt. Da ich von der am hohen Ostufer vorbeiführenden Chaussee mehrmals zahlreiche Taucher beobachtet hatte, wandte ich mich an den Besitzer des Sees, Herrn von Borries in Segeberg, und erhielt in liebenswürdigster Weise die Erlaubnis, die Nistverhältnisse der Taucher auf dem Mözener See näher zu untersuchen.

Bei der ersten Befahrung und näheren Untersuchung des Sees am 1. Juni 1898 konnte ich zunächst konstatieren, daß die Ufer zum allergrößten Teil schilflos und kahl sind. Entsprechend den Steilgehängen der Ufer senkt sich der Seeboden schnell zu ziemlicher Tiefe hinab und läßt keinen Platz für die Ansiedlung des Schilfes übrig. Außer geringen Rohr-, Binsen- und Riedgrasbeständen am nördlichen Ende des Sees, wo sich an diesen, die Thalmulde fortsetzend, eine Wiese anschließt, und in einer kleinen halbkreisförmigen Bucht am Westufer fand sich nur am Ostufer, dort wo sich der trichterförmige Zipfel vom See abzweigt, ein größerer, halbinselförmig in den See hineinragender Rohrbestand. Dieser Halbinsel ist, durch einen schmalen Wasserstreifen getrennt, ein inselförmiger Rohrkamp vorgelagert, der eine Länge von ca. 60 m und eine Breite von ca. 40 m besitzt. Der Grund liegt hier durchschnittlich nur 20 bis 50 cm unter der Wasseroberfläche und ist fest und steinig.

Am 1. Juni fand ich entgegen meinen Erwartungen nur ein einziges fertiges mit zwei Eiern belegtes Nest, dagegen mehrere unvollendete, zum Teil eben erst angefangene. Außerdem fand ich neun zum größten Teil unversehrte, ganz frische Eier am Grunde in der Nähe der Nester: acht Colymbus cristatus, ein Fulica

atra ungewöhnlich klein. Das Rohr hatte eine Höhe von ca. 40 cm erreicht und stand sehr dünn, sodaß vom Rande des Schilfkampes aus jedes Nest sichtbar war.

Am 17. Juni besuchte ich den See zum zweiten Male. Als ich mich der Schilfhalbinsel näherte, sah ich einen ganzen Schwarm von Tauchern vom jenseitigen Schilfrande in den See hinausrudern, dazu ertönte in vielstimmigem Chor das bekannte Kraorr oder Kworr. Mit dem Glase erkannte ich in der großen Schar von Haubentauchern vier Rothalstaucher, die sich paarweise zusammenhielten. Das Schilf war in den sechzehn Tagen beträchtlich in die Höhe geschossen und stand so dicht, daß von außen kein Nest zu erkennen war.

Ich fand fünfundzwanzig mit ein bis vier Eiern belegte Nester von Colymbus cristatus, außerdem fünf fertige unbelegte und drei eben begonnene Nester. Mitten zwischen diesen Taucherenestern standen zwei mit fünf und neun zum Teil schon ziemlich bebrüteten Eiern belegte Nester von Fulica atra, von denen das eine von einer sehr künstlichen, aus umgeknickten Schilf- und Binsenhalmen hergestellten Laube überdacht war. Diese fünfunddreißig Nester standen in zwei Gruppen beisammen; neun in der Schilfhalbinsel nahe dem Außenrande derselben, sechsundzwanzig in dem inselförmigen Rohrkamp, kaum 20 m von der ersten Gruppe entfernt, alle so nahe bei einander, daß trotz des hohen und dichten Schilfes sechs bis zehn Nester stets gleichzeitig zu sehen waren.

Die Tauchereier waren, abgesehen von zwei Gelegen, die eine etwa fünftägige Bebrütung zeigten, ganz frisch, zeigten jedoch in der Färbung schon beträchtliche Unterschiede vom reinen Weiß bis zum bräunlichen Gelb. Auffällig war wiederum die große Anzahl am Grunde liegender Eier, deren ich, ohne sonderlich darauf zu achten, sieben sammelte. Ein Teil davon ist sicherlich vom Neste abgerollt, worauf schon der Umstand hindeutet, daß sie meist in unmittelbarer Nähe der Nester lagen. Als Bestätigung dieser Annahme fand ich ein nur noch von zwei Halmen am Nestrande gehaltenes Ei, das bei der geringsten Wellenbewegung zu Boden fallen mußte. Die Nester sind an ihrem dortigen Standort den häufigen und oft recht heftigen Westwinden ausgesetzt; die Wellen erreichen, indem sie von dem tiefen Teil des Sees auf die Sandbank übergehen, oft eine Höhe von 15 bis 20 cm, und ist es klar, daß bei den damit verbundenen Schwankungen die Eier aus der sehr flachen Mulde leicht herausrollen. In den übrigen, allerdings kleineren Rohrbeständen, die aber größtenteils den Tauchern durchaus passende Nistgelegenheiten bieten, fand ich nur noch ein einziges Nest. Endlich muß ich noch bemerken, daß der See sehr wenig befahren, die Vögel also nicht beunruhigt werden.

Ein ähnliches kolonieartiges Nisten des Haubentauchers konnte ich am 15.

Mai desselben Jahres auf dem Plöner See beobachten. Auf der einen der beiden dem Grafen von Brockdorff-Ahlefeld gehörigen, ganz kahlen Möveninseln fanden sich fünf Haubentauchernester nahe beisammen. Sie standen auf Weidenstubben am Rande des Inselchens, sodaß sie von drei Seiten vom Wasser umspült wurden. Die Weidenschößlinge waren im Herbste vorher 30 cm hoch über Wasser abgeschnitten und auf ihnen ruhte der aus Halmen hergestellte Bau. Während der Nistzeit der Möven und der auf benachbarten Inseln brütenden Graugänse wird peinlichste Ruhe in diesem Teile des Sees beobachtet.

Aus diesen beiden, der Zeit und der Örtlichkeit nach grundverschiedenen Nistweisen ziehe ich folgende Schlüsse:

1. Die Zeit des Nistens der Haubentaucher richtet sich nach dem Schutze, den im ersten Falle das Schilf, im anderen Falle die Anwesenheit der eben dort brütenden Möven gewährt.
2. Der in dem kolonieartigen Nisten der Haubentaucher sich bekundende Geselligkeitstrieb entfaltet sich nur dort, wo die Ansammlung größerer Scharen keine Gefahr mit sich bringt, wo also Ruhe und Sicherheit herrscht.

Ich hoffe, im kommenden Sommer den Mözener See zur Vervollständigung meiner Beobachtungen wieder besuchen zu können.

Ankunftstermine auffallender Zugvögel nach sechsjährigen Beobachtungen in Osterwieck a. Harz.[1])

Von Fr. Lindner.

In nachstehender Tabelle I. sind nach absichtlich beschränkter Auswahl die Tagebuchnotizen nach dem doppelten Gesichtspunkt, 1. der Artverwandtschaft (zuerst Singvögel und ihnen nahe stehende Vögel, zuletzt Sumpfvögel) und 2. der chronologischen Reihenfolge innerhalb dieser Ordnung nach Arten mitgeteilt. Für jede Art ist der ideelle Normaltag ihrer Ankunft im Durchschnitt berechnet (die addierten Daten sind durch die Anzahl der notierten Termine dividiert). Durch chronologische Ordnung der so gewonnenen Normalankunftstage erhalten wir in Tabelle II. den ideellen Vogelzugkalender für die zu erwartende Ankunft der erwähnten achtundzwanzig Arten. Tabelle III. endlich giebt den Umfang der Abweichungen vom Normaltag und das Verhältnis der Schwankungen der Ankunftstermine an.

---

[1]) Osterwieck liegt fünf Stunden nördlich vom Brocken und zwei Stunden nördlich von Ilsenburg im Ilsethal zwischen dem Rande des Nordharzes und dem Fallstein, der nach Westen die Fortsetzung des durch das Auethal (bei Deersheim und Hessen) unterbrochenen Huy-Höhenzuges bildet.

Tabelle I.

Nr.		1893	1894	1895	1896	1897	1898	Durchschnitt (Normaltag)
1.	Feldlerche	14. 2.	28. 2.	?	18. 2.	18. 2.	?	19.—20. 2.
2.	Star	24. 2.	25. 2.	23. 3. (?)	18. 2.	14. 2.	9. 2.	18. 2.
3.	Weiße Bachstelze	9. 3.	1. 3.	18. 3.	3. 3.	7. 3.	12. 3.	8.—9. 3.
4.	Gebirgsbachstelze	28. 3.	15. 3.	27. 3.	?	25. 2.	?	25. 3.
5.	Braunelle	12. 3.	13. 3.	?				12.—13. 3.
6.	Weidenlaubsänger	14. 3.	15. 3.	14. 4.	20. 3.	25. 3.	31. 3.	20. 3.
7.	Fitis	3. 4.	9. 4.	11. 4.	?	26. 4.	?	10. 4.
8.	Hausrotschwanz	14. 3.	12. 3.	24. 3.	18. 3.	18. 3.	30. 3.	19.—20. 3.
9.	Gartenrotschwanz	?	7. 4.	8. 4.	?	16. 4.	11. 4.	10.—11. 4.
10.	Rotkehlchen	15. 3.	?	24. 3.	18. 3.	?	24. 3.	20. 3.
11.	Sommergoldhähnchen	15. 3.	18. 3.	?	?	30. 3.	5. 4.	24.—25. 3.
12.	Zaungrasmücke	?	16. 4.	?	22. 4.	16. 4.	15. 4.	17.—18. 4.
13.	Plattmönch	18. 4.	23. 4.	13. 4.	?	21. 4.	22. 4.	19.—20. 4.
14.	Steinschmätzer	3. 4.	11. 4.	9. 4.	?	28. 3.	12. 4.	6.—7. 4.
15.	Braunkehl. Wiesenschmätzer	3. 4.	?	?	?	27. 4.	27. 4.	19. 4.
16.	Wendehals	7. 4.	10. 4.	15. 4.	22. 4.	26. 4.	?	16. 4.
17.	Rauchschwalbe	18. 4.	11. 4.	10. 4.	25. 4.	2. 4.	10. 4.	12.—13. 4.
18.	Nachtigall	25. 4.	20. 4.	?	?	4. 5.	27. 4.	26.—27. 4.
19.	Kuckuck	?	23. 4.	?	?	21. 4.	1. 5.	25. 4.
20.	Trauerfliegenfänger	2. 5.	7. 5.	?	5. 5.	27. 4.	2. 5.	2. 5.
21.	Grauer Fliegenschnäpper	3. 5.	8. 5.	8. 5.	30. 4.	29. 4.	2. 5.	3. 5.
22.	Pirol	?	3. 5.	12. 5.	6. 5.	?	?	7. 5.
23.	Gartenspötter	10. 5.	10. 5.	21. 5.	14. 5.	1. 5.	3. 5.	10. 5.
24.	Turmsegler	10. 5.	2. 5.	10. 5.	10. 5.	3. 5.	3. 5.	6.—7. 5.
25.	Kranich [1])	?	?	21. 3.	21. 3.	3. 3.		15. 3.
26.	Waldschnepfe	11. 3.	?	25. 3.	?	16. 3.	?	19. 3.
27.	Kiebitz	11. 3.	?	24. 3.	?	?	31. 3 (?)	22. 3.
28.	Weißer Storch	15. 4.	6. 4.	?	25. 3.	3. 4.	12. 4.	6. 4.

Tabelle II. (Normalankunftszeiten in chronologischer Ordnung.)

Nr.	Datum	Art
1.	18. 2.	Star
2.	19. 2.	Feldlerche
3.	8. 3.	Weiße Bachstelze
4.	12. 3.	Braunelle
5.	15. 3.	Kranich
6. 7.	19. 3.	Waldschnepfe; Hausrotschwanz
8. 9.	20. 3.	Weidenlaubsänger; Rotkehlchen
10.	22. 3.	Kiebitz
11.	24. 3.	Sommergoldhähnchen
12.	25. 3.	Gebirgsbachstelze
13. 14.	6. 4.	Weißer Storch; Steinschmätzer
15. 16.	10. 4.	Fitis; Gartenrotschwanz
17.	12. 4.	Rauchschwalbe
18.	16. 4.	Wendehals
19.	17. 4.	Zaungrasmücke
20. 21.	19. 4.	Plattmönch; Wiesenschmätzer
22.	25. 4.	Kuckuck
23.	26. 4.	Nachtigall
24.	2. 5.	Trauerfliegenfänger
25.	3. 5.	Grauer Fliegenfänger
26.	6. 5.	Turmsegler
27.	7. 5.	Pirol
28.	10. 5.	Gartensänger (Spötter).

[1]) Abzugs- bezw. Durchzugstermine nach Süden ziehender Kraniche: 13. 10. 1896; 8.—10. 10. 1897; 9. 10. 1898.

Tabelle III.

Grad der Pünktlichkeit	Nr.	Arten	Schwankungen
1	1	Braunelle	2 Tage
2	2	Zaungrasmücke	7 "
3	3	Turmsegler	8 "
4	4	Gartenrotschwanz	9 "
	5	Rotkehlchen	
	6	Grauer Fliegenfänger	
	7	Pirol	
5	8	Plattmönch	10 "
	9	Kuckuck	
	10	Trauerfliegenfänger	
6	11	Gebirgsbachstelze	13 "
7	12	Feldlerche	14 "
	13	Nachtigall	
8	14	Star	15 "
	15	Steinschmätzer	
9	16	Weiße Bachstelze	17 "
	17	Weidenlaubsänger	
10	18	Hausrotschwanz	18 "
	19	Kranich	
11	20	Wendehals	19 "
12	21	Sommergoldhähnchen	20 "
	22	Spötter	
	23	Kiebitz	
13	24	Storch	22 "
14	25	Fitis	23 "
	26	Rauchschwalbe	
15	27	Wiesenschmätzer	24 "
	28	Waldschnepfe	

Anmerkung 1. Die faktischen Abstände vom Normaltage verteilen sich **nicht** annähernd gleichmäßig auf die Zwischenräume zwischen erstem und letztem Ankunftstermin (für die Reihenfolge der Coefficienten der Schwankungen im Abstand vor und nach dem Normaltage würde eine besondere Tabelle nötig sein, die hier wegbleibt, weil ihre praktische Bedeutung doch nur sehr gering wäre).

Anmerkung 2. Da die Ankunftstermine selbst in jedem Jahre für die verschiedenen Gegenden sehr verschieden sind und bei manchen Arten um mehrere Wochen differieren, so würde ein praktisches Resultat für die Erforschung der so interessanten Erscheinung des Vogelzuges, besonders für die Erkenntnis der Richtung und geographischen Ausbreitung desselben nur dadurch erzielt werden, daß die positiven Daten aus allen Landesteilen in der durch die obigen Tabellen angedeuteten Form in vergleichender Darstellung verarbeitet würden. Dazu möchte diese auf einen engen Rahmen beschränkte kleine Arbeit Anregung und Vorbild geben.

Osterwieck a. H., den 17. November 1898.

Adolf Walter. †

Am 4. Februar d. J. verschied zu Kassel der langjährige, hochgeschätzte Mitarbeiter dieser Zeitschrift, der als tüchtiger Ornithologe und speziell als Kuckucks-

forscher wohl weit über die Grenzen der Heimat hinaus bekannte Landschaftsmaler Adolf Walter. Am 7. April 1817 zu Joachimsthal in der Mark als Sohn eines Geistlichen geboren, widmete er sich nach Besuch des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster auf der Akademie zu Kassel dem Studium der Malerei. Später ließ er sich dann in Charlottenburg als Landschaftsmaler nieder und wirkte hier zugleich als Zeichenlehrer an mehreren Schulen, bis er sich endlich vor einer Reihe von Jahren nach Kassel, der Heimat seiner Frau, zurückzog. — Von früher Jugend an zeigte er eine warme Liebe zur Natur, die sein Vater in ihm geweckt hatte und verständnisvoll pflegte. Auf seinen Streifereien in der Umgebung seines in wald- und wasserreicher Gegend gelegenen Heimatsortes lernte er namentlich die einheimische Vogelwelt kennen und eignete sich jene vorzügliche Beobachtungsgabe an, die ihn dann später ganz besonders dazu befähigte das geheimnisvolle Leben und Treiben unseres Kuckucks zu belauschen und eine ganze Reihe bisher noch ungenau oder gar nicht bekannter Thatsachen aus der Naturgeschichte dieses merkwürdigen Vogels für alle Zeiten festzulegen. Alle seine Muße widmete er mit fast leidenschaftlichem Eifer diesen Beobachtungen, die er auch vielfach veröffentlichte. Zugleich brachte er eine Eiersammlung von bedeutendem wissenschaftlichem Werte zusammen, deren interessantesten Teil eine Reihe von über hundert in verschiedenen bestimmten Revieren der Mark von ihm selbst gefundener Kuckukseiern bildete. Seine zahlreichen selbständigen ornithologischen Aufsätze — er hat auch anderen ornithologischen Schriftstellern Material geliefert, z. B. Brehm für sein „Tierleben“ — bewegen sich fast alle auf biologischem, bezw. oo- oder nidologischem Gebiete und bilden, da ihr Verfasser als einer der tüchtigsten Kenner unserer Vogelwelt, gestützt auf verständnisvollste, genaueste Beobachtung, mit strengster Wahrheitsliebe schrieb, für uns eine Quelle reicher Belehrung. Diese Blätter, deren langjähriger früherer Leiter, Hofrat Liebe, Walter besonders hochschätzte, haben eine Menge seiner stets gehaltvollen Artikel gebracht.

Hier in Kassel lebte Walter seit etwa siebzehn Jahren. Eine leider immermehr zunehmende Harthörigkeit, die zuletzt zu fast völliger Taubheit geworden war, machte ihm einen ausgebreiteten persönlichen Verkehr unmöglich, doch hatte er einen kleinen Kreis warmer Freunde und Verehrer, die durch die Lauterkeit seines Charakters, sein liebenswürdiges Wesen, seine feine künstlerische Bildung und sein reiches ornithologisches Wissen aufs engste an ihn gefesselt wurden. Mit zahlreichen auswärtigen Freunden stand er bis kurz vor seinem Tode in brieflichem Verkehr. Wie sehr seine wissenschaftliche Thätigkeit von seinen ornithologischen Fachgenossen anerkannt wurde, zeigte sich besonders darin, daß die deutsche ornithologische Gesellschaft zu Berlin sowie der Münchener und der Kasseler ornithologische Verein ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatten. Ganz besondere

Ehrenbezeigungen waren ihm, wie ich seiner Zeit in diesen Blättern berichten konnte, an seinem 80. Geburtstage zu teil geworden. Noch fast zwei Jahre über die Achtzig hinaus war es ihm vergönnt in voller geistiger und verhältnismäßig vorzüglicher körperlicher Frische zu verleben. Da erfaßte ihn Weihnachten v. J. eine Krankheit, die, anfangs ganz harmlos erscheinend, sich bald als ein bösartiges Krebsleiden erwies und seinem Leben nach mehrwöchentlichem, leider sehr schmerzhaftem Krankenlager ein Ziel setzte. Have pia anima!

Professor K. Junghans.

Kleinere Mitteilungen.

Was auf die Meldungen der Tagespresse bezüglich Erscheinens von seltenen Vögeln zu geben ist, zeigt wieder einmal der folgende Vorfall: Das „Geraische Tageblatt" vom 16. Februar 1899 brachte folgende Notiz: „Oberröppisch, 15. Februar. Heute schoß Herr Baumeister Bergner in hiesiger Flur einen jungen **Lämmergeier**, der aus einem Gehöfte einen jungen Hund geraubt und das Tierchen mit in die Lüfte genommen hatte. Durch des Hundes Geschrei aufmerksam geworden, erlegte Herr Bergner mit einem wohlgezielten Schusse den Räuber und rettete den Hund aus den Klauen des Raubvogels." Die Erkundigungen ergaben, daß der „Lämmergeier" nicht etwa ein Adler oder eine ähnliche für unsere Gegend seltene Erscheinungen war, sondern ein — Mäusebussard (Buteo buteo [L.]), und daß der Hund lediglich in der Phantasie des Berichterstatters in die Lüfte gegangen war. Es liegt auf der Hand, daß durch solche Notizen sehr viel Verwirrung erzeugt werden kann. Jede trägt ja nicht so offenkundig den Stempel des Unsinns wie die angeführte. Man sollte doch meinen, es könne für die Schriftleitung eines öffentlichen Blattes nicht so schwer sein, in dem betreffenden Orte einen Menschen aufzutreiben, der so viel ornithologische Kenntnisse besitzt, um einen Bussard von einem Lämmergeier unterscheiden zu können. Jedenfalls thäten die Herren Schriftleiter gut, sich zu erkundigen, ob der ihnen zugestellte Bericht auch stimmt, ehe sie ihn abdrucken.

Gera. Carl R. Hennicke.

Vogelschutz und Landwirtschaft. Aus der Schweiz geht uns folgende Mitteilung zu: „Im letzten Jahr erschien in der in Hamburg erscheinenden Zeitschrift „Küche und Keller" ein Rezept über die Zubereitung von Lerchenpastetchen. Am 10. Januar d. J. erschien das gleiche Rezept auch in der Zeitschrift „Wirtschaftliche Mitteilungen", angeblich einer Fachschrift für die Interessen der Landwirtschaft. Es ist das eine sonderbare Propaganda für die Interessen der Landwirte, wenn man ihnen sagt, auf welche Art sie die nützlichen Lerchen braten und verspeisen können! Ich lege Ihnen einen Zeitungsausschnitt bei, der mir von befreundeter Seite zugestellt worden

ist." Der Ausschnitt stammt aus den in Mannheim erscheinenden „Wirtschaftlichen Mitteilungen, Fachzeitschrift für die Interessen der Landwirtschaft, des Gartenbaues und der Hauswirtschaft." In derselben Nummer findet sich auch eine Anweisung zur Bereitung von „Krammetsvögel-Salmis." Wir müssen gestehen, daß wir die Verwunderung des Herrn Einsenders darüber teilen, daß die „Wirtschaftlichen Mitteilungen" glauben, den Interessen der Landwirtschaft auf solche Weise dienen zu können. Wenn der Herr Einsender aber in seinem Begleitschreiben dann sagt: „Ich bin überzeugt, daß Sie die geeigneten Maßregeln ergreifen werden, um solchen Publikationen für die Zukunft vorzubeugen," so müssen wir seine Erwartung leider täuschen. Wir können gegen derartige eigenartige Interessenvertretung keine anderen Maßregeln ergreifen, als daß wir sie bekannt machen. Red.

Litterarisches.

Hans Freiherr von Berlepsch, Der gesamte Vogelschutz, seine Begründung und Ausführung. Mit acht Chromotafeln und siebzehn Textabbildungen. Zugleich in englischer, französischer, italienischer und schwedischer Sprache erschienen. Gera-Untermhaus 1899. Verlag von Fr. Eugen Köhler. Preis 1 M.

Die vorliegende Schrift dürfte umsomehr weitgehendes und allgemeines Interesse beanspruchen und finden, weil sie frei von aller falschen Sentimentalität den Vogelschutz in erster Linie als eine nationalökonomische Frage auffaßt und deren Lösung mit praktischem Geschick und gediegener Sachkenntnis behandelt.

Der leitende Grundsatz heißt: Die durch den Menschen verdorbene Natur muß durch den Menschen wieder korrigiert werden, und zwar kann den richtigen Weg hierzu nur eine auf Beobachtung der lebendigen Natur beruhende Erfahrung zeigen. Nun können wir freilich unmöglich der Vögel halber die Erde rekonstruieren wollen; aber wir sind imstande, Ersatz für das zu schaffen, was die fortschreitende Kultur der Vogelwelt immer mehr raubt. Der Vogel fügt sich leichter neuen Verhältnissen als man glaubt und verhält sich so gewissermaßen entgegenkommend gegenüber unseren Bemühungen, ihm neue künstliche Existenzmittel zu bieten, wofern nur dieselben nicht gekünstelt, sondern der Natur abgelauscht sind. Die Hauptaufgabe des praktischen vernünftigen Vogelschutzes ist die Schaffung von Nistgelegenheiten und zwar 1. durch Schonung günstiger Brutplätze in der Land- und Forstwirtschaft, 2. durch Anlegen von besonderen Vogelbrutgehölzen, 3. durch Aufhängen von naturgemäßen Nistkästen. Die vom Verfasser als Nachbildung der natürlichen Spechthöhle konstruierten Nistkästen, die den älteren Konstruktionen gegenüber ganz außerordentlich größere und sichere Erfolge erzielen, weil sich der Vogel sofort darin heimisch fühlen muß, werden eingehend beschrieben, nachdem vorher die mitteleuropäischen Höhlenbrüter selbst und ihr Nutzen behandelt sind.

Es folgen dann wertvolle Winke, betreffend das Aufhängen und die Wahl der Nistkästen. Dabei giebt der Verfasser Ratschläge, die zum Teil ganz neu sind und von feiner Naturbeobachtung zeugen, man vergleiche z. B. das über die Bedeutung des dürren Laubes Gesagte.

Dasselbe gilt von den Abschnitten, die von „naturgemäßer Winterfütterung" und der „Vernichtung der verschiedenen Feinde der zu schützenden Vögel" handeln.

Ganz besonders sympathisch ist mir das, was Verfasser über die Vogelschutzgesetzgebung bemerkt, und seine Ansicht, daß der Staat, wenn er Vogelschutzgesetze giebt, auch aktiv zu Gunsten eines vernünftigen Vogelschutzes vorgehen muß. Der nüchternen Beurteilung des italienischen „Vogelmords" und der Mahnung an unsere darüber entrüsteten Landsleute, zuerst vor der eignen Thür zu kehren, kann ich nur von Herzen beistimmen.

Möge die treffliche Schrift eine recht weite Verbreitung, namentlich in Schulen, bei Forstbehörden, Großgrundbesitzern u. s. w., aber auch bei Eigentümern kleiner Landwirtschaftsbetriebe finden, kurz recht populär werden. Die Ausstattung des Werkchens ist geschmackvoll und die acht bunten Tafeln (ein Bild von de Maes, zwei von Keulemans und die übrigen verbesserte Kopien aus dem alten Naumann) sind in einer sehr günstig wirkenden Weise wiedergegeben, die die bekannten Mängel des Farbendrucks: zu grelle Farben, vermeidet. Der Verfasser hat in liebenswürdiger Weise das Buch ganz unserm Verein übergeben, und es ist recht dazu angethan, unsere Ziele und Bestrebungen kräftig zu fördern.

Otto Kleinschmidt.

Friedrich Kloß, Die Kardinäle und Kernbeißerfinken fremder Erdteile. Leipzig, Verlag der Expedition der Geflügelbörse.

Der Verfasser hat bereits ähnliche kleine Bücher über Prachtfinken und Amazonen-Papageien (siehe diese Monatsschrift 1897, 275) herausgegeben und weitere Werke sind in Vorbereitung.

Vorliegendes Werk behandelt die Kernbeißer (Coccothraustes), Graufinken (Paroaria), Ammerkardinäle (Gubernatrix), Kernknacker — die Kardinäle, rosenbrüstiger Kernbeißer, die Gimpelfinken. Ferner die Pfäffchen (Sporophila), die Papageifinken (Pitylus), Ruderfinken (Arremon) und Elsterlinge (Cissopis). Die Gesangsleistung dieser Finken wird besprochen. Desgleichen die Eingewöhnung, Ernährung und Verpflegung der Vögel, die Züchtung der einzelnen Arten, sowie die Krankheiten. Der Verfasser giebt die von ihm benutzte Litteratur gewissenhaft an und gewissenhaft ist das ganze Buch durchgearbeitet.

Da das Werkchen gerade so beliebte Vögel, wie die Kardinäle, den rosenbrüstigen Kernbeißer, die Gimpelfinken und die lieben, anspruchslosen, doch sangesfreudigen Pfäffchen behandelt, so wird, wie zu hoffen ist, dasselbe bald in allen Bücherspinden der Vogelwirte zu finden sein. Frenzel.

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Ornithologische



des

Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von E. v. Schlechtendal.

Redigiert von
Dr. Carl R. Hennicke
in Gera (Reuß),
Dr. Frenzel,
Professor Dr. O. Taschenberg.

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. Mai 1899. Nr. 5.

An die geehrten Vereinsmitglieder.

Herr Otto Hermann, Chef der Ungarischen Ornithologischen Centrale in Budapest, ist zum außerordentlichen und korrespondierenden Mitgliede unseres Vereins ernannt worden.

Der Vorstand.

Vogelliebhaberei und Vogelschutz.

Von **Dr. Martin Bräß.**

Keine größere Freude kennt der Freund unserer heimischen Vogelwelt, als wenn er sieht, daß entweder seine eignen Bestrebungen auf dem Gebiete des Vogelschutzes mit Erfolg gekrönt sind oder wenn er aus ornithologischen Fachzeitschriften von zuverlässigen Beobachtern erfährt, wie hier und da durch Aushängen geeigneter Nistkästen, durch Anpflanzung von Hecken und Gesträuch, wohl auch aus unbekannten Ursachen die Zahl der nützlichen Vögel gewachsen ist. Und diese Freude ist um so größer, als die Mehrzahl der deutschen Ornithologen seit Jahrzehnten über die Abnahme vieler Vogelarten beständig Klage führt; namentlich sind es unter manchen anderen mehrere Grasmückenarten, die Heidelerchen, Wachteln und in neuerer Zeit auch die Schwalben, deren starker Rückgang aus den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes gemeldet wird. Selbst an Orten, wo nach unserm Ermessen die genannten Vögel und andere noch heute günstige Lebensbedingungen finden sollten, läßt sich nicht selten eine geradezu erschreckende Abnahme feststellen.

Sicher ist es schwer, überall die Gründe aufzufinden, die den Wechsel des jeweiligen Vogelbestandes bedingen; soviel steht jedoch fest, daß der Rückgang in der Kopfzahl vieler Arten zum großen Teile, wahrscheinlich sogar in allererster Reihe, unserer heute so intensiv betriebenen Landwirtschaft und Forstgärtnerei zuzuschreiben ist, durch welche Hecken und Feldgehölze, hohle Bäume, Sümpfe und überhaupt alle Schlupfwinkel und ruhigen Brutstätten mehr und mehr vernichtet werden. Wie sollen die Vögel zur Brut schreiten, wie sollen die Nestvögel und die eben ausgeflogenen Jungen aufkommen, wenn der Vogel den Blicken menschlicher und tierischer Feinde gegenüber nicht mehr hinreichend Schutz findet! Ein interessantes Gegenstück hierzu findet sich in dem Rückgange des Rotwildstandes, wie er z. B. in den Hubertusburger Forsten bei dem Wechsel der Holzarten, der zugleich eine Verringerung der Nahrung herbeiführte, nachgewiesen ist.[1])

Hat der Mensch in den ursprünglichen Zustand der Natur eingegriffen und die Verhältnisse zum Nachteil der Vogelwelt abgeändert, so ist es nun seine Pflicht,

---

[1]) Vergl. v. Schimpff, König Albert und das edle Weidwerk.

durch zweckentsprechende Mittel den Bedrängten wieder Hilfe zu bringen. Das wichtigste dieser Mittel ist wohl die Darbietung natürlicher und künstlicher Nistgelegenheiten, d. h. die Bepflanzung der Wege, Eisenbahndämme und dergleichen mit Gebüschen und Hecken — dichte Laubholzgruppen sind besonders zu empfehlen — und das Aushängen von Nistkästen für unsere so nützlichen Höhlenbrüter, die wegen der heutigen Forstkultur in hohem Maße an Wohnungsmangel leiden. „Sollen die Winke“, schreibt Freiherr von Berlepsch, „wie ich sie zum Vogelschutz im allgemeinen, sowie bei Besprechung der Vogelschutzgehölze, bezüglich Anpflanzung der Bahndämme, gegeben habe, nicht im Winde verhallen, so müssen sie hauptsächlich vom Staate gehört und befolgt werden.“[1]) Ebenso sollten sich auch nach unserer Meinung die Behörden der Städte, namentlich der größeren, mit der Frage der Nistgelegenheiten befassen. Infolge des rapiden Wachstums der Bevölkerung und der fortgesetzten Vermehrung der Wohnstätten ist manches Vogelheim verschwunden. Wie viele mit alten Bäumen bestandene Gärten sind bei Anlage neuer Straßenzüge, neuer Stadtviertel der Axt des Arbeiters zum Opfer gefallen! Wie ein Märchen wird es in nicht allzu ferner Zeit klingen, wenn man erzählt, daß z. B. im Innern von Dresden, dort wo auf dem Areale eines ehemaligen Gesandtschaftshotels mit seinem Garten sich jetzt der Prachtbau des Centraltheaters erhebt, noch vor fünf oder sechs Jahren ein Gelbspötter sein Nestchen erbaut hatte und als Meister der Sangeskunst zur Freude jedes Vorübergehenden seine Weisen vortrug. Nun giebt es in der Umgebung unserer, wie wohl jeder anderen größeren Stadt noch zum Teil unbenutztes und infolge seiner Lage wie Bodenbeschaffenheit wenig wertvolles Areal. Es würde eine dankenswerte Aufgabe der städtischen Verwaltung sein, solches Terrain reichlich mit Nistgelegenheiten für unsere Vogelwelt auszustatten.

Gegenüber den veränderten kulturellen Verhältnissen scheinen uns alle anderen Ursachen, welche eine gewisse Abnahme der Vögel zur Folge haben müssen, wenn nicht von untergeordneter, so doch von geringerer Bedeutung zu sein. Dies gilt selbst von dem Massenfang der Vögel in Schlingen und am Vogelheerd, wie er Jahrhunderte lang in Deutschland ebenso und mit ebenso mörderischem Erfolge betrieben worden ist, wie allerorts. Aber sollen wir deswegen diesem Unfug gegenüber Nachsicht üben? Im Gegenteil. Gerade weil die Umbildung von Flur und Wald, wie sie Land- und Forstwirtschaft übt, nicht aufzuhalten ist und um hier und da in ihren nachteiligen Folgen für die Vogelwelt durch den Eingriff des Menschen bis zu einem gewissen Grade gemildert werden kann, ist es unsere Pflicht, mit allem Nach-

---

[1]) Ornith. Monatsschrift 1896, S. 101.

druck dahin zu wirken, daß endlich einmal den Nachstellungen der nützlichen Vögel seitens des Menschen ein Ende bereitet werde. Am meisten verwerflich ist natürlich der Fang der Vögel zu kulinarischen und Mode-Zwecken. Wir müssen vor unserer eigenen Thüre kehren! Ehe wir es nicht selbst dahin gebracht haben, daß die Schlingen gesetzlich verboten sind, die Jahr für Jahr außer den sogenannten Krammetsvögeln Tausenden und aber Tausenden unserer Sänger das Leben kosten, ehe nicht unsere Damenwelt sich entschließt, der Reiher- oder Paradiesvogel-Feder als Kopfschmuck zu entsagen, dürfen wir uns nicht aufs hohe Pferd setzen und über die Rohheit klagen, mit der der Massenfang der Vögel in anderen Ländern betrieben wird. Auch dahin möchten wir wirken, daß der Fang lebender Vögel für den Käfig strenger beaufsichtigt wird, als bisher. Wir sind weit davon entfernt, die Berechtigung zum Halten von Stubenvögeln nicht anzuerkennen; denn aus eigener Erfahrung kennen wir die große Freude, die damit verbunden ist; wir wissen auch, daß durch die Erfahrungen am gefangenen Vogel vielfach die Beobachtungen in der freien Natur ergänzt werden müssen; dazu haben wir es unzählige Male erlebt, daß die Vogelliebhaber, welche Vögel als Zimmergenossen halten, die eifrigsten Förderer des Vogelschutzes sind. Aber dem Vorschlage, den Vogelfang für den Käfig völlig freizugeben, müssen wir aufs Entschiedenste entgegentreten.

Wer die „Gefiederte Welt" liest, wird davon unterrichtet sein, daß in einer Reihe von Artikeln (Gef. Welt 1898, No. 32, 39, 41, 45, 47, 49; 1899 No. 5) die Anregung zur Gründung eines Vogelhändler- und Liebhaber-Verbandes gegeben wird. Seine Hauptzwecke sollen sein:

1. „Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs,
2. Einheitliche Regelung des Vogel-Ein- und Verkaufs,
3. Bekämpfung derjenigen Vogelschutzbestrebungen, welche auf Unterdrückung der Vogelliebhaberei hinzielen."

In betreff der beiden ersten Punkte enthalten wir uns jeder Kritik, da wir den Verhältnissen, durch welche sie veranlaßt worden sind, allzu ferne stehen. Ja, wir bemerken ausdrücklich, daß wir einem Verband der Vogelhändler, welcher die Preise regeln will und die leider gerade im Vogelhandel nicht selten vorkommenden Unreellitäten energisch zu unterdrücken sucht, durchaus sympathisch gegenüberstehen. Anders verhält es sich jedoch mit dem dritten Punkt. Zwar gegen den oben angeführten Wortlaut richtet sich unsere Opposition nicht, haben wir doch bereits dargelegt, daß wir für Unterdrückung oder gar Ausrottung der Vogelliebhaberei nicht zu haben sind. Unser Widerspruch gilt vielmehr der näheren Ausführung und Begründung dieses Punktes. Da heißt es: „Verbiete man den Fang mit Leimruten und mit Netzen, welche größer sind als ein halber Quadratmeter. . ."

„Der Vogel-Verkauf und die Liebhaberei, Vögel zu halten, könnten dann vom Gesetz völlig verschont bleiben, denn wenn jedermann (!) nur mit einem Netz und dazu mit einem kleinen Netz bewaffnet ins Feld ziehen darf, dann lohnt sich der Fang zum Erwerb nicht mehr. . ." „Wenn es mit der reißend schnellen Verminderung der Vögel so wäre, wie die Pessimisten (!) es an die Wand malen, so müßten ja in den Ländern, wo der Vogelfang in Masse heute noch betrieben wird, mit jedem Jahre weniger Vögel gefangen werden."

Handelte es sich hierbei nur um die Ansichten eines einzelnen, so ließen sich diese Auslassungen ignorieren, und es wäre unnötige Kraftverschwendung darauf einzugehen. Da aber auf Grund der angeführten provisorischen Statuten ein Verband sich bilden will, so besteht für den Vogelschutz in der That eine Gefahr, auf die wir in unserer Monatsschrift hinweisen möchten. Wenn ein solcher Verband, der über ganz Deutschland sich erstrecken soll, beim Reichstag oder anderswo vorstellig wird, so dürften die Ausführungen, durch welche er die erwünschte Fang-Freiheit für jedermann durchzusetzen bestrebt sein würde, unter anderem die kühne Behauptung, die Vögel seien nicht in Abnahme begriffen, in den gesetzgeberischen, aber naturgemäß weniger sachkundigen Körperschaften die äußerste Verwirrung anrichten, welche die eben erst allgemeiner in Fluß gekommenen Vogelschutzbestrebungen empfindlich schädigen, vielleicht auch den internationalen Verständigungen, auf die wir seit lange hoffen, nachteilig werden könnten.

Seit jener Nr. 32 der „Gefiederten Welt" von 1898 bis heute, da wir dies schreiben, liegen uns achtzehn Nummern dieser Zeitschrift vor, ohne daß auch nur eine einzige Stimme sich entschieden gegen die angeführten Sätze gewendet hätte, obgleich gewiß unsere Opposition von den meisten Ornithologen und Vogelliebhabern geteilt wird. Zu dieser Hoffnung berechtigt uns unter anderem eine Äußerung des Herrn Dr. von Wissel, für den wir die Leser freundlichst um Gehör bitten. Dieser Herr schreibt uns:

„ . . . . Es wird da ohne jedes Bedenken versucht, in den Reihen der Vogelschützler Zwietracht zu säen, indem man eine Richtung derselben kurzerhand als „Vogelschutzpessimisten" hinstellt und ihre Fürsorge für Erhaltung unserer Vogelwelt als eine durchaus übertriebene, nicht durch die Sachlage begründete bezeichnet. Ja es wird sogar Anhängern dieser Richtung, den Kanarienzüchtern, als Motiv ihrer Bestrebungen Eigennutz, nichts als Eigennutz vorgeworfen. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob bei einzelnen thatsächlich dieser Beweggrund maßgebend sein mag oder nicht, das Gros hat keine Veranlassung, einen derartigen Vorwurf auf sich sitzen zu lassen. Wir wollen es doch nicht zugeben, daß die Vogelschutzfrage in einen Interessenkampf umgewandelt und auf das Niveau eines

solchen herabgezogen wird! Nichts anderes ist maßgebend, als die Verhältnisse in der Vogelwelt selbst. Wie steht es nun damit?

Auf der einen Seite die Angaben der größten Autoritäten auf ornithologischem Gebiete, welche übereinstimmend klagen, daß viele gerade der nützlichsten Vogelarten in fortwährender Abnahme begriffen seien, auf der anderen Seite die Versicherung, es sei nicht so schlimm, der Fang lohne sich immer noch ganz schön, man sei auch Vogelfreund und Vogelschützer, man verabscheue den Dohnenstieg und den ausgestopften Vogel auf dem Hut, aber man wolle sich den durchaus unschädlichen Vogelfang nicht nehmen lassen. Ich gebe zu, daß gegen den Schaden, welchen der Gourmand und die Modedame unserer Vogelwelt zufügen, die Verluste, welche dieselbe durch Fang zu Liebhaberzwecken erleidet, wenig in Betracht kommen, auch will ich dem „armen Mann“ durchaus nicht seinen Hänfling rauben, nur darf nicht, wie in der „Gefl. Welt“ vorgeschlagen wird, der Vogelfang für jedermann freigegeben werden, auch nicht, wenn er nur mit kleinen Netzen geübt wird. Daß ein derartiges Entgegenkommen nur zu einem allgemeinen Vogelfang-Sport führen würde, unterliegt für mich wenigstens keinem Zweifel, und namentlich da, wo es durch sorgsame Hege und Pflege gelungen ist, einen etwas beträchtlicheren Vogelstand herbeizuführen, würden sich die Vogelfänger wie „die Geier um ein Aas“ versammeln. Ich habe das Beispiel dafür auf meinem eigenen kleinen Besitz bei Görlitz zur Hand: Hier habe ich im Laufe der Zeit unter Aufbietung großer Mühe und Kosten die Existenzbedingungen für die Vögel mehr und mehr zu bessern gesucht, indem ich dichte Brutgebüsche pflanzte, unaufhörlich alles Raubzeug vertilge, im Winter füttere und dergleichen. Der Erfolg ist auch nicht ausgeblieben. Mein ziemlich isoliert liegender Garten hat sich in der anmutigsten Weise mit Sängern aller Art belebt. Pünktlichst aber mit ihnen stellte sich auch der Vogelfänger aus der nahen Stadt ein mit einem kleinen, also in Zukunft wohl „vorschriftsmäßigen“ Schlagbauer. Natürlich rief ich nach einigen fruchtlosen Verwarnungen die Hilfe der Polizei an, welche diesem Unfug sofort und hoffentlich dauernd ein Ende machte. Ich frage nun, was ich hätte thun können, um meine Vögel, auf die ich mir doch ein Recht erworben zu haben glaube, vor der Bedrohung durch die Vogelsteller zu schützen, wenn das in der „Gefiederten Welt“ vorgeschlagene Vogelschutzgesetz zu Kraft bestände? Da der Fänger nur an den Grenzen meines Gartens auf einem öffentlichen Wege sich aufhielt, wäre er unter den vorausgesetzten Bestimmungen nicht zu fassen gewesen; ich hätte alle Bemühungen und Kosten zum Wohle eines Händlers aufgeboten und würde mit meinen Bestrebungen, den hiesigen Vogelbestand zu heben, ein für allemal lahm gelegt worden sein. Dieses eine Beispiel genügt wohl, die Schädlichkeit einer derartigen Verfügung zu beweisen, und der Mann, welcher keine Nistkästen aufhängen wollte, weil „ihm

die Vögel doch weggefangen würden", hatte meines Erachtens nicht gar so Unrecht.

Die Behauptung ferner (Gef. Welt 1898, S. 253), man würde die Vögel bald nicht mehr kennen, sobald man sie nicht im Käfig vor sich habe, bedarf wohl nicht erst einer Widerlegung. Es ist doch zu bekannt, daß die zuverlässigsten Beobachtungen stets an einem in seinem ursprünglichen Medium lebenden, durch keinerlei störende Einflüsse veränderten Tiere gemacht werden. Alle an gefangenen Tieren erworbenen Erfahrungen sind von seiten der Wissenschaft stets mit Vorsicht und gewisser Rückhaltung aufzunehmen; denn für die Biologie sind in diesem Falle die veränderten, der Natur nie völlig entsprechenden Lebensbedingungen, für die Anatomie die infolge der Gefangenschaft so häufig auftretenden mehr oder weniger pathologischen Veränderungen allzu störend, als daß ein sicheres Urteil über die normalen Verhältnisse ohne Weiteres gewonnen werden könnte. Nur da, wo es uns nicht möglich ist, ein Tier in Freiheit zu beobachten, wird das Gefangenleben einen willkommenen, wenn auch unzureichenden Ersatz bieten. Mit der Bedeutung der Käfigung unserer Vögel für die Wissenschaft ist es also, wie man mehr und mehr einzusehen beginnt, nur ein halbes Ding. Auf jeden Fall muß die Beobachtung des Freilebens hinzukommen, und hierauf ist der Nachdruck zu legen. Auf der anderen Seite ist gar nicht einzusehen, warum man unsere Vögel im Freien nicht kennen lernen soll. Ich habe auch mit Ausländern Versuche angestellt. Meine freifliegenden grünen Kanarien — Stamm: Herr von Prosch — beweisen es mir schlagend, daß man einen Vogel erst recht beurteilen kann, wenn man ihn auch in der Freiheit kennen gelernt hat; denn diese den Liebhabern doch wahrlich nicht unbekannten Allerweltsstubenvögel zeigen in der Freiheit Gewohnheiten, welche man eben sonst nur auf den kanarischen Inseln an ihnen zu beobachten Gelegenheit hat. Nach unserer Meinung gehört der Vogel im allgemeinen thatsächlich „in die Luft".

Indessen verkenne auch ich keineswegs, daß das Käfigen seine Vorzüge hat, indem es unsern Vögeln viele Leute zu Freunden erwirbt. Ich bin daher durchaus nicht für ein gesetzliches Verbot in Bezug auf das Halten unserer einheimischen Vögel. Das Verbot aber, Vögel bei uns in Deutschland für Liebhaberzwecke zu fangen, muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden und zwar ohne jede einschränkende Bestimmung.[1]) Der Bedarf könnte

---

[1]) Ich würde ein solches Verbot ohne einschränkende Bestimmung, wie es Herr Dr. von Wissel wünscht, für äußerst unheilvoll für die Vogelschutzbestrebung halten. Die Gründe für diese meine Ansicht habe ich schon so oft auseinandergesetzt, daß ich es wohl unterlassen kann, es hier nochmals zu thun. Meiner Ansicht nach würde am meisten nutzbringend eine Fassuug der Vogelschutzverordnung sein, wie wir sie in den Thüringischen Staaten dank

bequem durch den Import gedeckt werden. Vielleicht entgegnet mir der Leser, es sei doch gleichgültig, ob unsere Vögel bei uns oder im Süden auf dem Zuge gefangen würden. Das ist nun durchaus nicht der Fall;[1]) denn erstens ziehen nicht allen Arten, und zweitens ist bei dem absoluten Fangverbot bei uns der Einzelne dem Verlust seiner Vögel, die er an seinen Garten gewöhnt hat, nicht in so hohem Grade ausgesetzt; er kann sich gegen das Wegfangen der Vögel aus seiner Umgebung mit Erfolg wehren. Die Freude an seinen Schützlingen bleibt ihm also ungetrübt und ermutigt ihn zu weiterem Vorgehen auf dem Gebiete des praktischen Vogelschutzes und zu — „weiterem Aufhängen von Nistkästen."

Was nun die in gewissen Gegenden eingeführte Besteuerung einiger besonders nützlicher oder besonders schön singender heimischer Vogelarten anlangt, so möchte ich diese Bestimmungen nicht nur beseitigt, sondern im Gegenteil bei uns auf alle Provinzen und Länder ausgedehnt wissen. Nur scheere man die Vögel nicht alle über einen Kamm. Seinen Hänfling mag der stets ins Treffen geführte „arme Mann" steuerfrei haben, seine Nachtigall aber nicht;[2]) sonst kommen wir

---

dem Einflusse Vater Liebes seit 1895 fast gleichlautend (abgesehen von Sachsen-Meiningen und Schwarzburg-Rudolstadt) haben. Für Sachsen-Altenburg lautet die betreffende Bestimmung (§ 2 Absatz 2): „Ebenso können die Herzoglichen Landratsämter einzelne Ausnahmen von dem Verbot des § 1 zu wissenschaftlichen oder Lehrzwecken, sowie zum Fange von Stubenvögeln für eine bestimmte Zeit und für bestimmte Örtlichkeiten bewilligen." Der Passus in Liebes Gutachten, auf Grund dessen dieser Absatz diese Fassung erhielt, hat folgenden Wortlaut: „In Wirklichkeit hat sich da, wo man ein absolutes Verbot des Fangens und Handels eingeführt, eine vollständige polizeiliche Durchführung der Maßregel nicht bewerkstelligen lassen, vielmehr wird dort überall noch gefangen. Aber das Verbot hat es zuwege gebracht, daß allerdings sich weniger „ordentliche Männer" beim Vogelfang beteiligen wie sonst, aber dafür um so mehr Bummler und Leute, die sich aus einer polizeilichen Strafe nichts machen. Ferner sind dadurch gerade die grausamen Fangmethoden begünstigt worden (Fang mit Sprenkeln, an der Tränke u. s. w.) weil diese für den Fänger am wenigsten gefahrbringend sind. Und endlich werden nun die gefangenen Tiere im Verborgenen transportiert und versteckt in engste Behältnisse, sodaß sie sich schon dadurch oft für immer schädigen müssen. Im Interesse der Sache wäre es vielmehr wünschenswert, daß von seiten der Landratsämter oder entsprechender Behörden einzelnen gut beleumundeten Leuten die Erlaubnis zum Fang unter Beobachtung der gesetzlichen Bedingungen gestattet wird. Das Fangverbot besteht für alle übrigen, und es wird sich dasselbe dann, gerade mit Hilfe jener privilegierten Leute, viel eher erfolgreich durchführen lassen als ohne sie." Carl R. Hennicke.

[1]) Das wäre denn doch ein so einseitig egoistischer Beweggrund, daß ich ihn kaum als ernstgemeint auffassen kann. Wie kommen denn die Leute dazu, aus deren Heimat die Vögel zu uns importiert werden, sich die Vögel wegfangen zu lassen, damit wir in Deutschland Stubenvögel haben? Sie haben doch jedenfalls dasselbe Recht, sich gegen das Wegfangen der Vögel zu wehren, wie wir. Carl R. Hennicke.

[2]) Dann wird es wohl nötig sein, daß jeder Schutzmann einen mehrjährigen Kursus in der Ornithologie durchmacht, damit er die Vögel — nicht nur ihrer Art, sondern auch ihrer Herkunft nach — hübsch unterscheiden lernt. Wie die ornithologischen Kenntnisse heute stehen, dürfte es wohl genug Polizeibeamte — nicht nur diese, auch andere Leute — geben,

dahin, daß trotz aller Fangverbote jede Philomele, welche sich wo immer es sei hören läßt, binnen drei Tagen hinter Drahtstäben sitzt, wie dies namentlich in Gegenden, wo diese Sängerin nicht seßhaft ist, wohin sie aber mit jedem Jahre Vorstöße macht, um sich anzusiedeln, thatsächlich schon der Fall ist. Auch alle seltenen Arten, seien sie nun nützlich oder schädlich — groß kann ja der Schaden bei selten vorkommenden Vögeln ohnehin nicht sein — sind ausdrücklich in der Gefangenschaft zu besteuern; auf ihre Tötung setze man empfindliche Strafen. Es ist dies um so nötiger, als seltene Arten durch eine andere Kategorie von Liebhabern arg gefährdet sind. Ich meine die Sammler, mag sich ihre Passion nun auf die Bälge oder auf die Eier erstrecken. Solcher Raritäten sich anzunehmen, überlasse man den Wissenschaftlern, die sie allein richtig verwerten können, während den sammelnden Laien mit verschwindend wenig rühmlichen Ausnahmen nur die Sucht leitet, etwas zu besitzen, was nicht jeder hat, er sich auch meistens dabei beruhigt, etwas zusammenzutragen, ohne seinerseits auch nur das geringste als Äquivalent für seinen schädigenden Eingriff in das Naturleben zu leisten. Von solchem Schaden werden wir uns am besten eine Vorstellung machen, wenn wir erwägen, daß jedes Tier, sei es nun von unserm menschlichen Standpunkte aus schädlich oder nützlich, im Haushalte der Natur ganz bestimmte Missionen zu erfüllen hat, welche wir Menschen in unserer Kurzsichtigkeit auch nicht annähernd sicher zu schätzen wissen, sie vielmehr in den meisten Fällen nur ahnen können. Die Beziehungen der verschiedenen pflanzlichen und tierischen Organismen zu einander gleichen gewissermaßen einem staunenswert komplizierten Netzwerk, und jede Art steht durch Tausende von Fäden mit den anderen Organismen direkt oder indirekt im Zusammenhang; wir können keine Art ganz vernichten, ohne das ganze Geflecht zu schädigen und in Unordnung zu bringen. Man sollte also sein Interesse für eine seltener werdende Art — sei es eine Pflanze, sei es ein Tier — vor allem dadurch bethätigen, daß man sie vor dem völligen Untergang zu schützen sucht, nicht wie die Herren Sammler dadurch, daß man ihr Verschwinden nach Kräften beschleunigt. Die Berücksichtigung dieses keineswegs neuen, aber bisher so gut wie gar nicht berücksichtigten Gesichtspunktes kann auch der Gesetzgebung nicht eindringlich genug angeraten werden.

Das ungefähr wären die Grundsätze, nach denen ich ein Vogelschutzgesetz, soweit es auf unsere internen deutschen Verhältnisse Bezug hat, durchgeführt sehen möchte. Denn erst dann, wenn wir Liebhaber und Sammler unsere eignen persönlichen Interessen dem guten allgemeinen Zwecke unterordnen, können wir von

---

die einen Hänfling von einer Nachtigall oder gar eine Nachtigall von einem Sprosser nicht unterscheiden können. Diese Bemerkungen nur nebenbei. Im übrigen schließe ich mich dem Schlußworte des Herrn Dr. Bräß an. Carl R. Hennicke.

anderen Leuten, wie von den Feinschmeckern, unserer Damenwelt ꝛc., mit gutem Gewissen verlangen, daß sie auch ihre ungleich verderblicheren Passionen aufgeben. Andernfalls wird unser doch ohne Zweifel berechtigtes Protestgeschrei immerhin zum mindesten nicht ganz von der erwünschten Wirkung sein.

Wenn auch vorläufig noch keine Gefahr vorhanden ist, daß man dem Gesetzgeber voreilig in den kaum erhobenen Arm falle, so ist es doch nötig, den eben bezeichneten egoistischen Gelüsten gegenüber schon jetzt unzweideutig zu erklären, „daß es uns mit dem Vogelschutz wirklich ernst ist und daß wir für eine Abschwächung und Verwässerung der den Vogelschutz betreffenden gesetzlichen Bestimmungen nicht zu haben sind.“

Mit diesen Ausführungen des Dr. von Wissel erkläre ich mich im großen und ganzen einverstanden und gebe mich der Hoffnung hin, daß sie auch bei der Mehrzahl der Mitglieder unseres Vereins Beifall finden werden. Nur der eine Punkt berührt mich nicht sympathisch; ich meine die Besteuerung einzelner Stubenvögel. Es dürfte fast unmöglich sein, eine gerechte, sinngemäße Abstufung des Steuersatzes ausfindig zu machen; dazu sind die Verhältnisse in jeder Provinz, ja oft in den einzelnen Bezirken verschieden. Es würde ferner den Liebhabern sehr unbequem sein, jeden Augenblick dem Steuer- oder Polizeibeamten Thor und Thür öffnen zu müssen, und endlich sprechen die Erfahrungen, welche man dort gemacht hat, wo eine Steuer auf Nachtigallen eingeführt ist, nur dafür, dieselbe fallen zu lassen, da die Kontrolle schlechterdings nicht durchführbar ist. Wieviel schwieriger würde sie sich aber erst gestalten, wenn sie eine ganze Reihe von Vögeln beträfe! — Wir sind der Meinung, daß wir mit den zu Recht bestehenden gesetzlichen Bestimmungen auskommen: Verbot des Fanges und des Verkaufs unserer Singvögel, aber Freigabe des Haltens derselben als Stubenvögel. Mit aller Entschiedenheit aber wollen wir jedem entgegentreten, der es unternimmt, die dem Vogelschutz dienenden Gesetze abzuschwächen unter dem Vorwande, daß sie überflüssig seien und die Vogelliebhaberei durch sie unterdrückt würde.

Zum Vogelschutz.

Von Dr. Viktor Hornung.

Der Frühling hält wieder seinen Einzug, und zugleich kehren auch nach und nach die gefiederten Frühlingsboten in die teure Heimat zurück, um in ihr, wie alljährlich, Liebesglück und Elternfreuden zu genießen. Schon übt die Schwarzamsel leise und schüchtern ihre Stimme, im Obstgarten schlägt fröhlich der Edelfink, und auch der Zaunkönig und andere Sänger geben ihr munteres Liedchen zum besten. Nicht lange mehr währt's, und die gefiederte Welt errichtet mühsam

ihr kleines Wohnhaus, um lustig und wohlgemut zur Brut zu schreiten. Da unsere Sänger nun, wie bekannt, zahlreichen Nachstellungen und Gefahren ausgesetzt sind und, leider Gottes, manches muntere Vöglein im Laufe des Sommers umgebracht werden, und sein fröhlicher Sang für immer verstummen wird, so möchte ich an dieser Stelle kurz zwei Punkte hervorheben, die, wie ich erfahren habe, noch zu wenig Beachtung finden; bei hinreichender Berücksichtigung derselben dürfte aber manches Vogelleben dem Tode entrissen werden. Zunächst handelt es sich um eine schonungslose Vernichtung der Katzen, denn sie sind in unseren Gärten und Parks für unsere Sänger die ärgsten Feinde. Eine streng erzogene Katze, die vor allem von ihrem Besitzer hinreichende Nahrung erhält und der man die nötige Wartung und Pflege angedeihen läßt, wird sich selten, höchstens zur Paarungszeit, vom Hause weit entfernen, und wird nicht mit solcher Blutgier den Vögeln nachstellen, wie man dies bei den wildernden und verwilderten Katzen beobachten kann. Sehr häufig werden aber junge Katzen von den Besitzern einfach mit Gewalt fortgejagt und verstoßen, anstatt sie einfach schmerzlos zu töten; sie sind dann geradezu auf das Räubern und Stehlen angewiesen und werden die größten Feinde unserer Vogelwelt. Die wildernden Katzen jungen alsdann an ruhigen, ungestörten Plätzen, z. B., wie ich mehrfach beobachtet habe, unter den Balken und Brettern der Zimmerplätze oder auch auf geräumigen Heuböden, und diese Nachkommen verwildern natürlich, da sie kein festes Heim haben, vollends. Deshalb ist jede Katze, die man auf seinem Grundstücke antrifft, schonungslos zu töten, ob sie räubernd angetroffen wird oder nicht, denn bietet sich ihr die Gelegenheit, so wird sie ohne Frage den Vögeln nachstellen und die Bruten zerstören. Am deutlichsten habe ich dies selbst in unserem Parke erfahren. In den früheren Jahren, als die Umgebung noch nicht in dem Maße angebaut war, wie jetzt, zählten Rotschwänzchen, Bachstelzen, Edelfinken, Grasmücken, Stare, Grünlinge, Stieglitze, Fliegenfänger, Meisen, Amseln, Laubvögel, Haus- und Feldsperlinge zu unseren regelmäßigen Brutvögeln, auch eine Nachtigall errichtete bei uns hin und wieder ihren Hausstand. Im Laufe der Jahre wurde die Umgegend aber mehr und mehr bebaut, und mit den Menschen stellten sich auch die Katzen ein. Diese nahmen dann in kurzem sehr überhand und suchten weithin die

Gärten und Anlagen arg heim. Bei Tage ließ sich nur selten eine Katze blicken, erst bei einbrechender Dunkelheit gingen sie auf Raub aus. In einigen Jahren war dann in unserem von einem breiten Teiche durchzogenen Parke, der den Vögeln treffliche Nistplätze bot, außer einigen Starennestern nicht ein einziges Nest mehr zu finden. Nester, die ich sorgfältig geschützt hatte, wurden von den Räubern fast ausnahmslos, sobald die Jungen den Eiern entschlüpft waren, geplündert. Ein Edelfinkennest mit vier Jungen, nebst dem alten Weibchen, das die nackten Kinder in der Nacht mit seinen Flügeln schützte, wurde von Katzen zerstört und alt und jung verspeist. Ein gleiches Schicksal erfuhren ein Plattmönchnest mit Jungen, Amsel- und Finkennester u. a. m. Einmal traf ich sogar eine Katze an, die auf einen einige Meter hohen Baum geklettert war und vor einem Starenkasten saß, der Junge enthielt. Lüstern versuchte sie mit den Pfoten durch die runde Öffnung des Kastens die Jungen hervorzuholen, jedoch kam ich noch rechtzeitig, um ihr Vorhaben zu vereiteln. So gelobte ich denn fernerhin keiner Katze mehr, die ich in Gärten und Parks antreffen würde, Pardon zu geben, und was ich gelobt habe, habe ich auch gehalten. Gehörig bin ich den Räubern auf den Pelz gerückt, um den Vögeln wieder ungestörte Brutplätze zu sichern, und mein Vorgehen war nicht ohne Erfolg. Im folgenden Frühling kehrten in unserem Parke wieder Amseln, Edelfinken, Grünlinge, Meisen, Laubvögel, Stieglitze und Feldsperlinge ein, die zu meiner Freude bei uns nisteten, ihre Jungen glücklich groß zogen, die ausnahmslos flügge wurden. Um die Katzen gründlich auszurotten, hält man sich zweckmäßig stets eine gute Büchse bereit, um, wenn es not thut, dieselbe sofort zur Hand zu haben; dann stellt man ferner Tag und Nacht Fallen. Den letzten Punkt betone ich noch ausdrücklich; denn nur zu häufig glaubt der Gartenbesitzer, daß sein Anwesen von keinen Katzen heimgesucht wird, da er bei Tage selten eine zu Gesicht bekommt, und erst ein zerstörtes Nest öffnet ihm die Augen — aber leider zu spät. Dagegen werden ihn die Fallen lehren, daß gerade zur Nachtzeit die Katzen umhervagabundieren und auf Raub ausgehen. Zweckmäßig läßt man eine oder mehrere Fallen ständig aufgestellt, da es vorkommen kann, daß man tage-, selbst wochenlang ohne jeden Erfolg die Fallen stellt, aber bald wird man zur Einsicht kommen, daß auch vorübergehend Katzen, sogenannte Läufer, in den Gärten umherstrolchen, die man auf diese Weise auch wegfängt und denen man dann ebenfalls den verdienten Lohn geben kann. Drum Vogelfreunde, vernichtet, wenn euch das Wohl unserer Sänger am Herzen liegt, unbarmherzig und rücksichtslos die Katzen, die ihr in eueren Gärten und Anlagen antrefft, schießt sie und stellt Tag und Nacht Fallen!

Sollte es vielleicht dem einen oder anderen Leser an einer zweckmäßigen Anleitung zur Herstellung einer Katzenfalle fehlen, so bin ich auf Wunsch sehr

gern bereit, in vorliegender Zeitschrift eine Falle zu beschreiben, die ich mir selbst konstruierte, die leicht hergestellt werden kann und die sicher fängt. Dagegen ist, meiner Ansicht nach, das Vergiften der Katzen eines Menschen unwürdig. Allerdings wird man durch Legen von Gift in kurzem zahlreiche Katzen erbeuten, aber man läuft Gefahr, daß auch andere, namentlich Haustiere, von dem Gifte fressen und unschuldig dem Tode anheimfallen. Andererseits werden häufig sogar Gifte benutzt, die nicht direkt und schnell tödlich wirken, sondern den Tieren erst große Schmerzen bereiten, bis sie schließlich durch einen langsamen Tod von ihren Qualen erlöst werden. Ferner ist vielfach die angewandte Dosis zu schwach, und die Katzen haben schwer zu leiden, stöhnend liegen sie in einer Ecke und erholen sich nach und nach wieder; man hat also nichts erreicht, sondern den Tieren nur schreckliche Schmerzen bereitet.

Zweitens wäre es dringend geboten, daß die Wochenmärkte an vielen Orten einer schärferen Kontrolle unterzogen würden, als es bisher der Fall ist. In einigen Städten achtet man, zu ihrem Lobe sei es gesagt, streng darauf, daß überhaupt keine Singvögel auf den abgehaltenen Wochenmärkten feil gehalten werden. Wie sieht es aber z. B. in meiner Heimatstadt Bielefeld aus? Am hiesigen Platze besteht auch ein „Verein für Geflügelzucht und Tierschutz“. Zu seinem Ruhme muß man sagen, daß er im Winter die hungernden Vögel durch Aufstellen von Futterhäuschen reichlich mit Nahrung versorgt und so manchen nützlichen Vogel vom Verderben errettet, daß er durch Zahlen von Prämien für erbeutete Raubvögel den Singvögeln eine bessere Zukunft sichert und schließlich der Polizeibehörde Prämien einhändigt, die an diejenigen Beamten verteilt werden, die sich besonders um den Tierschutz verdient machen. Leider werden aber auf den hiesigen Wochenmärkten häufig Singvögel öffentlich und mit einer Unverschämtheit zum Verkauf gestellt, über deren Herkunft die Art der Vögel von selbst Auskunft giebt. Ich habe z. B. gesehen, daß junge Dompfaffen und junge Stieglitze von den Besitzern unbesorgt feil gehalten wurden, ohne daß jemand gegen diese gefährlichen Vogelräuber eingeschritten wäre! Eine Marktpolizei ist zwar verhanden, aber an ein Einschreiten derselben kaum zu denken, obgleich es im „Gesetze zum Schutze der Vögel“ vom Jahre 1888 im ersten Paragraphen ausdrücklich heißt: „Das Zerstören und das Ausheben von Nestern und Brutstätten der Vögel, das Töten, Zerstören und Ausnehmen von Jungen und Eiern, das Feilbieten der gegen dieses Verbot erlangten Nester, Eier und Jungen ist untersagt.“ Schulbuben werden bestraft, wenn sie ein Nest plündern, dagegen läßt man vielerorts zu, daß gegen das Gesetz und ungestraft nützliche Vögel öffentlich zum Verkauf gestellt werden. Möchten doch die Tier- und Vogelschutzvereine diesen Punkt beherzigen, denn durch ein energisches Vorgehen könnten sie sich um die gefiederte Welt sehr

große Verdienste erwerben. Wie kann man aber diesem frevelhaften, für unsere Vogelwelt außerordentlich gefährlichem Treiben ein jähes und gerechtes Ziel setzen? Einzig und allein dadurch, daß scharf darauf gesehen wird, daß überhaupt keine Singvögel, weder junge noch alte feil gehalten werden. Händler, die Singvögel auf den Markt bringen, müssen unnachsichtig zur Anzeige gebracht, die Vögel beschlagnahmt und sofort vor den Augen des Besitzers in Freiheit gesetzt werden. Dann müssen vor allem die Polizeibehörden aufgefordert werden, streng das Gesetz zu befolgen und die nötigen Maßregeln zu treffen. Bemerkt man die geringste Nachlässigkeit in dieser Richtung, so wendet man sich an eine höhere Instanz. Ferner hat auch jeder Vogelfreund das seinige dazu beizutragen und streng darauf zu achten, daß das Gesetz gehörig durchgeführt wird, denn dann wird ohne Frage manches nützliche Vöglein unsern heimischen Fluren erhalten bleiben, für welches der Vogelfänger ehedem auf dem Markte sichern Absatz fand. Ein scharfes und schnelles Vorgehen ist dringend nötig.[1])

Vogelschutz und Liebhaberei.

Da vor kurzem im Reichstag wieder über Vogelschutzgesetze gesprochen worden ist, so dürfte es wohl an der Zeit sein, das Publikum darüber aufzuklären, in welcher Weise ein wirksamer Vogelschutz auszuüben ist.

Man kann nämlich in letzter Zeit wieder einmal von mancher Seite zu hören bekommen, daß das Halten der Vögel im Käfig als durchaus „nicht tierschützlerisch" zu betrachten sei, eine Ansicht, die bekanntlich von den bedeutendsten Ornithologen, die je gelebt haben, schon so oft in schlagendster Weise widerlegt worden ist. Sehr treffend sind auch die Worte des Forstassessors H. (in Nr. 5 der „Gefiederten Welt" dieses Jahres), welcher seine Meinung über diesen Punkt etwa in folgendem kundgiebt: Man solle doch demjenigen, welcher ans Zimmer gefesselt ist, die einzige Freude, welche er so indirekt mit der Natur hat, nicht zu schmälern suchen. Er habe als Forstmann reichlich Gelegenheit gehabt, die Vogelliebhaberei kennen und beurteilen zu lernen und gesehen, mit welcher Anhänglichkeit der Liebhaber seinem Vogel zugethan sei. Man möge in gewissen Kreisen darüber denken, wie man wolle, er sei zu der Überzeugung gekommen, daß das Halten einheimischer Vögel sehr gute Seiten habe. Es gereiche nicht nur dem Liebhaber zur Freude und wirke erzieherisch auf ihn, sondern diene auch dem

---

[1]) Ich verweise bezüglich des letzten Absatzes auf meine Anmerkungen zum vorhergehenden Artikel. Carl R. Hennicke.

Vogelschutz selbst. Denn man könne doch so oft die Wahrnehmung machen, daß gerade diejenigen, welche Stubenvögel halten, auch den befiederten Sängern in der freien Natur ein reges Interesse entgegenbrächten, denselben nach Möglichkeit Nistkästen verschafften und sie zur kälteren Jahreszeit fütterten und pflegten.

Daß ferner durch das Halten der Vögel im Käfig, resp. der Männchen, um die es sich doch fast ausnahmslos handelt, eine nur ganz geringe, kaum nennenswerte Verminderung derselben im großen Haushalt der Natur einträte, dürfte wohl jeder, der einigermaßen einen Einblick ins Vogelleben bekommen und nicht von Haus aus ein Vorurteil hat, einsehen. Desgleichen könnten sich alle Vogelliebhaber gegen den Vorwurf der Tierquälerei mit gutem Gewissen verwahren. Die in Gefangenschaft lebenden Vögel befänden sich, wie das unzählige Beispiele lehrten, bei entsprechender Abwartung außerordentlich wohl. Sonst würde nicht der Fall eintreten, daß sie nach erlangter Freiheit wieder in ihren Käfig am Fenster zurückkehrten, bezüglich wochenlang aus- und einflögen, wie dies der Verfasser selbst aus eigener Erfahrung bestätigen könne. So habe die Vogelliebhaberei eine nicht abzuleugnende Berechtigung, umsomehr, als sie Charakter und Gemüt des Menschen zweifellos aufs Vorteilhafteste beeinflusse. Die Vogelliebhaber aber sollten nicht immer nur die Gegner handeln lassen, sondern Vereine und alsdann Verbände bilden, die die Interessen der Liebhaberei zu wahren hätten und endlich einmal den ungerechtfertigten Anschuldigungen entgegentreten.

Diesen Worten des Forstassessors H. möchten wir aber noch zur Ergänzung nachfolgende Punkte, die zweifellos die allerwichtigsten für den Vogelschutz sind, hinzufügen, nämlich, daß wir Gesetze schaffen: 1. Gegen den Massenfang im Süden. 2. Gegen das Tragen von Vogelbälgen auf Damenhüten. 3. Gegen die Ausrottung der Wachtel. 4. Gegen den Krammetsvogelfang. 5. Für alle die Fälle, bei denen es sich um das Verspeisen unserer Singvögel handelt, wie beispielsweise der Singdrosseln, die ja, wie sich jeder überzeugen kann, unter dem Namen „Krammetsvögel" leider recht oft in den Wildbrethandlungen feilgeboten werden. Außerdem wollen wir dafür sorgen, für unsere Höhlenbrüter Nistkästen aufzuhängen, für die Offennister Einfriedigungen und Vogelschutzgehölze zu schaffen, sowie die Vögel zur Winterszeit im Freien zu füttern.

Jedenfalls wird in alledem ein geeigneterer und richtigerer Vogelschutz bestehen, als wenn wir denjenigen, welche Tag aus und Tag ein ans Zimmer gefesselt sind, ihre bescheidene Freude zu schmälern suchen.

Der „Verein der Liebhaber einheimischer Vögel" zu Leipzig.



Der Lämmergeier in den Schweizer Alpen und in den Zeitungen.

Von Dr. A. Girtanner (St. Gallen).[1])

(Mit Schwarzbild Tafel IX.)

Bekanntlich flog kürzlich wieder einmal ein „echter Lämmergeier", wenn zwar nicht in den Bergen, so doch in den Zeitungen der Schweiz herum, der in den Walliseralpen erlegt worden sein sollte. Da nun derartige interessante Neuigkeiten ohne jede Prüfung auf ihre Thatsächlichkeit aus einem Blatt in das andere und leider selbst in Fachblätter übergehen und sogar der Lämmergeier, im Gegensatz zur Wirklichkeit, wenn einmal in die Druckerschwärze geraten, sich auffallend stark fortpflanzt, so dürfte es geboten sein, das thatsächliche und das vermeintliche heutzutägige Vorkommen desselben in der Schweiz zu beleuchten, und den Wahn bezüglich seiner „auch jetzt noch nicht allzugroßen Seltenheit in den Schweizer Alpen" auf das richtige Maß zurückzuschneiden. Um dies in anschaulicher Weise thun zu können, muß ich in der Zeit etwas zurückgreifen.

---

[1]) Unter Benutzung eines Artikels von demselben Verfasser in der „Diana", Organ des Schweizerischen Jäger- und Wildschutzvereins 1899.

Es darf mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß der Lämmergeier (Bartgeier, Goldadler in manchen deutschen und Tschiss barbet in den romanischen Gebieten Graubündens; Avvoltoio barbato oder barbacco von den Tessinern; Gypaëte, Gypaëte barbu, Gypaëte des Alpes, Vautour gypaëte in den französisch sprechenden Landesteilen genannt), bis vor hundertundfünfzig, vielleicht selbst bis vor hundert Jahren ungefähr so häufig oder selten in den Schweizer Alpen vorhanden gewesen sei, wie in noch weiter zurückliegenden Zeiten. Bis dahin fand er alle Existenzbedingungen bezüglich der Wohn- und Nahrungsverhältnisse vollauf nach Wunsch erfüllt. Außer elementaren Feinden, Orkanen, Bergstürzen, Lawinen, die das eine oder andere Exemplar vernichtet haben mögen; Unglück in der Familie, hier durch Verkrüppelung des gar zu hart plazierten Nestjungen, dort durch Ersticken des Vaters an einem selbst für ihn zu großen Knochen, oder den Verlust der Mutter durch ihre Gefangennahme in einer dem schädlichen Luchse gelegten Falle, und ihre dann vom Fänger aus Verdruß über den gefehlten Fang erfolgte Tötung, hatte er bis in die neuere Zeit kaum Feinde zu fürchten, wohl ziemlich am wenigsten den Menschen, der ihm später am gefährlichsten wurde. Ging doch der Jäger unserer Alpen in früheren Zeiten, mit mangelhaften Waffen und Geschossen ausgerüstet, die ohnehin keine vorrätigen Projektile zu versenden hatten, fast ausschließlich solchem Wild nach, von dem er entweder persönliche Gefährde oder empfindlichen Schaden an seinen Herden zu gewärtigen oder aber Nutzen durch Wildbret und Decke zu erhoffen hatte. Das andere freilebende Getier besaß keinen Wert für ihn, und wohl mehr deshalb als aus Sentimentalität ließ er es sich seines Daseins freuen, wo und wie es dies thun wollte. Die Verluste an Herdentieren durch Geier und Adler waren in früheren Jahrhunderten so verschwindend klein gegenüber denjenigen durch Bär, Luchs und Wolf und deren Habhaftwerdung so unsicher und mühsam, daß sie gewiß sehr gering angesehen wurden. Wozu wollte er damals unbrauchbare Adler und Geier zu erbeuten suchen, als er seine paar Pfeile und Spieße noch für Bären, Steinböcke, Edelhirsche und anderes großes Raub- und Nutzwild verwenden konnte, während ihm später sein schlechtes Pulver goldeswert war und die Steinschloßflinte ein Hausschatz. Erlag dennoch der eine oder andere Lämmergeier einmal dem Blei oder der Falle, so war sein Verlust schnell ersetzt durch Zuzug aus einer anderen Gegend des weiten Alpengebietes. — Bis in die zwanziger und selbst dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts war er dann eine allerdings noch nicht allzu seltene Erscheinung auch als Standvogel. Aber häufig, auch nur annähernd häufig war der Lämmergeier selbst in seinen besten Zeiten in unseren Gebirgen niemals. Erstens ist er kein Gesellschaftsvogel nach Art der Geier, sondern im Gegenteil ein strenger, und dabei noch dazu ein sehr ausgedehntes Jagdgebiet für sich be-

anspruchender Revierjäger; hierin schließt er sich dem Steinadler an. Zweitens stellt er an seine Horststätte viele bestimmte Bedingungen, die nicht oft am gleichen Ort zusammentreffen. Drittens hat ihm die Natur die Weichteile und die Knochen größerer und großer Säugetiere und frisches Aas als Nahrung angewiesen (in den Schweizeralpen keinesfalls jemals Schildkröten und Krokodilchen). Hieran mußte sein Wohngebiet reich sein, aber um so ärmer an nutzsüchtigen, säuberlichen Menschen. Durch diese drei eigentümlich gestalteten Lebensbedingungen und seine von jeher sehr schwache Vermehrung durch nur einen Nestvogel im Jahre (wenn nichts dazwischen kam), war einer gewissen Häufigkeit schon von jeher sehr enge Grenzen gezogen. Intellektuell weit weniger entwickelt als der Steinadler mit seinen bequemen Wechselhorsten, seinem Anpassungsvermögen an unliebsame Einschränkungen in der einen oder anderen Richtung, seiner Gewandtheit und Findigkeit und seinem Mißtrauen gegen den Menschen, d. h. also mit seiner ganzen geistigen Elastizität, ist der Lämmergeier hingegen ein umso größerer Fresser, der den selten gesehenen Menschen im besten Fall ignoriert, auch wohl einmal ganz in der Nähe betrachten, und unter Umständen sogar dessen Flugfähigkeit über die Felsen hinunter auf die Probe stellen will. Diese Mißachtung des Herrn der Welt war denn auch wohl in vielen Fällen schuld daran, daß er oft weit über das für ihn gute Maß hinaus an seinen angestammten Horstplätzen auch in neuerer, gefährlicher Zeit noch festhielt; aber wie bemerkt war er — auf Grundlage aller bezüglichen Erhebungen — bis zum Anfang dieses Jahrhunderts in unseren Alpen kein wesentlich seltenerer Vogel als früher. Dann erst kam für ihn das Verhängnis unter verschiedener Gestalt: Geldwert, Nahrungsmangel, Kultur und Begangenheit der Alpen, Vervollkommnung der Schußwaffen und Schußgelder.

Wie gering sein Geldwert früher war, mag die vollverbürgte Thatsache, beweisen, daß noch anfangs der dreißiger Jahre ein Appenzeller gelegentlich eines Ganges nach St. Gallen einen sogar noch am Camor im Jugendkleid geschossenen Lämmergeier auf den „St. Galler Hennenmarkt“ brachte und ihn zuletzt einem zufällig des Weges kommenden Mitmenschen gerne für einen Gulden verkaufte, der ihn dann einem Bekannten nach Deutschland geschenkweise als „besonders großen Vogel“ sandte. — Wie zähe er an seinem Horstplatze festhielt, wie wenig er gleichzeitig bis damals vom Menschen zu fürchten hatte, und wie wenig er ihn deshalb scheute, geht aus der Thatsache hervor, daß Dr. R. Schinz in Zürich noch im Frühjahr 1816 ein altes Weibchen am Calanda beim Horste abschießen und den Nestjungen ausheben konnte. Dieser Horst stand unmittelbar hinter dem Dorf Felsberg, kaum hundert Meter über der Thalsohle, dabei weniger als zwanzig Minuten von der von Chur nach Reichenau führenden Heerstraße entfernt, und

war außerdem verhältnismäßig leicht besteigbar. — Bezüglich der Anforderungen an seine Horststätte beanspruchte der Lämmergeier stets eine höhlenartige, trockene Felsaustiefung (nicht nur eine beliebige Nische, wie sie dem Steinadler genügt), die außerdem nahe bei einem Gewässer oder über einem solchen gelegen war, da er sich sehr oft und in allen Jahreszeiten seines Ungeziefers wegen ausgiebigst baden wollte. Diese Bedingungen erfüllt nun aber weder jede Felsart, noch jeder Gebirgsstock, wodurch eine bedeutende Erschwerung der Ansiedelung und ein umso nötigeres Festhalten an geeignet befundenem Horstplatze gegeben war. Dazu kam das große Nahrungsbedürfnis und das weite Jagdgebiet; lauter gewichtige Ursachen der von jeher sehr bedingt gewesenen Häufigkeit. So wird denn auch z. B. im ganzen Sentisgebirge stets nur der sehr zerklüftete, über dem Fählensee jäh aufsteigende Hundstein als ehemalige Heimstätte des Lämmergeiers bezeichnet, und dürfte auch dieser ganze Gebirgsstock in der That schwerlich mehr als ein Standpaar beherbergt haben, neben ebenfalls kaum mehr als ein bis zwei Steinadler-Paaren. — An den Churfirsten über dem Walensee stand einst ein Horst in den Felsriffen oberhalb des Dorfes Amden. Aus jener Gegend speziell bekam der Naturforscher Steinmüller in Obstalden im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts, aber auch nur dorther, alte und jüngere Lämmergeier, und es erscheint zweifelhaft, ob selbst jener langgedehnte, gemsenreiche Gebirgszug jemals mehr als den Amdener Horst enthalten habe, da vorher kaum eine Ausrottung anderswo an demselben stattgefunden haben dürfte, die nicht außerdem damals wieder ausgeglichen worden wäre. Dieselben Verbreitungs-Bedingungen und Verhältnisse dürfen wohl für die ganze schweizerische Alpenkette angenommen werden, was eine auch früher schon dünne Bevölkerung derselben durch diese Vogelart ergiebt. Wenigstens waren auch in Graubünden selbst den ältesten, noch in meine Jugendzeit hinein reichenden Jägern nur sehr wenige früher, zum Teil damals noch besetzte Horste bekannt, die nicht auch Steinadlerhorste hätten sein können. Am Hausstock sah ich 1871 einen seit fünfzehn Jahren verlassenen Horst, der mir von dem Jäger selbst gezeigt wurde, welcher dort dessen letzten Bewohner abgeschossen hatte, und der alle charakteristischen Merkmale eines solchen aufwies. Hingegen erzählten mir manche Graubündner, daß sie in ihrem langen Jägerleben zwar wohl das eine und anderemal erlegte oder gefangene Lämmergeier gesehen haben, aber niemals einem Exemplar in der Freiheit begegnet seien; wie es wieder solche giebt, die während ebenso langer Zeit keinen Bären zu Gesicht bekommen haben.

Das auffallende Seltenwerden und endliche Verschwinden datiert also erst aus den vierziger Jahren her (die Millionen von Bisons brauchten hierzu nur zwanzig Jahre!); doch brachte noch anno 1849 der damals sehr bekannte Felsberger Jäger Schneller gleichzeitig zwei alte Lämmergeier vom Calanda herab zu Thal,

— also wahrscheinlich ein Standpaar, jedenfalls das letzte Calanda-Paar, — und fing derselbe vorher ein Exemplar lebend. Alle drei veräußerte er auch damals noch zu Preisen, die man jetzt für ebenso viele Auerhähne bezahlt. Der Wert stieg dann aber sehr schnell bedeutend, namentlich durch Angebote seitens ausländischer Museen, und die zunehmenden Besuche sachkundiger Ausländer verschiedenster Nationen in unseren Alpen.

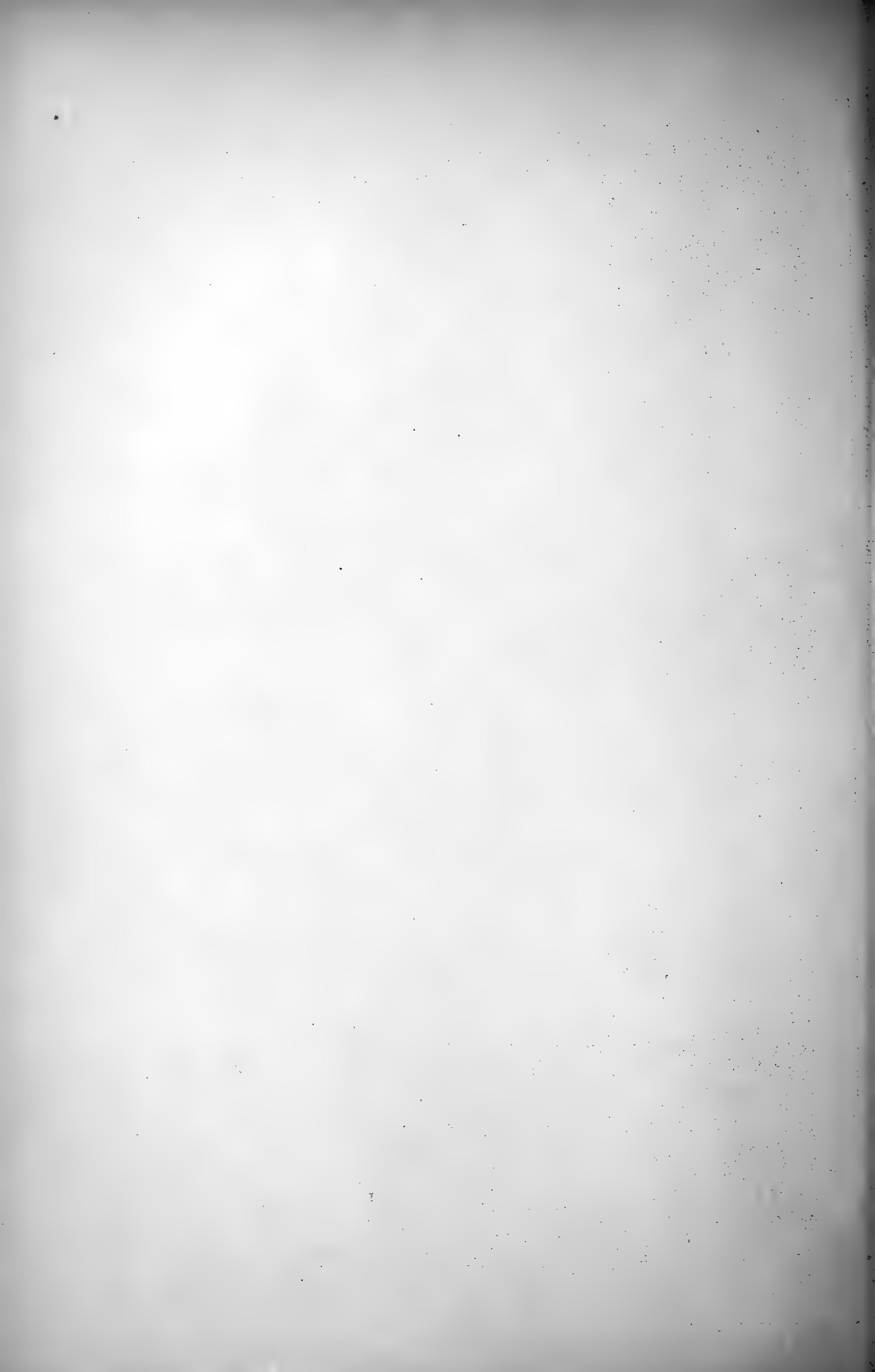
Früher als in Graubünden, Tessin und Wallis verschwand der Lämmergeier aus der innern Schweiz, von woher mit Ausnahme des Kantons Bern schon lange nicht mehr von einem verbürgten Erlegungsfalle gehört wurde. Aus Graubünden hingegen sind mir selbst seit den fünfziger Jahren noch mehrere sichere Fälle bekannt geworden; doch sah ich nie selbst eines der betreffenden Exemplare. — So fing unter andern der Jäger Küng anno 1857 ein altes Exemplar lebend sozusagen im Dorfe Sulsana selbst in einem Fuchseisen, nachdem er die Dörfler nur ersucht hatte, ihre Katzen und Hunde zu Handen zu nehmen. Im gleichen Jahre erfolgte am Walliser Bietschhorn noch eine, zwar mißglückte, Horstaushebung bei ebenfalls dem letzten Walliser Standpaar. Das alte Männchen wurde dann 1862 erlegt, während das Weibchen, einsam bleibend, die Gegend noch bis 1886 festhielt, um leider eine traurige Beute der Aasjägerei — des Giftbrockenlegens — zu werden. Als letzter bisher bekannter Walliser ziert er jetzt das Museum in Lausanne. — Im Tessin wurden 1864 zwei zusammen gehörende Exemplare am Monte Coroni gefangen, lebend und unverletzt nach Lugano gebracht und dort — mittelst Chloroform umgebracht. Seither ist aus dem Tessin nur noch der anno 1869 bei Bosco erfolgte Fang jenes Lämmergeiers sicher festgestellt, der im nämlichen Jahr die Hauptzierde der Ausstellung lebender schweizerischer Vögel in St. Gallen bildete. Später kamen aus jenem Kanton nur noch Steinadler als Lämmergeier. — Das Walliser sogenannte „alte Weib" von 1886, das wie es scheint keinen Gatten mehr fand, ist der letzte in den Schweizer-Alpen todt erbeutete, und der Tessiner von 1869 der letzte lebend gefangene Schweizer Lämmergeier — bis heute.

Im Juni 1870 erfolgte der sicher konstatierte Überfall eines Knaben bei Aris (Berner Oberland) durch einen Lämmergeier; und nachdem seither nachgewiesen worden ist, daß das alte weibliche Exemplar des Lötschenthals auch dort, bei der Bergwerkshütte, sich auf einen jungen Arbeiter gestürzt hatte und denselben über den Felsen herunter zu werfen bemüht gewesen war, glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß jenes und dieses Exemplar in Wirklichkeit das gleiche gewesen sei, und daß der Vogel damals den Berner Alpen nur einen Besuch abgestattet hatte, wie die Berner Jäger schon damals die Lämmergeier-Besuche nur als aus dem Wallis erfolgend bezeichneten. Während langer Zeit hörte man



Druck von Fr. Eugen Köhler, Gera-Untermhaus

Lämmergeier. Gypaëtus barbatus (L.). Altes Männchen.



dann, mit einziger Ausnahme des Todes des „alten Weibes" nichts mehr Verbürgtes über weiteres Vorhandensein des Lämmergeiers bis, ebenfalls anno 1886, aus der Gegend von Vrin in Graubünden die Kunde von einem sich dort aufhaltenden Paar kam und von einem anderen in benachbarten Gebieten. Doch konnte die Thatsache nie sicher genug festgestellt werden, und bald verloren sich dann Gerücht und Lämmergeier endgültig. Hingegen hatte der ausgezeichnete Kenner und Beobachter Herr J. Saratz in Pontresina im August 1887 nochmals das Glück, ein Exemplar im Rosegthal fliegen zu sehen — die letzte bis jetzt sicher konstatierte Begegnung mit diesem Vogel. Dem nämlichen Forscher verdanken wir außerdem manche gelegentlich seiner zahlreichen Jagdzüge im Berninagebiet gemachte sehr wertvolle Beobachtung über Lebens- und Jagdweise des schweizerischen Lämmergeiers. — Während bekanntlich von seiten ausländischer Gelehrter die Jagd des Lämmergeiers auf größere Wild- und Haustiere mit ebenso großer Beharrlichkeit als Grundlosigkeit in Zweifel gezogen, wo nicht einfach bestritten worden ist, schreibt Saratz in Übereinstimmung mit vielen anderen schweizerischen Beobachtern und gestützt auf eigene Erfahrung: „Als ich einst von meinem Haus aus Gemsen auf ihrem Marsche zuschaute, sah ich plötzlich, wie ein gewaltiger Bartgeier von hinten auf eine derselben niederstürzte, ihr einige rasche Flügelschläge versetzte, dann auf die am Boden liegende Beute sich warf und sie sofort mit dem Schnabel zu bearbeiten begann." — Mit Bezug auf die Unzulässigkeit, den Bartgeier in Gefangenschaft dem freilebenden an die Seite stellen zu wollen, schreibt er ferner: „Diesen Unterschied klar vor Augen zu sehen, hatte ich mehrfach Gelegenheit: Bei meinen Jagdstreifereien auf Gemsen sah ich einmal ein kleines Rudel derselben an einem schmalen Gletscher dahinziehen und ruhig, die Gais voran, dem Berggrat sich zuwenden. Plötzlich stutzt die Gais, die andern halten bestürzt an, und im Nu haben alle einen Kreis gebildet, die Köpfe sämtlich nach innen zu gekehrt. Was mochte diese Unruhe, diesen plötzlichen Halt bewirkt haben? Hierüber gab mir ein der Höhe zugewandter Blick Aufschluß; denn ich wurde bald gewahr, daß sich über ihnen in der Luft etwas schaukelte, was mir mein Glas sogleich als einen Bartgeier, der sich auch in ziemlicher Entfernung im Fluge an Flügel- und Schwanzform vom Adler unterscheiden läßt, zu erkennen gab. Plötzlich stürzte er sich von hinten den Gemsen in schräger Richtung nach, welche jedoch den Raubvogel mit energischem Emporwerfen der Hörner empfingen und ihn zwangen, von ihnen abzulassen. Der Bartgeier erhob sich, um viermal denselben Angriff zu wiederholen. Nochmals erhob er sich, diesmal aber immer höher und höher, und als er nur noch als Punkt am Horizont sichtbar war, da plötzlich stäubten meine geängstigten Tiere auseinander, um sich im gestreckten Lauf einer überhängenden Felswand zu nähern, der sie sich anschmiegten und wo sie nun

das Auge unverwandt der Höhe zuwandten. In dieser Position verblieben sie, bis ihnen die einbrechende Nacht Beruhigung über ihre Sicherheit brachte.“ — Um noch eine Thatsache ähnlicher Art anzuführen, die gleichzeitig die Jagdmanier des schweizerischen Bartgeiers und die Verteidigung der Gemse diesem Räuber gegenüber kennzeichnet, berichtet mir ein anderer bündnerischer Beobachter und Jäger, wie er einst einen Bartgeier, nicht weit von seinem Standpunkt entfernt, auf eine Gemse habe stürzen sehen, vergeblich bemüht, sie mit Flügelschlägen in den Abgrund zu stürzen. Sein gewöhnliches Manöver mißlang diesmal, da die gescheidte Gemse, anstatt nach dem Abgrund hin zu fliehen, sich mit einigen kühnen Sätzen noch rechtzeitig in eine Felsennische retiriert hatte, dort mit den Hörnern mutig die Angriffe abwies und sich um keinen Preis aus ihrer gedeckten Stellung hinaustreiben ließ. Ein ganz ähnlicher Fall wird mir gleichzeitig aus dem Tessin gemeldet. — Diese Berichte stammen direkt aus dem Munde von Gebirgsbewohnern und alle aus Alpenrevieren, wo der Bartgeier noch Standvogel war von Männern, welche ihn vollkommen sicher vom Steinadler zu unterscheiden wissen, welche die eine Räuberei mit Bestimmtheit dem einen, die andere dem andern aufbürden, und die sich mit vollkommenem Recht das nicht ausreden lassen wollen, was sie am hellichten Tage mit den ihnen eigentümlich zugehörenden, äußerst scharfen Augen gesehen haben. — So schieben alle übereinstimmend das Stoßen aus großer Höhe herab direkt auf die Beute, gefolgt von dem Wegtragen schwererer Tiere, dem Steinadler zu, während Gypaëtus barbatus kleinere Säuger entweder wegträgt oder auf der Stelle verzehrt, größere aber womöglich in den Abgrund jagt, stößt, schleppt oder reißt, wenn ihm aber ein solcher Raub ohne Hinabstürzen gelingt, die Beute stets an der Stelle anfrißt.“

Unser Tessiner Beobachter berichtet hierüber nach mehrfacher eigener Anschauung: „Wenn der Avoltojo barbacco mit seinen scharfen Augen auf dem Boden unter sich ein Tier sieht, welches er fressen will, so fällt er nicht wie ein Stein aus der Luft herab, gleich der Aquila reale, sondern er kommt in weiten Kreisen herabgeflogen. Oft setzt er sich zuerst auf einen Baum oder einen Felsen ab und beginnt den Angriff erst, nachdem er sich von hier nochmals, jedoch nicht hoch, erhoben hat. Sieht er Leute in der Nähe, so schreit er laut und fliegt fort. Nie greift er Tiere an, welche weit von Abhängen im flachen Thale weiden. Bemerkt er aber eine Gemse z. B., die nahe am Abgrunde graset, so beginnt er, von hinten heranschießend, mit wuchtigen Flügelschlägen das aufgeschreckte Tier mit großer Beharrlichkeit hin und her zu jagen und zu schleppen, bis es, völlig verwirrt und betäubt, nach dem Abhange hinflieht. Erst wenn der Avoltojo barbacco diesen seinen Zweck erreicht hat, legt er seine ganze Kraft in die starken Flügel. Von beiden Seiten fahren mit betäubendem Zischen und Brausen

die harten Schwingen klatschend auf das tötlich geängstigte, halb geblendete Opfer. Wohl sucht dieses noch, zeitweise sich zusammenraffend, mit den Hörnern den Mörder abzuwehren — vergeblich. Zuletzt wagt es einen Sprung oder macht einen Fehltritt; es springt oder stürzt in die Tiefe, oder aber es bricht sonst todesmatt zusammen und kollert sterbend über die Felsbänke. Langsam senkt sich der Bartgeier seinem Opfer nach, tötet es nötigenfalls noch vollständig mit Flügeln und Schnabel und beginnt ungesäumt das warme Tier zu zerfleischen. — Steht ein Schaf oder ein ähnliches Tier, ein Jagdhund, an sehr steiler Stelle am Abhang und er wird nicht von ihm bemerkt, bis er, von hinten kommend, ihm sehr nahe gekommen, so dauert der Kampf oft nur sehr kurze Zeit. Er fährt mit scharfem Flügelschlage direkt an das überraschte Opfer an und wirft es durch den ersten Anprall glücklich hinunter oder er reißt dasselbe fliegend mit Schnabel und Krallen über die Felskante hinaus und läßt es stürzen, im Abgrunde zerschellen." — Hiermit übereinstimmend schreibt mir Baldenstein: „Als ich einst auf einer meiner Gebirgsjagden gegen Abend in gemütlichem Gespräch bei einem Hirten saß, schnobberte dessen Hund am nahen Abhang herum. Plötzlich erreichte ein Schrei des Hundes unser Ohr. Im selben Augenblick sahen wir den treuen Herdenbewacher über dem Abgrund in der Luft schweben, während sein Mörder, ein alter Bartgeier, triumphierend über ihm hinschwamm. Wir hatten unmittelbar vorher nicht auf den Hund geachtet und auch von dem Geier nichts bemerkt, bis uns der sonderbare Schrei des armen Tieres nach jener Stelle sehen ließ. Ohne jenen Schreckenslaut wäre der Hund auf eine rätselhafte Weise verschwunden und wir hätten uns sein Verschwinden nie erklären können, wenn auch sicher der Verdacht auf diese Todesart in uns sofort aufgetaucht wäre. Schnell ließ sich auch der Geier auf seine Beute hinunter und verschwand wie diese vor unsern Augen. Es wickelte sich alles sehr rasch ab, rascher, als es erzählt werden kann. — Ob der Vogel diese Beute mehr durch die Gewalt seines Flügelschlages oder durch einen Riß mit dem Schnabelhaken über den Felsen hinaus geworfen, bin ich deshalb zu entscheiden nicht imstande, weil, wie gesagt, bei unserem Aufblicken der Hund schon frei in der Luft schwebte. Sicher aber weiß ich, daß der Bartgeier nie auf einen meiner jagenden Hunde stieß, so lange sie, entfernt vom Abgrund, auf ebenem Boden suchten, so oft er auch allein oder zu zweien nahe über ihnen kreiste. Der Bartgeier ist nicht ein Stoßvogel im Sinne des Adlers."

Leichter als die Bewältigung alter wehrhafter Gemsen, Ziegen, Schafe u. s. w. dürfte ihm die Erbeutung von Jungen dieser Gebirgsbewohner geworden sein, wenn er solche außerhalb des Schutzes ihrer Mütter überraschen konnte. So zeigt uns die aus dem vollen Leben gegriffene Vignette an der Spitze dieser Abhandlung den Angriff auf ein Gemskitz, dem er wohl in erster Linie gilt. Aber

noch hat die besorgte Mutter rechtzeitig den heranstreichenden Räuber gesehen. Mit einigen verzweifelten Sprüngen ist es ihr noch gelungen, es zu erreichen, sich über dasselbe zu stellen, und nun wehrt sie mit gesenkten Hörnern die immer wiederholten Flügelschläge ab, die jetzt auf die Alte herabsausen. Wird sie schließlich, durch deren Wucht verwirrt und betäubt, vom Felsbande gestürzt und so selbst zum Opfer werden oder wird es ihr gelingen Stand zu halten, und der Räuber die Fruchtlosigkeit seiner Angriffe zuletzt einsehen, oder aber wird dieser, einen Moment der Blendung der alten Gemse benützend, das Kitz unter ihrem Leibe wegzureißen und in den Abgrund hinauszuwerfen wissen? — So mag es wohl dem Steinbockkitzlein in den piemontesischen Alpen ergangen sein, über dem auf dem Vollbilde der alte Lämmergeier nun triumphierend steht und sich seiner Beute freut.

Doch zurück zu unserem eigentlichen Thema!

Leider, weil aufs Neue einen durchaus unrichtigen Begriff vom Vorkommen des Lämmergeiers in der Schweiz in letzter Zeit beibringend, hat sich in dem im Erscheinen begriffenen prachtvollen Werke: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mittel-Europas; (Gera, 1899), in der Abhandlung über den Lämmergeier mit Bezug auf dessen Vorkommen in der Schweiz in neuester Zeit, ein bedenklicher Druckfehler eingeschlichen, nach welchem, scheinbar sich stützend auf das bezügliche Verzeichnis im Katalog schweizerischer Vögel von Dr. Th. Studer und Dr. Viktor Fatio, 1889, seit 1880[1]) nicht weniger als fünfundachtzig Fälle des Vorkommens unseres Vogels in der Schweiz bekannt geworden wären. Nun beziehen sich aber diese fünfundachtzig Fälle, wie aus jenem Verzeichnis zu ersehen ist, in Wirklichkeit auf den Zeitraum von 1801—1887. Seit 1880 sind dort ganz richtig nur die drei früher angeführten Vorkommnisse aufgezählt. — Die den Schluß jener Tabelle bildenden, ohne Erbeutungsdaten verzeichneten fünfzehn Exemplare betreffen jedenfalls ausnahmslos solche, die vor 1870 und noch wahrscheinlicher selbst vor 1850 erlegt wurden, da auch nicht einmal das Jahrzehnt ihres Todes beigebracht werden konnte.

Als Standvogel kann der Lämmergeier heute in der Schweiz nicht mehr, durch die nötigen Belege gestützt, betrachtet werden; deswegen ist es aber doch möglich, daß das eine oder andere (namentlich sehr alte) still und einsam lebende Exemplar irgend eine weltverlorene Felseinöde bis jetzt noch bewohnt; und noch möglicher ist es, daß von außenher Lämmergeier zu Zeiten unsere Alpen, sei es auf der Suche nach einem Gatten, sei es zu Ansiedlungszwecken, durchfliegt.

---

[1]) Der Druckfehlerteufel hat hier statt „1801" „1880" setzen lassen, aus welchem Umstande das ganze Unheil entstanden ist. Carl R. Hennicke.

Sowohl Österreich als Italien und Frankreich besitzen ihn ja als Standvogel. So erlegte 1898 der Lehrer Martin in Digne (Département des Basses Alpes), ein altes männliches Exemplar vom Paar weg, wofür ich alle nötigen Belege erhielt, nachdem ich die bezügliche Nachricht für eine Zeitungsente gehalten hatte. Aber auch dort scheint der Vogel sehr selten paarweise zu leben.

In den westlichen Gebirgen Österreichs scheint nach verbürgten Berichten der etwas weniger noble Gänsegeier den Lämmergeier ersetzen zu wollen, und hat derselbe zum Dank dafür auch schon seinen Namen geerbt. Bei uns ist dies noch nicht bemerkbar, hingegen haben wir den Zeitungs-Lämmergeier (durchaus verschieden sowohl vom Zeitungstiger, wie vom Zeitungsmarder und der Universal-Zeitungsente, aber als vierter im Bunde neuer schädlicher Tierarten) als Ersatz erhalten, d. h. jenen Vogel, der als Lämmergeier immer häufiger in den Zeitungen sich breit macht und so den Glauben an das Vorhandensein des Lämmergeiers bei uns aufrecht erhält. Dieser Lämmergeier der Zeitungen ist bei näherer Nachforschung meist der Steinadler der Wirklichkeit, und manchmal noch etwas weit weniger seltenes. — Um nun das vermeintliche oder wirkliche Wiederauftreten des Lämmergeiers bei uns sicher festzustellen, habe ich mir die oft nicht kleine Mühe genommen, seit dem letzten konstatierten Fall jeden neuen so lange zu verfolgen, bis er sich als das entpuppte, was er war.

Ganz unzweifelhaft sind solche Namenverwechslungen vielfach selbst in die neuen Fachwerke übergegangen, d. h. Lämmergeier als „gesehen" und damit als vorhanden gewesen aufgeführt worden, wo es sich nur um Steinadler handelte. Allen Beobachtungen von Lämmergeiern in der Schweiz, für deren Thatsächlichkeit nicht der Name eines anerkannt zuverlässigen, gebildeten Kenners (wie z. B. Herr J. Saratz u. a.) volle Garantie leistet, und die sich nur auf vorübergehendes „Sehen" in der Freiheit (im Fluge, auf entfernter Felskante u. s. w.) beziehen, kann im Interesse der wissenschaftlichen Forschung ein Wert nicht beigemessen werden, namentlich nicht wenn sie sich auf die dreißig letzten Jahre beziehen. Früher hatten unrichtige Angaben über das Vorkommen des Lämmergeiers in der Schweiz weniger auf sich, weil dasselbe ja außer Frage stand. — Ohne auf zahlreiche Fälle zurückzukommen, denen sichere Verwechslungen zwischen Lämmergeiern und Steinadlern aus früheren Dezennien zu Grunde liegen, die indessen damals schon nur zum Teil auf Kenntnislosigkeit des Jägers, zum Teil aber auf spekulativer Voraussetzung derjenigen des Empfängers fußten, kommen hier nur die drei letzten Zeitungsgeier in Betracht, die auch deshalb näherer Nachforschungen um so eher wert waren, weil sie aus Gegenden früherer Lämmergeier-Wohnsitze stammten. Der erste betrifft den Zeitungsgeier von 1893 in Varen (Wallis), den mir der Erleger, Herr Julien, brieflich selbst als Steinadler bezeichnete und der jetzt in Varen

ausgestopft steht. Der zweite ist jener aus dem Kanton Freiburg, der sich ebenfalls als Steinadler entpuppte; und der dritte und neueste, im Januar 1899 ebenfalls bei Varen erlegt durch Herrn Bayard daselbst. Die nötige Korrespondenz darüber ergab dann schließlich die Aufspürung desselben bei einem Präparator in Genf, wo ihn Herr Dr. V. Fatio auf meine Bitte persönlich aufsuchte und als Steinadler erkannte. Da die Flügelweite in den Zeitungen mit 280 cm, also auffallend genau mit der gewöhnlichen des Lämmergeiers angegeben war, mußte die Sache um so eher verfolgt werden. In Wirklichkeit betrug die Flugweite 200 cm und das Gewicht (mit 9 kg angegeben selbst für einen Lämmergeier um $2^1/_2$ kg übertrieben) 5 bis $5^1/_2$ kg. — Leider wird nun der Zeitungsgeier nicht mehr aussterben, bis der letzte Steinadler (dessen Geschlecht zur Zeit in den Schweizer Alpen ungefähr so stark vertreten sein dürfte, wie das des Lämmergeiers vor hundert Jahren), der gegenwärtig sehr lebhaft betriebenen Verfolgung und anderen Hilfsmitteln ebenfalls erlegen sein wird.

Gedanken zum Schutze und zur Vermehrung unserer nützlichen Höhlenbrüter im „Kunstwalde“.

Von Förster Adolf Simon.

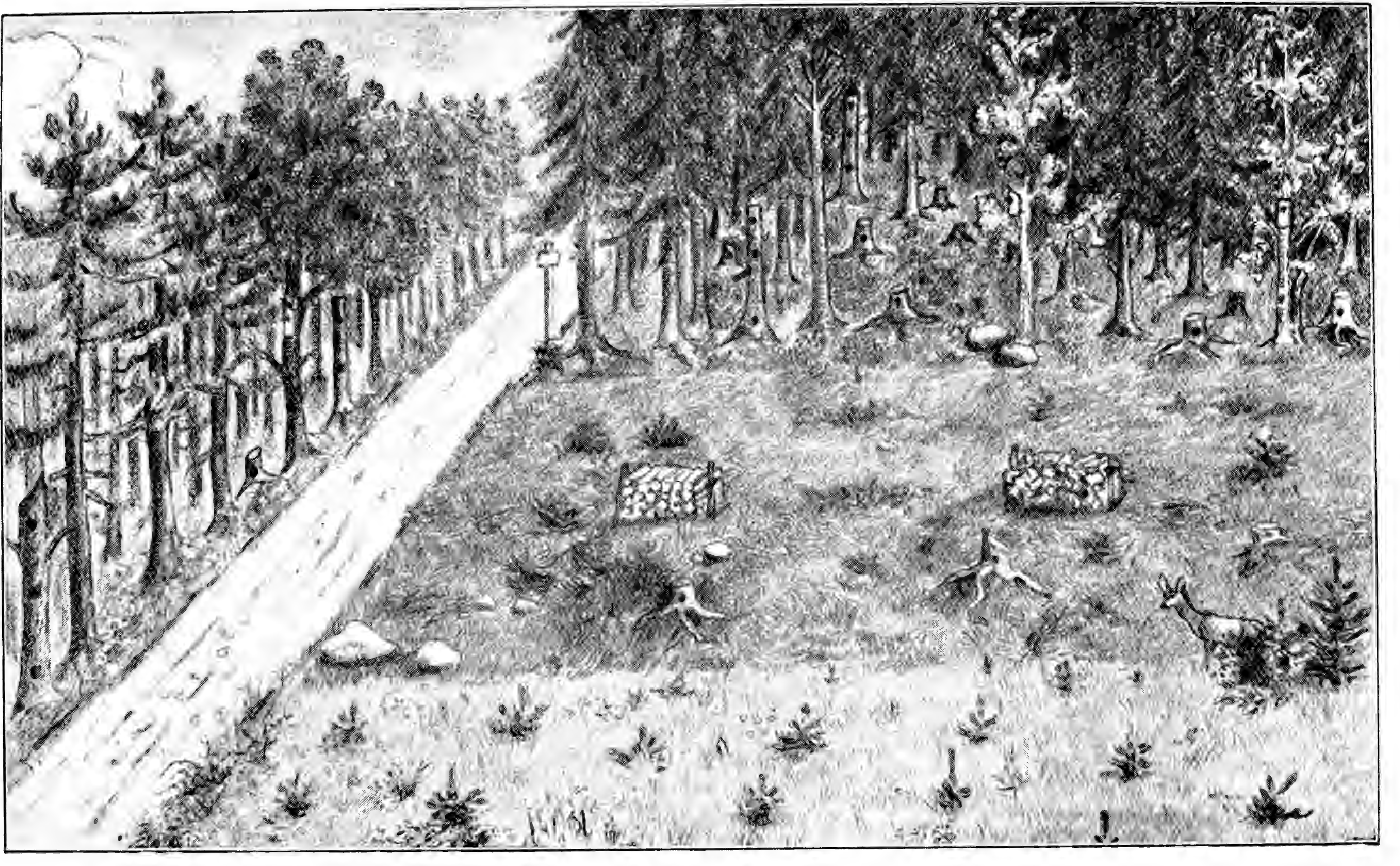
(Mit Schwarzbild Tafel X.)

Wenn abgestorbene, mit Brutlöchern versehene Bäume nach den Grundsätzen der modernen Forstwirtschaft mit den Zwischenhölzern im Kunstwalde fallen müssen, so wird entschieden auch die nützliche Vogelwelt dadurch vermindert. Neben Aufhängen von Nistkästen muß man, glaube ich, auch suchen, den natürlichen Bau in Baum und Stock künstlich herzustellen. Warum sollten nicht drei bis fünf Bäume auf das Hektar, welcher Holzart sie auch angehören mögen, wenn es nicht abgestorbene oder durch Naturereignisse gebrochene Bäume sind, zu Nistbäumen vorgerichtet werden können?

An Straßen, Alleen, Wegen u. s. w. möchten absterbende Bäume, bez. Obstbäume mit Brutwohnungen stehen bleiben; man pflanze neben diesen den jungen Baum und kümmere sich nicht um das ästhetische Aussehen; erspare man sich dadurch das Abkratzen der Rinde und das Beschmieren der Bäume mit Leim und Gott weiß was noch.

Der Brutstamm A, laut beiliegender Zeichnung ca. 5 m hoch, soll für alle Hohlbrüter: Specht, Star ꝛc. eingerichtet werden.

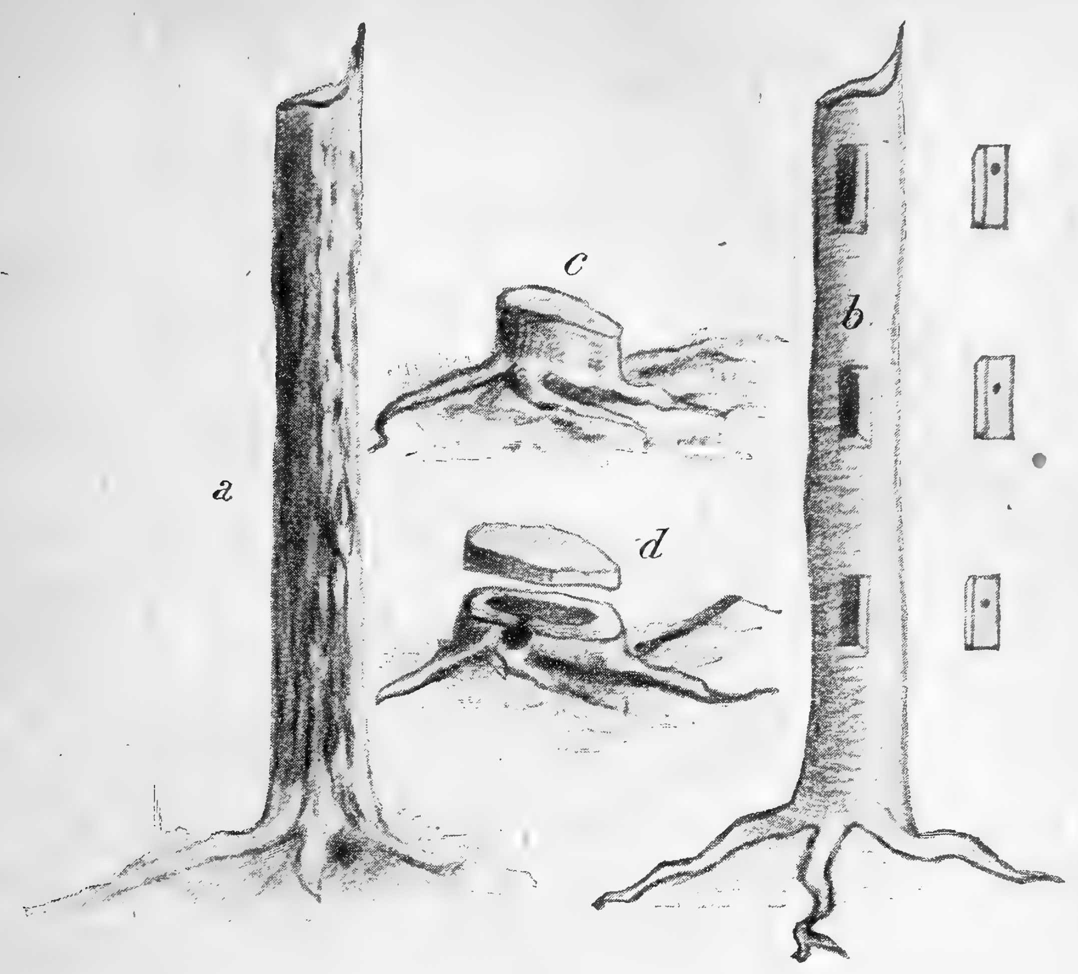
Man schneide, wie Figur B zeigt nach Belieben ein Stück Schwarte heraus, meißele die Höhlung nach den Größenangaben des verstorbenen Prof. Dr. Liebe



Vogelschutz im Kunstwalde.



in östlicher Richtung aus, aber so, daß das Einsatzstück mit den Rändern nicht verletzt wird und setze dann das Einsatzstück, in das man das entsprechend große Flugloch gebohrt hat, wieder ein. Die ausgebohrten Höhlungen und Flächen



werden von längerer Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse sein, wenn dieselben mit einem glühenden Eisen ausgestrichen werden.

Die Arbeiten sind im Herbste auszuführen. Die vielen Stöcke, welche durch Entnahme von Durchforstungshölzern u. s. w. in der Erde bleiben, lassen sich so leicht auch zu Niststätten für unsere nützlichen Tiefbrüter herstellen: Man schneide ein Stück oder eine ganze Scheibe, je nach Stärke des Stockes (siehe Figur C) ab, bohre oder meißele in senkrechter Richtung ein Loch von 8 bis 10 cm Tiefe und 6 bis 7 cm Durchmesser aus, bohre weiter rechtwinklich das Flugloch von 2,5 cm Weite wie Figur D. Nachdem man dies gethan, setze man den abgesägten Stockteil auf und befestigte ihn mit einem oder zwei Nägeln, wie das Einsatzstück am Brutstamme, welches vielleicht auch durch Draht befestigt werden kann.

Daß der Brutstamm nicht in seiner natürlichen Länge bleibt, halte ich wegen des leichteren Abbrechens durch Sturm ꝛc. infolge der erhaltenen Vertiefungen für zweckmäßig. Man muß also die auserwählten Brutstämme köpfen.

Wenn die Zeit gekommen sein wird, wo der Wald in den Monaten der Vogelbrut durch Abbringen geschichteter Hölzer Ruhe hat, dann wird die Forstwirtschaft auch aufgehört haben, die größte Mörderin ihrer nützlichen Insektenvertilger zu sein!

Kleinere Mitteilungen.

Die Kohlmeise (P. major) auf der Anklagebank. Nur mit innerem Widerstreben muß ich heute einen Vogel auf die Anklagebank bringen, über den sonst nur die Herren Imker streng zu Gericht sitzen — nämlich unsere Kohlmeise. Die erste Brut dieses Vogels, aus zwölf Köpfen bestehend, war zu Ende des Maienmondes glücklich dem Brutkasten über meinem Fenster entflogen, als es dem Pärchen einfiel zur zweiten Brut einen an meinem Garten stehenden hohlen Apfelbaum zu wählen. Etwa zehn Schritt davon befand sich ein üppiges Erbsenbeet. Als zu Anfang Juli fast täglich naßkaltes Wetter eintrat, sah ich, daß die alten Meisen sich fortwährend da aufhielten und von hier beutebeladen ihrer Nisthöhle zuflogen. Schon glaubte ich, das Beet müsse von Insekten wimmeln, weil die Alten ununterbrochen Futter für ihre Jungen daraus herbeitrugen, ward aber bald eines Besseren belehrt. Die süßen Erbsen waren es, die gewiß in Ermangelung von Kerfen den Jungen zur Nahrung dienen mußten. Zu dem Ende wurde eine Erbsenschote am Stielende mit dem scharfen Schnabel aufgehackt und dann alle Erbsen der Reihe nach von oben bis unten entfernt. Jede einzelne Erbse wurde dann ihrer grünen Schale entkleidet und so allein der süße Kern den Jungen gereicht. Ich suchte nun die Vögel von ihrem räuberischen Thun abzubringen, indem ich ein Schälchen mit Hanfsamen — sonst der Meisen Lieblingskost — in der Nähe des Beetes aufstellte. Die Vögel nahmen auch sofort die beliebte Kost in Anspruch, allein die Erbsen schienen ihnen besser zu munden, und sie blieben nach wie vor am Verwüsten des Erbsenbeetes. Als endlich am 16. Juli die Jungen ausflogen und von den Alten gleich ins nahe Wäldchen geführt wurden, hatte das Erbsenbeet Ruhe, doch bot es einen traurigen Anblick dar, indem mehr als 200 leere Schoten daran im Winde schwankten. Sollte sich die Untugend der Alten auch auf die Jungen vererben, so werde ich im nächsten Jahre ein Erbsenbeet mehr anlegen müssen. H. Schacht.

Sonderbares Verhalten der Wildtaube (C. palumbus) am Neste. Etwa fünfzig Schritt von meiner Wohnung entfernt hatte ein Wildtaubenpaar auf einer Fichte sein Nest gebaut. Nachdem ich mehrere Wochen das Nest, welches etwa 6 m hoch stand, fast täglich besichtigt, ohne jemals die geringste Störung zu verursachen, bez. die alte Taube vom Neste zu scheuchen, trat ich eines Tages an den Baum und schlug mit der flachen Hand gegen den Stamm. Plötzlich stürzte die alte Taube vom Neste und lag etwa fünf Schritte von mir im Gebüsch. Da ich sie für eine junge Taube ansah, sprang ich eilig hinzu, um sie zu erhaschen. Sofort flatterte sie etwa zehn Schritte weiter. Als ich ihr nachrückte, erhob sie sich und legte flatternd eine Strecke von dreißig Schritt zurück. Hier

verweilte sie einige Augenblicke, erhob sich, als ich näher kam, leichten Fluges und verschwand in den Baumwipfeln. Was war es nun, möchte ich fragen, was die Taube veranlaßte, sich auf diese eigentümliche Weise vom Neste zu entfernen? War es der Schreck, der ihr so in die Glieder gefahren war, daß sie anfangs unfähig zum Fliegen war? Oder wollte sie nach Art der Grasmücken und Rephühner die Aufmerksamkeit des Störenfriedes auf sich lenken und von ihrer Brut abziehen? Bei allen Taubennestern, die mir zu Gesicht gekommen sind — und es sind ihrer nicht wenige — flogen bei der geringsten Störung Taube oder Tauber jedesmals eiligen Fluges davon. H. Schacht.

Unsere Schwalben. Wenn in dem Aufsatze von L. Buxbaum „Wo sind unsere Schwalben geblieben?“ in Nr. 9 der Ornithologischen Monatsschrift darüber geklagt werden mußte, daß die Zahl unserer Schwalben sich in einigen Gegenden vermindert habe, so können wir hier mit Freude das Gegenteil berichten; die Zahl der Schwalben hatte bei uns nicht nur nicht abgenommen, sondern war in einer Weise gestiegen, daß es eher an Brutgelegenheiten mangelte. Ich selbst durfte eine bezw. hübsche Erfahrung machen. Im Mai dieses Jahres kam ein Schwalbenpaar wiederholt durch die Gartenthür ins Haus geflogen und suchte zutraulich eine Niststätte. Die Schwalben ließen sich abwechselnd auf der an der Nähe der Decke des Hausflurs befindlichen eisernen Schale einer Hängelampe nieder. Da die Tierchen wegen der daran hängenden Lampe dort nicht bauen konnten, befestigte ich ihnen an einem quer durch das Haus gehenden Deckenbalken ein $^{2}/_{10}$ Cigarrenkistchen; und mit Freuden wurde dasselbe sofort als Niststätte angenommen, ja es entspann sich alsbald ein Kampf mit einem zweiten Schwalbenpaare, das von dieser primitiven Brutgelegenheit am liebsten auch Besitz ergriffen hätte, das aber endlich dem vernünftigen Zureden der Vorbesitzer nachzugeben schien. Und nun wurde emsig durch die offenstehende Gartenthür oder durch eine von mir darüber ad hoc angebrachte Öffnung eingetragen. Es war reizend, die Frau Schwalbe und deren Gatten beim Brutgeschäft zu beobachten; und wir nahmen selbst den unvermeidlichen Schmutz im Hause gern mit in Kauf. Am 20. Juni war die erste Brut beendet, jubelnd verkündeten meine Kinder, daß vier junge Schwälbchen zum Nest heraussehen; es war aber auch höchste Zeit, denn die Mutter machte in den letzten vorhergehenden Tagen einen äußerst „heruntergekommenen“ Eindruck; die jungen Schwalben entwickelten sich rasch und begleiteten die Eltern bald in den Garten, wenn sie auch anfangs oft den Heimweg nicht fanden, so daß ich sie mehrmals, nachdem sie ins Zimmer geflogen waren und sich an den Fensterscheiben fast den Kopf eingestoßen hatten, ins Nest tragen mußte. Drei von den vier jungen Schwalben sind groß geworden. Und ungesäumt gingen die Alten an die zweite Brut, am 18. August zwitscherten wieder zwei Schwälbchen

im Neste, die sich noch leichter als die erste Brut haben aufziehen lassen. Ich könnte von den Schwalben noch viel erzählen, wie wenig schüchtern sie waren, wie sie die Hausbewohner von Fremden unterschieden u. s. w., doch ich würde allgemein Bekanntes sagen; die Schwalben waren uns allen, Alten und Jungen, liebe Gäste. Pastor Freiherr von Teubern.

Vor einigen Tagen bemerkte ich in einem in der Nähe der Stadt gelegenen Kiefernhochwalde mit sehr reichlichem Wacholderunterwuchs eine **Tannenmeise**, die, fast stets abwärts hängend, die Wacholderbüsche sehr genau und, wie es schien, mit sehr gutem Erfolge absuchte und sich dabei auffallend zutraulich zeigte. Näheres Zusehen ergab, daß sie sich ausschließlich mit eigentümlichen Gebilden beschäftigte, die an den Seitenzweigen der Wacholdersträucher in großer Menge vorhanden waren. An der Spitze eines solchen Seitenzweiges sitzen drei von den gewöhnlichen Nadeln ganz abweichende, ungefähr 8 mm lange, flach lanzettliche Blattgebilde, die den größten Teil ihrer Länge nach eine dreikantige Röhre bildend, aneinander liegen, am Ende sich aber kelchförmig etwas nach außen krümmen; diese dienen als Hülle für einen zweiten Quirl von drei etwa 5 mm langen den normalen Nadeln ähnlicheren, auf der Innenseite aber der ganzen Länge nach ausgehöhlten Blättern, die vollständig geschlossen, doch nicht verwachsen, einen gerstenkornförmigen innen hohlen Kegel bilden, übrigens im Gegensatze zu denen des äußeren Quirls stets mehr oder weniger welk und gelb sind, und am Grunde der Höhlung dieses Kegels saßen regelmäßig eine oder zwei stecknadelkopf- bis hirsekerngroße dicke orangerote Larven, offenbar von Zweiflüglern, die also jedenfalls diesen hängenden Kelchen das Interesse der Tannenmeise verschafft hatten. Meine botanische Kenntnis reicht nicht aus, um diese jedenfalls abnorme Erscheinung zu deuten; am nächsten liegt es ja, daß es sich um eine Gallenbildung oder richtiger eine durch die Larven verursachte monströse Entartung der Nadeln, analog etwa der von Chermes abietis an Fichten erzeugten zapfenartigen, handelt, in welchem Falle also die Tannenmeise wiederum als Vertilger eines Wacholderschädlings aufgetreten wäre. Übrigens bemerkte ich an einer anderen Stelle auch ein Goldhähnchen, das eifrig, aber flüchtig, als wenn es nirgends etwas finde, die Wacholdersträucher absuchte, und in der That fehlten hier jene Gebilde, woraus sich vielleicht schließen läßt, daß auch dieses diese ergiebige Futtergelegenheit bereits aus eigener Anschauung kannte, da doch gewöhnlich Meisen und Goldhähnchen dem Wacholder überhaupt nur geringe Aufmerksamkeit zuzuwenden pflegen.[1])

Ragnit, den 10. Februar 1899. E. Christoleit, cand. theol.

---

[1]) Es handelt sich, wie von dem Herrn Verfasser mitgesandte Zweige ergaben, um sogenannte „Kickebeeren", welche von einer Gallmücke (Hormomyica juniperina) erzeugt sind.
Prof. Dr. O. Taschenberg.

Varietät des Mäusebussards. Zu den Vögeln, deren Farbenkleid unendlich wechselt, gehört auch der bekannte Mäusebussard. Es hält schwer, zwei Exemplare von vollständig gleicher Farbe und Zeichnung zu finden. Schon Bechstein hat beobachtet, daß in Ostthüringen Mäusebussarde mit sehr heller, ja weißer Färbung vorkommen. Er nannte diese Varietät Buteo var. albidus. Im vergangenen Jahre sind nun dem Präparator Karl Feustel in Gera (Reuß) mehrere Mäusebussarde zum Ausstopfen übergeben worden, die unbedingt zu dieser Abart gezählt werden müssen, denn Kopf, Kehle, Brust, Bauch und Hosen waren weiß. Auf dem Rücken und auf dem oberen Teile der Flügel herrschte ebenfalls das reinste Weiß als Grundfarbe vor, die aber mit braunen Flecken bestreut war. Der Schwanz hatte die gewöhnliche braungraue Färbung und zwölf dunkle Querbinden. Vor einiger Zeit wurde in Roschütz bei Tinz ein kräftiges Weibchen geschossen, das ein vollständig aschgraues Gefieder hatte. E. Fischer in Gera.

Zutrauliches Rotkehlchen. Als ich am 3. Oktober a. c. von der „Hohen Sonne" aus durch das Annathal nach Eisenach wanderte — es war gegen 6 Uhr abends und in diesem engen Thale schon recht dämmerig geworden —, hörte ich das Geschnicker von Rotkehlchen. Gleich darauf sah ich dieselben auch am Bergeshange hüpfen. Mehrere davon flogen aufwärts, das eine aber setzte sich mir zu Füßen und hüpfte vor mir her, fast immer die Ränder des kleinen Bächleins benutzend, welches durch das hochromantische Thal murmelnd dahineilt. Ich lockte es, schnalzte mit der Zunge, nannte es liebkosend „liebes Mätzchen" u. dergl. und hatte nun die Freude, daß mich das zutrauliche Vöglein durch den ganzen Teil der oberen „Drachenschlucht" begleitete. Erst wo dieser aufhört — es führt dort ein breiter Holzsteg über den Bach — machte es einen größeren Bogen, schnickerte noch einmal und verschwand unter dem Stege. Wahrscheinlich wollte es sich dort zur Nachtruhe niederlassen.

Büchel, am 6. Oktober 1898. A. Toepel.

Überwinternde Schwarzkehlchen. Am 4. Februar d. J. bemerkte ich unweit der Stadt Bonn an einer um diese Zeit mit spärlichen Weiden bestandenen Stelle des Rheinufers ein Schwarzkehlchen (Pratincola rubicola), welches ich nach mehreren Tagen noch in demselben Gebiete antraf. Wie ich mich bestimmt erinnere, sah ich im Frühjahre 1898 um Pfingsten ein Paar dieser Vögel in unmittelbarer Nähe des jetzt beobachteten Aufenthaltsortes. Am 9. März sah ich abermals in der Nähe der Chaussee von Bonn nach Godesberg drei Schwarzkehlchen, ein Pärchen und in einiger Entfernung noch ein Männchen. Da die nicht sonderlich scheuen Tiere mir Gelegenheit boten, sie genau zu betrachten und ich die Art sicher kenne, so ist jeder Irrtum ausgeschlossen.

Bonn, den 15. März 1899. Fr. Sehlbach.

Litterarisches.

Wall Chart of coloured drawings of twenty-six common birds. Published by Massachusetts Audubon Society, for the Protection of birds.

Schon im vorigen Jahre hatte ich Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß die Massachusetts Audubon Society, nachdem sie unsere Vogelwandtafeln zu Gesicht bekommen, den Beschluß gefaßt habe, ebenfalls Vogelwandtafeln herauszugeben, und sich zu diesem Zwecke mit mir in Verbindung gesetzt habe. Eine dieser Tafeln ist nun erschienen, und ich kann nur sagen, daß sie wohl allen Ansprüchen, welche gerechterweise an eine solche Tafel gestellt werden können, genügen dürfte. Die Stellungen und das Kolorit der Vögel sind sehr gut, das Gesamtbild ein durchaus anmutiges, künstlerisch entworfenes. Die Tafel stellt sechsundzwanzig Vögel aus allen Familien dar, die zum größten Teil auf Zweigen und am Boden gruppiert sind. Doch sind auch einige — ein Vorzug vor unseren Tafeln — im Fluge dargestellt, was das Bild außerordentlich belebt, zumal, da diese Flugbilder in jeder Hinsicht gelungen sind. Der begleitende Text, von Ralph Hoffmann geschrieben, ist gut und zweckentsprechend.

Da der Preis der 68 × 100 cm großen Tafel (1 Dollar unaufgezogen, 1,30 Dollar aufgezogen) ein billiger ist, wollen wir nur hoffen und wünschen, daß sie eine ähnliche Verbreitung in Amerika findet, wie unsere Tafeln sie in Mitteleuropa gefunden haben.

Gera, 20. März 1899. Dr. Carl R. Hennicke.

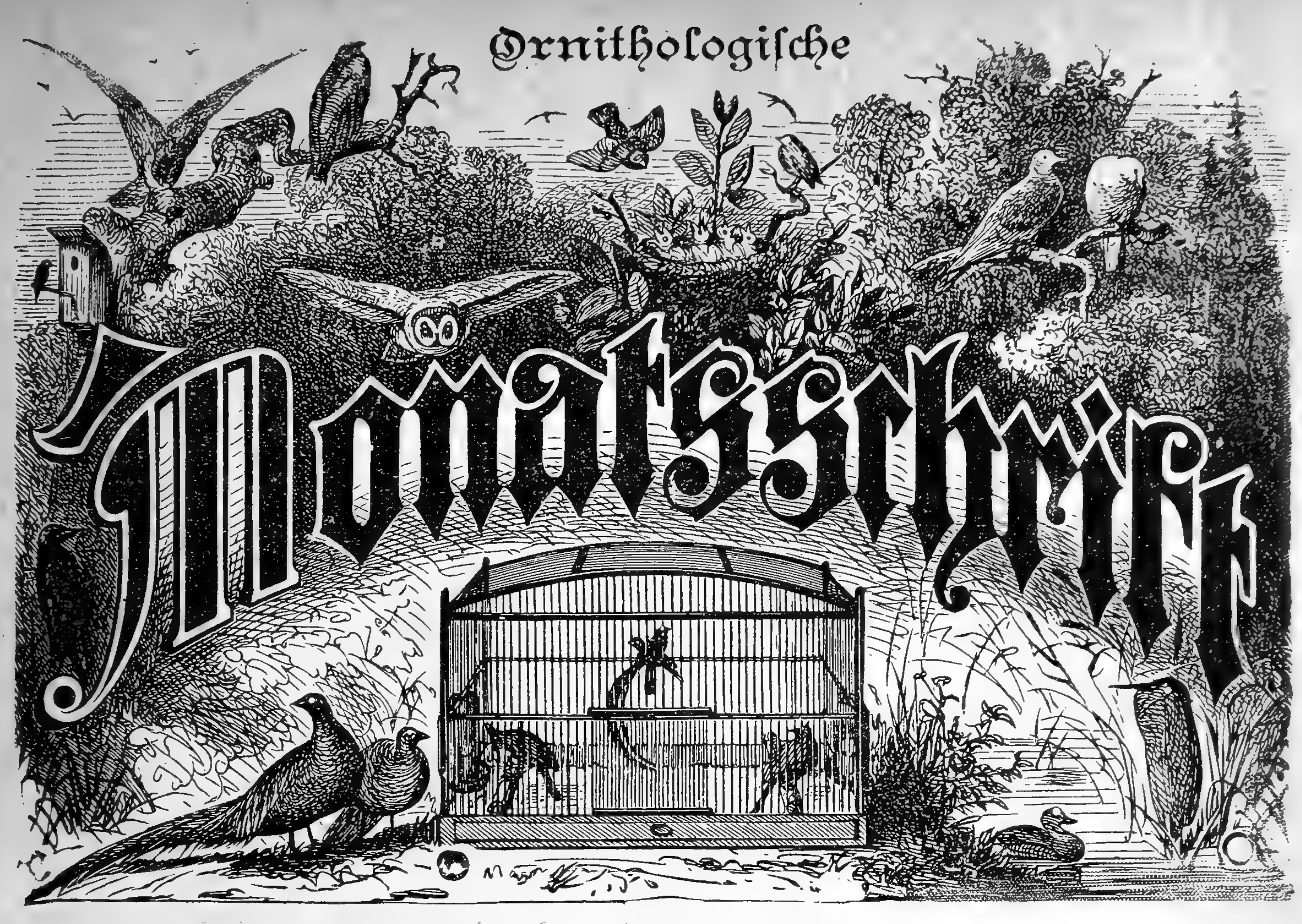
Dr. Ernst Schäff, Anleitung zum Bestimmen der deutschen Tagraubvögel nach den Fängen (Füßen). Mit einundzwanzig vom Verfasser gezeichneten Abbildungen. Berlin, Verlag von Paul Parey.

Von denselben Gesichtspunkten ausgehend, die uns veranlaßten, der Monatsschrift photographische Abbildungen der Fänge der deutschen Raubvögel nebst Beschreibung derselben einzuverleiben, hat es der Verfasser unternommen ein Werkchen zu verfassen und mit Abbildungen zu versehen, das es erleichtern soll, Raubvögel nach den Fängen zu bestimmen. Wenn er dabei Zeichnungen und nicht Reproduktionen von Photographien angewandt hat um seine Worte zu verdeutlichen, so hat er insofern recht, als eine schematische Zeichnung häufig leichter zu verstehen ist, als ein das betreffende Objekt genau wiedergebendes Bild oder das Objekt selbst. Häufig ist es für den Nichteingeweihten erst möglich, ein Präparat an der Hand einer schematischen Zeichnung richtig zu verstehen und zu deuten.[1]) Das Buch ist auch in textlicher Beziehung sehr sorgfältig bearbeitet und verdient die weiteste Verbreitung. Dr. Carl R. Hennicke.

[1]) Andererseits glauben wir keinen Fehlgriff gethan zu haben, wenn wir uns bemühen, die Fänge der deutschen Raubvögel in ihrer Gesamtheit — auch die der Eulen — in photographischer Wiedergabe unserem Blatte beizugeben, weil einmal unseres Wissens eine gleiche vollständige Sammlung noch nicht existiert und andererseits durch die Photographie jeder Fehler sicher vermieden wird, sowie weil aus der Photographie sich jeder ein Schema selbst herausziehen kann.

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Ornithologische



des

Deutschen

Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von E. v. Schlechtendal.

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Redigiert von
Dr. Carl R. Hennicke
in Gera (Reuß),
Dr. Frenzel,
Professor Dr. O. Taschenberg.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. Juni 1899. Nr. 6.

Neu beigetretene Mitglieder.

II.

1. Behörden und Vereine: Verein der Liebhaber einheimischer Vögel in Berlin; Allgemeiner Deutscher Jagdschutzverein, Landesverein Königreich Sachsen in Dresden; „Ornis", Centralverein zur Förderung der Geflügel- und Vogelzucht in Frankfurt a. M.; Schulvorstand in Löbtau bei Dresden; Wisconsin Geological and Natural History Survey, Madison.
2. Damen: Keine.
3. Herren: H. Deppe, Lehrer in Göttingen; Dr. F. Dietrich in Hamburg; Curt Etzold in Apolda; Dr. med. A. Girtanner in St. Gallen; Dr. Viktor Hornung, Assistent an der Akademie in Münster (Westfalen); Königl. Oberförster Keuffel in Elsterwerda; C. Lerche, Landwirt und Ziegeleibesitzer in Bonnse (Altmark); Vicekonsul M'cgregor in Philippopel (Bulgarien); Landstallmeister Graf zu Münster in Moritzburg bei Dresden; Lehrer und Organist Palmus in Tandslet (Alsen); Dr. med. Hans Wollenweber, prakt. Arzt in Tandslet (Alsen).

Der Allgemeine Deutsche Jagdschutzverein, Landesverein Königreich Sachsen, ist unserem Vereine unter höchst schmeichelhafter Anerkennung unserer Bestrebungen mit einem Jahresbeitrage von 30 Mark beigetreten. Wir danken dafür auch an dieser Stelle.

Eine neue Einwanderung des Steppenhuhns?

In der „Times" vom 1. April 1899 findet sich folgende Notiz:

„Das Steppenhuhn in Lincolnshire.

An die Redaktion der Times.

Geehrter Herr, es wird die Ornithologen unter Ihren Lesern interessieren zu hören, daß ein Schwarm von ungefähr dreißig Steppenhühnern (Syrrhaptes paradoxus) ein verhältnismäßig kleines Gebiet des offenen Landes von Lincolnshire seit Ende Januar bewohnt. Ihr Lieblingsplatz ist eine sandige Fläche von 24 acres, welche für Kultur zu schlecht und daher letzthin als Wiese gehalten wird. Diese ist im nördlichsten Zipfel des offenen Landes sehr still und einsam gelegen, sodaß die Vögel während des Winters völlig ungestört geblieben sind.

Das Wunderbare bei diesem unerwarteten Einzuge ist, daß bei der großen Invasion des Jahres 1888 die erste Ankunft von Vögeln in unserm Lande am 18. Mai an derselben Stelle stattfand, und daß nun, elf Jahre später, von all' den vielen großen Flächen Großbritanniens, welche, man sollte meinen, dieselben Vorteile darbieten, die Steppenhühner wieder dasselbe Feld auf derselben Farm sich ausgewählt haben. Ist dies reiner Zufall, oder kann es sein, daß von den jetzigen Vögeln der eine oder andere schon dieselbe Straße gezogen ist?

Diese Steppenhühner sind vielleicht die Vorläufer einer neuen großen Wanderung von den asiatischen Steppen, wie die von 1863 und 1888; ich möchte daher darauf aufmerksam machen, wie wünschenswert es wäre, sie sofort unter obrigkeitlichen Schutz zu stellen. Es hat keinen Nutzen, den Brunnen zuzudecken, wenn das Kind hineingefallen ist.

Hochachtungsvoll

John Cordeaux."

Hierzu schreibt Professor Dr. Alfred Newton (Cambridge) unterm 21. April an Professor Dr. W. Blasius (Braunschweig): „Das Auftreten des Syrrhaptes ist merkwürdig. Cordeaux besuchte zweimal die Lokalität, an welcher sie gesehen sein sollten, aber beide Mal hatten sie dieselbe verlassen. Doch überzeugte er sich durch die Aussagen von Augenzeugen, daß der Bericht wahr sei. Einige der Leute hatten die Vögel (wie auch ich annehmen muß) bei der letzten Einwanderung von 1888 gesehen, und außerdem fand Cordeaux Federn an Stellen, wo die Vögel sich im Sande gebadet hatten. Er schickte mir einige derselben und zwei waren sicher von Syrrhaptes — eine unverkennbare obere Flügeldeckfeder mit dem dunklen Fleck am Ende. Die Vögel scheinen die Gegend zwei bis drei Wochen bewohnt zu haben und mit dem Schnee und Frost verschwunden zu sein. Ich habe keinen Bericht bekommen, daß sie irgendwo anders im Lande gesehen wären."

Es scheint hiernach, daß Steppenhühner zur Zeit wieder in Europa sich befinden.

Ich bitte die Leser der „Monatsschrift", alle Jäger und Ornithologen Deutschlands, Acht zu geben, ob sich auch bei uns wieder Steppenhühner eingefunden haben und schließe mich, wie auch 1888, ganz dem Wunsche John Cordeaux' an, den Tieren möglichsten Schutz angedeihen zu lassen.

Indem ich auf meine Bearbeitung von Syrrhaptes paradoxus im „neuen Naumann" verweise, bitte ich, mir möglichst Notizen über eventuelles Vorkommen der Steppenhühner in Deutschland zu weiterer wissenschaftlicher Benützung zugehen zu lassen.

29. April 1899. Professor Dr. Rudolf Blasius,

Braunschweig, Inselpromenade 13.

Anatomische und biologische Besonderheiten der Waldhühner.

Von Hofrat Dr. Wurm-Teinach.

Schon in den Schülerjahren machte der Anblick eines Auer- oder Birkhahnes stets einen starken Eindruck auf mich, dessen Interesse besonders den Naturwissenschaften zugewendet war und in dem vielgegliederten Gebiete des Wohnortes zwischen Fichtelgebirge, Frankenwald, Thüringer Wald und Erzgebirge sowohl in mineralogischer und botanischer als in faunistischer Richtung reichliche Anregung fand. Dort lernte ich die Tetraonen wenigstens oberflächlich kennen. Aber erst

vom Jahre 1865 ab, nachdem ich in den alle Reize der deutschen Mittelgebirge an Idylle, wie an Großartigkeit in sich vereinigenden Schwarzwald übergesiedelt war, wo fast vor meiner Hausthüre Auer- und Haselhühner ihr Wesen trieben, wo ich bald größere Reviere jahrzehntelang als Jagdpächter inne hatte und viele zuverlässige Jagdfreunde in der Nähe und Ferne gewann, fand ich Gelegenheit, mich näher mit den Waldhühnern zu beschäftigen, und zwar in der dreifachen Qualität als Jäger, Naturforscher und Mediziner. Dem Birkhuhne freilich, das dem gesamten Schwarzwalde fehlt, mußte ich von Zeit zu Zeit nachreisen, und die beiden Schneehühner vermochte ich lediglich an Küchenexemplaren, in Museen und aus Büchern und Jagdzeitungen zu studieren. An einschlägiger Litteratur habe ich im Laufe der Zeit selbst eine ganz ansehnliche Bibliothek zusammengebracht. Aus allem aber, was ich damals durch Studien und im Verkehre mit Weidmännern erfuhr, ging deutlich hervor, daß die intimere Naturgeschichte der Tetraonen noch ganz wenig erforscht und noch unglaublich viel mit Fabeln und Sagen durchsetzt sei. Darin lag ein starker Anreiz für mich, diese intimere Naturgeschichte gründlich zu bearbeiten. Ich war so glücklich, manches ganz Neue zu finden, oder vereinzelte fremde Erfahrungen zuerst bekannt machen zu können, Altes zu berichtigen und nebenbei auch das Interesse für die Hege und die Jagd dieser edlen Vögel thatsächlich zu erhöhen. Im Jahre 1874 erschien die erste Auflage meines Buches: „Das Auerwild, dessen Naturgeschichte, Jagd und Hege", die zweite, sehr vermehrte Auflage hiervon bei Gerold in Wien 1885, nachdem ich inzwischen im „Zoologischen Garten" (1878, Nr. 10 bis 1880, Nr. 9) die deutschen Waldhühner überhaupt behandelt hatte, 1888 mein kleiner „Auerhahnjäger" (Wien), 1897 bei Parey (Berlin) meine „Waldhühnerjagd", 1897 auch meine „Naturgeschichte der zur hohen Jagd gehörigen Tiere Mitteleuropas" (Leipzig, Vogel) und außerdem Bearbeitungen der Tetraonen in der 3. Auflage von Brehms „Tierleben", sowie in der 3. Auflage von Naumanns „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas", neben vielen kürzeren Mitteilungen in Jagdzeitungen. Wesentlich auf Grund dieser meiner Arbeiten und unter meiner Mitwirkung entstanden ferner die Monographien: „Das Birkwild" von Forstverwalter Ludwig (Wien 1889, 2. Aufl. das. 1894) und: „Das Haselhuhn" von Prof. Valentinitsch (daselbst 1892). Trotz aller dieser Publikationen und deren einstimmig freundlichster Aufnahme von Seite der Kritik sind — wie ein Blick auf die neueren jagdlichen und zoologischen Werke lehrt — die Resultate unserer Arbeiten nicht genügend bekannt, zum Teil auch mißverstanden oder unter Auslassungen wiedergegeben worden. Denn leider beschäftigt sich der Forscher nur selten mit den Lebensäußerungen der Tiere und liest nur ausnahmsweise jagdliche Schriften, während die große Mehrzahl der Weidmänner, sich auf unsichere

mündliche Tradition und eigene Praxis verlassend, an gründlichen Studien keinen Geschmack findet. Zudem bilden die Hahnenjäger im Grunde doch eine kleine Gemeinde, denn „non cuivis licet adire Corinthum“, d. h. ein in der Natur der Sache liegendes Privilegium schließt eben die Mehrzahl der Jäger — sagen wir: gottlob! — von der Hahnenjagd aus. Manches aus meinen Arbeiten ist ja in die englische, russische, italienische und slavische, zum Teil auch in die französische Litteratur übergegangen; aber solchen Übergängen stand oft die Unverständlichkeit der deutschen Weidmannssprache hindernd entgegen, und die englischen „Schießer“ interessieren sich überhaupt eher für alles andere als für die Naturgeschichte ihrer Jagdtiere.

Darum schien es mir ebenso passend als nützlich, in vorliegender, rein der Ornithologie gewidmeter Zeitschrift die anatomisch-biologischen Besonderheiten der Waldhühner kurz und präcis nach dem neuesten Stande unseres Wissens zu behandeln und diese Arbeit als ein „Vermächtnis“ allen Naturfreunden zu hinterlassen. Eine ausführliche und zusammenhängende Naturgeschichte hier zu geben, ist sonach nicht beabsichtigt, sondern es muß in betreff derselben auf oben genannte Litteratur verwiesen werden. Auch der wissenslustige Weidmann wird dort, sowie in dem kürzlich bei Parey in Berlin erschienenen Werke: „Die Hohe Jagd“ (S. 259 bis 400) Befriedigung finden.

Von der zu den Scharrvögeln (Rasores), welche nach Fürbringer in mehr als 350 Arten über die ganze Erde verbreitet sind, gehörigen Familie der Waldhühner (Tetraonidae) bewohnen Auerhuhn, Birkhuhn, Haselhuhn, Alpenschneehuhn und Moorschneehuhn auch unseren vaterländischen Boden. Als Anhänger einer übersichtlichen und wesentlich biologisch begründeten Nomenklatur fasse ich sie alle unter dem alten Gattungsnamen „Tetrao“ zusammen. Auch sehe ich in den von manchen Gelehrten zu eigenen Arten erhobenen Rassen lediglich geographische oder Alters-Varietäten, da durchaus keine tiefgehenden Verschiedenheiten, weder im Bau, noch in der Färbung oder Lebensweise zu konstatieren sind, da ferner die bemerkbaren Differenzen (absolute und relative Größe, Weißfleckigkeit, stärkere oder schwächere Tarsenbefiederung u. dgl.) allenthalben zuweilen beobachtet werden, da in den Grenzgebieten die Unterschiede sich überhaupt verwischen, da regelmäßig fruchtbare gegenseitige Begattungen stattfinden, da endlich Hennen und Eier nirgends vom gemeinsamen Typus abweichen. Und gerade die Hennen müßten, handelte es sich um selbständige Arten, Abänderungen zeigen, weil nach dem allgemeinen Naturgesetze das weibliche Element (Keimzelle) überall den Typus der Art konservativ festhält, während das männliche Element zur Variation hinneigt. Ich halte darum trinäre Namengebung für geboten, und spreche demgemäß nicht von einem „Tetrao camtschaticus“ oder

„Tetrao uralensis“ u. s. f., sondern von einem „Tetrao urogallus camtschaticus“ oder „Tetrao urogallus uralensis“ u. s. f., nicht von einer „Bonasa sylvestris“ und von einer „Bonasa lagopus“, sondern von einem „Tetrao bonasia meridionalis“ und von einem „Tetrao bonasia septentrionalis“, nicht von einem „Lagopus mutus“ und einem „Lagopus lagopus“, sondern von einem „Tetrao alpinus“ und einem „Tetrao lagopus“, endlich nicht von einem „Lagopus scoticus“, sondern von einem „Tetrao lagopus scoticus“.[1])

Die Kleinwüchsigkeit, reichlichere Weißfleckigkeit und stärkere, pelzartige Befiederung der Tarsen (und Zehen) hochnordischer und nordöstlicher Waldhühner — im Gegensatze zu den mitteleuropäischen Verwandten — rührt, wie bereits v. Middendorff betonte, von der knappen Äsung und dem rauhen Klima her, welche zu raschem Wachstumsabschlusse nötigen, von der großen Lufttrockenheit und der mangelhaften Fett- und daher auch dürftigen Pigmentbildung, sowie von dem Kältereize auf die Haut. Heutzutage dürfen wir zumeist Anpassungsbestrebungen darin erblicken. Die Russen unterscheiden so den gewöhnlichen, stattlicheren, südwestlichen Auerhahn von dem kleineren, verhältnismäßig langschwänzigeren und weißfleckigeren nordöstlichen „Steinauerhahn“ (kámenoj glucháre), sowie beim Birkwilde „Laubholzhähne“ (dunklere Form) und „Nadelholzhähne“ (gelbere Form). Bedenkt man die enorme horizontale Verbreitung des Auergeflügels von den nordspanischen Gebirgen bis nach Kamtschatka und von Kleinasien bis nach dem Eismeere, und die gleichfalls bedeutende vertikale Verbreitung von der russischen Tiefebene bis zur alpinen Grenze des Baumwuchses, so muß man sich noch wundern, daß diese Tiere — sich unter so himmelweit verschiedenen Lebensbedingungen entwickelnd — nicht weit mehr variieren, als thatsächlich geschieht. Und ähnlich verhält es sich mit Birkhuhn und Haselhuhn, deren ersteres sowohl noch weiter nach dem Norden, als noch höher hinauf im Hochgebirge geht, während letzteres allerdings nach beiden Richtungen zurückbleibt. Auerhuhn und Haselhuhn kommen darum leichter nebeneinander als Standvögel vor als Birkhuhn und Haselhuhn, zumal, da Auerhuhn und Haselhuhn wesentlich geschlosseneren Wald verlangen, als das mit Buschwerk und Mooren sich begnügende Birkhuhn. Alle aber waren, wie die noch jetzt tetraonenreichste russiche Tiefebene lehrt, ursprünglich Bewohner des Tieflandes und wurden in Kulturgegenden allmählich mit dem Walde in die Gebirge verdrängt. Ähnlich

[1]) Statt des einen, allgemein verständlichen Familiennamens „**Strix**“ hat man davon jetzt zehn, statt des einen „**Parus**“ fünf, statt des einen „**Hirundo**“ vier u. s. w.! Während Engländer und Franzosen damit umgehen, gleich uns Deutschen die Substantive groß zu schreiben, schreiben unsere Ornithologen sogar Autoren-Namen klein, z. B. **Phyllopneuste bonellii** u. s. w. Das alles bringt doch nur rein unnötige Verwirrung in die Systematik. Der Verfasser.

ergeht es nunmehr dem Hirsche, welchem es zur Zeit noch garnicht gelungen ist, sich den höheren Gebirgen völlig anzupassen.

Auf die Weißfleckigkeit der Auerhähne werde ich noch zurückkommen; es sei hier nur gleich erwähnt, daß dieselbe mehr von örtlicher Rassenbildung abhängt als vom Alter des betreffenden Individuums. Charakteristisch für den jüngeren, in dem seiner Geburt folgenden Frühjahre bereits balzfähigen Hahn ist dagegen: geringere Größe, ein blaugrauer Schnabel, kleinere Rosen um die Augen, hellgrauer, sehr schlanker Hals, kleines, grünes Brustschild, ziemlich weißer Bauch und Unterstoß, kleinere und bräunliche Stoßfedern, deren eine mittlere gewöhnlich verlängert ist; außerdem zeigen sie eine schwächere Stimme bei ihrem Balzgesange, stehen verträglich näher beisammen auf ihren Balzplätzen und sie balzen noch spät, oft im Juni, wenn die alten Hähne längst abgebalzt haben. Da die jungen Hähne auch etwas später mausern als die alten, haften die Zehenstifte bei ersteren noch, wenn letztere sie bereits verloren haben. Da endlich jugendliche Knochen weicher und elastischer sind als diejenigen alter Tiere, so federt auch der Unterkiefer junger Auerhähne, wenn er von beiden Seiten her zusammengedrückt wird, während er bei alten Stücken starr bleibt oder bricht.

Größe und Gewicht der Auerhähne wechselt außerordentlich je nach Heimat, Standort und Rasse der Vögel. Die Länge kann von 94 bis zu 110 cm, die Flugbreite von 118 bis 130 cm, das Gewicht von 3,5 bis selbst 8 kg beim Hahne betragen. Die meisten meiner Schwarzwälder Hähne wogen 9 bis 10 Pfund, drei davon jedoch auch 13 Pfund, während, wie mir Professor Knotek schreibt, in Bosnien ein achtpfündiger Hahn schon als kapital gilt. Schottische Auerhähne wiegen, nach Millais, 9 bis 11,4 (deutsche) Pfund, lappländische, nach Lloyd, kaum über 8 bis 9 (englische?), dagegen südschwedische nicht selten 14 bis 16 Pfund. Von einem rumänischen Riesenhahn berichtete Keller, er habe bei 120 cm Totallänge und 146 cm Flügelspannweite ein Gewicht von 17,1 (deutsche) Pfund aufgewiesen. Bemerkenswert ist, daß ein in der Balzzeit des Abends geschossener Auerhahn gegen ein Pfund schwerer wiegt, als ein des Morgens erlegter, welche Differenz in der die Nacht über reichlich fallenden Losung Erklärung findet. Die Auerhenne, von Haushahngröße, zeigt ein Gewicht von 3,6 bis 6 Pfund.

Abnormitäten in der Färbung sind beim Auerwilde äußerst selten; doch wurden auffallend blaß, einzelne selbst ganz weiß, sowie im Gegensatze tief dunkel gefärbte Stücke gefunden. Thatsächlich scheint herrschende Luftfeuchtigkeit Melanismen, Lufttrockenheit Leucismen bei allen Tieren zu begünstigen. Ich selbst sah (abgesehen von Museumsexemplaren) bei Schwarzwälder Auerhähnen mehrfach einzelne weiße Federn eingesprengt; so an der Wange, am Halse, am Rücken,

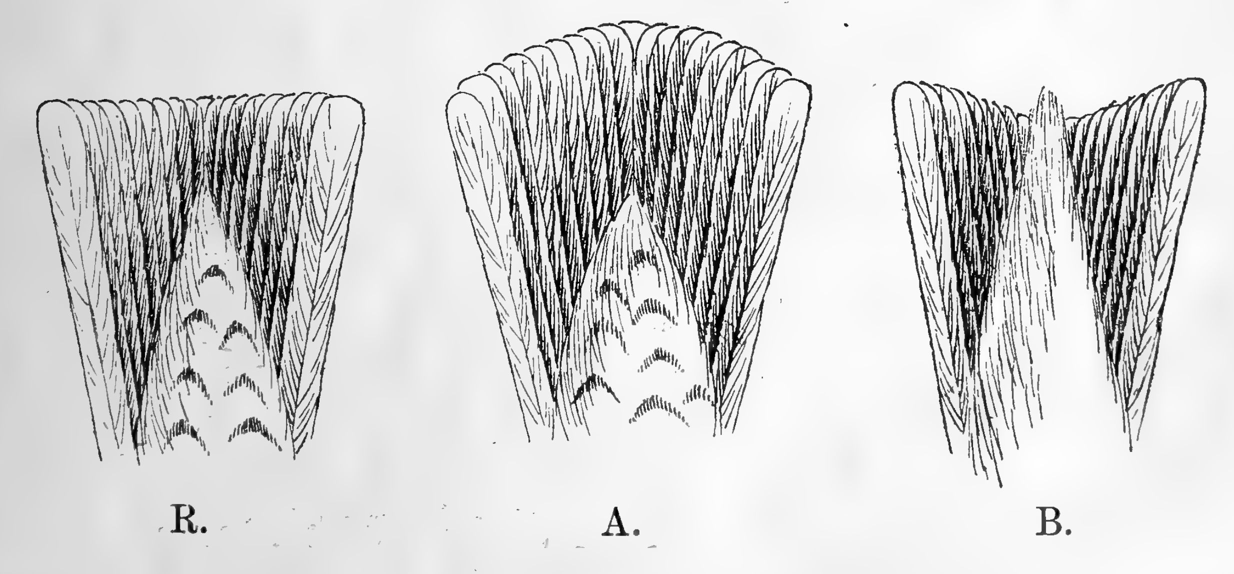
eine ganz weiße große Flügeldeckfeder, weiße Flügelbinden angedeutet, und Fürst Starhemberg schoß in Oberösterreich, Graf v. Strachwitz in Obersteiermark je einen sehr reichlich mit Weiß durchmischten Hahn. Im Frühjahre 1894 erlegte der Erbgroßherzog von Baden um Kaltenbronn (Schwarzwald) einen „uralten" Auerhahn mit einzelnen, ganz weißen Stoßfedern. Im Museum von Upsala steht ein durch Professor Nilsson beschriebener kleinwüchsiger Lappländer Auerhahn von vorwiegend aschgrauer Färbung neben einem sehr reichlich weißgefleckten aus Dalekarlien. Isabellfarbige und weißliche Auerhennen sind mehrfach von Nilsson, Lloyd u. A. beschrieben und abgebildet und eine derartige aus Jemtland (Schweden) steht im Berliner Museum. Als eine solche „Tetrao urogallus foemina pallida", und zwar hier eine „juvenilis", sprach ich auch ein Stück des Mailänder Museums an, zu dessen näherer Untersuchung mir damals leider Zeit und Gelegenheit mangelte. Auch das Naturalienkabinett in Stuttgart besitzt eine kamtschatkische Auerhenne in mit viel Weiß durchmischtem Kleide. Weit interessanter jedoch als diese zufälligen, unregelmäßigen und beschränkten Leucismen müssen die regelmäßigen, doppelten weißen Flügelbinden (nach Art des Birkhahns) erscheinen, welche Professor Knotek in Sarajevo an nicht weniger als sechs bosnischen Auerhähnen (unter den im Frühjahre 1898 erlegten 16) beobachtet hat. Dank der Freundlichkeit dieses Herrn liegen mir solche Federn und eine gelungene Photographie eines derartigen Hahnes vor, und derselbe hat seinen Befund u. a in A. Hugos „Jagdzeitung" (1898, Nr. 23, S. 687), sowie in „Wild und Hund" (1899, Nr. 4, S. 55, 57), hier mit Bild, veröffentlicht. Er hält aus lokalen Gründen eine Mischung mit Birkwildblut für die Veranlassung dieser Abnormität — denn in der ornithologischen Systematik wird ja gerade das Fehlen der Flügelbinden als für die Spezies Urogallus charakteristisch aufgeführt; er verwirft indessen auch meine Ansicht darüber keineswegs, welche hier einen atavistischen Rückschlag erkennen möchte, da wahrscheinlich ursprünglich allen Waldhühnern solche weiße Flügelbinden eigentümlich gewesen. Die beim Haselhuhn, Schneehuhn und Birkhuhn teils regelmäßige, teils ausnahmsweise Weißzeichnung käme so auch in Verbindung mit den Weißzeichnungen hochnordischen, ja auch mit der seltneren Weißfleckigkeit mitteleuropäischen Auerwildes. Ein anderer Einsender berichtet (Nr. 9 von „W. u. H.", S. 136), daß von den in seinem Besitze befindlichen vier ausgestopften steierischen Auerhähnen nur ein einziger einfarbige Schwingen zeige, die drei anderen haben entweder jene Binden oder doch weiße Flecken darin. Es wird demnach notwendig, alle zugänglichen Stücke hinfort auf solches Vorkommen zu untersuchen.

Über Hahnen- und Hennenfedrigkeit habe ich in diesen Blättern (1899, Nr. 1) bereits einen ausführlichen Artikel gebracht, auf den ich verweise. Wenn ein

Forscher wegen des an einer nordischen Henne bemerkten grünlichen Metallschimmers des Brustschildes gleich zu einer neuen Artspaltung bereit war, so kann ich dem auf das Bestimmteste entgegenhalten, daß solcher Schimmer bei älteren Auerhennen auch aus unserem Schwarzwalde durchaus nicht selten beobachtet wird; es ist diese Erscheinung unbedingt der leichteste und noch keineswegs pathologische Grad von Hahnenfedrigkeit. Meine Anschauung, daß die Hahnenfedrigkeit ein Symptom der ganz allgemeinen Fortentwickelung der Lebewesen sei, möchte ich dahin weiter erläutern, daß als Korrelat der Arrhenoïdie der Weibchen bei den Männchen das Bestreben zur Variation auftritt. — Auch Fürst Starhemberg erlegte 1873 einen, dem von A. B. Meyer beschriebenen und abgebildeten sehr ähnlich gefärbten (hennenfedrigen) Auerhahn, der möglicherweise ein Hermaphrodit war.

Die Zahl der Stoßfedern, der großen Schaufelfedern, des Auerhahnes schwankt zwischen achtzehn und zwanzig. Von hundertfünfzig Schwarzwälder Auerhähnen besaßen hundertfünfzehn je achtzehn, fünfunddreißig je zwanzig solche Federn; neunzehn hatten je neunzehn derselben. Da aber die Schwanzfedern aller Vögel paarig sind, so setzte ich bei diesen letzteren einfach den Verlust einer Feder (durch Kampf, Schuß, Mauser) voraus und rechnete sie den zwanzigfedrigen zu. Auch die sechzehn- und siebzehnfederigen Hähne sind wohl stets durch Verlust der einen oder anderen Schaufelfeder also reduziert. Interessant ist, daß A. B. Meyer auch bei einem Rackelhahne zwanzig großen Stoßfedern begegnete.

Als hochwichtiges Charakteristikum der Spezies ist künftighin das jeweilige Verhalten der eigentlichen Schwanzfedern zu deren Unterdecken auf-



R. A. B.

zuführen, da nur hierdurch eine feste Diagnose, und namentlich eine unfehlbare Diagnose der bei Hühnervögeln nicht so selten vorkommenden Bastardierungen ermöglicht wird. Meines Wissens hat der schwedische Forscher Malm dieses

Verhältnis zuerst betont; dasselbe ist jedoch bis heute noch viel zu wenig bekannt. Richtet man nämlich den etwas ausgebreiteten Stoß halb auf, so ist er beim Auerwilde (Hahn wie Henne) abgerundet und vom Unterstoße zur Hälfte bedeckt; beim Birkwilde dagegen ist der Stoß gegabelt und der Unterstoß ragt unter ihm noch um 1 bis 2 cm heraus; der ebenso gehaltene Stoß des Rackelwildes erscheint aber fast viereckig und wird vom Unterstoße zu zwei Drittel seiner Länge bedeckt. Auch die Haselhühner und beide Schneehühner tragen abgerundete Stöße; doch bedecken bei den Haselhühnern die Unterdecken die eigentlichen Schwanzfedern zu zwei Drittel ihrer Länge, während bei beiden Schneehühnern diese Unterdecken nur um 1 cm kürzer sind als die eigentlichen Schwanzfedern, was alles die richtigen Fingerzeige bezüglich deren Hybriden giebt. Damit wird das Henke-Meyer'sche Zeichen der Flügeldecken, das je nach individueller Ansicht des Beschauers schwankt und zudem an ausgestopften Exemplaren schwer demonstrierbar ist, unnötig. Die Rackelhenne speziell steht in der Größe zwischen der Auer- und der Birkhenne, ist heller gefärbt als letztere und der Endsaum ihrer großen Stoßfedern breiter weiß, die deutlicher klammerförmigen Enden (—⁀—) des Brustgefieders und des Schwanzes tiefer schwarz gefärbt, letztere fein weiß gesäumt. Was das Rackelwild, die Frucht der Kreuzung von Auer- und Birkwild, im allgemeinen betrifft, so dürfte es überflüssig sein, die Entwickelung der lange ventilierten Streitfrage darüber hier abermals aufzurollen.[1]) Sie ist in der eben erscheinenden 3. Auflage von Naumanns „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas“, VI. Band, S. 101 ff. erschöpfend geschildert. Hat man doch Birkhahn und Auerhenne wiederholt im Momente der Begattung mit einem Schusse erlegt und sogar solche Bastarde, z. B. bei Winterberg in Böhmen, im Kopenhagener zoologischen Garten, künstlich gezüchtet! Allermeist ist der Birkhahn der Vater, höchst selten der seiner Schwere und Gewaltthätigkeit wegen von der Birkhenne eher gemiedene als aufgesuchte Auerhahn; darum ist auch letztere Bastardform noch wenig studiert. Der Rackelhahn entbehrt der Luftröhrenschleife, dagegen ist der Fortsatz des Unterkieferwinkels und die Ohrschwellfalte (vgl. unten!) immerhin soweit ausgebildet, daß er während seines krächzenden Balzlautes ebenso taub ist als Urogallus und deshalb wie dieser „angesprungen“ werden kann. Auch darum dürften Rackelhennen so selten zur Einlieferung gelangen, weil, wie Collett zutreffend bemerkt, die Hybridisation überhaupt einen außerordentlich hohen Prozentsatz von männlichen Produkten liefert. Ganz unbekannt sind zur Zeit noch die ferneren Kreuzungsprodukte der Rackelhühner unter sich — wenn

---

[1]) Die Benennung wird vom schwedischen Verbum „rakkla“, sich räuspern, abgeleitet, weil der Balzlaut des Rackelhahnes ähnlich wie Räuspern (auch wie Schnarchen, Grunzen, Quaken) klingt. Der Verf.

solche überhaupt möglich! — sowie mit den beiden Stammarten, in denen sie ungemein rasch wieder aufgehen, und zwar in dem Grade, daß nicht einmal von einer stehenden Rassenbildung, geschweige denn von einer festen Artbildung durch sie die Rede sein kann. An der Fortpflanzungsfähigkeit der Rackelhühner ist nicht zu zweifeln, nachdem Kölliker bei einem Rackelhahne reife, wohl ausgebildete Samenfäden, A. B. Meyer bei einer Rackelhenne ein gut gebildetes Ei gefunden, und nachdem Fürst von Schwarzenberg einen böhmischen Rackelhahn eine lahme, fluchtunfähige Haushenne betreten gesehen. Schon der rauhe Frühlingsgesang und das kriegerische Eindringen des Rackelhahnes in Balzplätze des Auerwildes oder des Birkwildes läßt auf sexuelle Regungen schließen. Sonstige Bastardierungen der Waldhühner, welche jedoch, wie gesagt, stets bald wieder von der Bildfläche auf die eine oder andere Weise spurlos verschwinden, wurden noch beobachtet: zwischen Moor- und Alpenschneehuhn, Haselhuhn und Schneehuhn und Haushuhn, Rephuhn und Bantamhuhn, Fasan und Haushuhn und Pfau, Birkhuhn und Haushuhn und Fasan, Auerhuhn und Pfau, Truthuhn, Haushuhn und Fasan, Pfau und Perlhuhn und Truthuhn und dergleichen mehr. Ich habe hierüber und über Hybridisation in der Natur überhaupt in meiner „Waldhühnerjagd" (S. 56 ff.), in meiner „Naturgeschichte" (S. 158 ff.), auch in meinen „Waldgeheimnissen" (2. Aufl. S. 51 ff.) weiteres beigebracht.

Nachdem ich bereits in Nr. 1 (1899, S. 14) dieser Monatsschrift die Schillerfarben der Brustschilder der Waldhühner ꝛc. behandelt habe, genüge hier die kurze Wiederholung, daß dies keine körperlichen, sondern optische oder Struktur-Farben sind, welche durch einen selbst farblosen, aber prismatisch wirkenden Fiedernüberzug zu stande kommen. Leidet dieser Hornstoffüberzug durch Verwitterung, Mottenfraß, Reibung, chemische Agentien und dergleichen Schaden, so können Farbenänderungen auftreten, welche unsichere Beurteiler irreführen. So wurde ein etwas kleiner Auerhahn, dessen Brustschild nicht rein grünen, sondern Bronzeglanz zeigte, als Rackelhahn oder doch als Abkömmling eines solchen gedeutet, während ich schon manchen unzweifelhaft reinblütigen, aber alten, schlecht konservierten Auerhahnbalg mit solchem Bronzeglanze sah und diese Erscheinung davon herleitete, daß das verminderte grüne Licht sich mit dem gelbbräunlichen Lichte zu Bronzefarbe mischte, da nach teilweiser Abreibung des Hornstoffüberzuges die gelbbraune Grundfarbe der Schildfedern zu einiger Geltung gelangte. Denn, so verschieden die Schilder von Hahn und Henne aussehen, so ist, wie man bei Auflösung der Glanzfedern in Kalilauge unter dem Mikroskope erkennt, die Grundfarbe des Schildes bei beiden Geschlechtern gelbbraun und erscheint in den männlichen Federn nur durch stärkere Anhäufung und Verdichtung schwärzlich. Hahnenfedrige Hennen erlangen, wie oben gesagt, auf dem Wege des Zuwachses

nach männlichem Typus sowohl die dunkle Färbung als den Metallglanz des Brustschildes des Hahnes.

Die Wiener „Jagdzeitung" (1868, S. 368) hatte die gelegentliche Notiz gebracht, daß die Rose des frischgeschossenen Auer- und Birkhahnes beim Überstreichen mit einem weißem Tuche auf das Schönste abfärbe, was auch bei den roten Federn des Pisangfressers der Fall sei. Trotz meines Zweifels daran, da ich die Röte der Rose dem durch eine verdünnte Epidermis hindurchschimmernden Blute zuschrieb (was beim Haushuhne, Truthuhne, den menschlichen Lippen u. s. w. ja der Fall ist), machte ich bei erster sich bietender Gelegenheit den betreffenden Versuch, der in der That zu meiner Überraschung positiv ausfiel. Nun machte ich zwei Jahre lang makro- wie mikroskopische Untersuchungen, bis es mir gelang, den schönen, orangeroten Farbstoff mittelst reinen Chloroforms zu extrahieren und denselben auch beim Haselhuhne, Fasane, Rephuhne, bei der Bisamente, der Ringel- und Turteltaube, in rohen wie in gekochten Krebspanzern und in den roten „Augen" der Forellenhaut nachzuweisen. Infolge der Aufforderung von Geheimrat v. Bischof und Justus v. Liebig, denen ich Proben gesandt, machte ich meine, damals noch unvollständigen, Beobachtungen in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie" (1871, S. 535)[1]) bekannt. Ich hatte den neuen Farbstoff „Wildhahnrot" „Tetronerythrin" benannt, unter welchem Namen er denn auch in der zoologischen und chemischen Wissenschaft Eingang gefunden. Insbesondere haben sich Krukenberg (Nachweis auch bei Suberiten) und namentlich Hoppe-Seyler, sodann v. Mereschkowski, Pisani, Sorby, Moseley, Mac Munn u. A. mit weiteren Untersuchungen desselben beschäftigt. Um hier kurz zu sein, verweise ich auf die Litteratur und beschränke mich auf die Wiedergabe der Untersuchungsresultate nach meiner „Naturgeschichte" (S. 124, 125). Über — und bei alten Exemplaren in kleiner Ausdehnung auch unter — den kahlen Augenlidern sehen wir eine nackte, mit roten Plättchen oder Wärzchen bedeckte Haut, „Rose" oder „Flamme" benannt, welche, teils frei im Rete Malpighii, teils in den tieferen Zellschichten eingeschlossen, einen orangeroten, eisen- und kupferfreien Fettfarbstoff, ein Lipochrom, enthält. Häufig ist auch die Haut um Mundwinkel, Kinn, Ohröffnungen und Hals dadurch intensiv pigmentiert. Zur Balzzeit schwellen diese von sehr geschlängelten Blutgefäßen durchzogenen Rosen bedeutend an und erhalten die größte Farbenpracht. Bei den Weibchen sind sie wesentlich kleiner und matter gefärbt. Im Tageslichte wird der Farbstoff ungemein leicht verbleichend zersetzt, indem er begierig Sauerstoff aufnimmt, ihn aber auch leicht wieder abgiebt, sodaß seine Untersuchung teilweise unter Lichtabschluß erfolgen muß. Er

[1]) Später auch in den württembergischen Naturwissenschaftlichen Jahresheften 1885, S. 262, ausführlicher als daselbst 1875, S. 61.

löst sich nicht in Wasser, wohl aber in Schwefelkohlenstoff, Alkohol, Äther und am vollkommensten in reinem, von Chlorsäure freiem Chloroform, nach dessen langsamem Abdunsten im Dunkeln er gewonnen wird. Beim Erwärmen schmilzt er, beziehungsweise sein lecithinhaltiger Träger, wie Wachs und erstarrt nach dem Erkalten diesem gleich körnig und ohne Krystallisation. Schwefelsäurezusatz färbt ihn schön himmelblau um. Weitere Forschungen der oben genannten Gelehrten ergaben das interessante Resultat, daß bei einer Menge Tiefseetieren (und Tiefseepflanzen) graue, braune, grünliche Pigmente vorkommen, welche sich durch unbedeutende Eingriffe, wie Erwärmen, etwas Säure- oder Alkali-Zusatz, sofort in das rote Tetronerythrin mit allen seinen Reaktionen verwandeln. Bei dessen schon angegebener Beziehung zum Sauerstoffe und da es bei den Tieren um so reichlicher auftritt, in je sauerstoffärmerem Medium (große Tiefe, Unbeweglichkeit) sie leben, so dürfte v. Mereschkowskis Schluß zutreffen, daß es, den Mangel an Hämoglobin und an Chlorophyll bei Tiefsee-Tieren und -Pflanzen ausgleichend, der Ergänzung der Respiration diene, und ich glaube, daß wir bei den Vögeln darin einen atavistischen Rest einer ehedem ausgedehnteren Hautatmung erblicken müssen, zumal, da ja die Vögel sich aus wasserbewohnenden Sauriern entwickelten. Meiner Meinung nach besteht auch ein chemisch-physiologischer Zusammenhang des Tetronerythrins mit den Gallenfarbstoffen, dem Sehpurpur und dem eisenfreien Hämatoporphyrin Hoppe-Seylers. Ich habe den Versuch gemacht, derartige Blutfarbstoffverhältnisse auf die Beurteilung und Behandlung der Bleichsucht anzuwenden. Von Natur rote Krebse leben in manchen Bächen, z. B. am Genfer See; der rote Farbstoff der Monas prodigiosa löst sich in Fett, und die Wanderheuschrecke soll durch Abkochen rot umgefärbt werden. Das blaue Pigment des Truthahnhalses ist nicht näher untersucht; von Interesse hierbei dürfte der Umstand sein, daß das Blut eines Polypen und der Weinbergschnecke sich bei Luftzutritt blau färbt. Aus Wachshäuten, Raubvogelfängen und Rudern der Wasservögel extrahierte ich ebenfalls mittelst Chloroform einen gelben Fettfarbstoff, der jedoch nicht wie das Tetronerythrin nach dem Verdunsten des Lösungsmittels erstarrt, sondern ölartig flüssig bleibt. Ich benannte, zunächst nur für mich, ihn „Oionoxanthin (Raubvogelgelb)". Zu diesem Kapitel ist Bogdanows Zooerythrin, Zooxanthin, Krukenbergs Zoofulvin ꝛc. zu vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Kleider unserer Wildhühner.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Altum.

Nach Ausgabe der zweiten Auflage meiner „Forstzoologie" stellte ich mir die Aufgabe, die einzelnen, darunter sehr empfindliche, Lücken in unserem Wissen

betreffs der mich nach meiner Stellung zumeist interessierenden Wald- und Jagdvögel allmählich womöglich auszufüllen. Über den „forstwirtschaftlichen Wert der Spechte“, sowie über den des „Kuckucks“ hielt ich mich bereits für ausreichend unterrichtet, und in der That habe ich in den seitdem verflossenen zwanzig Jahren nur Bestätigungen meiner damaligen Behauptungen, wohl Gegner, aber auch nicht einen einzigen Widerleger derselben gefunden.

Dahingegen waren für mich noch sehr empfindliche Lücken in unserer Kenntnis des Gefiederwechsels der Wildhühner geblieben. Vor allem machte sich recht unangenehm bemerkbar der Wirrwarr und die Unsicherheit betreffs der Federkleider (das Dunenkleid ausgenommen) in ihrem ersten Lebenssommer. Nicht minder herrschend war die ratlose Ungewißheit über die Sommerkleider der Schneehühner. Auch die anscheinend planlose Variabilität der Rephuhnkleider veranlaßte mich zum Sammeln des betreffenden Materials von weit gedehntem Areal her. Unsere Sammlung besitzt Rephühner außer aus unseren Gegenden auch aus Skandinavien, den Reichslanden, Süddeutschland und Österreich, von Moskau 2c. 2c.

Diese letztere längere Abhandlung wurde, sowie die lediglich forstwirtschaftliches Interesse bietenden Themata (Kreuzschnabelzerstörungen an Knospen und Trieben und vieles ähnliche), nur in der hiesigen (Danckelmann's) „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen“, die übrigen jedoch sowohl in dieser als im „Journal für Ornithologie“ veröffentlicht.

Als wichtigste und am schwierigsten auszuführende Arbeit erachtete ich die Aufklärung über die Jugendkleider der Hühner in ihrem ersten Lebenssommer. Kaum minder schwierig mußte die Entwirrung der verschlungenen Sommerkleider der Schneehühner sein.

Die erste Aufgabe glaube ich endgültig gelöst, das Dunkel der zweiten ganz erheblich gelichtet zu haben.

Man wird meine Spannung erklärlich finden, mit welcher ich den vorliegenden VI. Band der neuen Auflage des „Naumann“ nach der Aufnahme und Behandlung meiner drei vorstehend berührten Artikel durchblätterte.

Die neue Auflage des berühmten Naumannschen Werkes verdient, obschon ihr einige Mängel anhaften, von jetzt ab der Führer des Gros der Ornithologen, sowie der Vogelfreunde zu sein, und niemandem wird es einfallen, noch ältere Artikel in Zeitschriften und dergleichen zu seiner Information über einen Vogel aufzusuchen. Man erwartet mit Recht hier alles Wissenswerte — selbstredend in den für diesen Kreis gezogenen Grenzen — zu finden.

Ich war deshalb nicht wenig erstaunt, als ich beim Durchlesen des „Allgemeinen“ über die Hühnervögel meine Forschungsergebnisse nicht erwähnt

fand.[1]) Dieser Umstand nun, sowie andererseits die Wichtigkeit der Sache und die Überzeugung, daß sie in weiteren Kreisen noch wenig bekannt ist, veranlassen mich hier in aller Kürze, nicht den Inhalt jener Artikel, sondern einzig nur das Resultat meiner Arbeiten zu nennen.

Also: 1. Wie verhält es sich bei den Hühnern mit ihren Jugendfederkleidern, das heißt mit denen, welche auf das anfängliche Dunenkleid bis einschließlich zum ersten Herbst- (Winter-, Alters-) Kleid folgen? Giebt es nur ein Kleid, oder zwei, oder zwischen beiden noch ein solches eingeschobenes, also drei, oder „vielleicht" drei Kleider?

Antwort: Es giebt gar keine abgegrenzten Jugendkleider bei den Hühnern, sondern das erste Herbstkleid, dieses definitive, im folgenden Leben des Vogels (bis auf kleine unwesentliche Veränderungen) bleibende Altkleid trägt

die fünften Schwingen erster Ordnung (Handschwingen),
„ vierten „ zweiter „ (Armschwingen), sowie die seitlichen Tragfedern und die oberen Schulterdecken,
das dritte übrige Kleingefieder und
die zweiten Steuerfedern.

Die Mauser ist demnach bei den einzelnen Federkategorien nach ihrer Notwendigkeit für das Leben der jungen Hühnchen durchaus partiell und so laufen denn die verschiedenen Mausern neben- und durcheinander. Die letzte Mauser der Handschwingen (also die der fünften Handschwingen) wird erst recht spät völlig beendet; sie zieht sich bis in den Oktober hinein. An ihnen hat der Körper noch fortwährend zu entfernen und zu ergänzen. Jedenfalls wird sich bei der Wachtel als Zugvogel dieser Prozeß rascher abspielen.

Unsere Sammlung besitzt ein junges Steinhuhn (P. saxatilis), welches ich Mitte September noch frisch in Luzern bei Stauffer kaufte. Dieses starke Mischkleid trägt u. a. alle vier Kategorien der auffälligen seitlichen Tragfedern, deren drei oder vier vordersten in der Prachtfarbe und -Zeichnung des Altkleides entstehen (vierte Kategorie), dann folgt eine lange Reihe der diesen zeitlich vorhergehenden (also dritten) Kategorie (die Altkleidszeichnung hier blaß, weit schwächer), darauf noch zwei Federn der zweiten Reihe, mit nur welligen schwärzlichgrauen Querbinden, und endlich ist der erste, älteste Tragfedercyklus noch an einer oder anderen ungezeichneten Feder aufzufinden.

Die Steuerfedern (auf das Dunenpinselchen folgend), entstehen, wie gesagt, zweimal. Die ersten dieser bilden beim Birkwilde, Hahn wie Henne, einen gestreckten Keilschwanz, also das schroffste Gegenteil von dem darauffolgenden

---

[1]) Dagegen haben dieselben, wie ich mich später überzeugte, bei der Besprechung des Fasans eine eingehende Würdigung gefunden mit ausdrücklichem Hinweise darauf, daß die Verhältnisse bei den übrigen Wildhühnern dieselben sind.

Gabel- bez. Leierschwanz. In beiden oben genannten Zeitschriften ist dieses durch sehr deutliche Holzschnitte im Texte zur Anschauung gebracht.

Ebenfalls ist in diesen beiden das weitaus weniger schematisch gehaltene Original der drei Steuer von Auer-, Birk- und Rackelhenne von mir zu finden. A. B. Meyer hat dagegen das Verdienst, zuerst auf die falsche Abbildung der Rackelhenne in der alten Ausgabe des Naumann aufmerksam gemacht zu haben.

2. Eine höchst schwierige Aufgabe bildet die Entwirrung der verschiedenen Sommerkleider der Schneehühner. Diese Schwierigkeit liegt darin, daß sich dieselben zumeist durch Umfärbung sehr schnell und zu einer Jahreszeit folgen, in der die Schneehuhnjagd ruht. Es konnte nur einem Sammler wie Stauffer (Besitzer des Museums der Alpentiere in Luzern) gelingen, im Laufe einer langen Reihe von Jahren alle Sommerkleider rein zu erhalten. Eine in hohem Grade interessante, durchaus instruktive Suite fand ich bei ihm vor.

Darnach folgt auf das Winterkleid zunächst das Maikleid, alsdann das Sommerkleid des Hahnes neben dem Sommerkleid der Henne. Beide unterscheiden sich erheblich, wenn der Hahn in den hohen Regionen bleibt und die Henne mit den Küchlein sich im heißen Thale befindet. Steigt aber der Hahn ebenfalls herab, so erhält er ein den Hennen weit ähnlicheres Kleid.

Hierauf folgt dann zuletzt das Herbstkleid, welches sich sehr stark von den anderen Kleidern unterscheidet. Die Schneehühner tragen also in der warmen Jahreszeit alljährlich vier event. fünf verschiedene Kleider.

Der Zeichner der Tafeln im neuen Naumann sei auf die falsche Färbung der ersten Schwingen aller drei dargestellten Winterkleider aufmerksam gemacht. Diese Schwingen der Schneehühner sind stets und immer rein weiß, einzig und allein ihr Schaft schwarz, nicht aber der Rand ihrer (unnatürlich verbreiterten) Außenfahnen.

Einbürgerungsversuche fremdländischer Vögel.

Vortrag,

gehalten in der Generalversammlung des D. V. z. Sch. d. V. am 25. Februar 1899 in Dresden

von Alex. von Prosch.

(Mit Schwarzbild Tafel XI.)

Verehrte Anwesende! Der liebenswürdigen Aufforderung des Herrn Regierungs- und Forstrates von Wangelin, als Vorsitzenden des „Deutschen Vereines zum Schutze des Vogelwelt", gelegentlich der heutigen Sitzung Ihnen einiges über meine Einbürgerungsversuche mit fremdländischen Vögeln bekannt zu geben, entspreche ich um so lieber, als ich mich durch eine so ansehnliche Versammlung von Freundinnen und Freunden der Vogelwelt geradezu herausgefordert fühle, einige Winke der Anregung in bezeichneter Richtung zu geben.

Nachdem meine Herren Vorredner in fesselnder Weise uns über das Wie des Schutzes und der Beihilfe zur Wiedervermehrung unserer nützlichen einheimischen Vögel, welche leider durch Überhandnahme von allerlei ungünstigen Kultureinflüssen — teils direkt, teils infolge einer Störung des Gleichgewichtes zu gunsten einiger anpassungsfähigeren, aber im Haushalte der Natur weniger nützlichen Arten — einer erschreckend schnellen Abnahme entgegengehen, belehrt haben, will ich Ihnen durch einige Beispiele aus meiner dreizehnjährigen Praxis zeigen, daß der einzelne Vogelfreund — neben dem Schutze der heimischen Arten — unter Zuhilfenahme der buntgekleideten Hilfstruppen aus fremder Herren Länder seiner Umgebung ein neues Vogelleben verleihen und sich mit tropischen Genüssen umgeben kann. Ich meine, man soll da, wo es eine mehr oder weniger baumreiche oder gar ländliche Umgebung zuläßt, von der bisher üblichen Vogel-Haltung und -Zucht in Bauer, Vogelstube oder Volière — zu lokalen Einbürgerungsversuchen übergehen, indem man seine Pfleglinge zunächst ans Aus- und Einfliegen gewöhnt. Leicht läßt sich dann eine solche lokale Einbürgerung in erweitertem Sinne in den Dienst des allgemeinen wissenschaftlichen Interesses stellen. — Mir haben nacheinander die Umgebungen zweier in der sächsischen Lausitz gelegener Rittergüter dazu zur Verfügung gestanden und hielt ich innerhalb der letzten dreizehn Jahre meistens gleichzeitig noch andere, mit vollem Erfolg aber frei aus- und einfliegend nachgenannte Arten: Domestizierte Lachtauben, Ostindische Perlhalstauben, einheimische Turteltauben und Mischlinge der beiden letzten mit Lachtauben. Ferner Band-Amadine (Afrika), roter Kardinal, blauer Hüttensänger, Blumenausittich und Mönchssittich (Amerika) und während der ganzen Zeit grüne Kanarien in großer Zahl. —

Es ist mir bei der vorgerückten Zeit heute nicht möglich, auf jede der genannten Arten genauer einzugehen, ich muß es vielmehr dem phantasiebegabten Interessenten überlassen, die Genüsse des Liebhabers, wie sie sich mir Sommer und Winter täglich boten, sich selbst auszumalen. Alle meine Vögel bewohnen hochgelegene, ungeheizte Vogelstuben, die insofern das ganze Jahr offen sind, als den Bewohnern durch je eine ausgehobene Scheibe immer beliebiger Zutritt zur freien Natur gestattet ist. Das Möblement der Stuben beschränkt sich auf zweckentsprechende und mannigfache Sitzgelegenheiten, Nistkästen an den Wänden, einen für Mäuse unzugänglichen Futtertisch mit hoher Randleiste und den Sand auf der Diele. (Wasser finden die Vögel natürlich im Freien). Bei solcher Haltung schreiten alle Vogelarten zur Brut. Viele thun es im Freien, andere freiwillig in ihrer Stube. Nachteile durch Streitigkeiten machen sich zufolge des vielen Raumes kaum je geltend. Alle Arten haben sich an den Wechsel unserer Jahreszeiten vollkommen gewöhnt und mit ihrer Brutzeit angepaßt. Lange bevor die

wärmere Frühjahrssonne die Herzen ihrer hiesigen Kinder höher schlagen läßt, beginnen meine Ausländer in ihren fremden Sprachen und Allüren das hohe Lied zu singen. Oft schon ehe das Weibchen des Buchfink sein künstliches Nest zu weben und ehe der Ringeltäuber zu rucksen beginnt, haben die roten Kardinäle im schützenden Buschwerk der Fichte das aus Quecken, Wurzeln und dürrem Gras in zwei Tagen vom Weibchen zusammengetragene Nest mit vier Eiern belegt. Noch führen die Bäche geschäftig murmelnd und rauschend das überschüssige Wasser des letzten Schnees zu Thal, da brüten bereits im Kopf verschnittener Linden die zierlichen Flieger, die Lachtauben, und ihre indischen Vettern trippeln auf den Kieswegen des Gartens entlang — lüstern nach den ersten Regenwürmern oder beleben durch ihr lautes melodisches Gurren, dem das elegante Flugspiel des verliebten Täubers folgt, der der Auserwählten seines Herzens seine Liebe gesteht. Lange vor Rückkehr unserer Sänger, während anderorts Park und Wald noch schweigen, ja während des ganzen Winters, schmettern die grünen Kanarienhähne von Zaun und Strauch, von Dachfirsten, wie Strohfeimen herunter ihr frisches, fröhliches, fremdartiges und doch auch allbekanntes Liedchen dem Vorübergehenden entgegen. Fällt dies Liedchen schon im Sommer angenehm ins Ohr, so wird zu kalter Winterszeit dem munteren Vögelchen selbst vom stumpfen Alltagsmenschen die Anerkennung selten versagt. Wie mancher blieb schon stehen und lauschte verwundert, sich die kalten Ohren dabei reibend! Und seis der über Land hausierende Bürstenhändler, er hält in seinem Paß ganz inne, vergißt die drückende Misère so lange und schüttelt im Weitergehen nachdenklich den Kopf. Ja, der Kanarienvogel, der Allerweltsfreund und Stubengenosse des kleinen Mannes, erfreut sich, auch hier in voller Freiheit, der besonderen Zuneigung der Menschen. Freilich vermissen die Leute hier an ihm das gelbe Federkleid, doch dieses vertauschten langjährige Zuchtwahl meinerseits und Anpassung an die natürliche Umgebung gegen das viel zweckdienlichere graue des Weibchens und grünliche des Hähnchens. So mischt er sich nun hier als ein rechter Straßenjunge, wenn auch aus besserem Herkommen, im Winter unter das andere körnerfressende Proletariat auf dem Futterplatz des Hofgeflügels, während er im Sommer ohne anzustoßen mit dem Vetter Girlitz zur Tafel sitzen kann. An Wegrändern, in den Gemüsebeeten und auf verunkrauteten Bodenhaufen trifft man ihn mit seinesgleichen dann beim Nahrungserwerb für die zahlreiche Nachkommenschaft und wer's nicht weiß, wird in den hurtig Auffliegenden nie Kanarien vermuten. Wie simbel ist die Haltung dieser festen kleinen Burschen hier im Vergleich zu der mühsamen Befolgung all' der ängstlichen Züchterregeln, und wie vielseitig der spielende Erfolg! Man überläßt dem Vogel einfach alles selbst, beschickt im Winter den Futtertisch reichlich mit all' den Leckerbissen, die dem Gelbrock im Bauer zwar



Im Freien gebautes Nest
des Mönchssittichs
(Bolborhynchus monachus Bodd.).



das Leben versüßen könnten, die ihm aber — aus Gesundheitsrücksichten — beileibe nicht gereicht werden dürfen. So treten die Meinigen, statt „unfehlbar" zu sterben, bei bester Gesundheit in die Brutsaison ein und entsprechen ohne menschliches Eingreifen reichlich ihrem Lebenszweck. Schon Ende April verlassen in der Regel die ersten Jungen die Nester, welche in jeder Höhe in Hecken, Coniferen, Spalieren, zwischen Bretterstößen und oft recht unerwarteten Örtlichkeiten hänflingsartig gebaut sind. Um diese Jahreszeit beginnen aber auch alle anderen, selbst die eigentlich tropischen Vögel, hier mit der Fortpflanzung. Die brasilianischen schönen Blumenausittiche arbeiten stundenlang im Innern ihrer morschen Birnbaumstücke und suchen mit der ihnen eigenen Komik von nun an den Schleier großer Geheimnisthuerei über all' ihr Thun zu breiten, und ich würde mit großer Überraschung nach einigen Monaten ihren vier bis sechs Jungen zum erstenmal begegnen — wäre ich nicht so indiskret, in Abwesenheit der Alten in deren Kinderstube nach den süßen Geheimnissen ihrer Elternfreude zu forschen und letztere nach Begrüßung der wolligen, unglaublich dumm dreinschauenden Jungen aufrichtig zu teilen. Derartiger Neugierde wissen meine Mönchssittiche mit überlegener Meisterschaft zu begegnen, indem sie ihre kunstvollen Nester aus Reisern für menschliche Hände unzugänglich bauen und die Eingänge noch mit Stacheln umgeben. Sie bildeten bisher entschieden die Elitetruppe meiner Vogelkolonie und würden mich zufolge ihrer reichlichen Vermehrung im kommenden Frühling zur Einräumung eines weiteren Zimmers genötigt haben, wenn ich mich nicht leider vielmehr hätte entschließen müssen, ihren Bestand bedeutend zu reduzieren, da sie durch besondere Vorliebe für einige Obstsorten im Dorfe viel böses Blut gemacht hatten. Übrigens vereinigen sie aber alle Eigenschaften in sich, welche sie in passender Gegend zu Einbürgerungsversuchen besonders geeignet erscheinen lassen. Da sie unter den bekannten Papageien insofern eine Ausnahmestellung einnehmen, als sie nicht Höhlenbrüter sind, also keine Schwierigkeiten mit dem Nisten geben würden, so würden sie von allen Papageien, auch aus anderen Gründen, die einzigen sein, welche wirklich eingebürgert werden könnten. Die Skizze, welche ich zur Veranschaulichung mitgebracht habe, stellt ein Nest an der Ecke meines Wohnhauses dar, andere Ansiedelungsversuche im Freien ließ ich zerstören, um sie nicht nach und nach aus der Gewalt zu verlieren. So bauten sie in ihrer Stube in zusammenhängender Masse Nest an Nest unter ursprünglicher Benutzung von sachgemäß befestigten Elsternestern, und ich zog von zwei Paaren in fünf Jahren zweiundvierzig Stück, d. h. ich selbst habe dabei wenig Verdienst, meine Anerkennung gebührt vielmehr den ausgezeichneten Vögeln. Welch' hochinteressantes Leben gerade diese Sittiche entfalten, davon haben sich im Laufe der letzten Jahre hier viele Liebhaber überzeugt. Ihr schöner Flug, durchdringende Stimme, die

meilenweiten Ausflüge im geschlossenen Trupp, das emsige Eintragen von selbstabgenagten Zweigen durch jenes Ausflugfenster und im Hochsommer die erhöhte Lebhaftigkeit, welche die ganze Gesellschaft bei Flüggewerden der Jungen befällt, machen sie zu einem unendlichen Schmucke des Parkes, ja einer ganzen Gegend. Ihren Nestern bewahren sie anscheinend lebenslängliche Anhänglichkeit, kehren auch von den weitesten Ausflügen ausnahmslos spätestens am Abend zu ihnen zurück, und die Jungen bauen, wenn irgend angängig, im Herbste eigene Schlafnester an die alte Kolonie, welchen vor Beginn der Brutzeit im kommenden Frühling bis zu 1 m lange Eingangsröhren angefügt werden. Als Unterlage für die sechs Eier, welche weiß und so groß wie die der Lachtauben sind, dienen von der Innenseite abgenagte feine Rindenspänchen. Sobald Junge im Nest vorhanden, umgeben die Alten die Eingänge mit Dornen, ebenso bestecken sie damit instinktiv die Stämmchen, auf denen die Nester in der Stube stehen und verstopfen gleichfalls jedes Loch in der Stubendiele, durch welches sie je eine Maus kommen sahen. Können sie letztere am Nest erwischen, beißen sie sie tot und lassen sie fallen. Dem ersten Gelege scheint in der Heimat immer ein zweites zu folgen, in unserm kurzen Sommer kommen sie damit nicht zustande und verlassen mit Beginn der Mauser Eier und Junge. —

In Anbetracht der vorgerückten Zeit muß ich mir die Erwähnung vieler hübscher Beobachtungen, auch an anderen Vogelarten, versagen. Sie werden aber zugeben, daß eine so freie Vogelhaltung bei bedeutender Vereinfachung in der Abwartung ungleich mehr Freude bereitet und viel besser zur Kenntnis der Vögel beiträgt, als jede Gefangenschaft. Die Schwierigkeiten der Eingewöhnung sind im allgemeinen viel geringer, als oft angenommen wird, und ich freue mich, Ihnen Beispiele anführen zu können, daß auch von anderer Seite gemachte Versuche mit schönem Erfolg gekrönt worden sind: So ist der Park meines verehrten Freundes, des Herrn Dr. phil. von Wissel-Wilhelmshof bei Görlitz, in dieser Hinsicht in wenigen Jahren bereits ein ornithologisches Unikum und Eldorado für jeden Vogelfreund geworden, und die Erfolge, welche Herr W. Kuntze in Körbisdorf bei Merseburg mit einem Ableger meiner Mönchssittiche (zehn Stück) in der Gewöhnung zum Aus- und Einfliegen hat, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. —

So schließe ich heute mit der Hoffnung, daß meine Mitteilungen zu ähnlichen Versuchen Anregung geben möchten!

Eisenbahnvögel.

Von Felix Heller.

Die fortschreitende Kultur, die hierdurch bedingte tief einschneidende Veränderung des Geländes, Umwandlung von Wald in Feld, Trockenlegung feuchter

Wiesen und Verschwinden von Teichen und Sumpfstrichen machen ihren Einfluß auf unsere heimische Vogelwelt von Jahr zu Jahr mehr geltend, und so mancher Beobachter, der eine Gegend seit Jahrzehnten kennt, sieht mit Betrübnis, daß seine Lieblinge, und darunter sehr oft seltene Vogelarten, sich immermehr aus ihnen nicht mehr zusagenden Örtlichkeiten zurückziehen, ja stellenweise ganz verschwinden. Wo sonst Schwärme von Kiebitzen durch ihren gaukelnden Flug und ihre neckischen Spiele das Auge erfreuten, wo die sanft lullenden Weisen der Heidelerche ertönten, Ringeltauben ruckften und der schnarrende Paarungsruf der Spechte durch den Wald schallte, da ist es infolge Trockenlegung der Wiesen und Abholzen der Wälder still geworden, eine andere Vogelwelt ist eingezogen und vergebens sucht das Auge nach den liebgewordenen Vogelgestalten vergangener Zeiten.

Als mir noch das Glück beschieden war, an der Seite unseres Altmeisters Liebe durch Feld und Wald zu streifen und unter seiner Anweisung das Leben und Treiben unserer heimatlichen Vogelwelt zu studieren, da machte er mich oft darauf aufmerksam, wie er vor Jahrzehnten an dieser oder jener Stelle diesen oder jenen Vogel nistend, streichend oder ziehend beobachtet, wie sich das im Laufe der Jahre geändert habe, und wie sich durch das Ausdehnen der Stadt und Veränderung ihrer Umgebung noch vieles ändern werde. Leider hat er recht gehabt. Die Gegenden, die ich vor einem Menschenalter mit ihm besucht habe, zeigen jetzt ein wesentlich verändertes Bild in Bezug auf ihre Avifauna. Aber doch ist zum Glück nicht alles eingetroffen, was er, dem schon das Ausrotten von Strauchwerk auf den Feldrainen wehthat, vorhergesagt hatte. Ein Teil unserer Vögel zeigt sogar einer Erscheinung der neueren Zeit, der Eisenbahn gegenüber, die gerade geeignet ist, störend in ihr Leben und in ihre Gewohnheiten einzugreifen, daß er, wenn einmal das Ungefährliche derselben erkannt ist, sich nicht nur recht gut an das Ungewöhnte gewöhnt, sondern auch sehr bald die Vorteile, die das Neue mit sich bringt, wahrnimmt und ausnützt. Liebe hat dies auch schon vor Jahren gesehen und beschrieben;[1]) es sei mir heute vergönnt, in den folgenden Zeilen Beobachtungen vorzuführen, die ich an einigen Vögeln seit einer Reihe von Jahren in dieser Beziehung gemacht habe.

Die Vorteile, die die Eisenbahn gewissen Vogelarten gebracht hat, bestehen teils in der bequemen Gewährung von Nahrung, teils darin, daß ihnen zusagende Nistgelegenheiten geschaffen werden, und schließlich in einer allgemeinen Sicherheit, die dem Raubzeuge gegenüber dadurch gewährleistet wird, daß letzteres, seiner Natur entsprechend, Örtlichkeiten meidet, die zu geräuschvoll und belebt sind. Doch ist die Zahl der Arten, welche sich durch die Eisenbahnanlagen angezogen fühlen.

---

[1]) S. Liebes Ornithol. Schriften S. 15 folgende.

nur eine geringe, denn entsprechende Nahrung und Nistgelegenheit bieten letztere nur in beschränktem Maße, aber dafür sind diese Vogelarten um so treuer und fast an jeder Bahnanlage zu finden, wenn nur eine dieser Bedingungen zutrifft.

Ein regelmäßiger und sehr treuer Eisenbahnvogel ist die weiße Bachstelze (Motacilla alba L.), zwar sonst überall zu finden, wo ihr bei ihrer Genügsamkeit die Örtlichkeit zusagt, aber auch sofort als ständiger Brutvogel erscheinend, sowie eine Eisenbahn durch Gegenden geführt wird, die sie sonst nur vorübergehend besucht. Bekanntlich ist sie keine große Waldfreundin, höchstens auf größeren Schlägen stellt sie sich zur Brutzeit ein, um in aufgestapelten Hölzern und Reisigbündeln zu nisten — oft sehr zu ihrem Nachteil, weil das Holz meist während ihrer Nistperiode abgefahren wird, — aber beim Bau der Bahnen durch Wald hindurch ist sie meist sofort da und zählt von da ab zu den treuesten Bewohnern der Bahnanlagen. So habe ich sie in vielen Fällen als Brutvogel vorgefunden, weit ab von menschlichen Ansiedelungen und vom Wasser, mitten in waldreicher Gegend. Es scheinen ihr die mit dem Bahnbau verbundenen Entwässerungsanlagen vollständig zu genügen; ist sie doch, wie Liebe sagt, schon zufrieden, wenn sie nur „im seichten Wasser herumpatschen kann.“ Neben den Bahnböschungen zieht sich regelmäßig ein kleiner Graben zur Aufnahme der Tagewässer hin, hier findet sie Nahrung und Badegelegenheit, und in dem Packlager des Oberbaues, unter den Schienen sogar, und ganz besonders in den aufgestapelten Schwellenhaufen, die sie außerordentlich bevorzugt, bieten sich die prächtigsten Winkel zur Unterbringung des Nestes. Auf Bahnhöfen und Haltestellen wird man sie meistens antreffen, abgesehen von den Riesenbahnhöfen größerer Verkehrscentren. Am wohlsten scheint sie sich auf den mittleren und kleinen Verkehrsstellen zu befinden, hier hält sie treu aus, jedes Jahr erscheint sie wieder, jedes Jahr bringt sie glücklich ihre Bruten aus, behütet und beschützt sie doch der „Eisenbahner“ in jeder Weise. Letzterer ist überhaupt fast durchgängig ein großer Vogelfreund und Vogelschützer, und mir will es fast scheinen, als ob die „Eisenbahnvögel“ dies auch recht gut wüßten und ihn von anderen Menschen zu unterscheiden verständen.

Besondere Gefahren bringt der Eisenbahnverkehr für die Bachstelze nicht. Die Telegraphendrähte, diese Massenmörder ziehender Vögel, können ihr, da sie hoch zieht, nichts anhaben, und bei Tage versteht sie als Meisterin in kühnen Flugschwenkungen sie klug zu vermeiden. Etwas anderes aber ist es mit ihrer Brut. Es geht doch jährlich ein gewisser Prozentsatz davon verloren, aber ohne daß man die Eisenbahn dafür verantwortlich machen könnte. Wie schon oben bemerkt, nistet unser Vogel außerordentlich gern auf Bahnhöfen. Ich habe die Nester gefunden: in Schwellenhaufen, Kohlen- und Schienenstapeln, im Packlager, in Trockenmauern, auf den Balkenköpfen der Stations- und Wirtschaftsgebäude

und sogar in Vertiefungen unter den Schienen und unter Weichen-Unterlags-platten, wo sich die Tiere durch die darüber hinwegdonnernden Züge durchaus nicht stören und ängstigen ließen. Aber leider baut die Bachstelze auch gern in die Winkel und Ecken, die sich im Untergestelle der Eisenbahnfahrzeuge vorfinden, natürlich nur, wenn ein solches längere Zeit auf dem Bahnhofe still steht. Wird nun ein derartiger Wagen beladen und weitergesandt, dann ist das Gelege verloren, denn der Vogel findet sein Nest nicht wieder, verläßt auch die Eier bei Störung viel eher, als wenn die Jungen schon ausgeschlüpft sind. Ob er letztere auf der Fahrt begleiten würde, wie es in gleichen Fällen das Hausrotschwänzchen schon mehrfach gethan hat, kann ich mangels entsprechender Beobachtungen nicht angeben; bis jetzt habe ich nur verlassene leere Nester oder solche mit Eiern gefunden. Allzuhäufig kommen derartige Brutverluste nicht vor, aber beobachtet werden sie jedes Jahr. —

Bachstelze und Hausrotschwänzchen (Ruticilla tithys [L.]), in ihren sonstigen Lebensgewohnheiten so verschieden, haben sie doch beide eine gemeinsame Neigung für die Bahn. Aber wenn wir die Bachstelze sowohl als „Strecken-“ wie als „Bahnhofsvogel“ ansehen können, so ist das Hausrotschwänzchen fast nur das letztere. Ich möchte auch kaum behaupten, daß es sich ebenso rasch in durch die Eisenbahn erschlossenen Gegenden einbürgert, wie die Bachstelze, weil es weniger durch die Beseitigung des Waldes und die freie Strecke angezogen wird als jene, aber etwas scheint ihm doch an der Eisenbahn sehr zu gefallen: das sind die meist freistehenden Stations- und Wirtschaftsgebäude und die Telegraphenpfähle. Wohl kaum ein Vogel setzt sich mit solcher Vorliebe auf die höchsten Spitzen der Gebäude, als gerade das Hausrotschwänzchen, und um so lieber noch, wenn das Gebäude recht frei steht und einen recht freien Umblick gewährt. Da bieten nun die Gebäude eines Bahnhofes, weil meist unzusammenhängend gebaut, und die Köpfe der Telegraphenpfähle die schönste Gelegenheit. Man wird im Frühjahr und Sommer wohl kaum einen Bahnhof finden, auf welchem sich nicht Hausrotschwänzchen aufhalten. Wie wohlthuend berührt es mich stets, wenn beim Nachtdienst so ein kleiner Graurock mit dem frühesten Morgen meist von der Spitze des Blitzableiters herunter mir sein trillernd-schnalzendes Liedchen zusingt, fast als wollte er trösten: Na, noch ein paar Stunden, dann hast Du es wieder einmal überstanden! Und wie zutraulich und anhänglich werden die kleinen Hausgenossen! Als ich noch den Bahnhof Zwötzen bei Gera verwaltete, hatte ich jedes Jahr regelmäßig drei brütende Pärchen da, wovon das eine vier Jahre hindurch auf einem Balken innerhalb einer nach vorn offenen Holzbude nistete, in welcher sich die Weichenverriegelungs- und Signalhebel befanden. Ich kann wohl annehmen, daß mindestens einer der beiden Ehegatten bei der Wiederkehr im Früh-

jahre den alten Nistplatz aufgesucht hat (das Männchen zeigte im dritten Jahre die tiefschwarze Färbung), denn es wurde stets das alte, vorjährige Nest ausgebessert und belegt; zuletzt war dasselbe über handhoch. Das Weibchen gestattete mir nicht nur genaue Besichtigung seiner Kinderwiege und Kontrolle der Eierablage, sondern es ließ sich auch nicht im geringsten stören, wenn jemand, was täglich mindestens vierzigmal geschah, die Bude betrat und die Hebel umlegte, was bei der soliden Eisenkonstruktion derselben natürlich nicht ohne lautes Geräusch abging. Es blieb ruhig sitzen und musterte den Störenfried mit großen, aber nicht ängstlichen Augen, flog auch nicht vom Neste ab, wenn sich der Kopf des Besuchers demselben bis auf Fußweite näherte. Sämtliche in dieser Bude erbrüteten Gelege wurden glücklich aus- und aufgebracht, und so habe ich vierzig junge Hausrötel in diesem einen Neste großwerden und wohlbehalten ausfliegen sehen.

Dieses näher beschriebene Beispiel, dem ich noch manche anfügen könnte, bestimmen mich zu der Annahme, daß neben der Vorliebe für freistehende Gebäude das Hausrötel durch das Gefühl der Sicherheit bewogen wird, Bahnhöfe gern als Aufenthaltsort zu erwählen. Obschon mir genügend bekannt ist, daß dasselbe menschliche Wohnungen überhaupt jeder anderen Örtlichkeit vorzieht, so habe ich doch kaum anderswo solche Zutraulichkeit und geringe Menschenscheu bei ihm beobachtet, als gerade auf Bahnhöfen (nicht nur dem Zwötzener!). Es kann wohl möglich sein, daß das Hausrötel nach und nach durch den Lärm, der beim Zugverkehr sich äußert, gegen Störungen von außen weniger empfindlich wird.

Auf der freien Strecke siedelt es sich weniger leicht an, allenfalls an Bahnwärterhäusern oder in Einschnitten, die beim Bahnbau durch felsiges Gelände entstanden sind. Wie die Bachstelze, so wird auch das Hausrötel vom „Eisenbahner" gehegt und geschützt; gilt es doch als „heiliger Vogel", dessen Nest vor Blitzschlag und Feuersbruust bewahrt. Seine Nistplätze sucht es, wie jene, auch gern auf den Balkenlagern der Gebäude, aber lieber im Innern derselben, auch in Schwellenhaufen und Kohlenstapeln, sogar unter einer Weichen-Unterlagsplatte habe ich es gefunden. Den merkwürdigsten Nistplatz, den ich je gesehen, hatte sich im Jahre 1896 auf Bahnhof Zwötzen ein Pärchen erwählt: in der Pufferröhre einer belgischen Lowry! Die Puffer belgischer Wagen sind anders konstruiert als die deutschen: anstatt der Bufferstange haben sie eine ca. 20 cm weite Röhre, während sich in der Bufferscheibe eine ca. 5 cm große Öffnung befindet. Durch diese Öffnung waren die Tierchen eingeschlüpft und hatten in zwei Tagen ein niedliches Nestchen eingebaut; am dritten Tage ging der abgeladene Wagen leer in seine Heimat zurück, sodaß das Weibchen gar nicht zur Eierablage kam. Das gleiche Mißgeschick, das der weißen Bachstelze, wie oben erwähnt, beim Einnisten in stillstehende Fahrzeuge zustößt, betrifft fast ebenso oft das Hausrötel; ich habe von

letzterem aber mehr verlassene **belegte** Nester gefunden, als von jener, weil es den Nestbau rascher beendet als die Bachstelze und so früher zum Eierablegen kommt. Ein reizendes Vogelidyll, das den Vorzug hat, sich wirklich zugetragen zu haben, wurde Ende der sechziger Jahre auf der Strecke Greiz=Neumark beobachtet. Ein Hausrotschwänzchenpaar hatte auf Bahnhof Greiz sich in einem längere Zeit leerstehenden Personenwagen angesiedelt und war bereits beschäftigt, seine mehrere Tage alten Jungen zu füttern. Eines Tages machte sich die Einstellung des Wagens in den täglich sechsmal in jeder Richtung verkehrenden Zug notwendig und dem Personal wie den Reisenden bot sich das allerliebste Schauspiel, die treuen Eltern jeden Zug von Greiz nach Neumark und zurück begleiten zu sehen, wobei die Tierchen während des Aufenthaltes auf den Zwischenstationen fleißig fütterten. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Jungen glücklich ausflogen, wurden sie doch behütet und beschützt wie kaum ein anderer Vogel. Übrigens steht dieser Fall nicht vereinzelt da; gerade Hausrotschwänzchen haben sich in gleichen und ähnlichen Fällen als die treuesten Eltern erwiesen.

Haben wir bisher gesehen, daß die Gewährung passender Nistgelegenheiten und erhöhter Sicherheit imstande ist, Vögel an das Bahnterrain zu fesseln, so tritt uns im folgenden ein Vogel entgegen, den neben diesen Vorteilen die bequeme Darbietung des täglichen Brotes zum ständigen Eisenbahnvogel gemacht hat. Es ist ein harmloses, schmuckloses Vögelchen, nur geziert durch ein niedliches Häubchen, aber dem Vogelfreunde um so mehr ans Herz gewachsen, als es auch im härtesten Winter treu aushält und sich ihm noch zutraulicher anschließt. Da trippelt es eilfertig hin auf dem kiesigen, sorgfältig vom Gras gesäuberten Boden, bald ein Körnchen aufpickend, bald sich platt niederduckend, bald von einem Stationssteine aus Umschau haltend: unsere Haubenlerche (Galerida cristata [L.]). Nach dem Volksglauben haben die Russen (Kosaken) anfangs des Jahrhunderts diese Lerche mitgebracht; sie soll den Pferden nachgezogen sein, weil diese unbewußt immer für ihr „Tischlein, deck Dich“ gesorgt haben (daher auch der garstige Name „Mistlerche“). Allerdings, wenn man sie bei ihrer Nahrungssuche beobachtet, dann möchte man dem Volke nicht so ganz unrecht geben. Nicht nur im Winter, wenn es kaum etwas anderes giebt, nein, auch während des übrigen Teiles des Jahres sucht sie emsig aus den Roßäpfeln die unverdauten Haferkörner heraus, übrigens ein gesuchter Artikel auch für noblere Vögel, z. B. Goldammer und Edelfink. Wenn man den lebhaften Geschirrverkehr auf den Bahnhöfen sieht, so wundert man sich nicht, daß die Haubenlerche sich sehr bald als Eisenbahnvogel etabliert: ubi bene, ibi patria, wo es etwas für den Schnabel giebt, da ist gut hausen! Doch nicht nur diese Delikatesse allein beut das meist kahle Bahnhofsgelände, es findet sich jedenfalls noch vieles Genießbare für den genüg=

samen Vogel: wo Getreide, Stroh, Heu verladen oder ausgeladen wird, fällt so manches Körnlein daneben, und auf dem sonnigen Bahnkörper lebt mancherlei Getier, das eine schmackhafte Zukost zu dem vegetarischen Speisezettel liefert. Und auf den Gemüsebeeten, die auf jedem Bahnhofe zu finden sind, und wären es nur einige Quadratmeter, da krabbelt so mancherlei Ungeziefer herum, das beseitigt werden muß, da muß die Lerche fleißig sein. Aber im Winter, wenn Schmalhans Küchenmeister ist, da deckt ihr der Eisenbahner den Tisch und sieht in ihr bald einen täglichen Besucher des Futterplatzes. Im Sommer ist sie ein sehr wertvoller Bundesgenosse gegen das Ungeziefer im Gemüsegarten: als in dem trocknen Jahre 1893 die Ackerculenraupe in unglaublichen Mengen auftrat und sogar die Zwiebeln nicht verschonte, die sie völlig aushöhlte, da waren in meinem Gärtchen in Zwötzen die Haubenlerchen täglich stundenlang beschäftigt, das Erdreich zu untersuchen und die feisten Übelthäter aus ihren unterirdischen Schlafstuben herauszuholen, tüchtig abzuschütteln und zu verspeisen. Ich habe ihnen oft bei dieser Arbeit zugesehen, und da sie einesteils meine Gegenwart nicht scheuten, mithin nahe Beobachtung gestatteten, anderenteils ich mich auf meine leidlich scharfen Augen verlassen kann, so kann ich auch behaupten, daß es lediglich die Eulenraupen gewesen sind, denen sie nachgingen.

Wenn ich oben sagte, daß die bequeme Darbietung der Nahrung dazu beigetragen hat, die Haubenlerche zum ständigen Eisenbahnvogel zu machen, so glaube ich doch auch, daß dies nicht allein der Grund gewesen ist, sie so fest an den Bahnkörper zu fesseln. Man findet sie ja überall auf „ihr zusagenden“ Plätzen, d. h. solchen, die ihren Lebensgewohnheiten entsprechen, und da sie, was nicht bezweifelt werden kann, aus den Steppen Südrußlands zu uns eingewandert ist, so mußten ihr in kultivierten Gegenden die Örtlichkeiten zusagen, die sie am meisten an die alte Heimat erinnerten, d. h. fast vegetationsloses, sich weithin platt erstreckendes Gelände. Das findet sie ja auf Chausseen und Eisenbahnen heutzutage überall und bei ihrer Genügsamkeit da auch stets Nahrung. Wie sie sich an den Lärm der Eisenbahnen gewöhnt hat, beweist ihr ganzes Verhalten: beim Vorüberfahren eines Zuges fliegt sie fast nie auf, sondern duckt sich nur nieder, und ihr Nest bringt sie gar nicht selten dicht neben den Schienen an, wie ich es bei Gößnitz, Rositz und Zwötzen gefunden habe. Junge, die solchen Nestern entstammen, sind natürlich vom ersten Lebenstage an an den Lärm der Eisenbahn gewöhnt, verlieren alle Scheu vor den funkensprühenden, schnaubenden Maschinen und dahinbrausenden Zügen und bleiben für ihre ganze fernere Lebenszeit treu ausharrende Eisenbahnvögel.

Noch sei eine merkwürdige Gewohnheit der Haubenlerchen erwähnt, die ich vielmals auf Bahnhöfen zu beobachten Gelegenheit hatte: sie lassen sich im Winter

einschneien. Gern halten sie ihre Nachtruhe dicht neben den Schienen, an diese angedrückt; wenn der Wind den Schnee über den Bahnhof jagt und die Schienen verwehen, bleiben sie ruhig sitzen und ich würde kaum auf den Gedanken gekommen sein, unter dem Schnee Haubenlerchen zu vermuten, wenn nicht in aller Frühe, als die Leute Schnee schippten, ab und zu aus dem bei Seite geworfenen Schnee dunkle Klumpen herausgefallen und fortgeflogen wären, die sich durch ihren melodischen Ruf als Haubenlerchen entpuppten.

Als im Jahre 1872 Vater Liebe sein „Verzeichnis der der Umgebung von Gera angehörigen Brutvögel" herausgab, stellte er fest, daß der Steinschmätzer (Saxicola oenanthe [L.]), wenn auch noch „ziemlich häufig", doch nicht mehr so häufig wie früher in Geras Nähe vorkäme. Und 1878 klagt er im Journal für Ornithologie („Die Brutvögel Ostthüringens und ihr Bestand"), daß der Bestand dieser schmucken, reizenden Vögelchen merklich heruntergegangen sei. Die Ursachen dieses Rückganges findet er im Verschwinden der alten Steinbrüche und Mauern, also der passenden Nistgelegenheiten, und in der geringen Akkomodationsfähigkeit der etwas menschenscheuen Vögel. Richtig ist, daß gerade in der Geraer Umgebung ein großer Teil der altgewohnten Nistplätze des Steinschmätzers und damit der Vogel selbst daraus verschwand, aber der zweiten Vermutung kann ich — erfreulicherweise — nicht beipflichten. Als ich zwanzig Jahre nach dem Erscheinen des obengenannten Verzeichnisses, im Jahre 1892, wieder auf längere Zeit in die Nähe Geras verzog, war es im Frühjahr mein erstes, das Eintreffen der Zugvögel, ihre Häufigkeit, das Beziehen der alten Nistplätze und Aufsuchen neuer zu beobachten und mit den in früheren Jahren gemachten Notizen zu vergleichen. Da wurde ich gleich im ersten Frühjahre auf das freudigste überrascht, daß der Steinschmätzer viel häufiger zu erblicken war als früher, sein Bestand sich also ganz merklich gehoben hatte. Und, das auffälligste in seinem ganzen Auftreten: er war jetzt häuptsächlich da zu finden, wo er vordem nie oder nur ganz vereinzelt sein Heim aufgeschlagen hatte, am Bahnkörper. Ich bin Strecken von mehreren Kilometern Länge abgegangen, so z. B. die vom Rangirbahnhof Zwötzen bis Wünschendorf (ca. 10 km), und durchschnittlich alle 300 m traf ich ein neues Pärchen an, stellenweise drängten sich sogar die einzelnen Paare noch näher zusammen. Das mußte doch seinen bestimmten Grund haben, und der war unschwer zu finden. Der Oberbau der Eisenbahnen wird, wenn irgend möglich, aus Packlager von groben, schiefrigen Steinen hergestellt, die, auf der hohen Kante stehend, am Rande des Schienenbettes zahllose Klüfte und Höhlen bilden, auch die obere Kante der Böschung selbst besteht häufig aus groben Bruchsteinen. Nimmt man dazu, daß die Geleise von Gras und Unkraut frei gehalten werden, so hat man einen dem Steinschmätzer zusagenden Aufenthaltsort: steiniges, kahles

Terrain mit zahllosen Unterschlupfwinkeln. Es war mir also nicht wunderbar, daß ein so kluges Vögelchen wie unser Schmätzer den Bahnkörper als geeignetes Terrain auskundschaftete und sich sehr bald dort ansiedelte. Seine Menschenscheu und Vorsicht hinderte ihn daran nicht; die Ungefährlichkeit der Züge erkannte er bald genug, und die Menschen thaten ihm ja nichts zu leide, ja, sein neuer Wohnort war noch sicherer, weil menschenleerer als der frühere, da das Betreten des Bahnkörpers verboten ist. So ist er jetzt besonders in Ostthüringen ein Eisenbahnvogel κατ' ἐξοχήν geworden, hierbei wolle allerdings beachtet werden, daß infolge der Billigkeit und Häufigkeit des Steinematerials dort fast sämtliche Strecken in der angegebenen Weise gebaut werden. Doch nicht allein die Klüfte und Höhlen des Packlagers und der Trockenmauern, Mauern an Wegeunterführungen und ähnlichen Bauten dienen ihm zur Nistgelegenheit, er hat sich auf den mittleren und kleinen Bahnhöfen selbst, meist inmitten des stärksten Getriebes, eine Einrichtung als Nistplatz auserkoren, die in Anbetracht ihrer geräuschvollen Umgebung sehr verwunderlich erscheinen muß. Bei Abzweigungen von einem Gleis in das andere sind sogenannte Herzstücke in das Gleis eingelegt, welches durchkreuzt wird. Diese Herzstücke sind meist 1,5 bis 3 m lange Gußteile aus Stahl, welche unten hohl sind, auf dem Erdboden also nur mit ihrem Rande aufliegen. Durch die Erschütterung beim Darüberfahren bröckelt meist etwas Erdreich am Rande los, es bildet sich ein Schlupfloch und — die Niststelle für den Steinschmätzer ist fertig! Wie gern und regelmäßig diese Herzstücken benutzt werden, sah ich u. A. 1881 auf Bahnhof Werdau gelegentlich der Auswechselung eines solchen. Als dasselbe gehoben und zur Seite gerückt war, fand ich darunter drei alte Steinschmätzernester dicht aneinander gebaut; dem Streckenpersonal war längst bekannt, daß die „Steinklitsche“ mit Vorliebe unter Herzstücken nistet. Auch in Zwötzen bevorzugten meine dort brütenden fünf Pärchen diese Einrichtung; sie fühlen sich darunter sicher und unbehelligt, absoluten Schutz finden sie hier allerdings auch nicht, denn das kleine Wiesel schlüpft zuweilen ein und beraubt das Nest. Ich habe über diese Nistweise schon früher berichtet[1]) und seitdem mein Augenmerk auf den Steinschmätzer als „Eisenbahnvogel“ gerichtet; in Ostthüringen, dem Vogtlande und westlichen Sachsen tritt er in so auffallender Weise am Bahnkörper und auf Bahnhöfen auf, daß er sich auch dem Laien bemerkbar macht. Auch in meinem jetzigen Stationsorte, Reichenbach i. V., an den äußerst frequenten Linien Leipzig-Hof und Dresden-Eger gelegen, auf denen täglich mehr als 170 Züge und Maschinen verkehren, kam er mir zuerst als „Bahnvogel“ zu Gesicht; in den alten Steinbrüchen bei der Stadt habe ich ihn jedoch noch nicht nistend angetroffen.

---

[1]) Monatsschrift 1893, „Sonderbare Niststätten“, Seite 293.

Wir sehen also, daß unser sonst so scheues und vorsichtiges Vögelchen doch soviel Akkomodationsfähigkeit besitzt, daß es sich in Gegenden, die es seit alters her als Brutvogel bewohnt, immer in gleicher, sogar größer werdender Zahl zu erhalten imstande ist.

Auf einer Anzahl von Bahnhöfen und neben vielen Bahnstrecken sind Weißdornhecken angelegt, die von klein auf mit der Scheere kurz gehalten werden, dadurch sehr ästig wachsen und schließlich eine ziemlich feste Wand bilden, die einen guten Schutz gegen winterliche Schneeverwehungen abgiebt. Eine Anzahl Vögel nun hat herausgefunden, daß sich in diesem Gewirr Tausender von stachligen Ästen und Ästchen ganz trefflich und sehr sicher nisten läßt. In erster Linie kommen hier der Hänfling (Acanthis cannabina [L.]), der Goldammer (Emberiza citrinella L.) und die Zaungrasmücke (Sylvia curruca [L.]) in Frage, weiter auch der rotrückige und schwarzstirnige Würger (Lanius collurio L. und minor L.), sowie die Dorngrasmücke (Sylvia sylvia [L.]). Wie Liebe schon früher[1]) nachgewiesen hat, werden diese Weißdornhecken von den genannten Vögeln sehr gern als Nistplätze angenommen. An einer Bahn, der Gera-Eichichter, ist die Anzahl der Nester eines Jahres aktenmäßig und statistisch aufgenommen worden, und es ergab sich das erfreuliche Resultat, daß auf eine Gesamtlänge der Hecken von ca. 21 km 701 Stück Nester kamen, mithin auf ca. 30 m ein Nest! Ich habe nach dieser im Jahre 1883 vorgenommenen Zählung (dieselbe geschah auf Anregung des Betriebsdirektors Roth durch die Bahnwärter) die genannte Strecke 1888 und 1893—1897 regelmäßig in der Brutzeit besucht, allerdings nur einen kleinen Teil davon (Strecke Weida-Niederpöllnitz) genau beobachtet, und jedes Jahr habe ich zu meiner Freude konstatieren können, daß in dem nunmehr sehr dicht gewordenen Gesträuch an und neben der Bahnböschung sich eine auffallend große Zahl von Hänflingen, Goldammern und Grasmücken angesiedelt hat. Das ist gewiß eine für den Vogelfreund hocherfreuliche Erscheinung!

Wie durch die Weißdornzäune und Hecken Vögel an den Bahnkörper gezogen werden, so stellen sich auch, wenn die Gelegenheit geboten wird, solche ein, die man überall anderswo suchen würde, als gerade an der Bahn. Wer würde es für möglich halten, dicht neben stark frequentierten Linien wasserliebende, sonst im Röhricht versteckt lebende Vögel zu finden, wenn die Bahn nicht gerade an einem Flusse oder Teichrande hinläuft? Und doch habe ich an verschiedenen Strecken unsere Rohrsänger, Rohrdrosseln, Teich- und Rohrhühner, sogar Zwergtaucher und Stockenten brütend gefunden. Das wäre schließlich nichts wunderbares, wenn die Bedingungen zum Nisten vorher dagewesen wären, denn die

---

[1]) Liebe's Ornithol. Schriften S. 52, „Die Gera-Eichichter Eisenbahn".

meisten Vögel gewöhnen sich an den Eisenbahnlärm, aber in den genannten Fällen handelt es sich um durch den Bahnbau geschaffene Gelegenheiten zum Aufenthalte der erwähnten Vogelarten. Wenn die Bahn durch ebenes Terrain geführt wird, so werden behufs Gewinnung von Schüttmaterial für den Bahnkörper neben der tracierten Linie Ausschachtungen angelegt, manchmal bis 30 und mehr Ar groß, oft aber viel kleiner. Im Laufe der Jahre füllen sich diese Ausschachtungen mit Wasser, der Wind führt Samen von Schilfrohr, Kolbenrohr, Seggen und anderen Wasserpflanzen herein, und in kurzer Zeit ist ein kleiner, von Schilf umsäumter Teich entstanden, am Ufer meist noch mit (angepflanztem) Weidengebüsch bewachsen. Wie gern diese stillen Tümpel von den Vögeln angenommen werden, das ist schon von berufener Feder geschildert worden[1]) und braucht deshalb nicht wiederholt zu werden. Die letztgenannten Vögel möchte ich auch nicht gerade als „Eisenbahnvögel“ bezeichnen, ihre Erwähnung hat nur den Zweck, nachzuweisen, daß sie sich, wenn auch von Natur sehr vorsichtig und scheu, doch recht gut an den Lärm der Eisenbahnen gewöhnen und durch die Bahn geschaffene Nistgelegenheiten sehr gern aufsuchen. Und nicht nur der Lärm ist nicht imstande, sie zu irritieren, sie gewöhnen sich auch an die Menschen, die täglich an ihren Nistplätzen vorübergehen oder in ihrer Nähe arbeiten. Sie scheinen die Uniform der Bahnbeamten genau zu kennen, denn in zahllosen Fällen habe ich beobachtet, daß sie bei Annäherung des die Strecke revidierenden Bahnmeisters oder Wärters ruhig sitzen blieben, während sie vor einem Spaziergänger die Flucht ergriffen. Auf kleinen Verkehrsstellen aber gehören die eingangs erwähnten Vogelarten, wenn einmal eingebürgert, fast mit zum Inventar und sind das geworden, was den Anlaß zu meiner heutigen Skizze gegeben hat, echte und rechte „Eisenbahnvögel“!

Zwei Märztage 1899 in der Mark Brandenburg.

Von Dr. R. Thielemann.

„Dieser März ist kein März! Wer es aber dennoch glaubt ꝛc.“ hätte man vom dritten Monat des Jahres 1899 wohl in Analogie zu einem oft zitierten Paradoxon sagen können!

Wer seinen Einzug und Anfang gesehen, glaubte sich in den herrlichsten Frühling versetzt, und wer sein Ende gefühlt, dachte an den Januar!

Die Vogelwelt war zum Teil — soweit es die Frühbrüter betrifft — sorglos genug, dem allzu lieblichen Monatsanfang zu vertrauen, und so entwickelte sich das Waldleben schon so frühzeitig, wie wohl sehr selten.

Zwei Tage ornithologischer Beobachtungen greife ich heraus, weil sie die

[1]) Liebes Ornithol. Schriften S. 307, „Zur Verbreitung der Rohrsänger“.

Naturstimmung zu Anfang und Ende März hier in der Mark Brandenburg mir trefflich charakterisierten. —

Der 12. März war ein Beispiel des wunderbarsten Frühlingswetters!

Eine Stunde Bahnfahrt in eine von reichen Kiefernwaldungen besetzte Gegend nördlich von Berlin brachte mich zur Morgenzeit nach dem einförmigen Winterleben in eine liebliche Frühlingslandschaft:

Ein herrlich blauer Himmel über den im Morgenlicht liegenden Waldungen, Wassern, Blößen, Feldern, die Reihe aller der kleinen Reize des Morgens kündete einen Märztag, der eher wie ein Tag im Anfang Mai sich ausnahm!

Der frische, würzige Geruch des Holzes, durch welches die Sonnenstrahlen im bläulich-nebligen Morgenduft wanderten, mischte sich mit dem Waldgeruch, der aus dem moosigen Boden, aus verwelkten, modernden Farrnkräutern, alten Kiefernadeln, faulendem Holz und Wurzelwerk aufstieg; karminrot im Sonnenlicht aufleuchtende Kiefernstämme, dunkelgrünes Waldesdach und blaue Himmelswölbung, ein leichter, milder Wind, der sanft durch den Bestand ging, und das geheimnisvolle Weben und Walten, Erwachen und Sichregen im jungen Jahr: das alles brachte einen Waldzauber mit sich, welchem sich am wenigsten ein Gemüt verschließen konnte, dem eine harte Winterqual Waldgänge lange ferngehalten.

Die Vogelwelt fühlte mit Macht eine neue Zeit: Darum klangen auch die lockenden Rufe und Gesänge von Finken und Goldammern, Goldhähnchen und Meisen, Baumläufern und Spechten so frisch und munter durch den Bestand; selbst die Nebelkrähen bemühten sich hörbar, einen weicheren Klang in ihre rauhen Rufe zu bringen!

Wo durch älteren Kiefernbestand der lichtglänzende Spiegel eines langgestreckten „Sees“ sichtbar ward, konnte man Enten sehen und hören, vorwiegend Stockenten, und in den Uferkiefern wurde zweimal der abgeschwächte Ruf eines Wanderfalken vernehmbar, der in irgend einem der Wipfel sich eine Morgenruhe gönnte.

Grünspechte „lachten“ und „trommelten“, von Buntspechten abgelöst: vor allem aber war einer überall zu hören und zu sehen, der Schwarzspecht, der allenthalben lockte und schrie und die Waldungen für seine Gattung gepachtet zu haben schien, wie schon die Unmenge seiner Brut- und Schlaflöcher in den alten Kiefern zeigte.

Zu Zeiten schrieen auch Bussarde; öfters kreisten Pärchen von ihnen so recht majestätisch über den immergrünen Wipfeln und den weiten Schonungen, bisweilen von den alten Widersachern, den Krähen, geärgert und verfolgt! Ringeltauben durchschnitten die Luft, Entenzüge wanderten zum Wasserspiegel, und über den stillen Blößen, auf denen alte Überhälter sich hoch über die jungen An-

pflanzungen erhoben, sangen die Heidelerchen in ihren einfachen und doch so rührenden Liedern, die zu Sandboden und Kiefernwald unzertrennlich gehören.

Auch der einförmigste Kiefernwald hat seine Reize. Sie liegen zum Teil in dem leicht melancholischen Charakter solcher Waldungen, dann im Bau der Kiefern selbst, die speciell in diesen Beständen oft wunderschönes, uraltes Holz, wildgewachsene Wipfel mit seltsam gedrehtem und gewundenem, fast verwirrtem Astwerk zeigen, reine Kunstwerke des Waldes, die wie ehrfurchtweckende Pinienhaine sich gegen den fast dunkelblauen Himmel mit ihrem rötlich-gelblichen Rindenbelag und ihrem zierlichen, dunkelgrün umsponnenen Zweiggewirr abhoben.

Da stand gar mancher alte Horst: denn der Wanderfalke ist gerade kein seltener Vogel in diesen Gegenden und nimmt, was Bussarde und Habichte von Krähen geerbt und weiter ausgebaut, gern zum Wohnsitze an. Fast unebenbürtig möchten Einem solche Horste vorkommen, der, wie ich, stolze Felsensitze des Wanderfalken, wie im Thüringer Wald, gewohnt ist; allein auch im einförmigen Kiefernwalde nimmt Einen der Anblick solcher stiller Raubvogelbrutstätten gefangen, wenn man den edlen Bewohner derselben kennt!

Der Wald zeigte aber auch noch andere Wohnstätten. Abgesehen von den vielen Horstplätzen der Waldkäuze in den alten durch die Kiefernwaldungen verstreuten, hohlen Eichenstämmen fanden sich zwei uralte Horste auf Eichen, in denen der schwarze Storch, der seltene, scheue und einsame Gesell, seine Brut groß zu ziehen pflegt! In altem, recht einsamem Kiefernbestand erhoben sich diese schwerfälligen, mit Moos und Flechten reichlich bewachsenen Bäume, auf denen der Horst, jeder ein mächtiger Bau, hoch und breit stand, auf einem dicken Seitenast in mittlerer Baumhöhe, an den Stamm sich anlehnend: ein prächtiges Waldbild in dieser Abgelegenheit und Stille!

Die Mittagszeit weckte auch das kleine Leben im Holze. Am Waldboden bewegte sich, noch schläfrig und spärlich, das Leben der Insekten. Ein regeres Treiben herrschte schon in all' den Ameisenhaufen. Die Völker sonnten sich in wimmelnden Scharen, sorglos dem Schicksal vertrauend, welches das Sonnenlicht bringt, aber den Schwarz- und Grünspecht auch! Ebenso sorglos sang draußen, wo sich in weißlichen, ganz schmalen Streifen das freie Land oder eine Schonung in Mittagsruhe durch die dichten Reihen der Stämme dem Blicke zeigte, in lullendem Gesang die Heidelerche, deren idyllische Ruhe jetzt noch nicht der Lerchenfalke stört, welcher hier in den auf freies Land hinaus sich ziehenden Waldteilen seine alten Horstplätze wieder einnehmen wird. Dazu erklangen die Lieder der Misteldrossel und Singdrossel durch den Bestand von nah und fern; über die weiten Reviere zog ein Fischadler nach Osten dahin, und ein Wanderfalke übte seine Flugspiele über einem ferneren Kiefernholze. Zweimal scholl des Habichts schriller,

gickernder Ruf wie drohend durch den sonst so friedlichen Wald in das Konzert der Vogelwelt, das zur Mittagsstunde im Sonnenschein in all' den frohen Rufen und Gesängen bunt durcheinander klang, so freudig erregt, minnelustig und frühlingsmäßig, daß man sich des lebendigen Treibens sattsam verwundern konnte.

Allmählich, gegen den Abend hin, als sich der Himmel leicht umzogen, wurde es stiller im Walde: um so deutlicher und schöner schallten nun die Drosselgesänge und die Lieder der Heidelerchen, die, von den Spitzen alter Kiefern zum Himmel aufsliegend, in ihrem flatternden Fluge singend und „lullend" und dann ebenso wieder sich auf ihren hohen Sitz herniedersenkend, ihre leicht melancholische Melodie über die sandigen Schläge hin erklingen ließen.

Die Sonne ging in Wolkenmassen unter, die nach oben zu in Gold und Feuerrot, gewellt und zerrissen, unter einem grünlich-bläulichen Abendhimmel brannten; sie sank inmitten einer gleichmäßig blaugrau gefärbten Wolkenschicht, in der sie in rotflammender Glut fast festzustehen schien: Ihr brennendes Licht glühte durch das Gewirr der Kiefernzweige und -nadeln, umleuchtete, immer höher an ihnen empor bis in die Wipfel wandernd, die Stämme und floß in langen, goldigen Streifen zwischen den Baumlücken hindurch auf den Moosboden des Waldes, dem sie einen grünlich-metallischen Schimmer verlieh, auf welchem die langen Schatten der Stämme sich dämmerig-dunkel abhoben: Ein roter Dunst lagerte, wie ein feiner Nebel, über der Landschaft, die so in Abendfrieden im letzten Lichte lag; lange, blaue Schatten zogen über Wälder, Wiesen, Felder und Dörfer: es war ein Früh-Frühlingsabend von einfach überwältigender, unvergeßlicher Pracht und Lieblichkeit.

Das Sonntagspublikum, das sich an der Haltestation drängte, genoß so wenig den Anblick der wunderbar sinkenden Sonne, wie es den jubelnden Gesang vernahm, den eine Feldlerche — noch im halben Dämmerlicht, als schon die Sterne in leichtem Glanze blinkten — von der Ferne her leise — zum Himmel sich emporschraubend — in ihrer Frühlingslust erschallen ließ!

Der Sang gab würdig diesem einzigartig schönen Märztag das Geleit!

Der 26. März nun bot, inmitten einer Reihe winterkalter Tage, ein wesentlich anderes Bild: Zwar sangen im „Tiergarten" in der Morgendämmerung die Amseln ihren Frühlingssang im Wetteifer, und rucksten die Ringeltauben; aber eine Stunde Bahnfahrt nach Süden von Berlin zeigte, wie in dem schnellen Umschlag des Wetters einmal die Flora gelitten hatte und dann das Vogelleben ein auffällig stilleres geworden war. Wenn auch Haubenlerchen hier und da kurz sangen, Feldlerchen ab und zu singend aufstiegen, und die Grauammern auf den Chausseebäumen, vom kalten Wind zerblasen mit zur Seite gewehtem Schwanz und gesträubtem Gefieder, mühsam sich auf ihren Sitzen haltend, dennoch eifrig

ihren einförmigen Gesang ertönen ließen aller Kälte zum Trotz, so fehlte doch die allgemeine Frische und Lebendigkeit im Vogelleben, wie es noch vor einer Woche sich dargestellt! Ein Zug von fünfzehn Störchen, der von Südwest nach Nordost zog, hatte sich auch sehr im Wetter verrechnet, noch viel mehr aber die große Kolonie der Fischreiher, der wir zustrebten. In einem alten Kiefernwalde, der nach Norden zu in offenem Kreis eine mächtige Schonung umschließt, nur mäßig weit von großen Wasserflächen entfernt, steht diese Reiherkolonie als eine der größten Deutschlands — so versichern wenigstens Gewährsmänner — schon lange Jahre! Ein vorsichtiger Abschuß vergrämte die Insassen nicht allzusehr; und so fand sich denn auf diesen Kiefern, von denen wohl keine unter 25 m Höhe hat, reichlich hundert Schritt einwärts von der Schonung an und gegen 200 m entlang dem Rande derselben, eine Menge von Reiherhorsten, einer oder mehrere auf jedem Baum und in ihrer graulichen Masse inmitten der grünen Kiefernwipfel sich deutlich gegen den lichtgrauen Himmel abzeichnend. Wie man den Kolkraben früher nicht allzu selten inmitten von Reiherkokonien horstend antraf, so hatte in dieser Kolonie ein Wanderfalk jedes Jahr seine Wohnstätte aufgeschlagen. Größere und kleinere Horste der Reiher, bis zur Mulde durchaus aus einheitlichem Material gebaut, vom Wintersturm aus den Wipfeln geschleudert, lagen zahlreich auf dem Waldboden: noch aus ihrem Bau konnte man, wenn man sich nicht in luftiger Höhe von derselben Thatsache überzeugen könnte, ersehen, daß der in den Büchern sich forterbende Satz falsch ist, wonach die Reiherhorste flach und liederlich zusammengetragen sind: mächtige Bauten mit tief gehöhlter Mulde, sehr solid errichtet, sind viel häufiger, als kleine, flache Horste.

Wie diese Horste am Boden, so zeigte die Waldmoosdecke selbst eine Unmenge alter Reiherfedern und Eierschalen, alte und neue Exkremente und reichlich auch Skelett-Teile von Reihern, merkwürdigerweise aber kein einziges Überbleibsel, aus dem man auf die Fischnahrung der Reiher hätte schließen können. Das Phänomen des Absterbens einzelner Bäume infolge der durch die Reiherlosung allzu kalkhaltig gewordenen Umgebung ließ sich auch in dieser Kolonie feststellen.

Ein schmaler, einsamer Waldweg trennte vollkommen die alte „Stammkolonie“ von der Ansiedelung jüngeren Datums: und seltsamerweise fand sich in der jungen Kolonie auch nicht ein einziger Horst schon besetzt, während in der alten fast ein jeder seine Bewohner aufwies. Aber diese Bewohner zeigten sich ganz sonderbar: denn, wie das ganze Waldleben zu schlummern schien in dieser windig-kalten Zeit (nur Bussarde schrieen ab und zu und ein Eichelhäher bemühte sich, deren Schrei möglichst naturgetreu zu kopieren), so still war's auch hier in dieser stattlichen Reiherkolonie: Weder fern noch nah tönte der charakteristische Reiherruf; lautlos flogen die großen Vögel aufgestört von den Horsten ab, laut-

los strichen sie über dem Wald gegen den Wind, lautlos umkreisten sie die vom Kletterer gefährdeten Horste, und nur der im Schreck gemachte „Überschlag" mitten im schwebenden Flug deutete jedesmal die Angst und den Schmerz des betreffenden Reihers an, über dessen Horstrand gerade der Kletterer mit suchendem Griffe fuhr. In den Stunden unseres Verweilens in dieser Kolonie tönte nur zwei-, dreimal ein schwacher Reiherruf, und doch kreisten und flogen Hunderte der schönen Vögel in ihrem herrlichen Flugbild, die Ständer lang nach hinten ausgestreckt, den Kopf in den Nacken zurückgebogen, schwebenden, langsamen Fluges, im Ankämpfen gegen den Wind oft wie festgebannt in der Luft stehend, über dem Kiefernwald, der diesmal in winterlicher Luft ein kalt-stahlgrünes Gewand zeigte, das sich gegen das nebelgraue Schneegewölk streng und düster abhob.

Einzelne Reiher hielten aus, bis der Horstbaum erschüttert wurde; andere wieder flogen schon eher ab, und die Krähen lauerten schon auf die von den brütenden Vögeln zeitweilig verlassenen Gelege, um in ihnen zu rauben. Als Erinnerungszeichen ihrer wenig freundnachbarlichen Gesinnung lag manch spangrünes Reiherei zerpickt am Waldboden; aber auch Schalen fanden sich, aus denen offenbar Junge schon gekrochen waren! Dazu tönte ein anfangs von uns ganz ungläubig aufgenommenes, leises und heiseres Piepen, Krächzen und Schnalzen von der Höhe der Kiefern herab. Dort oben nämlich froren schon junge Reiher (!!) in der kalten Luft; und als nun der Kletterer mehrere Bäume erstiegen, erwies es sich, daß in den meisten der Horste, die er in der Höhe da droben übersehen konnte, bereits Junge saßen, die wohl fünf bis sieben Tage alt waren!!

Somit standen wir hier vor einem ornithologischen Ereignis, das wohl noch selten jemand beobachtet: Rechnen wir die Brutzeit für Ardea cinerea auf fünf- bis sechsundzwanzig Tage, so hatten demnach sehr viele Bewohner der Stammkolonie im Anfang der letzten Februarwoche ihr Gelege von fünf Eiern bereits fertig! Am 16. Februar waren sie angekommen und demnach sofort zum Brüten geschritten, die alten Paare schon gepaart von der Reise her!

Dies ist ein so überaus seltenes Vorkommnis, daß es der Bekanntmachung wert und des Interesses wohl würdig ist!! Denn im allgemeinen rechnen erfahrene Ornithologen der Mark erst um die Mitte des März auf frische Reihergelege!

Diese Reiher aber hatten, freilich vom denkbar herrlichsten Februarwetter angelockt und begünstigt, fast einen vollen Monat eher sich zum Brutgeschäft begeben!

Das spricht allerdings dem strengen Codex der ornithologischen Lehrbücher etwas unbeqem Hohn, ebenso wie die Thatsache, daß Ardea cinerea immer fünf Eier als Normalgelege zeitigt, gegenüber dem seit Alters in allen ornithologischen Büchern sich fortschleppenden Irrtum von der geringeren Eierzahl solcher Normalgelege!

Möge auch diese seltene Beobachtung des Brutbeginns von Ardea cinerea dazu dienen, alte Irrtümer zu klären!

Der Brutzeit-„Instinkt“ hatte nun diesmal die Reiher in arge Verlegenheit gebracht, denn was der Februar und der Anfang des März an schönen Tagen gezeigt, das verdarb das Ende des Monats mit der Kälte und dem am 26. März einsetzenden, rasenden Schneegestöber! Das wehte und stürmte in großen Flocken über die Kolonie dahin, in kurzer Zeit alles mit dickem Schneemantel überziehend, in einem eisigen Wind, der Erstarrung mit sich brachte! Es war wirklich ein trauriges Bild, die armen Reiher in diesem wilden Unwetter von Januarart, mühsam gegen den Sturm ankämpfend, über ihren in Schnee gehüllten Horstplätzen schweben zu sehen!

Wie ein graugemäntelter, ungefüger Riese durch den Wald trottet, so zog schwerfällig der Schneesturm von Südosten her durch den windzerwehten, alten Kiefernbestand. Die jungen Reiher da droben schrieen nach den wärmenden Müttern, die mit im großen Reiherschwarme so lautlos, ohne Klage und Angstgeschrei, wie erstarrend, vergrämt und traurig über ihrer alten Kolonie kreisten, über dem totstillen Walde, dessen sonst dunkelgrünes Kleid durch den angewehten Schnee ein kaltes, graugrünliches Aussehen — und doch ein so unendlich malerisches — bekommen hatte! —

Dieser März hätte sich in einem größeren Kontrast kaum für die Vogelwelt darstellen können, als an den beiden Tagen, die ich hier zu schildern versucht!

Kleinere Mitteilungen.

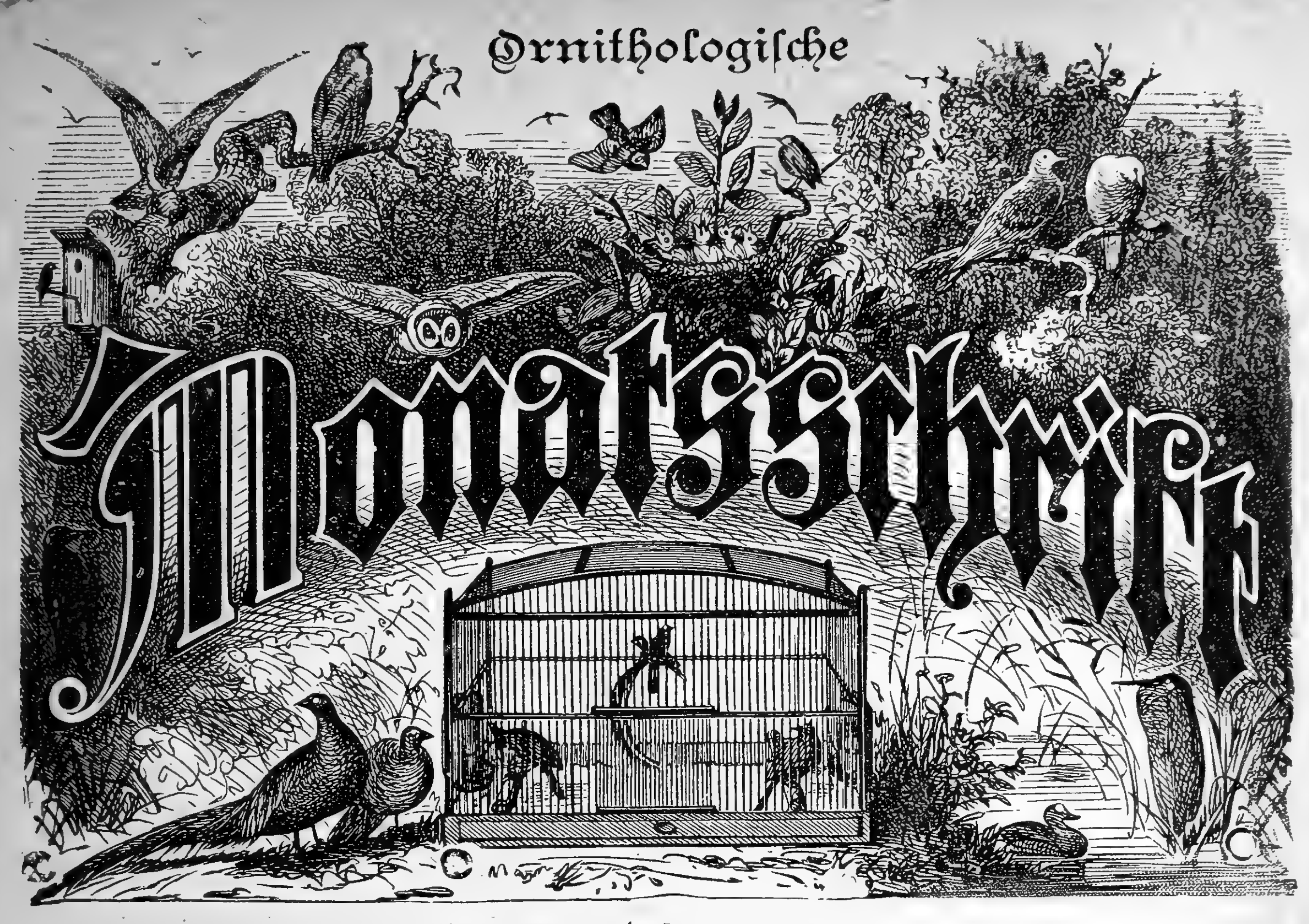
Folgendes Schreiben dürfte unseren Mitgliedern von Interesse sein: Das uns mit dem gefälligen Schreiben vom 17. April übersandte Werk des Freiherrn H. von Berlepsch „Der gesamte Vogelschutz u. s. w.“ haben wir einer eingehenden Prüfung unterzogen und sind zu der Überzeugung gelangt, daß die weitestgehende Verbreitung desselben im Interesse des Vogelschutzes, sowie namentlich des Obstbaues dringend wünschenswert ist. Wir beabsichtigen demgemäß, eine größere Anzahl von Exemplaren an geeignete Personen im hiesigen Fürstentume zu verteilen, und gestatten uns deshalb die ergebene Anfrage, zu welchem Preise uns Ihr Verein fünfzig eventuell hundert Stück zu gedachtem Zwecke überlassen würde.

Sondershausen, den 9. Mai 1899.

Fürstl. schwarzb. Ministerium, Abteilung des Innern.
Drechsler.

An den Deutschen Verein zum Schutze der Vogelwelt
z. H. des Herrn von Wangelin, Hochwohlgeboren Merseburg.

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.



des

Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von **E. v. Schlechtendal.**

Redigiert von
Dr. **Carl R. Hennicke**
in Gera (Reuß),
Dr. **Frenzel**,
Professor Dr. **O. Taschenberg.**

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. Juli 1899. Nr. 7.

Ornithologische Versammlung in Sarajevo.

Im Jahre 1899 vom 25—29. September.

Ein gut Lustrum ist verstrichen, seitdem die Ungarische Ornithologische Centrale in Budapest ins Leben gerufen wurde.

Das Zustandekommen dieser Anstalt, vereint mit der Zeitschrift „Aquila“, deren sechster Jahrgang soeben beginnt, hatte die natürliche Folge, daß auch das Komitee für ornithologische Beobachtungen in Österreich, mit dem Sitze Wien, seine Thätigkeit wieder aufnahm und durch Hinzuthun der Verwaltung von Bosnien und Herzegovina auch dort die Beobachtung des Vogelzuges eingeleitet wurde.

Der zusammenhängende Länderkomplex, welcher auf diese Weise durch Beobachtungsnetze bedeckt wird, erstreckt sich vom 42°16′ bis 51°10′ n. Br., hat Küstengebiet, Hochgebirge, Tiefebene, nebst allen nur denkbaren Übergängen, Binnengewässer, Flußsysteme, kurz gesagt alle Bedingungen für eine reiche Ornis und wechselvolle Entwickelung ihres Lebens.

Der Komplex ist also für die Beobachtung des Zuges der Vögel ausnehmend günstig gestaltet, und die hierauf verwendete Mühe verspricht reichen Lohn.

Die Hauptbedingung für ein für die Wissenschaft ersprießliches Resultat hängt jedoch wesentlich von der einheitlichen Methode ab, welche für den ganzen Komplex festgestellt und streng angewendet werden muß.

Dieser festen Überzeugung, welche hauptsächlich aus den Bearbeitungen des Vogelzuges in der Zeitschrift „Aquila“ ihren Ursprung nahm, entsprang auch die Notwendigkeit einer Zusammenkunft der oben angeführten drei Beobachtungsnetze im laufenden Jahre, und zwar im Interesse der Sache, aber auch mit Rücksicht auf den III. internationalen ornithologischen Kongreß; in letzterer Hinsicht zu dem Zwecke, um dort ein geklärtes Substrat für die einschlägige Beratung beizusteuern.

Es einigten sich daher die Gefertigten dahin, Schritte zu unternehmen, um eine Zusammenkunft zu ermöglichen, und da von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, eine Versammlung von Ornithologen an irgend einem Punkte der Balkanhalbinsel zu veranstalten, wurden Schritte gethan, um für die Zusammenkunft der drei Beobachtungsnetze Sarajevo, die Hauptstadt von Bosnien und Herzegovina, zu gewinnen und zwar auch aus dem Grunde, weil das dortige Landesmuseum sich zum „locus credidilis“ für die Balkanornis entwickelt hat und der Gebietskomplex ornithologisch und aviphänologisch vom höchsten Interesse ist.

Die an maßgebendster Stelle unternommenen Schritte führten zu einem vollkommen günstigen Resultate, indem die bosnisch-herzegovinische Landesverwaltung der für den 25—29. September 1899 in Aussicht genommenen Ver-

sammlung die weitgehendsten Zusicherungen des Entgegenkommens und der Beihilfe gemacht und es ferner ausgesprochen hat, daß alle Anfragen und Informationen durch das Landesmuseum in Sarajevo bereitwilligst erledigt werden, mithin der administrative Teil in Sarajevo konzentriert werden darf.

Diese höchst dankenswerte Entschließung machte es möglich, sowohl das wissenschaftliche als auch das sonstige Programm festzustellen.

Für das erstere haben in erster Reihe die Leitungen der Beobachtungsnetze zu sorgen, natürlicherweise soweit es sich um den faunistischen und aviphänologischen Teil handelt.

Dasselbe enthält im wesentlichen folgendes:

1. Die Ungarische Ornithologische Centrale stellt bei:
   a) Zugskarten und Tabellen, samt dazu gehörigen Vorträgen.
   b) Referat, als Substrat zur Feststellung der einheitlichen Methode der Beobachtung und Bearbeitung des Vogelzuges.

2. Das Komitee für ornithologische Beobachtungsstationen in Österreich stellt bei:
   a) Zugskarten nebst Vorträgen.

3. Seitens des bosnisch-herzegovinischen Landesmuseums kann gewärtigt werden:
   a) Zugskarte des Gebietes nebst Vortrag;
   b) Referat über den Stand der Balkanornis, nebst daran geknüpfter Ausstellung.

Principiell wird jedoch ausgesprochen, daß außer diesen Materien auch andere ornithologische Vorträge freudigst zugelassen werden, daß somit außer der Gesamtheit der Funktionäre der drei Beobachtungsnetze auch die Gesamtheit der Ornithologen und der auch Phänologie pflegenden Meteorologen mit der Versicherung größten Zuvorkommens hiermit feierlichst eingeladen wird.

Das Programm der Veranstaltungen ist in großen Zügen das folgende:

I. Tag, den 25. September 1899.

Vormittag 10 Uhr 30 M. Empfang und Begrüßung der Gäste in Sarajevo. Einquartierung wird besorgt.

Nachmittag Zusammenkunft im Museum, zwanglose Besprechung für die Einteilung der folgenden Tage. Rundgang durch die Stadt. Abends Souper im Vereinshause.

II. Tag, 26. September.

Vormittags 9 Uhr Versammlung im Museum, Besichtigung der Sammlung und speciellen ornithologischen Ausstellung der Balkanländer.

Nachmittag 3 Uhr im Regierungspalais Beginn der Beratungen, Vortrag der Referate der drei Beobachtungsnetze.

III. Tag, 27. September.

Vormittag Fortsetzung der Beratungen. Vorträge.

Nachmittag Ausflug nach Ilidže und zu den Bosnaquellen. Nachtmahl.

IV. Tag, 28. September.

Früh 6 — 7 Uhr Ausflug zum Sukavac-Wasserfalle mit Brutplatz des Gypaëtus barbatus. Mittagessen.

V. Tag, 29. September.

Vormittags Schluß der Versammlung.

Mittags Abreise der Ausflügler nach der Herzegovina.

Nachmittags Abreise der übrigen Teilnehmer.

Die Versendung der Einladungen erfolgt rechtzeitig.

Die Anmeldung der Teilnahme und der Vorträge hat bis 15. August 1899 zu erfolgen.

Die Teilnahme an der Exkursion in die Herzegovina ist besonders anzumelden.

Sämmtliche Anmeldungen sind zu richten an das bosnisch-herzegovinische Landesmuseum in Sarajevo, Bosnien.

Die Gefertigten sind bereit, auf speciell wissenschaftliche Anfragen jede Auskunft zu erteilen.

Wien, Hofmuseum, Burgring 7,
Budapest, National-Museum, } im Mai 1899.

Otto Herman,
Chef der Ungar. Ornith. Centrale.

Dr. Ludwig Lorenz v. Liburnau,
Obmann des österr. Komitees für Ornith. Beobachtungsstationen in Österreich.

Anatomische und biologische Besonderheiten der Waldhühner.

Von Hofrat Dr. Wurm-Teinach.

(Mit Schwarzbildern Tafeln XII, XIII, XIV und XV.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Bezüglich der sogenannten Balzstifte, der hornigen Seitenfransen der Zehen, huldigen die Waldläufer noch immer dem naiven Aberglauben, der balzende Hahn beiße sich dieselben allmählich ab, und wenn er damit zu Ende gekommen, sei auch seine Balz beendet; sie bildeten also gewissermaßen ein negatives Kerbholz. Thatsächlich sind dies aber, wie man nach deren Behandlung mit Kalilauge unter dem Mikroskope deutlich erkennt, rudimentäre Federn mit verschmolzenen Fiedern, während sie sich bei Schneehühnern, Schneeeulen, Zwerghühnern, Trommeltauben, Syrrhaptes u. s. w. bekanntlich zu vollen Federn entwickeln. Sie dienen, wie bereits Malm vermutet, als Schneereifen, das Laufen über Schnee und Sand erleichternd. Schon an acht Tage alten Waldhühnchen beiderlei Geschlechts sprießen

sie wie feine Zähnchen hervor und werden alljährlich bei der regelmäßigen Mauser abgeworfen und erneuert. Ihr allmähliches Ausfallen nach völliger Vertrocknung ist der erste Akt der schon gegen Schluß der Balzzeit beginnenden Mauser, und zu Ende August (beim Haselhuhn erst im Spätherbste) sind sie durch neue ersetzt. Ich nenne diese Gebilde darum richtiger „Zehenstifte“. Analoge Fiedernverschmelzung unter Schaftverbreiterung sehen wir in den lackroten Anhängseln der Schwungfedern zweiter Ordnung beim Seidenschwanze (Bombycilla garrula), beim Sonnerats-huhn, der Columba Franciae, ꝛc. Interessant ist, daß manche Eidechsen der Sandsteppen gleiche und gleichnützliche Anhängsel an ihren Zehen tragen.

Wie die Vogelfedern im allgemeinen, so dürfen wir diese Zehenstifte, sowie die Schilder der Tarsen und Zehen im besonderen als umgewandelte Schuppen und als atavistische Erbschaft von urweltliche Sauriern her betrachten, aus welchen sich die Vögel herausentwickelten, und „die gesamte Schuppe läßt sich einer wachsenden Feder vergleichen.“ Und wie die Reptilien durch Häutung, die Säuger durch Hären, so erneuern die Vögel ihre hornstoffigen Decken durch Mauser. Dieser unterliegen nun nicht nur die Federn, sondern, im besonderen bei den Tetraoniden auch Nägel, Tarsen- und Zehenschilder und, wenigstens beim Auerhahne, selbst der Hornschnabelüberzug. Ich habe diese Schnabelmauser zuerst bekannt gemacht, nachdem mir J. Sterger aus seiner Kolonie derartige Abwürfe zugeschickt hatte. Sie sind 3,3 cm lang, 1,6 breit und 1 bis 2,5 mm dick. Die Abschilferungen und Einrisse, welche man an den Schnabeldecken im Mai geschossener Hähne gewöhnlich findet, bereiten das Abwerfen der gewölbten Platten vor. Da der Auerhahn, vielleicht wegen Juckreizes, dann viel im Boden sticht, verlieren sich die Abwürfe leicht im Sande, ja in der Gefangenschaft scheinen die Vögel sie zu verschlucken, möglicherweise um den Hornstoff wieder zu verwenden, wie bekanntlich die Cervinen den abgefegten Bast wieder äsen und sogar an den abgeworfenen Geweihstangen nagen. Mehrere Züchter nämlich bemerkten wohl alljährlich den Schnabeldefekt in der Mauser, vermochten jedoch nie die abgeworfenen Platten im Käfige zu finden. Es hat sich mir die Annahme aufgedrängt, als ob solche Schnabel-mauser nur bei hellhornfarbigen Schnäbeln vorkomme, die schließlich außer Verbindung mit ernährenden Blut- und Lymphgefäßen treten, während bei dunkel pigmentierten Schnäbeln eine stete, der Abnützung parallel gehende Erneuerung der Rhamphotheke stattzufinden scheint. Wenigstens wirft die Auerhenne nur ausnahms-weise kleine Plättchen ab. Ich möchte hierauf die Achtsamkeit unserer Vogelwirte und Jäger lenken. Bezüglich des physiologischen Vorganges sei noch an die Schnabel-änderungen beim Kirschkernbeißer, Star und Lund, an die Sohlenweichheit des Bären, an teilweises Abstoßen der Hörner bei Antilopen, an das Ausstoßen der hornigen Mageninnenhaut bei Körnerfressern, an die Mauser des Epithelüberzuges

des Schädelhöckers beim Helmkasuar erinnert, Beobachtungen, welche an so manchen unserer Zimmervögel Ergänzungen finden können.

Zunge und Luftröhre des Auerwildes weisen gleichfalls bemerkenswerte Besonderheiten auf. Die sägezahnartigen Papillen des Gaumens und der Zunge stehen jedenfalls zu dem wetzenden und zischenden Lautgeben in Beziehung, und letztere ist durch lange, elastische Zungenbeinhörner, Bänder und Muskeln so locker angeheftet, daß sie beim verendenden erwachsenen Auerhahne — aber nur bei diesem — sich umschlagend, häufig tief in den Schlund hinabsinkt, woher die Fabel von der Zungenlosigkeit des Auerhahns entstand. „Er singt mit dem Magen wie ein Bauchredner," pflegen alte Vogesenjäger von ihm zu sagen. Die Luftröhre ist um ein viertel länger als der Hals und darum in der Kropfgegend in eine ziemlich lose unter der Haut liegende Schleife aufgerollt, welche sich wegen teilweiser Verschmelzung der Knorpelringe auch an der frei präparierten und herabhängenden Trachea nicht ganz ausgleicht, sondern schwach S-förmig erhalten bleibt. Eine Einbettung derselben in das Brustbein wie bei Kranich oder Schwan 2c., findet also hier nicht statt. Den Hennen und Jungen des Auerwildes, sowie den übrigen Tetraoniden fehlt diese Schleife stets; auch bei einem norwegischen Rackelhahne fand ich sie nicht. Beim Auer- und Birkhahne umlagern endlich gelatinöse Massen den unteren Luftröhrenteil, nach Garrod „eine Anschwellung von Schleim- und Fettgewebe," nach meiner Vermutung aber eine Aufspeicherung von Reserveeiweiß, analog der Schlafdrüse mancher Winterschläfer, oder eine Art Thymus gleich der Kalbsmilch. Die zahnartigen Papillen der Choanen, der Zunge, des Schlundes aber entsprechen den Schlundzähnen der Seeschildkröte, den Magenmundzähnen des Bibers. Wie alles Ungewöhnliche in der Natur mußte auch die Auerhahnzunge zu allerlei abergläubischem Hokuspokus herhalten. —

Der drüsenreiche Kropf ist so geräumig, daß er ein paar Hände voll Coniferennadeln faßt. Dagegen ist der Vormagen ziemlich klein, um so auffallender aber der starke Muskelmagen entwickelt. Er enthält stets zahlreiche Kiesel, weiß oder bunt, je nach der Bodenformation, von der Größe des Schrotes Nummer 1—3, welche als Magenzähne die harte Vegetabiliennahrung zerreiben und dabei eine schöne Politur annehmen. Nach einer gewissen Abnutzung gehen sie mit der Losung vermischt ab und müssen unbedingt durch neu aufgenommene ersetzt werden; denn ihrer entbehrend, gehen die Hühnervögel stets zu Grunde. Auch Tauben, Laufvögel, Häher, Schnepfen und andere, selbst Krokodile nehmen Steine auf. Sie werden zu kleinen Jägerschmucksachen verarbeitet, ja in Sibirien führten sie zur Anlage von Goldwäschereien, nachdem man in den Mägen der an gewissen Bächen erlegten Waldhühner goldhaltige Kiesel gefunden. Auch kleine Schneckenhäuschen, Glasthränen, Glasperlen, Porzellanscherben, Flußspatkügelchen, ja Schuh-

nägel fand man in Auerhahnmägen. Nach Ssabanjäew gehören die Arbeiter der Glasfabriken von Wodwischinka (Sibirien) zu den eifrigsten Auerhahnjägern, nicht des Wildbrets wegen, sondern wegen der in den Mägen gelegentlich gefundenen Diamanten. Avis für unsere afrikanischen Kolonisten, die sich freilich nicht an den dort fehlenden Auerhahn wenden können, sondern nach einem Ersatzmanne umsehen müssen! Die Kiesel bilden den Heimatsschein des betreffenden Vogels, da sie ja der heimischen Bodenformation entsprechen; ich besitze eine ziemliche Kollektion aus verschiedenen Gegenden, darunter auch von Vögeln, die offenbar irregeflogen oder durch Raubvögel weit versprengt waren. Bei den Hennen und bei den kleineren Tetraonen sind die Kiesel kleiner und minder zahlreich als bei den Männchen und bei den starken Arten. Wenn Frost und tiefer Schnee den Haselhühnern den Boden unzugänglich macht, ersetzen sie die Kiesel wohl durch harte Samenkerne; so fand ich bei einem solchen keinen einzigen Kiesel, sondern vierundvierzig, zum Teil abgeschliffene Kerne von Weißdornfrüchten, und ein Eichelhäher trug fünf Kirschkerne im Magen.

Bei Auerhähnen fand ich:	19,2	bis	33,1	Gramm Kiesel,
„ „ fanden sich:	56,0	„	62,0	„ „
(einer bei Görlitz, einer aus Kasan)				
„ Auerhennen fand ich:	10,7	bis	18,7	„ „
„ einem norwegischen Rackelhahn:	16,4			„ „
„ Birkhähnen:	3,5	„	12,0	„ „
„ Haselhühnern:	2,0	„	5,2	„ „

Haben Kropf und Vormagen ihre mehr chemische (und erweichende) Thätigkeit an den Futterstoffen geleistet, so werden diese dem mehr mechanisch zerreibenden Muskelmagen überantwortet. Dessen Muskelkraft ist geradezu staunenswert. Denn nach den Versuchen von Swamerdam, Spallanzani, Réaumur, Lichtenberg, Garrow und anderen drückte der Magen eines Truthahns Blechröhrchen, die erst durch ein aufgelegtes Gewicht von achtzig Pfund gebogen wurden, in ein bis zwei Tagen vollkommen platt, und unter den Futterbrei gemischte Lanzettespitzen waren in Truthahnmägen so rasch abgestumpft und aufgelöst, daß eine Verwundung von Magen oder Darm dadurch ausgeschlossen blieb; die scharfen, kieseligen Wärzchen und Leisten der Mageninnenhaut des Auerhahnes schleifen mit Leichtigkeit Glas matt, indem sie mikroskopisch sichtbare Ritzen darin machen. —

Hieran wären einige Bemerkungen über die Losungen anzureihen. Die gewöhnliche Losung besteht aus (beim Auerhahne 50 bis 60 mm langen, 10 bis 13 mm dicken) unverdaute Pflanzenfasern, einzelne Samenkerne, Käferpanzer, abgenutzte Magenkiesel enthaltenden Cylindern, welche teilweise von dem kalkreichen, ein breiiges Gemenge von sauern harnsauern Salzen bildenden Urin überzogen

sind. Bei den Hennen und bei den kleineren Tetraonen sind diese Cylinder, der Äsung nach, feineren Gefüges und reicher an Insektenresten. Unter den Schlafbäumen findet man solche Losung oft in erstaunlichen Massen beisammen. Zur Balzzeit hingegen, wo der Auerhahn weit umherläuft und die Kloake oftmals drängend entleert, sind diese Cylinder, wie Graf Fr. von Frankenberg zuerst hervorhob, oft auf 20 bis 25 mm verkürzt und da und dort verstreut. Dazu kommt noch eine allen Waldhühnern, männlichen wie weiblichen Geschlechts, und das ganze Jahr hindurch eigene, breiartig flüssige Blinddarmlosung, die einmal täglich, meistens in den frühesten Morgenstunden entleert wird. Es ist dies das sagen- und fabelreiche „Falzpech, Balzspäne, Balzgold, Balzlosung, Gebladder, auch Malum" fälschlich genannt, das sich schon über manchen Jägers Hut oder Joppe entleert hat, wenn er direkt unter dem balzenden Hahne herumturnte. Mit der Balz hat also das Produkt nicht das geringste zu schaffen, sondern es ist der Auswurf aus den ungewöhnlich langen (beim Auerhahne 85 bis 93 cm) und doppelten Blinddärmen, nach der durch mich veranlaßten Analyse Hoppe-Seylers vorwiegend aus Chlorophyll, digestiv veränderten Harzteilen und einem noch unbekannten Glukosid (aber nicht Vanillin) bestehend. Die Konsistenz und Färbung aller Losungen wird durch die jeweilige Äsung wesentlich beeinflußt; Heidelbeeren färben sie schwarzblau, junges Laub gelbgrün, Nadeln bräunlichgrün ꝛc. Merkwürdigerweise wird diese „Blinddarmlosung" (wie sie richtig zu nennen ist!), auf dem Moose, Dürrlaub, Nadelstreu und Schnee des Waldbodens fladenförmig zerfließend, an der Luft schnell hart, schwarz und pechartig glänzend. Damit sollten die mittelalterlichen, schon von Encelius gläubig verzeichneten Fabeln, es sei dies der wahre Samen des Hahnes, durch dessen Aufnahme die Hennen vom Magen aus befruchtet würden, es entständen aus dem nicht Aufgenommenen „Birgschlangen", aber auch Edelsteine (die zurückbleibenden Magenkiesel!), der Stoff sei sehr heilsam gegen Unfruchtbarkeit und Impotenz (Suggestion!) eigentlich definitiv gefallen sein; allein weltferne Gebirgs- und Urwaldsjäger glauben noch fest daran. — Eine weitere absonderliche Losung produzieren endlich die brütenden Hennen. Durch das ungemein feste Sitzen, die Vernachlässigung der Tränke und die erhöhte Körpertemperatur, welche Steigerung der Wasserverdunstung und Abnahme des Darmschleimes zur Folge hat, backen nämlich die Cylinderlosungen zu hühnereigroßen und ebenso geformten Klumpen zusammen und werden so, gewiß unter wehenartigen Beschwerden, auf Waldwegen oder an Waldrändern, stets etwa fünfzig Schritt vom Gelege, zeitweise abgesetzt. Diese Brutlosungen, sonst leicht mit einem bräunlichen Pilze oder rundlichen Steine zu verwechseln, fallen dem prüfenden Auge am ersten durch den anhaftenden weißen Urin auf. Die gleiche Erscheinung findet sich übrigens bei anderen Brutvögeln, sogar bei unseren Käfigvögeln, nur sitzen

sie nicht alle so fest über den Eiern wie die Hennen der Waldhühner, welche sich schließlich nicht einmal durch menschliche Berührung zum Aufstehen bewegen lassen. Auch das Weidloch des überwinternden Bären soll durch einen ähnlichen Kotzapfen verschlossen sein. —

Ich will gleich hier einschalten, daß ich niemals auch nur die geringste Spur einer Nestanlage durch Auer- oder Haselhennen — über andere Arten fehlt mir die Erfahrung! — nicht einmal durch Ausscharren des Grundes, beobachtet habe. Die Gelege entstanden regelmäßig durch allmähliches Ablegen der Eier in stehendes kurzes Gesträuche (bis ca 30 cm hoch) von Heidelbeeren, Besenpfrieme, Heidekraut, Farnen, und erst nach vollendeter Eiablage entstand durch das Festsitzen, Drehen und Wenden der Henne unter Knickung und Welkung dieser Pflanzen ein nestartiger Napf, in welchem sich gegen den Schluß der Brütezeit auch einzelne ausgefallene Bauchfedern der Mutterhenne fanden. Desgleichen bemerkte ich niemals, daß die Henne vor ihren notwendigen Ausgängen die Eier mit Geniste bedeckt hätte, wie solches die Naturgeschichten einander nachschreiben; ich erinnere mich auch nicht, nur einmal hierzu geeignetes Material in der Nähe des Geleges gesehen zu haben. Die Hennen machen also ihre Ausgänge wohl stets in den warmen und regenfreien Mittagsstunden, wo die Eier einer schädlichen Abkühlung nicht ausgesetzt sind. Im übrigen schützt sie ihre bräunliche Gesamtfärbung recht gut vor unberufenen Augen. Ich habe bis jetzt drei Fälle von Hochbruten in alten (fremden) Horsten auf Kiefern aus Schottland gesammelt, bei denen die Nebenumstände eine zufällige Verschleppung der Auerhuhneier durch Raubzeug unwahrscheinlich machen, und Ssabanjäew scheint ähnliches von uralischen Haselhennen erfahren zu haben. Da man auch von Haushennen, Stockenten, Wasserhühnern, Fasanen &c. solche Bruten zu Baume kennt, hat die ganze Sache überhaupt nichts Befremdendes. Wenigstens das Gerücht von Hochbruten ist überdies uralt, denn der anonyme Verfasser der „Notabilia venatoria“ (1710) polemisiert gegen die Meinung „etzlicher unerfahrner Weid-Leuthe“: „der Auer-Hahn habe mit seinem Hune die Brut auff denen Bäumen und horste wie ein Raub-Vogel.“

Beim polygamen Auer- und Birkwilde überwiegen die weiblichen Geburten weitaus und die zahlreichen Hennen gründen mit einzelnen, später nachfolgenden Hähnen gerne neue Ansiedlungen. Beim Haselhuhn und bei beiden Schneehühnern, welche alle in Einzelehe leben, tritt dagegen ein Überschuß von Männchen hervor, nach welchem Naturgesetze sich der Jäger zu richten hat. Beim Auerwilde scheinen häufig Junge einerlei, oder doch ganz vorwiegend gleichen Geschlechtes aus einem nnd demselben Gelege hervorzugehen; es begreift sich daraus, wie schädlich die Vernichtung auch nur eines Nestes für das Revier werden kann.

Wie alle wilden Tiere bedürfen auch die Waldhühner des Wassers zur

Tränke nicht oder nur im geringem Grade, und dies mehr bei strenger Winterkälte, wenn die Äsung wasserarm und selbst die Feuchtigkeit der Luft ausgefroren ist. Die Waldhühner in Stergers jahrzehntelang und reich besetztem Käfige nahmen, weil mit wasserreichen Blättern und Obst gefüttert, niemals Wasser an, wogegen Brucklachers Auerwild, das vorzugsweise getrocknete Beeren erhielt, stets begierig trank. Ebenso ziehen Waldhühner Staub- und Sandbäder den Wasserbädern durchaus vor. Indessen sah Sterger einen im Hause erbrüteten jungen Auerhahn sich bei Regen unter den Ausguß der Dachrinne stellen und so eine Douche mit Wohlbehagen annehmen. Auf mich machte der Verkehr des Auerwildes an Waldbächen und Wasserlöchern den Eindruck, als ob derselbe nicht dem Wasser an sich, sondern den dort zu findenden saftigen Blättern, reichlichen Insekten und besonders den aufzulesenden Magenkieseln gelte.

Das Geruchsvermögen, so ausgesprochen bei den Säugern, erscheint bei den Vögeln im allgemeinen und bei den Hühnervögeln im besonderen nur von geringer Ausbildung. Man kann ihnen im schlechtesten Winde nahe kommen, wenn man nur genügende Deckung gegen ihre scharfen Augen findet und jedes Geräusch dabei ihrem feinen Gehöre fern hält. Naumann gelang es, sogar rauchend, aus mit alten Brettern gedeckten Erdlöchern die so höchst scheuen Trappen auf wenig Schritt Entfernung eingehend zu beobachten, und verschiedene Jagderfahrungen gestatten die Verallgemeinerung unserer Schlüsse. Zudem fand Edinger sowohl den peripherischen Riechnerven als dessen Ausbreitung im Gehirne gerade bei den Vögeln von auffallend geringer Entwicklung.

Die Stimmlaute der Waldhühner sind überraschend reicher Modulationen und Modifikationen fähig; ich vermeide, die längst und überall bekannten hier abermals zu beschreiben, sondern begnüge mich mit der Besprechung einiger minder bekannten Stimmlaute. Der „Triller“ („dödlrrr“) darf als ein besonderer Satz in der Balzarie des Auerhahnes bezeichnet werden; er ist wesentlich ein zusammenhängendes, etwas leiseres Knappen, das dem einen Hauptschlage vorausgeht. Indessen erfährt dieser Hauptschlag zuweilen eine Verdoppelung, wie mir scheint aus zwei entgegengesetzten Motiven. Diese kann Ausfluß einer hohen Balzfreudigkeit, eines überstürzenden Singens sein, wie es in der Hauptbalz (Mitte April) häufig beobachtet wird, andererseits, und sich wohl hiervon unterscheidend, pflegt der durch irgend etwas mißtrauisch gewordene Hahn nach dem Hauptschlage, statt das ominiöse Schleifen zu machen, plötzlich zu verstummen, ängstlich mit Augen und Ohren umherzusichern und erst dann den Hauptschlag zu wiederholen, wenn er beruhigt ist, worauf das Schleifen erfolgt. Der innerrussische Auerhahn macht sogar gar keinen Hauptschlag, sondern geht vom Triller gleich zum Schleifen über, und „urogalloides“ balzt auch tagsüber mit lautem Geklapper und verlängertem Zwitschern (Schleifen).

Unsere Tafel XII zeigt solche lebhafte Balz in den Waldungen am Amur. Töne, welche dem Knappen oder leisen Hauptschlägen gleichen, lassen sich hervorrufen, wenn man einen frisch geschossenen Auerhahn, am Oberschnabel gefaßt, freischwebend hält und nun mit der Hand an die Kropfgegend, wo die stahlgrüne Befiederung beginnt, anklopft; offenbar entstehen diese Balzlaute durch energisches Senken und Heben des in den Gaumeneinschnitt eingepaßten Kehlapparates. — Das Worgen oder Räuspern, wie ein Eichelhäherschrei, wie Ferkelquicken oder Wagenradquitschen klingend, dient in der That der Stimmklärung; aber daß Hähne, welche abends nicht worgen, stumm bleiben am anderen Morgen, ist eine grundlose Jägerfabel. — Der Schrecklaut des Auerhahnes, ein kurz hervorgestoßenes, rauhes „Hŏch, hŏch," wird in der Naturgeschichte des Vogels selten erwähnt, ebenso wie das harte, eintönige mit langen Pausen absetzende Knappen von Seite des mißtrauisch gewordenen Balzhahnes. Dem normalen doppeltönigen Knappen ist ein aus größerer Nähe wohl erkennbarer, glockenartiger Wohlklang beigemischt. Im Kampfe gegen seinesgleichen oder Hunde oder angeschossen sich dem Jäger stellend, läßt er ein gänseartiges Blasen (Zorn), auch wohl ein feines Zwitschern (Klagen) hören. Doch sah man denselben in allen diesen Lagen wiederholt zur vollen Balzstellung zurückkehren und auch sogar die Balzarie bis zum Verenden hitzigst herunterschmettern. Ein knappender Daktylus „Tăck, tăck, tăck" scheint ein Affektlaut, wesentlich Zornlaut, zu sein. Einem des Abends lebhaft balzenden Auerhahne hat man nicht weniger als sechshundert einzelne „Spiele" nachgezählt. Jedes einzelne „Spiel" besteht bekanntlich aus Knappen, Triller, Hauptschlag und Schleifen. Das einfache „Gock, gock" der Auerhenne ist gleichwohl vielfach modulierbar: als Balzruf, Lockruf und Schreckruf. — Einen bisher unbeachteten Stimmlaut des Birkhahns hat L. Ganghofer bekannt gemacht, ein leises: „oegh" als Schrecklaut, während der Monographist des Birkwildes, Ludwig, denselben als ein gedämpftes „kuk" oder „kuckuck" hört. Daß die Waldhühner die Schrecklaute andere Waldmitbewohner als solche kennen und für ihre eigene Sicherung benützen, ist sogar experimentell erwiesen. — Eine Menge Nebenlaute neben dem pfeifenden und trillernden Hauptrufe beschreibt ferner vom Haselhuhne dessen Monographist Valentinitsch, von denen als besonders wichtig hervorgehoben seien: der „Plorit-" Ruf, beim vertrauten Einfallen und Anlaufen; ebenso ein zitterndes, kurzes „Tscho-iu-iu", dem sich häufig kurze „Bébébébé"-Laute (das sogenannte „Plittern") anschließen, von angelockten Haselhühnern zu hören; ein grollendes, tiefer klingendes „Kói-kói-kói-kói" mit zuweilen anschließendem höherem und beschleunigtem „Kwickwickwickwi" von halb angelockten, etwas mißtrauischen Haselhühnern, oft eine Viertelstunde lang wiederholt unter Vorstreckung und Senkung des Kopfes — Valentinitsch vermutet, daß der Haselhahn während dieses Lautgebens taub sei und angegangen

werden könne, was ich so gut für möglich halte als das ungehörte Angehen eben schreiender Hirsche, kollernder Birkhähne, rucksender Wildtauben, wurmender Schnepfen und dergleichen; — ein Gackern der Haselhennen, dem Laute der Auer- und Birkhennen entsprechend, nur viel höher klingend: „Gäckgäckgäckgäckgäck"; ein kurzes, oft wiederholtes „Pit, pit, pit" von angelockten, nahe auf dem Waldboden herumlaufenden Haselhühnern; von aufgescheuchten oder vergrämten Haselhühnern ein „Pitpitpitwidlwidlwidlpitpitpit"; von vorbeistreichenden manchmal „Pi-pi-pi" oder „Pipi, pipi, pipi," und andere. Den breiteren, weicheren und tieferen gewöhnlichen Lockruf der Haselhennen sollte man allgemein „Bisten", die entgegengesetzt beschaffenen des Hahnes aber „Spissen" benennen. — Den schnarrenden Lockton des Alpenschneehuhnes „Arr-arr" wußte ein tiroler Bauernjäger mittelst einer rostigen Lichtputzscheere — einem unserer jüngeren Generation unbekannt gewordenen Instrumente! — so vortrefflich nachzuahmen, daß er solche zur Frühlingsbalzzeit und auch im Herbste auf diese Weise leicht schoß.

Das Flugvermögen aller Waldhühner ist ein gutes und selbst im dichtesten Waldbestande ein sehr gewandtes, wenngleich sie ungern und nur im Notfalle hoch und weit streichen, sondern sich gewöhnlich auf unfernes Verstecken und flüchtiges Entlaufen verlassen. Die besten und entschlossensten Flieger sind die hervorragend lebhaften und leicht den Stand wechselnden Birkhühner. Das Fluggeräusch aller Tetraonen ist für gewöhnlich ein laut brausendes, den harmlosen Menschen erschreckendes, aber eben dadurch auch ihresgleichen ein sie zusammenhaltendes Signal, nach A. v. Krüdener, gebendes. Jedoch bis zu eulenartiger Unhörbarkeit vermag es abgedämpft zu werden, wenn sich z. B. ein mißtrauisch gewordener Auerhahn vorsichtig abstiehlt, oder wenn er auf seinem Balzplatze einen ihm zuvorgekommenen stärkeren Rivalen anzutreffen fürchtet. Mit Ausnahme des Birkwildes, das zu äußerst feinen Ohren auch „auf jeder Feder ein Auge hat" und diese Organe nur höchst selten einschlafen läßt, halten die Tetraonen das Nahen des Menschen oder selbst Fehlschüsse — ohne Balz und ohne durch irgend etwas in ihrer Aufmerksamkeit beschränkt zu sein, — unglaublich aus. Namentlich kenne ich vom Auerhahn (nicht von der agileren Henne!) und vom Haselhuhn eine Menge Beispiele wahren Starrsinnes und selbstmörderischer Kopflosigkeit. Indessen ereignen sich derartige Zufälle doch fast nur, wenn sich die Vögel durch Dunkelheit oder dicht verholzten Stand geschützt wähnen, und bisher habe ich nur Haselhühner kurz vor mir auf breiten Waldwegen ziellos kreuz und quer herumlaufen sehen, ohne daß sie sich zum Abstreichen oder zum Verstecken in das Randgebüsch entschließen konnten. — Der balzende Auerhahn überstellt sich nicht selten, das heißt: er tritt einen anderen Ast oder Baum an oder wechselt ab zwischen der Balz zu Baume und der zu Boden. Dies Überstellen erfolgt in zwei verschiedenen und vom Jäger





Balz des Tetrao urogallus urogalloides in den Amurwaldungen.





Balz des Tetrao urogallus urogalloides in den Amurwaldungen.



wohl zu unterscheidenden Weisen. Dem mißtrauischen Überstellen geht das Einstreichen der stolzen Balzstellung voran; der vorher kurze, runde, aufgeblusterte Hahn wird plötzlich lang und glatt, äugt und horcht unter Kopfwendungen umher und marschiert gewöhnlich der Astspitze zu, von wo er mit einem Klatsch abstiebt, falls ihm nicht ein guter Schuß zuvorkommt. Er zieht dann auch weit fort und bricht die Balz ab, oder er nimmt sie doch erst nach längerem Pausieren wieder auf, wenn er sich auf dem neuen Einstande beruhigt hat, — für den Jäger freilich meistens zu spät, da alsdann das junge Morgenlicht leicht an ihm zum Verräter wird. Das mutwillige Überstellen dagegen charakterisiert sich als Ausfluß höchster Balzlust durch kurzes Überfliegen und oft überstürzend beschleunigten Balzgesang, lebhafte Balzstellungen nach Art des kollernden Puters, sowie durch nicht seltene Abwechslung zwischen Hoch- und Bodenbalz; solches Überstellen erfolgt manchmal drei- oder viermal nacheinander und am häufigsten in der Zeit der Hauptbalz (Mitte April). Da sich dann auch die Hennen mit lebhaftem Gocken und Hin- und Herstreichen an dem Balztreiben beteiligen, allenfalls endlich ein Paar sich zu nahe gekommene Hähne heftig kämpfen, so geht es dann bei der Hochzeitsfeier des sonst pathetischen und gesetzten Auerwildes kaum minder lebhaft zu als bei der des burlesken und leichtfertigen Birkwildes, und der Weidmann kommt oft vor lauter Nachspringen nicht zu Schuß.

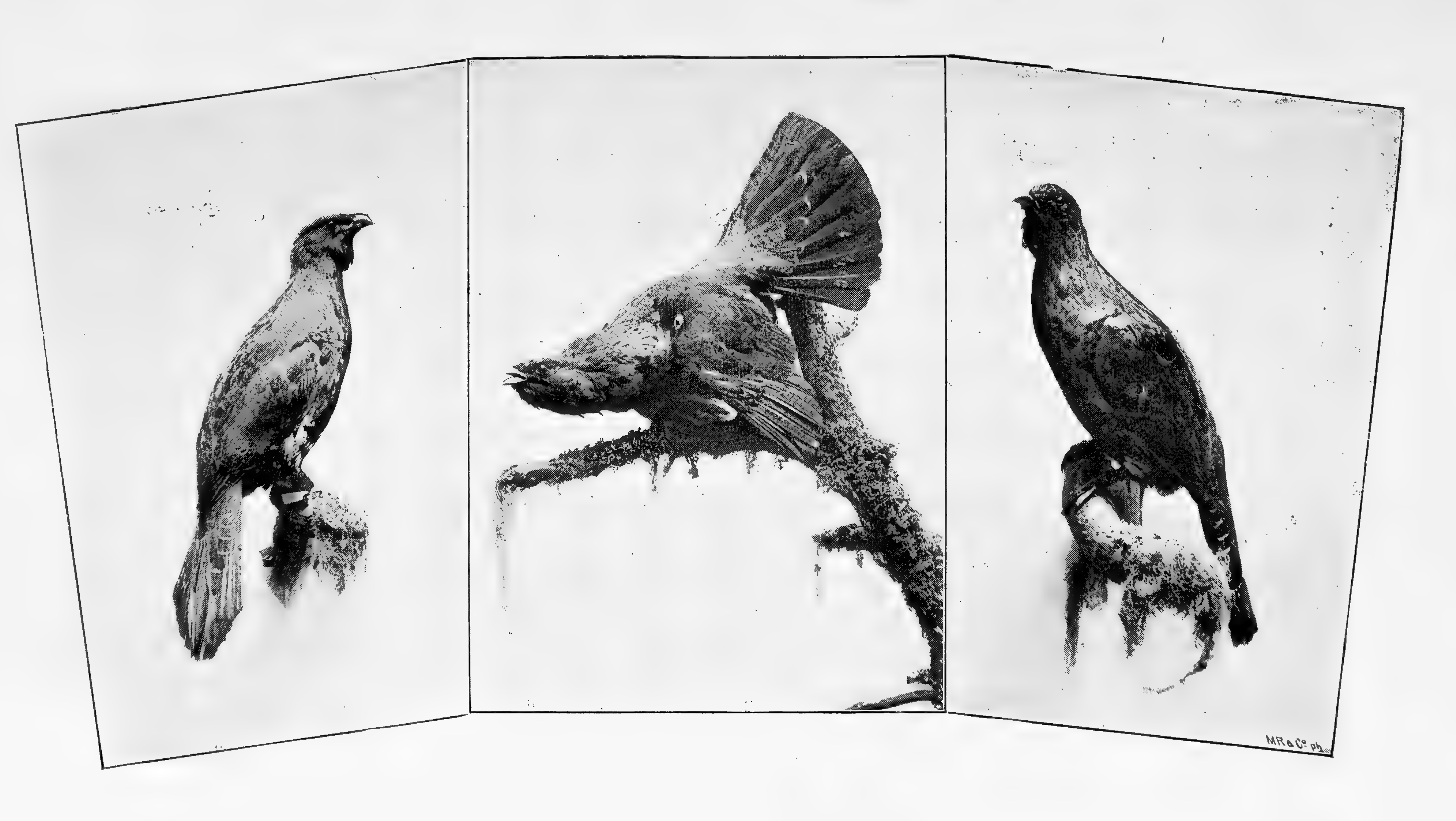
Die Balzstellung des Auerhahnes wird von Malern und Ausstopfern häufig durch Übertreibungen karrikiert. Thatsächlich sind zwei, im allgemeinen der des krähenden Haushahnes entsprechende Balzstellungen zu unterscheiden. Der Auerhahn streckt Kopf und Kragen steil und schlangenartig schlank in die Höhe (häufig noch mehr als auf unseren Bildern), sträubt den Kehlbart, senkt die gelüfteten Schwingen und fächert den leicht auf und ab bewegten, aufgerichteten Stoß; so gewöhnlich im Gipfel eines Baumes oder zu Boden stehend, wo er mit dem Kopfe nirgends anstößt. Zu Boden macht er alsdann beim Hauptschlag einen meterhohen Sprung in die Höhe oder seitwärts, läuft wohl auch einige Schritte hastig geradeaus oder drückt sich schleifend an den Erdboden. Bei der Baumbalz dagegen streckt er Kopf und Kragen zumeist horizontal oder selbst etwas nach abwärts aus, um nicht mit den höheren Ästen in Kollision zu geraten, und hält sich beim Schleifen ruhiger, sich allenfalls nur umdrehend. Die übrige Körperhaltung ist wie oben angegeben. Aber dazwischen giebt es verschiedene Übergangsstellungen; so kann er bei unlustiger Balz schmal und bewegungslos aussehen wie ein ausgestopfter Balg. Unsere Tafeln XIII und XIV geben die wesentlichsten Stellungen des balzenden Auerhahnes wieder, während die Tafel XV uns einen durch ein unzeitiges Geräusch seitens der Jäger „vertretenen" Hahn im „Abreiten" zeigt; vielleicht hat dieser seine Feinde auch nur im hellen Morgenlichte eräugt.

Es wird berichtet, daß die balzenden Auerhähne in Sibirien, wo die Balzjagd so gut wie gar nicht ausgeübt wird, gar nicht nach unten, nach dem Erdboden hin sichern, sondern nach den Ästen der nächsten Bäume, von wo sie allein das kletternde und fliegende Raubzeug der Gegend bedrohen kann.

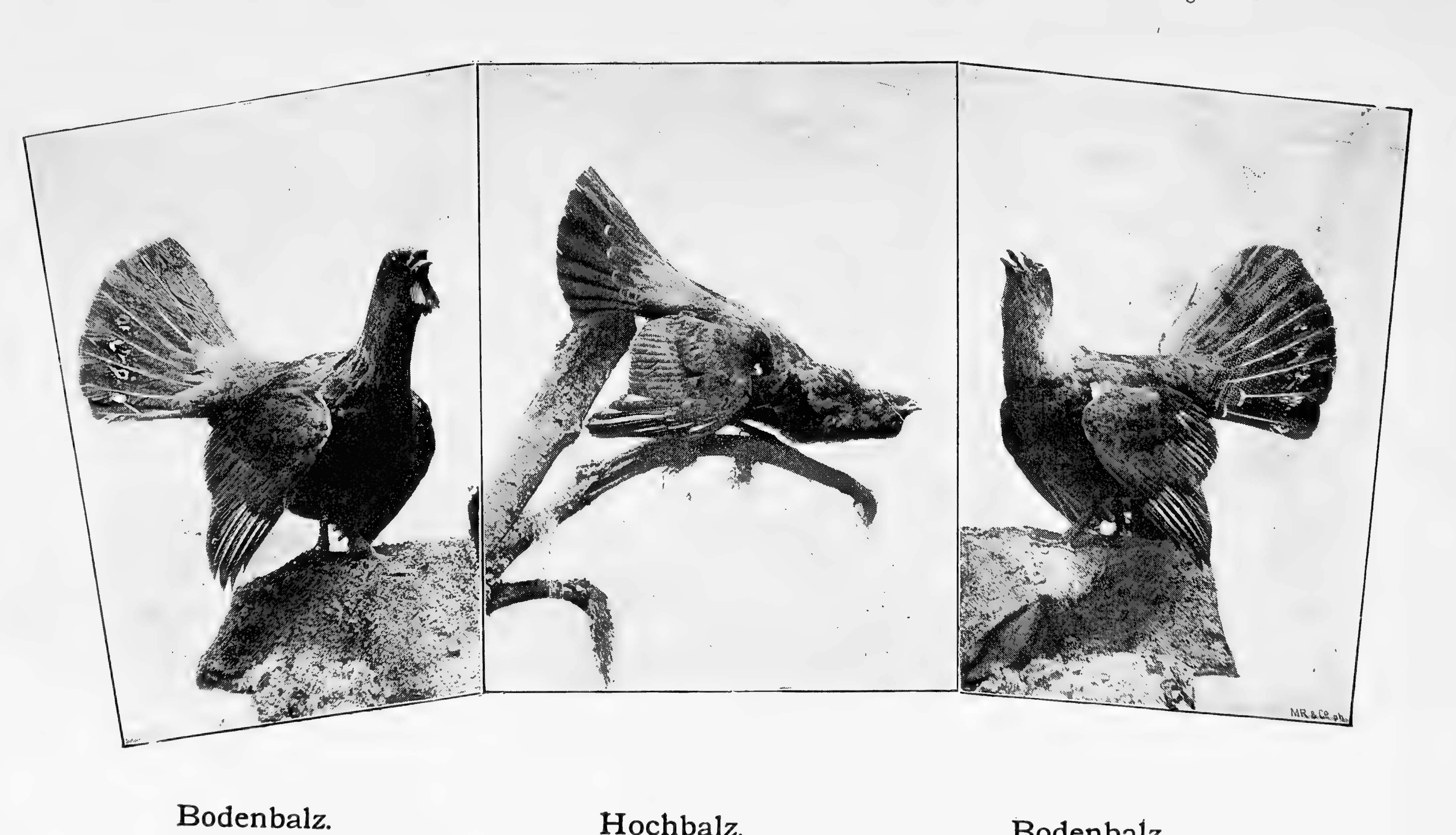
Es geht noch immer die Sage, die Balz finde bloß bei gutem Wetter statt. Dies ist ganz falsch, oder höchstens für die Zeit der Vorbalz zutreffend, während in der Hauptbalz, wenn also die Saison einmal voll im Gange, alle Tetraonen sich weder durch Sturm und Regen, noch durch Schnee und mäßige Kälte im Balzen irre machen lassen. Stets aber blieben meine Auerhähne stumm, wenn der betreffende Morgen ein Minus von 7° C. oder weniger brachte; hochnordische Hähne ertragen aber einen noch bedeutenderen Temperaturabfall ganz wohlgelaunt. Die Schwierigkeit für den Weidmann liegt nur darin, daß Waldesbrausen, strömender Regen, Tropfen der Bäume die verhältnismäßig leise Balzarie übertönt und er also an jagdgerechtem „Anspringen" gehindert ist. War jedoch der Stand des Hahnes ganz genau durch vorheriges Verhören ermittelt, so konnte ich gleichwohl während des heftigsten Sturmes oder Regens unter Wind in richtige Hörweite angehen und dann kunstgerecht „anspringen". Ich schoß so fünf oder sechs gut balzende Auerhähne bei einem Wetter, das den allermeisten Jägern einen Auszug zur Balzjagd hätte als verrückt erscheinen lassen. Fremde Erfahrungen bestätigen das Gesagte gleicherweise.

Einer gänzlich falschen Beurteilung unterliegt noch in den breitesten Schichten der Naturforscher und Jäger der Balzgesang und die dabei paroxysmenhaft auftretende Taubheit des Auerhahns. Seit Jahrhunderten schwätzt und schreibt einer dem anderen nach, daß letztere durch „geschlechtliche Ekstase, Liebestaumel, Liebeswahn, Sinnlosigkeit, Verzückung, Tollheit" des Vogels zu stande komme. Wer solches behauptet, hat die Balz entweder garnicht oder selbst in taumelndem Zustande beobachtet! Schon in meiner Monographie vom Jahre 1874 habe ich die Sache ganz anders dargestellt, und lasse hier meine Erklärung fast wörtlich folgen, wie ich sie möglichst kurz in meiner „Naturgeschichte"[1]) zusammengefaßt. Der Balzvers des Auerhahns muß genau wie der Gesang jedes anderen Vogels und wie der eines Menschen als Ausfluß von Wohlbefinden, Kraft, Lebensfreude, dabei als Ausdruck der Standesbehauptung beurteilt werden, der zugleich zur Anlockung des anderen Geschlechts dient. „Da eine Auerhenne — nach den Verhältnissen des Hühnerhofes zu schließen, — höchstens drei bis vier Copulationen bedarf, um ihre Normalzahl befruchteter Eier ablegen zu können, und die Begattungen auf dem Balzplatze außerordentlich selten beobachtet werden, kann überhaupt nur

[1]) Naturgeschichte der zur hohen Jagd gehörigen Tiere Mitteleuropas, Leipzig 1897, S. 134 ff.



Pausierend und sichernd. Hochbalz. Pausierend und sichernd.



Bodenbalz. Hochbalz. Bodenbalz.



Gedankenlosigkeit in allem, was der balzende Hahn thut und treibt, eine geschlechtliche Erregung als Motiv erblicken. Das Unikum in der gesamten Tierwelt, die Taubheit des Auerhahnes während des etwa drei Sekunden andauernden Schleifens, wodurch allein eine schußgerechte Annäherung des Jägers ermöglicht wird, beruht auch keineswegs auf jener „Seelentaubheit“, wie wir sie zuweilen am schreienden Hirsch, am eben würgenden Fuchs, an dem den Satzhasen verfolgenden Rammler, am rodelnden Birkhahn, an rucksenden Tauben, an wurmenden Schnepfen, an kämpfenden Tieren, ja selbst am „zerstreuten“ Menschen beobachten, sondern auf ganz bestimmten und besonderen, nur dem Auerhahne zukommenden anatomisch-physiologischen Verhältnissen. Die Auerhahntaubheit ist sonach — im Gegensatze zu den eben genannten Beispielen von Seelentaubheit — organischer Natur; andernfalls müßten doch alle Sinnesthätigkeiten mehr oder minder herabgesetzt werden und diese Herabsetzung müßte bei den verschiedenen Individuen doch auch verschiedenen Grades sein; endlich wäre nicht einzusehen, warum sie ausschließlich an die Momente des Schleifens gebunden auftritt. Freilich soll keineswegs geläugnet werden, daß das durch peinliches und wiederholtes Sichern gewonnene Gefühl des Unbedrohtseins, die Singlust, die Eifersucht, der Liebesdrang und eigenes Lautsein, neben dem beim Auerhahne überhaupt stürmischen Affektdrange, den Balzeifer anregen; sie thun dies jedoch nur als vorbereitende und unterstützende Momente, was die Taubheit betrifft. Daß jeder Auerhahn während jedesmaligen Schleifens in der That absolut taub ist, habe ich selbst, einer unzählbaren Menge anderer Zeugen zu geschweigen, an etwa hundertundfünfzig Auerhähnen durch Husten, Schreien, Astbrechen, Eisdurchtreten, polterndes Anspringen und sogar durch einige Fehlschüsse aus unmittelbarer Nähe auf das Bestimmteste konstatiert; dagegen besteht keine Blindheit in diesen Momenten, sondern nur mehr oder weniger Achtlosigkeit. Die Taubheit nun ist darin begründet, daß das heftig pressende Lautgeben im Schleifen, wobei nicht nur jede einzelne Feder des Vogels, sondern selbst der stärkste Standbaum der angelegten flachen Hand fühlbar erzittert, in einer „Schwellfalte“ beider Gehörgänge Blutstauungen macht, wie solche bekanntlich auch an und im Kopf pressender, hustender oder hornblasender Menschen entstehen. Am geschossenen Auerhahne läßt sich diese Schwellfalte, welche gleich einer schlaffen Warze an der hinteren Wand des Gehörganges herabhängt, mittelst der Pincette weit hervorziehen. Obwohl es Professor Schwalbe in Straßburg nicht gelang, diese Falte durch Injektion der Halsgefäße zur Erektion zu bringen, wobei namentlich der gefäßarme, harte Rand derselben der Füllung widerstand, so kann ich doch nicht daran zweifeln, daß jener Rand durch Schwellung der gefäßreichen Unterlage gehoben und dadurch der vorderen Wand des Gehörganges genähert wird, letzterer also eine wesentliche Verengerung erfährt. Zum förmlichen Verschlusse der Ohr-

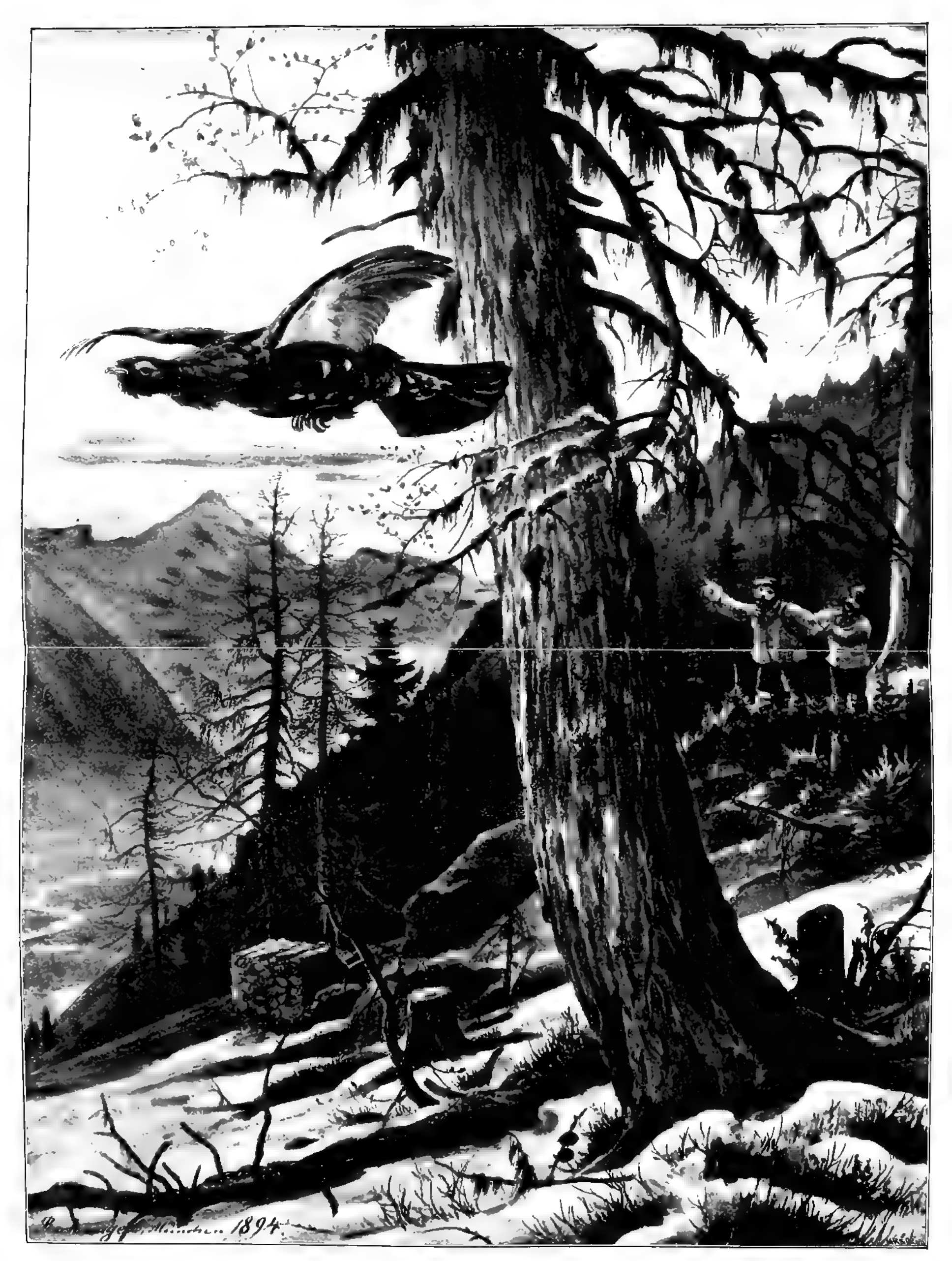
öffnungen aber wird diese Verengerung dadurch, daß bei weitem Öffnen des Schnabels — das ja stets das Schleifen begleitet, — ein 25 bis 27 mm langer, vom Unterkieferwinkel nach aufwärts streichender Knochenfortsatz, sich nach vorwärts bewegend, die Gehöröffnung noch dazu komprimiert. Besagter Knochenfortsatz, der Processus angularis (von mir als „auricularis“ beschrieben, wegen seiner Beziehung zum Ohre), ist als ein umgelagertes und umgeformtes Gehörknöchelchen zu betrachten. Bei dem stets hörfähigen Birkhahne ist er nur 6 mm, bei dem eben wie der Auerhahn Taubheitsparoxysmen im Schleifen unterworfenen Rackelhahne aber 14 bis 15 mm lang. Ich habe diese Funktion des Fortsatzes durch Einführung erweichten Wachses in das Ohr und energisches Öffnen des Schnabels sofort nach dem Schusse augenscheinlich bewiesen, indem dasselbe hierbei durch den Fortsatz bedeutend ein-, ja fast durchgeschnitten wurde. Den Schnabel vermag der Hahn bis zu einem Abstande der beiden Spitzen von 46 bis 47 mm zu öffnen. Somit sind die Ohren mechanisch geschlossen und die eigene Stimme des Hahnes (das scharf zischende Schleifen) braust ihm subjektiv so laut, daß er äußere Geräusche zu vernehmen unfähig wird. Dies Verhältnis können wir an uns selbst erhärten, indem wir die beiden Ohröffnungen mit den Fingern verstopfen und nun laut sprechen, wir werden dann ebenso taub sein wie der Auerhahn, aber ebenso wenig „sinnlos“ wie dieser. Alle übrigen Sinne, die Coordination der Bewegungen u. s. w. sind, wie man sich namentlich bei der Balz zu Boden, beim Überstellen während des Schleifens, bei mißtrauischen oder bei von ganz ungefährlichen Streifschüssen berührten Hähnen leicht überzeugt, vollkommen erhalten. Von Verzückung und Tollheit keine Spur! Wenn der Hahn im Herbste balzt, wo ja keine Hennen getreten werden, oder wenn er, offenen Schnabels blasend, auf den verbellenden Hund vom Baume herunterhaßt, ist er aus gleichem Grunde ebenso taub. Klappt er den Schnabel wieder zu, so vernimmt er so fein als je. Die Blindheit dagegen ist nur anscheinend und keineswegs konstant, wie es die Taubheit ist. Denn gewöhnlich ist es nur Unachtsamkeit, indem der schleifende Hahn den Kopf zumeist aufwärts streckt und daher nicht unter sich äugt; zuweilen schließt er in diesen Momenten allerdings die Augen oder zieht die Nickhäute vor. Wurde er jedoch mißtrauisch, so behält er während des hitzigsten Schleifens die verdächtige Gegend scharf im Auge und streicht sofort ab, wenn der unerfahrene Jäger eine Bewegung macht. Man hat auch niemals beobachtet, daß der balzend auf dem Boden herumlaufende Hahn blindlings an Baumstämme, Büsche oder Felsen im Schleifen angerannt wäre. Von meiner Auffassung abweichend wollen Dr. v. Graff und Prof. Eckstein einzig die Wirkung der Schwellfalte gelten lassen, während Schwalbe Lufteinpressung für wahrscheinlich hält, und Ewald nach seinen Versuchen an Tauben eine Zerrung des Trommelfelles und gesteigerten Druck des Gehirnwassers





Abgeritten!





Abgeritten!

als Grund der „Schwerhörigkeit“ annehmen zu sollen glaubt. Die Lufteinpressung scheint wieder mir höchst unwahrscheinlich, da der Auerhahn beim Schleifen den Schnabel (im Gegensatze zum kollernden Birkhahne) weit öffnet, und da auch Auerhähne mit durchschossener Luftröhre während ihres rudimentären Schleifens taub waren, und wenn der Druck des Gehörwassers die vermutete Wirkung hätte, müßte doch wohl jeder singende Vogel taub sein. Ich halte darum an meiner Erklärung dieses außerordentlichen Phänomens fest, bis Anatomen oder Physiologen auf Grund eigener Erfahrungen auf dem Balzplatze und fester Untersuchungsresultate uns eine sichere anderweitige Auslegung bieten werden.“

Selten balzen Auerhahn oder Birkhahn zu anderen Tagesstunden als in der Morgen- oder Abenddämmerung, während man den erregten Haselhahn ebensowohl des Vor- als des Nachmittags in seiner Balzstellung kann umhertänzeln sehen. Letzterer paart sich bekanntlich im Herbste seine Henne für Lebenszeit an, balzt aber auch wie die übrigen Tetraonen erst im Frühjahre. Erstere beiden balzen ungemein häufig im Herbste, in allen Monaten von Mitte August ab. Jedoch beteiligen sich die Weiber nicht an solchen Spielen, und auch die Hähne balzen kürzer, mit Unterbrechungen, sich häufig dabei unruhig hin- und herüberstellend und namentlich gegen einander sehr streitsüchtig. Es dürften solche Herbstsänger Hähne sein, welche jetzt nach überstandener Mauser in neuem Vollgefühle der Kraft oder in Erinnerung an den Liebesfrühling musizieren, oder Jünglinge, welche die Balzarie studieren, oder endlich solche Individuen, welche aus dem oder jenem Grunde (Abkämpfen, Hennenmangel, Krankheit, Verwundung) nicht zu rechtzeitiger Begattung gelangten und darum nochmals hitzig wurden. Analoge Erscheinungen bieten unzeitgemäß brunftende Säugetiere, die allherbstlich zu beobachtenden Kämpfe der männlichen Kleinvögel, ja das wiederholte Blühen der Pflanzen unter besonderen Umständen. Der Haselhahn folgt fast das ganze Jahr hindurch der Locke des Jägers. Der herbstlich balzende Auerhahn ist im Schleifen ebenso gehörlos wie der Frühjahrssänger, nur kann er wegen der schon erwähnten Unruhe nicht mit gleicher Sicherheit bejagt werden wie letzterer.

Birk- und Haselhuhn wissen sich den Angriffen der Raubvögel teils durch ihre Flüchtigkeit, teils durch erleichtertes Verbergen besser zu entziehen als das trägere und auffälligere Auerwild. In förmlich kopfloser Flucht, selbst vor den kleineren Falkenarten, wurde solches nicht selten weit versprengt, bis es erschöpft in Gewässer abstürzte, sich durch stürmisches Anfliegen an Baumstämme und selbst an Hausmauern tödlich beschädigte oder, die sonderbarsten Verstecke (in Sennhütten, Viehställen, sogar in Kaminen oder Kellern volkreicher Städte) annehmend, in die erbarmungslosen Hände des Menschen fiel. Der stürmische sechste Sinn trieb wiederholt verwittwete Hähne wie Hennen zum frechsten Eindringen in Hühner-

höfe, sich Trost bei zahmem Geflügel zu suchen. Endlich werden auch die eifersüchtigen Kämpfe um die Herrschaft auf dem Balzplatze, wie ich bereits in Nr. 1, 1899, dieser Zeitschrift berichtete, mit einer Wut ausgefochten, welche manchmal alle Zurechnungsfähigkeit ausschließt. Von all' diesen Fällen ist jedoch noch die Kategorie der sogenannten „verrückten" Hähne zu sondern. Das sind Hähne, welche durch nachweisbare Kopfkongestionen, Ausschwitzungen in die Hirnhäute, Schuß- oder Kampfwunden des Schädels in einen entschieden krankhaften Zustand versetzt sind, der sie zu rücksichtslosen, ihre Sicherheit völlig preisgebenden Angriffen auf Menschen und Haustiere antreibt. Öfter schon wurden solche Wüteriche mit Händen ergriffen und wiederholt ergriffen, gingen aber stets entweder infolge ihres Krankheitsprozesses oder durch beharrliche Nahrungsverweigerung oder endlich durch stürmisches Schlagen und Anrennen bald zu Grunde. Letzteres thun überhaupt gefangene Stücke sehr leicht; sie sind von unberechenbarer Schreckhaftigkeit: ein beim Käfige bellender Hund, ein vorbeitrabendes Pferd, Aufziehen von Heubündeln vor dem Fenster, ja ein rascher Wolkenzug vor dem Vollmonde und dergleichen veranlaßte gefangenes Auerwild zu unmittelbar tödlichem Anstoßen. —

Bezüglich der interessanten Wiederbesiedelung Schottlands mit Auerwild, das seit dem Jahre 1760 von den britischen Inseln absolut verschwunden war, habe ich in der Jagdzeitung „Wild und Hund" (1899, Nr. 5 und 6) und früher schon im „Zoologischen Garten" (1888, S. 33 ff.) Mitteilung gemacht; es sei darum hier dahin verwiesen. Höchst interessant ist dabei, daß man die im Käfige erzielten Auerhuhneier in die Nester der dort zahlreich frei brütenden Birkhennen praktizierte, wodurch die Küchlein die allerbesten Stiefmütter gewannen.

Mehrfach habe ich die Überzeugung ausgesprochen (so besonders in den württembergischen Naturwissenschaftlichen Jahresheften, 1882, S. 284, sowie im „Weidmann" vom 6. Januar 1893), daß ehedem, vor den enormen Aufforstungen seit dem Anfange unseres Jahrhunderts auch im Schwarzwalde, dem es seit Menschengedenken fehlt, das Birkhuhn Standwild gewesen sei, und diese Überzeugung auch mit einigen Litteraturnachweisen gestützt. Jetzt sind der kahlen, moorigen, buschreichen Halden und Hochebenen zu wenige geworden und die gebliebenen sind zu kleinen Umfanges, als daß der Tetrix sich hier wohl fühlen könnte. Da bleibt es doppelt interessant, daß nunmehr bereits seit einigen Jahren zwei Birkhähne am „Wilden See" dauernd Stand genommen haben, einem wildeinsamen, durch einwandernde Pflanzen mehr und mehr eingeengten Hochmoorsee bei Wildbad. Hennen wurden niemals angetroffen, auch nur einmal eine kurze Balz des einen Hahnes vernommen. Ich halte dieselben für zwei uralte, sich auf

diesem Buenretiro zur Ruhe setzende Einsiedler wohl aus dem Odenwalde, vielleicht aus den Vogesen stammend.

Aus importierten schwedischen Stämmen hervorgegangenes Birkwild brütet jetzt im nördlichen Amerika (Newfoundland) zahlreich frei.

Allgemein wird angenommen, daß das Birkwild langsamer in seiner Entwicklung sei als das Auerwild, ein Punkt, der mir der Nachprüfung noch sehr bedürftig scheint. In mittleren Breiten und Höhen fällt seine Balzzeit zwar mit der des Urogallus zusammen; im Hochgebirge und im hohen Norden aber, wo eben der Frühling auch verspätet eintritt, balzt Tetrix etwas später. Seine Jungen sollen ferner später beflogen und selbständig werden als die der verwandten Arten und seine Mauser erst Mitte oder Ende September beendet sein. Die Luftröhrenschleife fehlt dem, die sonstigen Absonderlichkeiten mit dem Auerhahne teilenden Birkhahne. — Ihre augenscheinlich meist ansehnlichere Stärke und glänzendere Ausfärbung verdanken die Hochgebirgshähne, den Moorhühnern gegenüber, sicher nur dem gewöhnlich erreichten höheren Alter. Albinismus ist beim Birkgeflügel häufiger als beim Auer- und beim Haselgeflügel. — Beim Kollern oder Rodeln preßt der Birkhahn mit Anstrengung Luft ein, welche durch die bekannten Öffnungen der Vogellunge in den ersten Luftsack übertritt und diesen derart aufbläht, daß man, wenn der Hahn zwischen der Soune und dem Beobachter steht, den dünnbefiederten Hals gleich einer rosenroten, durchscheinenden Blase erblickt, in deren Mitte die dunkle Wirbelsäule erkennbar wird. Wird der Hahn in diesem Momente geschossen, so erhält sich nach Ludwig diese, von Sterger zuerst erwähnte Blase noch lange, indem die eingepreßte Luft nur allmählich entweicht. Auch die beim Birkhahne relativ größten und tetronerythrinreichsten Rosen, die sich beim Balzen auf dem Scheitel fast berühren, kollabieren am geschossenen Vogel sehr allmählich.

Daß es echte Schneebirkhähne, also Bastarde zwischen Birk- und Schneehuhn, gebe, ist unzweifelhaft. So ist z. B. ein solcher bei Lloyd (zu S. 136) in Farbendruck abgebildet und zeigt, obwohl kleiner als ein Birkhahn, bedeutendere Größe als das Moorschneehuhn, eine kleine Rose, kurzen Schnabel, deutlich gegabelten Stoß, vollkommen befiederte Läufe und Zehen, ein schwärzliches Brustschild und schwärzlichgraue Rückenseite vom schwarzen Schnabel bis zu den oberen Stoßdecken (diese eingeschlossen), schwarzen, weißgesäumten Schwanz, einen kurzen, schwärzlichen Längsstrich hinter den Augen, endlich dunkelbraune Federn in das sonst ganz weiße Gefieder eingesprengt, an Kinn, Vorderhals, Brustseiten, Bauch und Flügeldecken. Die großen Schwungfedern sind schwarzgeschäftet und teilweise bräunlich. Leider sind auf dem Bilde die Unterstoßdecken nicht sichtbar. Nach Lloyd sind lediglich Exemplare im Winterkleide bekannt geworden. Dagegen sah

ich in Sammlungen ein Paar als „Schneebirkhähne" etikettierte Vögel, welche ich ihrer bedeutenden Größe, den nackten Zehen, dem vorstehenden Unterstoße nach als noch unausgefärbte, etwas albinotische, junge Birkhähne ansprechen mußte.

Alle Waldhühner verkehren viel auf dem Erdboden, dem sie ja einen wesentlichen Teil ihrer Äsung entnehmen, auf dem sie sich hudern, auf dem sie brüten und oft auch ruhen. Die Nachtruhe nimmt das Auer- und Birkwild, auch das Haselhuhn, fast stets und überall zu Baume und nur im hohen Norden, auf dem Sturm preisgegebenen Höhen und in schneereichen Lagen nächtigen alle mehr oder minder ausschließlich zu Boden, unter Wettertannen, Felsen oder an Buschwerk geschmiegt, ja sie lassen sich selbst tief verschneien und kommen erst bei Nachlaß des Unwetters aus ihren Schneegruben wieder hervor. Das Alpenschneehuhn, ohnedies erst im Winter tiefer herab in die Baumregion wandernd, bleibt stets parterre, während das Moorschneehuhn gar nicht selten baumt, um Knospen, Beeren und zarte Rinde zu äsen, und um in Ruhe den winterlichen Sonnenschein zu genießen.

Haselhühner, Moor- und Alpenschneehühner leben, im Gegensatze zu den polygamen Auer- und Birkhühnern, in Einzelehe, welche freilich bei den erstgenannten kleine Treulosigkeiten nicht ausschließt. Denn während seine Henne schon brütet, treibt sich der Hahn noch balzlustig in der Gegend umher und erweiset sich gegen etwa willfährige Hennen, die ihm dabei begegnen, nicht ungalant. Das numerische Überwiegen der Männchen und das fast völlige Verschwinden jedes sexuellen Dimorphismus bei diesen Spezies weist schon a priori auf Monogamie und Beteiligung der Hähne bei der Brutpflege hin. Bezüglich der Schneehühner bestand ohnehin kein Zweifel und Zwiespalt der Meinungen darüber und mit Valentinitsch dürfen wir annehmen, daß auch bezüglich der Haselhühner die lange ventilierte Streitfrage in diesem Sinne definitiv entschieden sei. Die Entscheidung schwankte deshalb so lange, weil der Haselhahn in seiner Kette schwer zu erkennen ist, da der ihn auszeichnende schwarze Kehlfleck erst Ende August wieder zu erscheinen pflegt, nachdem die ihn deckenden bräunlichen Federränder abgestoßen sind. Der Hahn vereinigt sich übrigens erst dann mit seiner Familie, wenn die Jungen — was freilich schon etwa zehn Tage nach ihrem Ausfallen möglich — baumen können. — Die mitteleuropäische Form des Haselhuhnes ist stärker an Leib, mehr braun im Gefieder und hat nacktere Tarsen als dessen nördliche und nordöstliche Form, die zu mehr grauer Gesamtfärbung auch mehr Weißfleckigkeit zeigt. Dazu kommt eine dritte östliche Form „griseïventris" Menzbier's.

Über die Umfärbung der Schneehühner werde ich in einem späteren Artikel in diesen Blättern berichten, ebenso auch über das frühere Vorkommen des Moorschneehuhns in unserem Schwarzwalde.

Wir blicken nun auf ein reiches und für viele gewiß ungeahnt reiches, die Tetraonen einigendes und trennendes Material zurück, das thatsächlich feststeht, doch aber — wie jedes Forschungsresultat — immer wieder neue Fragen eröffnet: ein Weg, der sich in unzählige weitere spaltet, von welchen jeder zu neuen Stationen den Forscher führen kann und Gewinn verheißt. Und das ist ja mit Bestimmtheit zu hoffen, daß Erfahrung und Wissenschaft nicht bei dem schon Erreichten raste, sondern alle die Haupt- und Seitenwege durchleuchtend erforsche. Der Arbeitsteilung ist hier noch vieles zu überweisen. Also immer ans Werk!

Ornithologisches aus dem Zoologischen Garten zu Hannover.

Von Dr. Ernst Schäff.

Nicht über die gefangenen Vögel des von mir verwalteten Zoologischen Gartens beabsichtige ich Mitteilungen zu machen, sondern über die frei in ihm lebenden, seien sie nun Brutvögel oder bloß Besucher, möchte ich einige Beobachtungen niederlegen. Wenn es auch nicht viel ist, so dürfte doch vielleicht einiges Interesse erregen.

Der hiesige Zoologische Garten ist eingerichtet auf einem etwa fünfunddreißig Morgen großen, der Stadt nahe gelegenen, jetzt sogar fast von ihr erreichten Teil des umfangreichen städtischen Forstes, die Eilenriede genannt. Wegen dieser Lage erfreut er sich der Niederlassung oder des kürzeren oder längeren Besuches mancher Vogelart, welche anderen, mehr und näher vom Stadtgetriebe umbrandeten Gärten fern bleiben. Eine Aufzählung aller hier beobachteten Vogelarten hat nicht viel Zweck, ich will aber kurz die Brutvögel nennen. Es sind: Nachtigall, Rotkehlchen, Garten- und Hausrotschwänzchen, Sing- und Schwarzdrossel, Fitis, Waldlaubsänger (?), Mönchs-, Zaun- und Dorngrasmücke, Schwanz-, Blau- und Kohlmeise, Kleiber, Baumläufer, weiße Bachstelze, Goldammer, Buchfink, Haus- und Feldsperling, Star, Trauer- und grauer Fliegenfänger, Rauchschwalbe, großer Buntspecht. Von interessanteren Gästen nenne ich z. B. den Eisvogel, den ich im Winter mehrmals an unseren Teichen traf. Ganz besonders überrascht war ich, als ich vor zwei oder drei Jahren eines Morgens zu Anfang des Herbstes an einem Teich den Ruf des Flußuferläufers (Totanus hypoleucus) vernahm und gleich darauf zwei der hübschen Vögel, von Schwalben verfolgt, über dem Teich hin und her fliegen sah. Leider dauerte dieser seltene Besuch nur kurze Zeit, denn bald entschwanden die auf dem Zuge befindlichen Wanderer.

Budytes flavus kommt regelmäßig zur Zugzeit im Frühjahr und Herbst, brütet aber im Garten selbst nicht.

Kernbeißer und Grünlinge stellen sich in kleinen Scharen jeden Herbst ein, um sich an den Samen der Hainbuchen gütlich zu thun. Goldammern treffen oft vierzig bis fünfzig Stück ein, sobald der erste Schnee fällt. Zeisige, Birkenzeisige und Bergfinken habe ich einige Male in früheren Wintern bemerkt. Regelmäßiger Besucher war in diesem Winter ein Sperber, meist ein Weibchen, seltener ein Männchen. Selbst vor ersterem hatten unsere freifliegenden Haustauben wenig Angst; ich habe es auch stets nur nach Spatzen jagen sehen. Vor einigen Jahren stieß ein Sperber nach einem Sperling von oben in eine mit ziemlich weitmaschigem Geflecht bedeckte Voliere hinein, aus der er den Ausweg nicht mehr fand.

Durch das aufgeregte Wesen eines Jagdfalken aufmerksam gemacht, entdeckte ich in diesem Winter auf einer hohen Eiche neben der Voliere des eben genannten Falken einen Bussard, den ich wegen seiner Färbung für einen Rauhfuß hielt. Da ich für meine in der Nähe frei auf einem Teich befindlichen Braut- und Mandarinenten fürchtete, holte ich mir aus meiner Wohnung eine Flinte und schoß den Bussard herab, der sich dann leider als Mäusebussard entpuppte. Es war offenbar ein nordisches Exemplar, denn ein hiesiges hätte meine Annäherung nicht so ruhig ausgehalten.

Auf hoch in der Luft schwebende Raubvögel machen mich meistens die Hühner, Enten, Kraniche 2c. aufmerksam, die ihre selbst in bedeutenden Höhen befindlichen Feinde wahrnehmen und durch die schiefe Haltung des Kopfes beim Aufwärtssehen anzeigen.

Die vorhin erwähnten Haustauben sitzen hier täglich stundenlang in den Bäumen, eine Gewohnheit, die manchmal als etwas Merkwürdiges hingestellt wird.[1])

Der im allgemeinen nur als Futter für kleine Raubvögel und Raubsänger im geschossenen oder gefangenen Zustande geschätzte Spatz macht sich im Sommer ausnahmsweise nützlich durch eifriges Vertilgen von Tortrix viridana, die hier in den Eichen oft recht lästig wird. An mehreren Eichenstämmen befinden sich freistehende Spatzennester, obwohl es sonst an Nistgelegenheiten nicht fehlt.

Die Freude, durch zahlreiche Nistkästen, die ich teils selbst anfertigen ließ, teils vom hiesigen Vogelschutzverein zum Aufhängen erhielt, eine große Zahl von Staren angezogen zu haben, wurde mir etwas vergällt durch die Manier mehrerer Stare, die Einfassungspflanzen eines Teppichbeetes fortgesetzt auszureißen und in den Brutkasten zu tragen. Der Name der Pflanze ist mir im Augenblick entfallen; ich weiß nur noch, daß sie starken Geruch hatte. Sollte sich diese eigentümliche Neigung bei den Vögeln in diesem Jahr wieder bemerkbar machen, so werde ich genötigt sein, die Nistkästen in der Nähe des Beetes fortzunehmen.

---

[1]) Dasselbe sah ich im Februar im Dresdener Zoologischen Garten.
Carl R. Hennicke.

Ein junger Kuckuck wurde vor zwei Jahren im Garten von Bachstelzen aufgefüttert. Als er flügge war, ließ ich ihn einfangen, doch lebte er trotz sorgfältiger Pflege nur einige Wochen.

Die großen Buntspechte holen sich in der kalten Jahreszeit mit Vorliebe Brotkrumen von den Wegen und Brotstückchen aus den Futtertrögen von Nagetieren u. s. w. Ein Exemplar sah ich mit einer daumengroßen Brotrinde an einen Baum fliegen, sie hier einklemmen und eifrigst bearbeiten.

Einen wahren Sammelplatz für Meisen, Finken, Spechte, Kleiber u. s. w. bildet eine Ecke des Wirtschaftshofes, wo der aus dem Vogelhause entfernte beschmutzte Sand der Käfige angehäuft wird. Er pflegt mancherlei Überbleibsel von Futter zu enthalten, wie Hirse, Kanarien- und Hanfsamen, blauen Mohn, Rübsen, Sonnenblumenkerne u. s. w.

Ein Schwanzmeisenpaar hatte vorigen Sommer hoch oben in die Astgabel einer wohl vierzig Fuß hohen Eiche gebaut. Der Häher, der trotz möglichst intensiven Abschusses meinerseits doch immer aus dem Walde einmal herein kommt, zerstörte leider das Nest. Ebenso wurde meine Freude über die Ansiedelung eines Nachtigallenpärchens durch die unheilvolle Thätigkeit einer Katze zu Wasser. Vor diesen Räubern kann man sich bei der Lage des Gartens nie ganz schützen. Wie weit die Dreistigkeit solcher verwilderten Katzen geht, beweist ein Fall, in dem ich sah, wie am hellen Nachmittage im vorigen Winter so ein Raubtier eine ausgewachsene Silbermöve zerriß. Es vertiefte sich so in diese Arbeit, daß ich mir ein Tesching holen und ihm zu dem Braten ein Gericht Bohnen servieren konnte, von dem der Kater freilich an einer einzigen blauen genug hatte. Beiläufig erwähnen will ich noch, daß auch der Iltis uns häufig mit seinen Besuchen beehrt, sodaß wir in einem Jahre nicht weniger als neun Stück mit Fallen und Hunden erbeuteten.

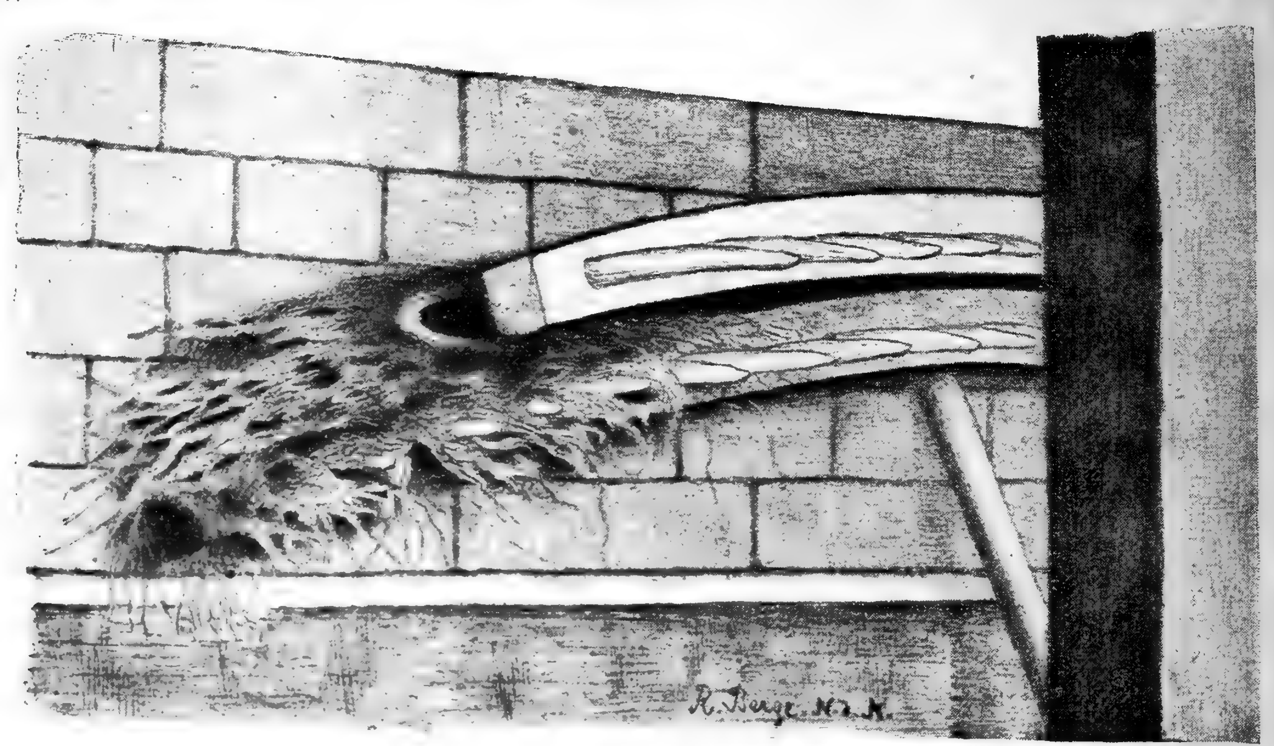
Amselnest in einem Schuppen.

Von Robert Berge.

(Mit einer Textillustration.)

Zu dem Kapitel der ungewöhnlichen Niststellen sei folgende Mitteilung über ein Amselnest (Merula merula) beigesteuert, das sich im Hintergrunde eines geräumigen Gerätschuppens auf einem schräg an die hinten befindliche Mauer gelehnten großen Feldrechen angelegt fand. Der Schuppen stand einsam am Ende eines in einiger Entfernung mit großen Obstbäumen und an dem Zaun mit Gesträuch besetzten Dorfgartens in der Umgegend von Zwickau, welcher kein weiteres Amselpärchen beherbergte. Es bot sich anscheinend also in der Nähe aus-

reichende andere Nistgelegenheit dar, und man konnte zunächst nicht recht einsehen, warum das Paar die sonstige Gepflogenheit verlassen und sich grade an dem bezeichneten Platze angesiedelt hatte. Bei genauerer Betrachtung erschien es indes nicht unwahrscheinlich, daß die Amseln in dem ohnehin lückigen Strauch- und Baumbestande von Kindern oder Katzen beunruhigt oder gestört wurden und infolgedessen in der dunklen Tiefe des Schuppens Zuflucht gesucht haben mochten.



Letzterer war nach zwei Seiten bis auf die stützenden Säulen gänzlich offen, während von den beiden anderen Seiten die eine durch eine Bretterwand und die andere durch die hohe Grenzmauer des Grundstückes abgeschlossen ward. An letzterer stieg das aus einer mit Pappe belegten Verschalung gebildete Dach etwa 3 m hoch auf und senkte sich nach der vorderen offenen Seite ungefähr um 0,5 m. Das Innere war mit allerhand Ackergeschirr, wie Pflügen, Eggen, Krümmern, Karren, Wagen u. s. w. angefüllt, die in der betreffenden Jahreszeit meist unbenutzt stehn gelassen werden und den Zugang zu dem Neste versperrten. Über dem Rechen lag noch ein zweiter von derselben Beschaffenheit, hinter welchem sich die Nestmulde in vortrefflicher Deckung befand, während der aus dichten, in der üblichen Weise mit Erde durcharbeiteten Stengeln, Wurzeln, Gras und Laub ausgeführte, ungewöhnlich umfangreiche Unterbau weit hervortrat und dabei ganz den Eindruck eines bedeutungslosen Genisthaufens hervorrief. Die Höhe des Nestes erreichte vom Boden aus ungefähr 1,5 m. Die Amseln, welche trotz ihrer gerühmten Klugheit bekanntlich mitunter recht unvorsichtig bauen, legten hier ohne Frage eine große Geschicklichkeit und Umsicht an den Tag, bis auf das Zu- und Abfliegen, das, weil es über eine Strecke freien Rasen und den Raum des Schuppens ungedeckt erfolgen mußte, durch die Größe der schwarzen Körper leicht zum Verräter

werden konnte und vielleicht auch geworden ist. Denn die fünf Eier, welche das Nest den 22. Juni enthielt, fand ich am folgenden Tage zerstört. Von ihrem Inhalt konnte nichts mehr entdeckt werden, und nur leere Schalen lagen zertrümmert da. Vermutlich hatte ein Raubtier die Eier bemerkt und aufgezehrt. Unter diesen Umständen blieb mir nichts mehr übrig, als an Ort und Stelle noch die beistehende Skizze zu entwerfen.

Winterliche Beobachtungen während der Zeit vom 1. November 1898 bis 8. Februar 1899.

Von Fr. Lindner.

Von dem, was der Ornithologe sonst wohl unter „winterlichen Erscheinungen in der Vogelwelt“ versteht und sucht, ist bis jetzt herzlich wenig zu finden gewesen. Könnte man doch nach bekanntem Muster behaupten: „Dieser Winter ist kein Winter“, oder doch nur ein sogenannter „grüner Winter.“ Kürschner und Schlittschuhhändler haben bis jetzt ein sehr schlechtes Geschäft gemacht. Der „Eisverein“ hat bislang seine geplanten Veranstaltungen „zu Wasser“ werden lassen müssen, die wiederholt angesagten internationalen Wettläufe des oberharzer Skiklubs mußten eben so oft wieder abgesagt werden aus Mangel an Schnee. In aller Eile haben in den letzten acht Tagen des Februar die Eiskellerbesitzer ihre Keller mit Eis, das ein „rarer Artikel“ werden zu wollen scheint, notdürftig gefüllt, und über Nacht ist Eis und Schnee fast ganz verschwunden. Kein Wunder, daß es da auch mit den ornithologischen Beobachtungen recht kümmerlich aussieht. Denn unsere heimischen Zugvögel sind nach dem wärmeren Süden gezogen; den Ersatz aber an nordischen Gästen, den harte und strenge Winter uns sonst bringen, haben wir bis jetzt noch nicht erhalten. Selbst die gewöhnlichsten und häufigsten Erscheinungen, Bergfinken und Rauhfußbussarde, wurden bis jetzt nicht bemerkt und die Gäste, die sich zeigten: Zeisige, Wacholderdrosseln und Tausende von Nebelkrähen, sind nicht so weit her, als daß sie sonderliche Hochachtung in Anspruch nehmen könnten. Nun, es hat ja auch sein Gutes, einmal mit recht bescheidenen Verhältnissen rechnen zu müssen; man lernt dann sich auch über weniges freuen und dem Geringen größere Aufmerksamkeit schenken.

Hier mögen denn die Notizen aus meinem ornithologischen Tagebuch folgen, die vielleicht wert sind, in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Während des sehr milden Novembers hielt sich in meinem großen Garten, der auf der ganzen Nordseite gegen die benachbarten, mit alten Obstbäumen und Hecken versehenen sogenannten „Wallgärten“ durch den Rest der uralten Stadtmauer abgegrenzt wird, noch ein einzelner Plattmönch (Sylvia atricapilla L.)

auf. Es war ein Weibchen, wie nicht nur die braune Kopfplatte, sondern auch die Sektion ergab. Da nämlich weder anzunehmen war, daß dieser doch ziemlich zarte Singvogel, der sich jetzt noch von den reichlich vorhandenen Holunderbeeren nährte, hier den Winter überstehen, noch auch, daß er nun noch die Reise nach dem Süden antreten oder glücklich vollenden werde, so entschloß ich mich, am 12. November ihn für meine Sammlung, die der später zu veröffentlichenden „Ornis des Fallsteingebietes“ mit zu Grunde gelegt werde soll, zu erlegen. Die Magen- und Darmuntersuchung ergab als ausschließliche Nahrung Holunderbeeren, deren tintenschwarzer Saft den Verdauungstraktus erfüllte und die Exkremente schwarz färbte.

Bei einem Ausflug nach dem nicht nur landschaftlich sehr hübsch gelegenen, sondern auch ornithologisch interessanten Dursheim am 16. November sah ich im Parke des Herrn Kammerherrn Ph. v. Gustedt an einem zum großen Teil mit Schilf bestandenen kleinen Teiche, an welchem die „Aue“ vorüberfließt, noch ein getüpfeltes Sumpf- oder Rohrhuhn (Ortygometra porzana [L.]). Aufgescheucht flog es eine Strecke über das Wasser mit herunterhängenden Beinen, um alsbald im Dickicht des Schilfes zu verschwinden. Auch dieser sonst bis Ende Oktober abziehende Zugvogel hatte sich durch die milde Witterung zum Dableiben veranlaßt gefühlt. — Am 27. November strich durch meinen Garten ein prachtvolles Männchen des feuerköpfigen oder Sommer-Goldhähnchens (Regulus ignicapillus Chr. L. Brehm). Daß vom Sommergoldhähnchen gar manche auch im Winter bei uns bleiben und wie die Wintergoldhähnchen teils mit teils ohne Gesellschaft von Meisen in einem größeren Revier umherstreichen, ist schon öfters beobachtet und bei der nahen Artverwandtschaft mit Regulus regulus ja auch nicht verwunderlich.

Im Dezember und Januar hielten sich an der mit Ebereschen- und Elsbeerenbäumen bepflanzten Strecke der Chaussee zwischen Osterwieck und Berssel viele Hunderte von Wacholderdrosseln (Turdus pilaris L.) auf, die den reichen Beerenvorrat plünderten und abends unter großem Lärm südöstlich nach dem Harze zu zu den Schlafplätzen abzogen, um am anderen Tage sich wieder am „Tischlein deck dich“ einzustellen. Einige wenige wurden an der Ilse im Dohnenstieg gefangen. Unter den in den Dohnen gefangenen Vögeln war auch am 5. Januar ein Star (Sturnus vulgaris L.). Ob es sich in diesem Falle um ein überwinterndes, oder, was weniger wahrscheinlich, um ein schon wieder aus dem Süden zurückgekehrtes Exemplar handelte, wird kaum entschieden werden können; am 19. Januar zeigte sich der erste kleine Schwarm Stare; sie rasteten mit den hier ansässigen Dohlen auf den Turmknöpfen und Fahnen der hohen Stephanikirchtürme, sind aber seitdem nicht mehr bemerkt worden. Vielleicht waren auch sie nicht frühzeitig

zurückkehrende Ankömmlinge, sondern Überwinterer. Leider fiel der Schießlust eines jungen Ökonomen eins von den beiden Exemplaren des herrlichen Eisvogels (Alcedo ispida L.), der schon seit einer Reihe von Jahren an unserer Ilse recht selten geworden ist, zum Opfer. Nach meiner Meinung würde auch der strengste gesetzliche Schutz nicht viel helfen gegen die Ausrottung unserer farbenprächtigen Vögel. Wo kein Kläger, da kein Richter; und wo in aller Welt ist denn jemals ein Jäger bestraft worden, weil er eine Eule oder einen Bussard, also Vögel, die doch unter gesetzlichem Schutz stehen, geschossen hat? Obwohl solches verbotenes Schießen — selbst von ornithologisch gebildeten Vogelschutzvereinsmitgliedern! — bei jeder Gelegenheit vorkommt, bleibt es immer straffrei. Der einzig wirksame Schutz ist nicht eine Sammlung toter Gesetzesparagraphen, sondern die lebendige Liebe, der zartfühlende Natursinn, das innige Mitgefühl und die sinnige Freude an den lebenden Geschöpfen, kurzum etwas Innerliches: eine Gemütsrichtung und Gesinnung, die als edler Same schon in das jugendliche, empfängliche Herz zu pflanzen ist. Belehrung, gutes Beispiel und praktische Vogelpflege sind die pädagogischen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Dieser „innerliche" Vogelschutz, der sicherer und besser wirkt als alle äußeren Bestimmungen, läßt andererseits freien Raum für die Opfer, die das wissenschaftliche Interesse erheischt.

Während die Lerchen die nach der Volksmeinung schon an Marias Reinigung (2. Februar) singen sollen, bis jetzt sich noch nicht haben sehen und hören lassen als willkommene Herolde des bald zu erwartenden Frühlings, wurde mir am 1. Februar ein sehr kräftiges Exemplar der in unserem Fallsteinrevier seltenen Wasserralle (Rallus aquaticus L.) überbracht, welches sich in einer an den Teichen des Herrn Reichsfreiherrn Grote in Schauen aufgestellten Raubzeug-Klappfalle (Kastenfalle) gefangen hatte und von deren niederfallendem Fallbrett tot gequetscht worden war. Es war ein starkes Männchen, über 32 cm lang sehr wohl bei Leibe, die Haut war nach innen mit starken Fettpolstern versehen und der Magen geradezu vollgepfropft. Die Nahrung bestand fast ausschließlich aus im Wasser lebenden Insektenlarven (von Libellen); einige ganz feine Knöchelchen schienen von einem kleinen Salamander herzurühren; vegetabilische Bestandteile scheinen ganz zu fehlen. So lange nicht allzu harter Frost herrscht, können diese so verborgen lebenden, geschickt sich ihrer Umgebung anpassenden, sehr gewandt das Rohrdickicht und Ufergestrüpp durchschlüpfenden, auch gut schwimmenden und tauchenden Sumpfvögel mit dem typischen, sichtlich stark komprimierten Körperbau es an unseren Gewässern, namentlich den seichteren fließenden Gewässern auch während des Winters es bei uns ganz gut aushalten, da für sie keine Gefahr des Nahrungsmangels besteht; diese tritt erst ein, wenn auch die Bäche zufrieren. Daß Wasserrallen wie Sumpfhühner, Teich- und Wasserhühner des öfteren bei uns überwintern,

mag auch in ihren kurzen Flügeln, die ihnen das Fliegen schwer machen, seinen Grund haben. — Am 7. Februar sah ich gelegentlich eines Ausfluges mit Freund Thienemann an der Ilse oberhalb des Wehres bei Berssel außer überwinternden Finken, Zeisigen 2c. auch ein Paar Stockenten (Anas boschas L.), die aber so scheu und vorsichtig waren, daß ihnen nicht schußgerecht beizukommen war. Bei den fast allabendlich in großen Scharen durchziehenden Krähen (Corvus corone, cornix und frugilegus) fiel es uns auf, daß sie bei niedrigem Flug immer dieselbe Bahn über ganz bestimmte Felder, Anhöhen und Gebüsche innehielten, wenn auch nachfolgende Scharen von den vorangezogenen nichts gesehen hatten. Diese Beobachtungen waren geradezu frappierend. Nebenbei sei noch bemerkt, daß auf der Krähenhütte vor dem ausgestopften Uhu auch eben so gut Saatkrähen geschossen wurden, wie Nebel- und Rabenkrähen. Das widerlegt die weit verbreitete Behauptung, daß die Saatkrähen den Uhu nicht „annehmen".

Osterwieck a./Harz, den 8. Februar 1899.

Litterarisches.

Anzinger, Die unterscheidenden Kennzeichen der Vögel Mitteleuropas in analytischen Bestimmungstabellen. In Verbindung mit kurzen Artbeschreibungen und Verbreitungsangaben. Herausgegeben vom Verein für Vogelkunde in Innsbruck. Mit 23 Abbildungen im Text. Innsbruck 1899, Kommissionsverlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung.

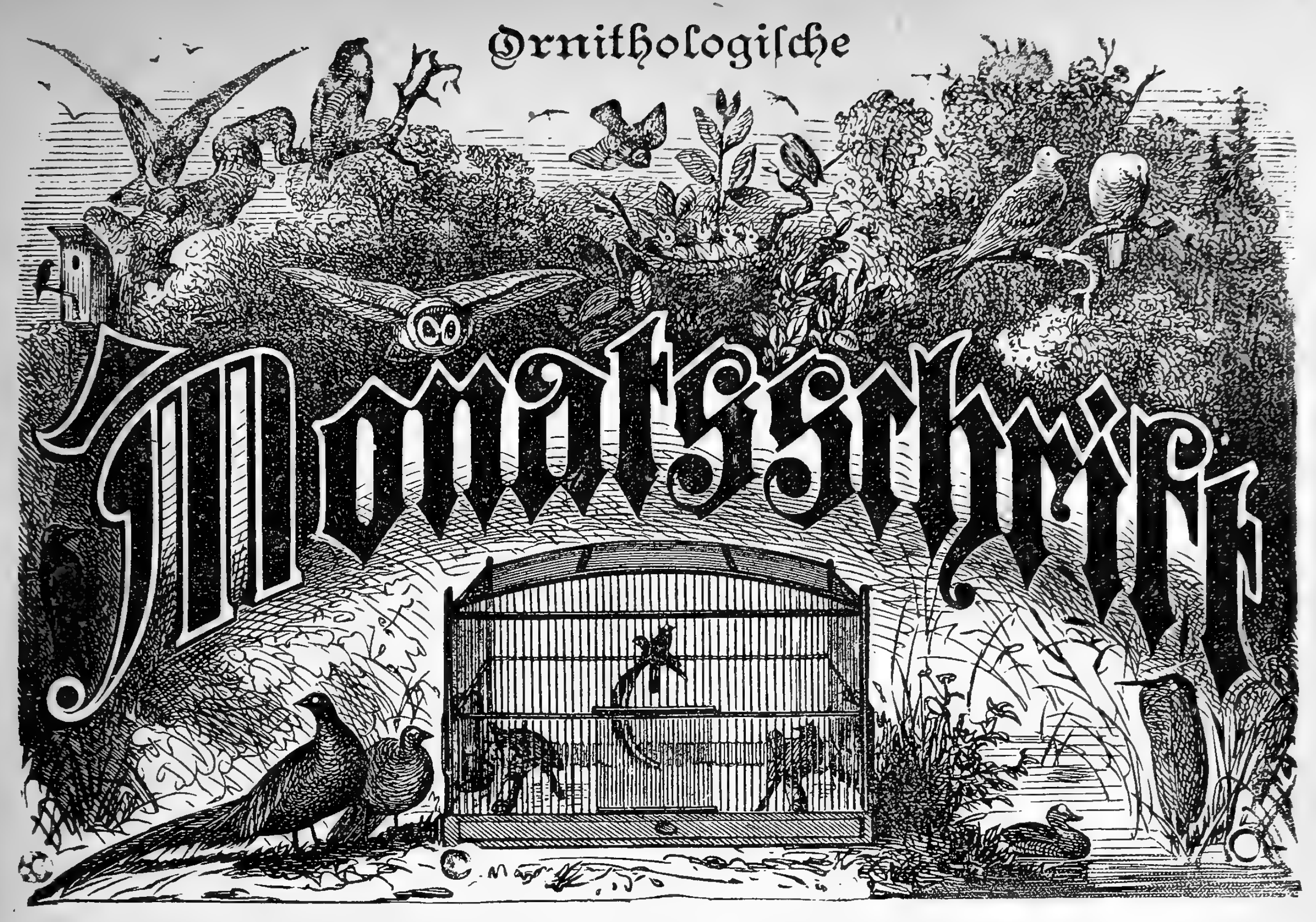
Das vorliegende Büchelchen, XIV + 208 Seiten stark, entspricht einem wirklichen Bedürfnisse, da bis jetzt ein ähnliches wohlfeiles Buch, das die Bestimmung aller deutschen Vögel nach einem einheitlich durchgearbeiteten System ermöglichte, nicht existierte. Das Buch enthält zunächst eine Erklärung der in der Vogelkunde gebräuchlichen Fachausdrücke und Fremdwörter, sowie eine Anleitung zum Gebrauche der Bestimmungstabellen. Dann folgen auf 195 Seiten die Tabellen zum Bestimmen der Vögel nach dem Grundsatze des dichotom-analytischen Schlüssels. Den Schluß des Buches bildet ein Verzeichnis jener Gegensätze der Tabelle zum Bestimmen der Singvögel, in welchen in successiver Folge die Kennzeichen der verschiedenen Gattungen zu finden sind, und ein alphabetisches Register der im Buche enthaltenen Arten.

Die Bearbeitung des Buches zeugt von außerordentlichem Fleiß und großer Sachkenntnis. Es kann deshalb nur in jeder Hinsicht warm empfohlen werden.

Gera, im Juni 1899. Dr. Carl R. Hennicke.

Redaktion: Dr. **Carl R. Hennicke** in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Ornithologische



des

Deutschen

Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von E. v. Schlechtendal.

Redigiert von
Dr. Carl R. Hennicke
in Gera (Reuß),
Dr. Frenzel,
Professor Dr. O. Taschenberg.

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. August 1899. Nr. 8.

Internationaler Vogelschutz.

Eine Nachricht aus Berlin an eine hiesige politische Zeitung zeigt die Gründung eines Vogelschutzverbandes daselbst an. Derselbe bezweckt, der dortigen Regierung Vorstellungen zu machen behufs besserer Maßregeln für den internationalen Schutz gewisser Vögel, namentlich der landwirtschaftlich nützlichen und vor allem der Schwalben, deren unsinnige Vernichtung hauptsächlich in einigen Gegenden Italiens weiter betrieben wird.

Ich weiß nicht, ob die Stifter des Verbandes die Verhandlungen der verschiedenen Vogelschutzkongresse verfolgt haben, auf welchen gerade die Notwendigkeit dieses Schutzes feierlich bestätigt worden ist. Jedenfalls genügt es, zweckdienlich an den Beschluß des letzten Kongresses in Graz zu erinnern, welcher die Errichtung eines offiziellen internationalen Komitees forderte mit der Aufgabe, allen Staaten gemeinsame gesetzliche Maßregeln durch die Regierungen einheitlich zu verwirklichen.

Freilich ist der geringe Eifer, diesen Vorschlag in die That zu übersetzen, sehr zu beklagen und denjenigen, welche sich für diesen Schutz interessieren, mag wohl der Zweifel kommen, der Vorschlag werde das Schicksal so vieler Vorgänger teilen und in Vergessenheit geraten.

Sollte demnach der neue Vogelschutzverband dazu beitragen, den erwünschten internationalen Schutz vor allem auf dem praktischen Wege der Ernennung des oben genannten Komitees ins Leben zu rufen, so dürfte er auf den Beifall aller derer zählen, denen das Wohl der Landwirtschaft am Herzen liegt und die in der Erhaltung der Vogelwelt dieses Wohl am besten gesichert sehen.

Rom, den 5. Juni 1899. Dr. Carl Ohlsen.

Ausflug nach den Höckerschwan-Brutplätzen im Wesseker See.

Von H. Krohn in Hamburg.

(Mit Schwarzbild Tafel XVI.)

Als wir im vorigen Jahre von unserm ornithologischen Gönner, dem Herrn Grafen von Brockdorff-Ahlefeld über die spiegelglatte Fläche des Plöner Sees den Grauganshrutplätzen entgegengeführt wurden, reiche Augenweide an den uns umgebenden vielen Wasservogelarten findend, schauten wir vergebens nach dem wilden Höckerschwan (Cygnus olor ferus) aus. Wir erfuhren, daß hier wohl gelegentlich ein vereinzeltes Paar brüte, ganz wie auf manchen anderen holsteinischen Seen, daß ein häufigeres Vorkommen indes durch die vielen Nachstellungen immer verhindert werde. Den Besuchern der holsteinischen Seen, die sich zum Teil durch ganz beträchtliche, schon nahe dem Ufer eintretende Tiefe — auf dem Plöner See beträgt diese stellenweise bis zu 300 Fuß — auszeichnen,

wird die damit bedungene Vegetationslosigkeit, d. h. hauptsächlich der Mangel an größeren Schilfflächen nicht entgangen sein, und werden sie wiederum hieraus den Schluß haben ziehen können, daß der große Vogel auf diesen Gewässern weder genügend Nahrung noch entsprechende Zufluchtsorte findet, wie auch erkennen, daß es kein Zufall ist, wenn der Schwan jenen an der holsteinischen, mecklenburgischen und pommerschen Küste belegenen, lagunenartigen und seichten Gewässern sich zuwendet. Unter diesen ist in Holstein der 6 km von dem Städtchen Oldenburg belegene Wesseker See der bevorzugteste. Von Südost nach Nordwest etwa $1^1/_2$ km weit verlaufend, ist er von der Ostsee, deren hier vorliegender Teil die Hohwachter Bucht genannt wird, nur durch einen Deich und eine schmale Dünenkette getrennt, die sein Abfluß in einem Schleuskanal durchbricht. Auf seinem schlammigen Boden steht kaum irgendwo mehr als 2 m Wasser.

Wir hatten uns, die wenigen hiesigen ornithologischen Freunde, die Herren M. Graemer, C. Ost, Dr. F. Dietrich und meine Person, für einen diesjährigen größeren Ausflug — die Entfernung beträgt von Hamburg etwa 140 km — jenen See ausersehen, die Erlaubnis, unseren Beobachtungen nachgehen zu können, war von den Seebesitzern, Se. Königl. Hoheit dem Großherzog von Oldenburg, Se. Erlaucht dem Reichsgrafen von Platen-Hallermund und dem Herrn Grafen von Reventlow auf Farve gewährt, und um 4 Uhr morgens am 7. Mai lag Oldenburg bereits hinter uns. Zu den schönsten Gegenden des Landes gehörte diejenige, welche unsere Chaussee durchzog, nicht; rechts Korn- und gelbblühende Rapsäcker, spärlich von Knicks eingerahmt, links ebensolcher, in Wiesen sich absenkender Boden, mit dem Dorfe Hansühn und den Gütern Farve und Weißenhaus im Hintergrunde; das ist nicht allzuviel für den in landschaftlicher Hinsicht verwöhnten Holsteiner. Indes, der Mai hatte seinen schönsten Glanz ausgestrahlt über diesen Sonntagmorgen, und die Vogelwelt, der wir heute lebten, begrüßte uns von jedem Baum und Strauch herab mit den herrlichsten ihrer Melodien. Wir bemerkten: Grau-, Herings- und Lachmöwe, Bekassine, Rohrammer, Kiebitz, Storch, Mäusebussard, Grau- und Goldammer, Grünling, Hänfling, Buchfink, Feld- und Haussperling, Fitislaubsänger, Zaunkönig, Klappergrasmücke, Star, weiße und gelbe Bachstelze, Rauchschwalbe, Rephuhn, Elster, Schwarzdrossel, Fischreiher, Dohle, Feldlerche, Saatkrähe, Pfuhlschnepfe, Haubentaucher, Halsbandregenpfeifer, schwarzen Milan, Kohl- und Blaumeise, Rabenkrähe, Teichrohrsänger und Stockente. Eine bunte Reihenfolge, aber man findet dazwischen durch, besser als durch manches System, das innerhalb der vier Wände aufgebaut wird.

In Kleinwessek harrten unserer der Fischereipächter Neve mit seinen beiden Söhnen, sowie die großherzoglichen und gräflichen Förster mit Begleitern, ohne deren Hilfe wir wenig hätten ausrichten können. Die den See umgebenden Wiesen

sind so sumpfig, daß wir auf ausgelegten zahlreichen Brettern sie durchqueren mußten, um an die drei Kähne zu gelangen, mittelst deren wir nun in den breiten Schilfsaum vordrangen, schmale Wasserwege benutzend, mühsam massige Rohrkaupen umgehend und scharf auslugend nach dem ersten Nest, das der Schwan bereits schwimmend verlassen hatte, als wir in der Ferne die Boote bestiegen. Sein schneeiges, weithinleuchtendes Gefieder würde ihn schon von weitem verraten und zwingt ihn in jedem Falle zu vorzeitiger Flucht, weniger seiner selbst wegen als in der Absicht den Nistplatz nicht zu offenbaren. Durch ihr graues Gefieder begünstigt, läßt die Graugans den Beobachter viel näher herankommen, und erst als wir das Schwanennest fast vor uns hatten, erhob sich ein Paar dieser Vögel von der benachbarten Niststätte.

Auf den Storzeln vorjährigen Kolbenrohres und anderer zum Teil jetzt schon hervorsprießender Wasserpflanzen angelegt, lag endlich das Schwanennest vor unseren Augen. Der Bau war aus großen und kleinen Stücken trockenen Kolbenrohres kegelförmig hergestellt, hatte an der Basis einen Durchmesser von 160 cm, während es bei einer Höhe von 20 cm über der nur 10 cm tiefen Mulde 43 cm maß. Letztere war mit feineren Rohrteilen sauber ausgelegt, spärlich mit vereinzelt liegenden, sehr großflockigen, weißen Daunen bestreut, die zum Teil auch über den Nestrand verweht waren und enthielt sieben warmanzufühlende Eier, auf welchen der Schwan nach Aussage des Fischers seit acht Tagen gebrütet hatte. Sie waren von mattgrüner Untergrundfarbe, überzogen von einer dünnen, nicht überall deckenden, grauweißlichen Kalkschicht, die auch nicht ganz waschecht ist und beim Legen besonders empfindlich oder flüssig gewesen sein muß, da sie an manchen Stellen unter Schilfblatt-abdrücken gänzlich verloren gegangen ist.

Von den Eiern dieses größten Vogels unserer deutschen Heimat hatten fünf folgende Maße:

1.	Länge	116	mm,	Breite	75	mm.
2.	„	115	„	„	74	„
3.	„	115	„	„	74½	„
4.	„	115	„	„	75	„
5.	„	110	„	„	72	„

Diejenigen, welche ich vollinhaltlich zu wiegen Gelegenheit hatte, ergaben: Nr. 1 355 g, Nr. 2 350 g, Nr. 3 353 g.

4 bis 500 m von uns entfernt schwamm auf offener Wasserfläche das Schwanenpaar. Fast in doppelter Entfernung tauchte eine kleine feste Insel empor, die wir gespannt beobachteten, um zu erfahren, ob die Aussage unseres kundigen Bootführers, daß auch hier die Schwäne das auf derselben befindliche Nest mit den Eiern, welche sie schon seit zehn Tagen bebrüteten, verlassen würden, lange



DRUCK VON FR. EUGEN

Nest des Höckerschwans.



bevor wir uns genähert, Bestätigung fände. Der Teichrohrsänger begleitete singend das Geplätscher unserer Riemen und Stangen und ein Rohrweihenpaar, dessen mit drei Eiern belegten Horst wir noch besichtigen konnten, zog hoch in der Luft seine engen Kreise, als wir aus dem Rohrdickicht hervorbrechend in den freien See stachen, jener Insel zu, die den Schwan ebenfalls beherbergen sollte. Es war uns nicht möglich, von den Bewohner etwas zu erblicken, obwohl die Rohrhalme auf der Insel so spärlich standen, daß wir, diese erreichend, jene zählen konnten. Die Schwäne waren also auch hier sehr zeitig von dem warmen Gelege entwichen, das jenseitige, etwas gehobene Ufer des Eilandes als Deckung benutzend.

Der steife Wind schien recht viel Beunruhigung über die Vogelwelt des Sees zu bringen. Wasserhühner, in zahlloser und geschlossener Menge, strichen, nicht wie sonst gewöhnlich dicht über dem Wasserspiegel hinplätschernd, hoch über unseren Köpfen umher. Die Löffelente überflog uns in Scharen von fünfzehn bis zwanzig Stück, so niedrig, daß ihr unmäßig breites Schnabelende deutlich sichtbar war, gefolgt von Schwärmen der Tafel-, Reiher- und Knäckente, sowie verhältnismäßig sehr wenigen Stockenten. Es fiel uns auf, auf dem See nirgends eine Steißfußart zu erblicken, obwohl mehrere derselben hier vertreten sein sollen. Die Rohrdommel, ebenfalls hier vorkommend, war begreiflicherweise nicht zu sehen, von den Singschwänen, die hier in der Winterherberge leben und schon allein an ihrer helltönenden Stimme wohl unterschieden werden, das letzte Paar erst vor vierzehn Tagen abgezogen, der Kranich seit drei Jahren leider nicht wieder zurückgekehrt.

Auf der erwähnten Insel angelangt, setzte uns das im Mittelpunkt derselben liegende Schwanennest, das zweite, welches wir sahen, durch seine Größe und ebenmäßige Herstellungsweise in Erstaunen. Man möge sich einen kegelförmigen Haufen von Kolbenrohr vorstellen, der am Boden einen Durchmesser von 2,30 cm hat, das Ganze säuberlich in einen abgezirkelten Kreis zusammengebracht und bis zu 34 cm Höhe schräg und glatt aufsteigend, und man wird dem Höckerschwan kaum mehr Kunstfertigkeit im Nestbau absprechen als manchem darin anerkannt begabten anderen Vogel. Die verhältnismäßig flache, nämlich bei einer Breite von 42 cm 11 cm tiefe, Mulde war wie beim ersten Neste schwach mit Daunen bestreut und enthielt ebenfalls sieben den vorigen gleiche Eier, von denen zwei folgende Dimensionen und Gewichte hatten:

1.	Länge 11,9 cm,	Breite 8,0 cm,	Vollgewicht 343 g
2.	„ 12,0 „	„ 7,4 „	„ 311 „

Wenn der Schwan mit seiner Brut die Insel verläßt, nehmen die Flußseeschwalben von derselben Besitz, ihrerseits nun auch dem Nisten obliegend. Wir sahen ihrer nur wenige, hörten aber, daß sie zu jener Zeit das Eiland buchstäblich mit Nestern bedecken sollen.

In Sturm ausartend zwang uns der Wind schon gegen 10 Uhr das Ufer aufzusuchen und zwar dasjenige am letzten Ende des Sees, wo dieser bei den Dünen abschließt. Hier im Röhricht befanden sich noch weiter fünf Schwanennester und wir müssen mit also zusammen sieben Brutpaaren die von Eugen Kretschmer in der „Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt“ (Nr. 5, Jahrgang 1893) auf zwanzig und in den „Ornithologischen Monatsberichten“ (Nr. 9, Jahrgang 1893) sogar auf dreißig Nester angegebene Abschätzungssumme füglich ganz erheblich rektificieren, wie wir ebenfalls, ohne dem Verfasser der hübschen Artikel zu nahe treten zu wollen, beiläufig auf einen ferneren Irrtum hinweisen müssen. Kretschmer berichtet nämlich in der Mainummer der ersten Schrift, daß er am 6. April die vollen Gelege sah, sagt aber in der zweiten Schrift, daß er erst Ende Mai den Ausflug unternommen. Der Anfang des April ist nach meinen Erfahrungen sicher um einen Monat zu früh gegriffen.

Mehr als sieben Nester waren nicht vorhanden, das ist zweifellos, und als wir anführten, daß diese geringe Zahl vielleicht nur für dieses Frühjahr Gültigkeit habe, wurde uns entgegnet, es sei von jeher nicht anders, d. h. nie erheblich mehr gewesen. Unser Gewährsmann, der Fischereipächter, hat seit vielen Jahren Interesse daran gehabt genau orientiert zu sein, da die Höhe seines Einkommens als Beaufsichtiger der Wasserjagd von zwei Umständen abhängig ist, dem Kennzeichnen und dem Abschuß der Schwäne. Das erstere geschieht, sobald die Jungen den Eiern entschlüpfen. Neben oder auf den lange vorher sorgfältig ausfindig gemachten Nestern werden alsdann die Jungen ergriffen, auf dem Gebiet des einen Jagdpächters den jungen Tieren die Handschwingen des rechten Flügels verschnitten und die rechte Schwimmhaut gespalten, bei denen des anderen Pächters etwa der linke Flügel und der linke Fuß und bei solchen des dritten ein Flügel und beide Füße vorgenommen. Die Schwäne werden durch diese übrigens fast schmerzlose Prozedur am Entkommen verhindert und können, gekennzeichnet, beim späteren Abschießen dem jeweiligen Pächter, auf dessen Grund und Boden sie erbrütet wurden, sicher ausgehändigt werden.

Daß sicher an die hundert Schwäne vorhanden waren und hieraus schlußfolgernd dreißig Brutpaare nicht zu viel sein würden, mag einleuchten, zählen wir doch selbst am Ende des Sees mindestens siebzig Stück. Die meisten dieser Tiere gewannen, als wir herankamen, schwimmend und in einem großen Bogen ausweichend die Mitte des Sees, eine große Anzahl aber, die sich in die Enge getrieben fühlen mochte, arbeitete sich schwerfällig aus dem Wasser heraus, um uns zu überfliegen. Unvergleichlich schön war in diesem Augenblicke das Bild, welches sich uns bot. Die großen, blendendweiß über den in unbedeutender Ferne durch den Deich gebildeten Horizont aufsteigenden Gestalten mit dem auffallend

langen und schnurgerade ausgestreckten dünnen Hals und den ganz ungewöhnlich weit nach hinten angehefteten Flügeln zeigten sich uns, obwohl in nächster Nähe, dennoch als gar fremde Erscheinungen. Man muß sie selbst gesehen haben, wie sie lautlos unter bedächtigen, schweren Fittichschlägen das Weite suchen, und wird zugeben, in seiner Vorstellung von dem Flugbilde sich getäuscht zu haben. Fast ähnelt das Bild des einzelnen Vogels einem verkehrt, den Schwanz nach vorn gerichtet, sich fortbewegenden Drachen. Wie mächtig stachen sie ab von den gleichzeitig mit ihnen hochgegangenen Graugänsen, die doch auch zu den größten einheimischen Vögeln gezählt werden müssen, und viel eiligeren Flügelschlages und unter lautem Geschrei mit ihnen abstrichen! Wie graziös wiederum lassen sie sich endlich irgendwo herab auf das Wasser, das sie in niedrigstem Schwebeflug oft mehr als hundert Meter weit überstreichen, um dann, die ausgespannten schwarzen Schwimmhäute nach vorn gerichtet, beide Füße als doppelten Hemmschuh zu benutzen!

Vierundsiebzig Schwäne bilden schon eine recht ansehnliche Wolke. Welche Nachzucht müßte nicht diese stattliche Schar ergeben, wenn sie vollzählig brüten würde! Aber nicht einmal zehn Prozent schreiten zur Fortpflanzung. Was mag die Ursache dessen sein? Junge, unreife Tiere konnten es nicht sein, die wir sahen, denn die Jungen werden jedes Jahr des Sportes, des dicken Federpelzes und des geschätzten Flaumfelles wegen recht sorgfältig abgeschossen. Vielleicht sind es gelte Tiere, die überhaupt nicht mehr brüten, möglicherweise tritt auch ein Geschlecht, vielleicht das männliche, überwiegend und daher ungünstig auf. Auf der Alster, die der Höckerschwan in zahmem Zustande vielleicht zahlreicher belebt als irgend ein anderes deutsches Gewässer, wird ganz dieselbe Beobachtung gemacht, indem der Prozentsatz der Brutpaare den vorerwähnten ebenfalls nicht überschreitet.

Als unser Erscheinen die Bucht von Schwänen, Graugänsen und Bläßhühnern gesäubert hatte, erschienen mit wirklich beispielloser Dreistigkeit dicht neben unseren Booten Rabenkrähen, über die Wasserhuhnnester herfallend. Sie spießten jede ein Ei auf den Schnabel und flogen mit diesem von dannen. Auf der Wiese ertönte die gleichförmige Weise des Rotschenkels und rauschte der Flügelschlag des Kiebitzes um die Wette mit dem Winde, der den feinen Dünensand aufwirbelte, daß er sich wie ein gelblicher Nebel über die ganze Gegend ausbreitete, wodurch es angebracht war, in dem Gasthause hinter dem Deiche eine Weile Schutz und Labsale zu suchen. Später versuchten wir in den Dünen und am Strande der Ostsee Vögel zu erspähen. Es war vergebens. Rauschende Wogen, brausender Wind und treibender Sand schienen für den Augenblick alles Leben unterdrückt zu haben. Nicht einmal eine Möwe ließ sich erblicken, nur Meister Lampe tauchte hin und

wieder auf, sein Sandhalmlager verlassend. Etwa 1000 Meter vor uns am Abfall einer Dünenkuppe freilich war dennoch Leben. Hier stand hochaufgerichtet in seinem weithinleuchtenden schmucken Hochzeitskleide das prächtige Paar der Brandgans, dessen Vorhandensein Herr Förster Tamm uns schon früher angekündigt hatte. Wir gelangten sehr nahe an die Vögel heran, bevor sie abstrichen und fanden, daß sie einen Teil eines Fuchsbaues occupiert hatten. Die sich in halber Armeslänge in zwei Kanäle spaltende Hauptröhre zeigte auf dem ganz lockeren Sandboden zahllose Abdrücke ihrer großen dreieckigen Schwimmhautsohlen, während von dem Fuchs, der wohl in den letzten Stunden nicht hinausgewechselt sein mochte, Spuren nicht bemerkbar waren. Daß Letzterer hier thatsächlich gemeinsam mit dem Gänsepaar wohnte, zeigten in verschiedenen Durchschlägen zu Tage geförderte Reste eines alten und eines jungen Hasen, sowie ein noch ganz frisches, am Steiß angeschnittenes Bläßhuhn. Leider bezwangen wir den komplizierten, auf über Mannestiefe hinabgehenden und mit vielen Nebenröhren ausgestatteten Bau nicht, sodaß wir zu unserm lebhaften Bedauern in die Kessel der hier friedlich zusammenwohnenden und doch so ungleichen Tiere Einsicht nicht gewannen.

Von den zum Teil recht hohen Dünenkuppen aus gewahrten wir über die langgestreckten weißen Wogenkämme der grauen See hinweg, rechts die Küste der Insel Fehmarn, zurückblickend wieder den See, durchfurcht von den Schwänen, die stolz mit anmutig geschwungenen Hälsen und segelartig entfalteten Flügeln auf seinen Wellen schaukelten. Als wir gegen Mitternacht über die Brücke, welche beide Alsterbassins von einander trennt, fuhren, warfen wir mitleidige Blicke auf die vom Lichtergeflimmer vorbeirauschender Dampfboote beschienenen träumenden Alsterschwäne, deren Schönheit sich nicht schmälern läßt, die uns aber doch unbedeutend erscheinen wollten gegenüber ihren in goldener Freiheit sich tummelnden Verwandten auf dem Wesseker See.

Ein Ausflug nach der Insel Poel.

Von G. Clodius.

Das waren drei schöne Tage, der 6.—8. Juni 1898. Auf! an die See, hieß es. Da hat man jahrelang in der Nähe der See gelebt, manchen Tag und manche Stunde am Strande verbracht, bald lag sie da, so friedlich und sanft, bald peitschte der Sturm ihr Gewässer; bald lag blendender Sonnenschein auf dem weißen Strande und der klaren Flut, und dann auch mal hingen dunkle Schneewolken über der grauen Eisdecke und den gespenstisch aufgetürmten riesigen Schollen, wenn der harte Frost die sonst nimmer rastenden Wellen gebändigt hatte, und Totenstille herrschte, wo sonst Branden und Brausen sich mit dem Schreien der Möwen mischte und zu einem gewaltigen Konzert vereinigte, ja Totenstille.

Aber nicht auf lange, bald heult der Südwind über Strand und Eis, und wenn nur erst ein Loch gebrochen, dann strecken die zornigen Wellen selbst die Arme heraus und zerbrechen im Umsehen ihre Fesseln, und eine neue Musik giebts, wenn die Schollen aneinander reiben und übereinander stürzen, bis sie zerschmettert sind. — Aber nun sitzt man wieder im Binnenlande, manche Meile von ihr entfernt, der πολυφλεισβοία θαλάσση. Was ists für eine Lust, wenns dann mal wieder heißt: auf! an die See! Aber ziehts den einfachen Naturfreund schon dahin, so birgt die See für den Ornithologen noch ganz andere Reize; denn wie sie zahlloses Getier in ihren Fluten birgt, so ist ihr Strand und ihre Oberfläche der Tummelplatz von allerlei Vogelgeschlechtern, die dem Binnenländer selten zu Gesicht kommen, die er nur vom Hörensagen kennt, alle die interessanten Gestalten der Möwen, Strandläufer, Schnepfen, Gänse, Enten und wie das Volk sich nennt. Allerdings, liest man die Beschreibungen der Strandvogelwelt, wie sie sich vor fünfzig und sechzig Jahren dem kundigen Beobachter darbot, hört man dem alten sechzig- und siebzigjährigen Ornithologen zu, wie er uns seine herrliche Sammlung zeigt und auf das Stück weist: „das schoß ich da und das da, und die Art brütete in dem Dünensumpf und die Art auf jener Strandwiese", ja — dann ziehts einem wie Wehmut durchs Herz. Wo sind sie geblieben, alle diese zierlichen Tiere? verschwunden! seit alljährlich fast zu jeder Jahreszeit hunderttausende von Binnenländern den Strand überfluten, jede Düne, jede Wiese, jeden Busch unsicher machen und unzählige Mordwaffen aller Art sich auf jeden unbekannten Vogel — und sie sind ihnen fast alle unbekannt — richten, da haben sie es vorgezogen weiter nach Norden in friedlichere Gegenden zu ziehen und seitdem sind Strand und Wiesen — außer zur Zugzeit — tot und für den Ornithologen uninteressant geworden! Einer allein hat widerstanden, der Sandregenpfeifer (Ch. hiaticula). Einzig und allein ihn sieht man noch zu jeder Zeit und nicht ganz selten, erst die Pärchen, dann die kleinen Familien.

So ists wenigstens an dem größten Teil des mecklenburgischen Ostseestrandes, und in Pommern wirds nicht viel anders sein, denn was von Rügen berichtet wird, klingt ebenso. Nur wo der Strom der Ausflügler noch nicht hingelangt, wo besonders günstige Umstände vorhanden sind, da haben sich noch Reste einstiger Herrlichkeit erhalten und wir — die wir nichts Größeres mehr kennen — wir erfreuen uns an diesen Resten, und besondere Freude bereitet es, wenn man mal konstatieren kann: Dieser Vogel war früher seltener, er hat sich seitdem vermehrt!

So ein Asyl, allerdings ein auch schon schwer bedrohtes, ist die Insel Poel, der Wismarschen Bucht vorgelagert. Dorthin gings am 6. Juni. Wir waren unser drei, rechte begeisterte Ornithologen. Baurat W., schon manches Jahrzehnt auf der Spur der mecklenburgischen Vogelwelt und wohlbekannt auf

Poel; Dr. H., ein Jünger in der Wissenschaft, und der Schreiber dieser Zeilen, der auch schon vor anderthalb Jahrzehnten dem Strandgevögel aufgelauert hat und dem nur noch Poel fehlte, um dann den mecklenburgischen Strand von Ost bis West abgestreift zu haben. In Schwerin trafen wir zusammen, Dr. H. mit einem Fernrohr bewaffnet, als ob wir den Mond genau visitieren wollten — aber um Wasservögel auf den großen Landseeen, gar auf der Ostsee zu beobachten, leistet ein großes Glas die allerbesten Dienste und ist unumgänglich notwendig. Bald saß man in der Bahn und — Vögel, Strandvögel waren das Gespräch; Station Kleinen kam in Sicht und rechts öffnete sich der entzückende Blick über die majestätische Wasserfläche des großen, 3 Meilen langen Schweriner See, der hier sein Nordende erreicht — ein See, an dem man viele Jahre forschen kann und immer wird man durch die herrliche Vogelwelt von neuem ergötzt. Um nur einiges zu nennen: die Tafelente (Fuligula ferina) sehr häufig brütend, Mergus merganser und serrator auch recht häufig; Anser anser, die Graugans, immer noch brütend als Rest großer Scharen in früheren Jahrzehnten. Durch Baurat W. neu festgestellt: die Reiherente (Fuligula fuligula) gar nicht selten brütend.

Dann erschien Wismar, die alte Seestadt, mit ihren gewaltigen Kirchen, darunter St. Nikolai, einer der höchstgewölbten Kirchen Deutschlands; erwartungsvollen Schrittes ging es dem Hafen zu, auf das kleine Fährdampfschiff, und bald schwammen wir auf der sich immer mehr verbreiternden Wismarbucht, genau nach Norden, der hohe Turm der Kirche zu Kirchdorf auf Poel — anderthalb Meilen entfernt — winkte von ferne herüber. Immer malerischer stieg die Stadt und das sich bedeutend erhebende Festland hinter uns hervor, um dann allmählich undeutlicher zu werden, die ersten Möwen zeigten sich, an der kleinen Insel Walfisch ging es vorüber und bald liefen wir in die schmale Bucht, den Kirchsee, ein und landeten auf Poel. Viel Zeit ward im Gasthaus nicht vertrödelt, es war Nachmittag und sofort sollte der wichtigste Punkt Poels vorgenommen werden, die kleine, kaum 500 m von der Nordspitze Poels entfernte Insel „der lange Werder“ Durch die üppigen Kornfelder hindurch, wobei uns die enorme Häufigkeit der Grauammer (Em. miliaria) auffiel, eilten wir geflügelten Schrittes nach Gollwitz, und hier wurde vor allem erst die für uns wichtigste Person auf Poel, der Fischer Sch., aufgesucht. Er war als Knabe dabei gewesen, wie sein Vater einst im Mai 1879 jene Branta ruficollis, die Rothalsgans, erlegt, er selbst hatte verschiedene Stücke der an unserer Küste so seltenen Weißschwingenmöve (L. glaucus) geschossen; er war es, der allherbstlich einhundertundfünfzig bis zweihundert große Brachvögel (N. arquatus) erlegt, ungezählt die Enten, Gänse und kleineren Strandvögel, er, der mit anderen Jägern zusammen schon in einem Winter an zwei-

hundert Schwäne geschossen hat. Sein Vater sowohl als er waren angeregt von dem Wundarzt Schmidt, der jahrzehntelang in Wismar wohnend als der größte Schmetterlingskenner Mecklenburgs auch für die Vogelwelt großes Interesse hatte und daher diese befähigten Männer instruierte und alle interessanten Stücke erwarb.

Baurat W. kannte ihn schon, hatte ihn schon instruiert und erhielt außer einigen anderen Eiern — er sollte nur Außergewöhnliches nehmen, sonst nichts stören — einige Anas crecca und Gelege von Charadrius dubius, dem Flußregenpfeifer, auch führte er uns sofort zu einem zweiten Gelege derselben Art.

Es wären dies ja recht außergewöhnliche Fälle, Ch. dubius an der See brütend, aber es dürfte damit zusammenhängen, daß die Gewässer um Poel nach Osten und Süden wenig den Charakter der See an sich tragen. Natürlich wurde er nach allen allgemein Wissenswerten ausgequetscht, und wir erfuhren leider, daß in der eben vergangenen Pfingstzeit die Insulaner schon ihre Razzia auf dem Langenwerder und sogar auf dem „Kieler Ort" veranstaltet, Körbe voll Eier fortgeschleppt hätten und wohl wenig mehr übrig geblieben sei außer den Nestern der kleinen Vögel.

Nun, wir wollten doch hin, und bald waren wir am Ziele unserer Wünsche! auf dem Langenwerder! Der trennende Meeresarm ist höchstens 1 m tief, ein flacher Strand aus Kies und Steinen umsäumt das $1^1/_2$ km lange und $^1/_2$ km breite Inselchen, welches, sich 2 m übers Meer erhebend, von diesem bei Sturmflut überflutet wird, daher auch nur mit kurzem Rasen und Strandwermut und dergleichen bewachsen ist und ca. zwanzig Stück Jungvieh während des Sommers ernährt.

Kaum betraten wir den Kiesstrand, da erhob sich ein Geschrei in allen Tonarten, die armen Vögel vermuteten wohl die infamen Nesträuber von vergangener Woche und schalten sie gründlich aus. Bewohnt wird der Langenwerder von ca. vierzig bis fünfzig Paaren der Sturmmöve (L. canus), welche erst wieder seit zehn Jahren sich hier angesiedelt und trotz furchtbarster Nestplünderung diesen Platz bisher behauptet hat, ja es ist trotzdem eine Vermehrung zu bemerken, was unser Gewährsmann damit erklärte, daß von der zweiten Brut doch sehr viel Junge groß würden, da man dann nicht mehr so gierig auf die Eier sei. Wir sahen hier und da noch ein Gelege, das den Diebesaugen entgangen war bei der Razzia. Die zweite Bewohnerin ist die Küstenseeschwalbe (St. macrura); ihre Anzahl ist weit größer als von L. canus. Natürlich! denn ihre Gelege sind leichter zu übersehen und es glückt, manches Nest groß zu ziehen; auch wir fanden verschiedene, wahrlich nicht absichtlich verschonte Gelege. Nr. 3 ist die Zwergseeschwalbe (St. minuta). Sie hat es am besten, ihre Eier sind zu unbedeutend, das

rettet sie; so lagen denn die niedlichen Gelege, wie es dieser Seeschwalben Art ist, zu Dutzenden auf dem Kies. — Auf den ersten Blick mit ihnen zu verwechseln sind die Eier vom Sandregenpfeifer, der auch hier natürlich in mehreren Pärchen zu Hause ist.

So, das ist das gewöhnliche Volk! aber da stürmt schon mit lautem „kwiep kwiep“ ein Austernfischerpaar auf uns los, immer kläglicher ihr Geschrei — Nest oder gar Junge sind wohl in nächster Nähe auch den Spitzbuben entgangen. Ist das eine Lust! Den hatte ich zu den lange verschwundenen Bürgern unserer Fauna gezählt, ihn wohl auf dem Zug beobachtet und nun hier gewiß in vier Paaren brütend und an anderen Stellen Poels noch mehr! — Wahrhaftig — es ist die helle Lust, diesen prächtigen Kerl so in der Luft sich tummeln sehen. Ein Gelege entdeckten wir von ihm, er schien Glück gehabt zu haben.

Einige Alpenstrandläufer (Tr. alpina) zeigten sich — ob sie Nester hatten? Dann, nachdem die Bürger der Insel visitiert waren, ging es auf Suche auf dem Wasser und den nächsten Sandbänken. Siehe da! Drei Islandsstrandläufer (Tr. canutus) in schönstem Hochzeitskleide, diese Riesen unter ihren Gefährten, saßen ganz in der Nähe, und auf dem Bauch ausgestreckt ließen wir sie sich vor uns tummeln, Tr. alpina, als die Kleineren, trippelten mit ihnen; da schossen zwei Tierchen heran — ha! sie waren es, die Perle des Langenwerders, zwei Steinwälzer (Strepsilas interpres)! Einst brüteten sie nicht selten hier! Baurat W. hatte sie in den letzten Jahren nicht bemerkt und was sagt „Friderich, Die deutschen Vögel“ von ihnen?: „Auf der Insel Rügen scheinen die einzigen Brutplätze dieser Art zu liegen, welche zum Deutschen Reich gehören, denn auf Borkum und Sylt brüten sie nicht mehr“. Nun aber hatte uns unser Gewährsmann schon vorher auf zufällige Frage bestimmt erklärt, daß die Steinwälzer auch jetzt noch auf dem Langenwerder brüteten, wenn auch vielleicht nur ein Paar! Und nun waren sie hier, diese bunten Tierchen! Sollte es ein Paar sein? Soll es das Brutpaar sein? Eier hatten sie jedenfalls noch nicht, was auch unser Führer verneinte, da sie ziemlich spät brüteten.

Mit Luchsaugen spähten wir nach einem anderen Strandläufer, dem bogenschnäbligen (Tr. subarcuata), der einst trotz ausgesprochener Zweifel unzweifelhaft auf Poel gebrütet hat; wie ich dieser Monatsschrift 1896 S. 326 angeführt habe, von Preen und Baldamus sind doch zu kräftige Gewährsmänner, als daß „wir nachgeborenes Geschlecht“ ihre Behauptungen einfach Lügen strafen dürften. Aber — seitdem sind über fünfzig Jahre her — subarcuata zeigte sich nicht, Fischer Sch. wußte auch nichts mehr von ihrem Brüten zu sagen.

Aber die nahen Sandbänke waren mit famosen Gestalten besetzt, etwa ein Dutzend Heringsmöven (L. fuscus) dieser verjüngten Ausgabe der größten Möve,

der Mantelmöve, sonnten sich dort. Immer wieder versuchen sie auf dem für ein Mövenherz so verlockenden Langenwerder festen Fuß zu fassen, aber die herrlich großen Eier fallen den Nesträubern stets zur Beute, so bleibt es bei dem Versuch. Einige Silbermöven (L. argentatus) zeigen sich hin und wieder. Einst in Massen hier brütend hat sie die Thorheit, so große Eier zu legen, mit gänzlicher Verdrängung seitens jener wüsten Eierfresser bezahlen müssen; aber auch sie kann es noch immer nicht fassen, daß sie auf immer von diesem Eiland verbannt sein soll, und so versucht es auch von ihrer Art dann und wann ein Pärchen mit einem Gelege, so noch im Jahr 1896, aber immer vergeblich.

Ringelgänse (Branta bernicla) waren nicht mehr zu sehen. Bis Mitte Mai lagern auf den Untiefen um Poel herum sonst Tausende, aber seit kurzem hatten sie ihre nordische Heimat aufgesucht. Geblieben aber waren natürlich die würdevollen, wunderhübschen und absonderlichen Brandenten (Tadorna tadorna). Auf dem Wasser, den Sandbänken und fliegend sahen wir gewiß sechs bis acht Pärchen. Sie sind in dieser ganzen Gegend, die Küste auf und ab, sehr häufig, brütend in Fuchs- und Kaninchenbauen; man sieht sie weit und breit, sobald man nur einige Zeit an der Küste weilt, und sie gewähren einen zu hübschen Anblick.

Das war der erste Tag! — In gehobener und doch über diese wüste Vernichtung erzürnter Stimmung suchten wir unser Gasthaus auf und überlegten hin und her, wie wohl das Inselchen geschützt werden könnte. Ein schützendes Verbot des Eierraubens wäre wohl zu erlangen, aber wer sorgt für Ausführung? Müßte das ein Vergnügen sein, das Stückchen Land anzukaufen, und nun durch absolute Ruhe die Heringsmöven, die Silbermöven, den Steinwälzer und alles andere Getier, das so große Lust hat, zu veranlassen, hier wieder zu brüten. Aber — während der Brutzeit dürfte man auch nicht vom Fleck weichen!

Früh am anderen Morgen waren wir wieder auf dem Langenwerder, alles wurde noch einmal revidiert. Da saß zwanzig Schritt von uns ein Alpenstrandläufer (T. alpina) und weiterhin ein zweiter hinter einer kleinen Lache, der sah so eigenartig drein, als hätte er ein Geheimnis auf dem Herzen. Das konnte aber nur sein Nest sein! Wir setzten uns still hin, das machte ihn vertraut, er kam näher, — das Ganze spielte auf der kurzgrasigen Wiese — ging hinter einen handhohen Grasbüschel und war unsichtbar geworden! Haha — da also das Nest. Das mußte man doch sehen. Wir umschritten die Lache, suchten und suchten. Eine Stecknadel hätten wir gefunden, aber weder Vogel noch Nest war zu entdecken, obwohl wir die Stelle genau wußten. Die beiden anderen waren schon weit weg, ich kehrte nochmals um und — richtig da war es — so gut wie unsichtbar in einem Grasbüschel, der, zwar ganz dünn und durchsichtig, seine Hälmchen doch so zusammenneigte, daß oberflächlich auch nicht die Spur eines Nestes zu sehen war.

Für mich ist es allemal ein wunderhübscher Anblick, gerade so ein bräunlich erdfarbenes Gelege der Sumpfvögel zu finden; hier lag das volle Gelege, vier Stück.

Nun ging es auf das Wasser, hinüber nach dem 2 km entfernten, 4 km langen und 150—300 m breiten Kieler Ort, einer schmalen niedrigen Düne, welche wie ein Kiel von der Halbinsel Wustrow sich nach Südwesten auf den Langenwerder zu erstreckt. Hier brüten Enten, auch mal einige Möven, deren Eier leider ebenfalls alljährlich geraubt zu werden pflegen, und der mittlere Säger (Mergus serrator), letzterer gar nicht selten, gewiß fünf bis sechs Paare, vielleicht noch mehr. Er legt sein Nest so versteckt an, daß er seine Brut, wenn nicht der Fuchs sie findet, gewöhnlich groß zieht. Gleich ein Beispiel davon! Brandenten sahen wir genügend, Mergus serrator-Pärchen verschiedene — unser Fischer sagte: sie haben Eier aber brüten noch nicht. Alle Entennester, die er wußte — alle waren leider ausgeplündert. Nun wollten wir ein serrator-Nest sehen. Er instruierte uns: entweder unter einem dichten Weiden- oder Seedornbusch, oder in einer dichten Strandhaferstaude. Aber wir fanden nichts, trotz eifrigsten Suchens. Endlich rief er uns und zeigte auf eine dicke Strandhaferstaude. Wir sahen hinein und — sahen nichts! Aber in der Mitte sah es doch nach was aus, und da entdeckten wir denn unter allerlei trockenen Stengeln die gelblichen Eier, nahmen die Decke weg und hatten ein Nest des serrator vor uns mit sieben Eiern — also noch nicht vollzählig. Wie hatte der Fischer dies fast unsichtbare Gelege entdeckt? Nun er hatte gar nicht im Strandhafer gesucht, sondern außen auf dem Dünensand, hatte hier die Spur des Sägers von dem nahen Wasser herkommend gesehen, und diese hatte ihn direkt auf das Nest zugeführt. Noch war es eine einzelne Fährte, aber er sagte uns, daß das Weibchen stets zu Fuß vom Nest zum Wasser und umgekehrt ginge und schließlich einen ordentlichen Fußsteig getreten habe, daß es in seiner Abwesenheit die Eier stets mit allerlei Pflanzenwerk bedecke, daher diese Nester von Eierräubern schwerlich entdeckt würden. Jeder von uns nahm sich ein Ei mit, dies und ein anderes meiner Sammlung von demselben Orte messen: 1) 63 × 44,5 mm; 2) 61 × 46 mm. Ihre Farbe ist schmutziggraugelblich, das eine mit darunterliegenden ganz blassen graugrünlichen Schalenflecken.

Auf der Rückfahrt sahen wir noch verschiedene M. serrator, dann wurde vom Langenwerder Abschied genommen, und zu wohlverdientem Mittagessen ging es zurück zum Standquartier. Dr. H. mußte heimkehren. Wir beiden anderen aber untersuchten am Nachmittag den südwestlichen Teil Poels. Unterwegs kamen wir an einer zweiten Kolonie Sturmmöven vorüber, welche, wie schon früher, an einem Sumpfe nisteten. Der Platz war unzugänglich. Überall in den versumpften Niederungen zwischen den herrlichen Kornfeldern — Poel ist äußerst

fruchtbar — meldeten sich Enten und flogen auf. Wir meinen A. crecca und die Löffelente (Sp. clypeata) erkannt zu haben — aber da sie nur im Flug zu sehen, so kann ich nichts Gewisses behaupten. Auf den Wiesen und an den Lachen um den „faulen See" — mit Brakwasser — war nun das Eldorado der Kiebitze, des Rotschenkels (Totanus calidris); einzelne Austernfischer meldeten sich, Sturmmöven, wie es schien auch Lachmöven am anderen Ufer, und Seeschwalben belebten Luft und Wasser; aber der Kampfläufer, nach dem wir suchten, zeigte sich noch nicht. Ein drohender Regenschauer zwang uns zur Umkehr, ehe wir der Sache hatten recht auf den Grund gehen können.

Am dritten Tage sollten nun die Kampfläufer heran. Dazu wurde die Südostseite Poels aufgesucht, denn hier brüteten sie sicher. Hier liegt Poel dem Festlande sehr nahe, nur ein etwa 1—3 km breiter, äußerst seichter Meeresarm trennt beide, an einer Stelle bei Fährdorf liegen zwischen beiden noch mehrere flache Wieseninselchen, und hier ist eine Brücke errichtet, an die sich Dämme anschließen, sodaß man so zu Fuß und Wagen auf die Insel gelangen kann. Zuerst wurde von Fährdorf nach Süden vorgedrungen. Zahllose Wasseradern hindern fortwährend, große und kleine Wasserflächen wechseln ab, kleine Inseln sind ganz unbetretbar. Hier trafen wir noch eine Reihe von brütenden Alpenstrandläufern, sehr zutrauliche Tierchen. Ihr Warnton, wenn sie nur zehn bis fünfzehn Schritt entfernt ängstlich aufpaßten, ob man auch dem Nest zu nahe käme, klingt ähnlich dem ärgerlichen Ton der Dorngrasmücke (S. sylvia) „tra=it" „tra=it". Rotschenkel, natürlich auch hier in ziemlicher Zahl, mehrere Austernfischer schienen auch hier ihre Nester zu haben, vom Kampfhahn stöberten wir nur ein Weibchen auf, fanden das Nest aber nicht, außerdem ein ganz dunkles Männchen. Kiebitze waren nicht selten.

Nun mußte auch Baurat W. umkehren, da er das Fährschiff benutzen wollte, während ich zu Fuß nach Wismar zurückzukehren gedachte und noch Zeit hatte, nördlich Fährdorf durch die Wiesen zu streifen. Und das wurde mir reichlich belohnt, ich kam mitten in das Kampfhahngebiet hinein. Wie der Besitzer der Wiesen mir versicherte, den ich traf, brüten hier etwa fünfzehn Paare. Er zeigte mir ihren Kampfplatz, auf einer erhöhten trocknen Stelle, wo sie ihre ungefährlichen Turniere ausführen, kenntlich durch das völlig glattgetretene Gras und die ringsherum liegenden vielen Exkremente. Ich setzte mich ruhig hin und hatte bald das Vergnügen fünf wunderschöne Hähne aus nächster Nähe zu sehen. Nicht einer glich dem andern, alle waren verschieden, einer ganz hell, einer ganz dunkel, die anderen dazwischenstehend, eine Verschiedenheit, die ja beim Kampfhahn Regel ist. Weibchen sah ich gar nicht; leider werden viele Nester durch Kühe zertreten, da Philomachus erst später brütet, wenn das Vieh die Wiesen begrast;

ich bemerkte nur zwei Gelege vom Rotschenkel. Auf etlichen Steinhaufen am Wasser konnte ich etliche Hände voll Schalen aller möglichen Eier sammeln; die Krähen geben auch hier wie überall den menschlichen Eierräubern nichts nach und finden Eier besonders schmackhaft. Auch hier Tr. alpina verschiedentlich bemerkt.

Doch nun galts heimzukehren. Wismar winkte zwar deutlich herüber, aber war 10 km entfernt; so überschritt ich denn die Brücken. Ich äugte zwar noch flüchtig nach dem nordischen Felsenpieper (Anthus obscurus), der hier im Herbst und Frühjahr durch Schmidt vielfach konstatiert ist, den Steenbock einmal auch bei Warnemünde brütend getroffen hat, aber die Zeit drängte, die durch den Damm verbundenen Inseln lockten heftig zu genauerer Durchsicht, aber was halfs — der Zug würde nicht warten. Unterwegs konstatierte ich zahlreiche Gartenammern (Emb. hortulana) die ja auch in Mecklenburg strichweise leben und mir hier schon früher aufgefallen waren; große Freude machte mir dann noch eine fleißig singende Sperbergrasmücke (S. nisoria), ein altes Männchen. Dieser Vogel findet sich nur ganz strichweise, hier war er sonst noch nicht festgestellt; auch bei ihm fiel mir wieder das unverkennbare Lerchenartige seines Gesanges auf. Besonders wenn diese Art anfängt zu singen, muß man jedesmal wieder sagen: „als wenn eine Feldlerche aufsteigt, so hört sichs an"; und dasselbe Urteil habe ich auch von anderen Kennern gehört. Trotzdem finde ich dies Kennzeichen des Sperbergrasmücken-gesanges nirgends betont, auch nicht im neuen Naumann.

Bald war Wismar erreicht, und es ging nun im Fluge heim. Hochinteressante Tage lagen hinter mir! Absichtlich habe ich alle sich überall findenden Kleinvögel übergangen, obwohl auch davon die Gärten und Hecken Poels eine artige Anzahl beherbergen.

Camin, den 20. Februar 1899.

Über das kleine Sumpfhuhn (Ortygometra parva [Scop.]) und seinen Aufenthalt.

Von H. Hocke.

Die Monatsschrift brachte bisher nur recht kurze Mitteilungen über das kleine Sumpfhuhn, Ortygometra parva (Scop.), (Gallinula pusilla Bechst. = minuta Pall.), was nicht sonderbar erscheinen dürfte, ist doch dieses Vögelchen ein recht seltenes, das bestimmte Plätzchen, welches ihm die Lebensbedingungen gewähren kann, ebenso selten vorhanden. Man kann lange, unendlich lange Zeit wandern und mit der Örtlichkeit noch so vertraut geworden sein, das kleine Plätzchen im weiten, nicht abzusehenden Sumpfgebiete, welches dem Vögelchen gefallen hat, muß mit Mühen und Hindernissen aller Art aufgesucht werden. Da ist es nichts Auffallendes mehr, wenn bei solcher Gelegenheit das Plätzchen über-

sehen und der Ausflug vergebens unternommen wird, die Zeit umsonst geopfert worden ist.

Nichts hat das Hühnchen an sich, von der Ferne her die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, keinen schrillen Laut läßt es hören, es läßt sich fliegend nicht sehen, zeigt sich nicht offen, wodurch es sich verraten könnte. Es muß am Platze förmlich herausgesucht werden, fast in der Weise — um mich so auszudrücken — als gälte die Suche einem verborgenen Schatze. Sie wird zu einer der allerschwierigsten und zeitraubendsten Aufgaben und ist bei weitem schwerer als die Suche nach irgend einem anderen gefiederten Getier.

Man muß zugleich in Betracht ziehen, daß die ganz bestimmten Örtlichkeiten, an denen die Zwerghühnchen brüten und die teuren Gelege gefunden wurden, von fast sämtlichen Oologen streng geheim gehalten wurden, wohl um sich dadurch für die gebrachten Opfer an Zeit und Mühe schadlos zu halten. Möchten die Wißbegierigen dies als mildernden Umstand betrachten.

Vorweg nenne ich einen Standort, der Zwergsumpfhühnchen heute und auf viele Jahre hinaus beherbergen wird: Das Havelluch, und zwar den Teil davon, wo das Wustrauer und Linumer Luch aneinander grenzen, wo die Türme von Beetz, Hackenberg und Linum sich zeigen. Doch ist dies nicht der einzige Ort, den ich im Laufe der Zeit kennen gelernt habe. Dann beschreibe ich die eigentliche Umgebung eines bestimmten Nistplatzes, die gefiederten Nachbarn, und zum Schlusse Nest und Eier des Hühnchens im besonderen.

Die Seen des Luchs sind nur zu einem Drittel ihres Umfanges Seen zu nennen, zwei Drittel sind weder Land noch Wasser, das Luch selbst ist mit kurzen Worten nicht zu bezeichnen. „Seeland" nennen es die näheren Bewohner. Ein fortwährender Wechsel, der Kampf zweier Elemente untereinander, macht See und Luch zu einer eigenartigen Erscheinung, die unsere Gedanken und unsere Empfindungen auf das höchste anregen müssen und den öfteren Besuch des genannten Luchs und seiner Umgebung besonders empfehlenswert machen.

So oft ich das Luch aufsuchte, kam ich in eine sonderbare Stimmung, die zu allerlei Gedanken führte. Wie eine Oase aus dem Wüstensande sich erhebt, so hoch steht der Teil der Mark, den ich jetzt beschreiben will, in Anbetracht der Zahl und Arten seiner gefiederten Geschöpfe über all den Plätzen anderer Länderteile, denn die Vögel sind es wieder im besonderen, die diesem Erdenwinkel das eigentümliche Gepräge aufdrücken. Noch heute ist dieser Teil der Mark von Menschen so gut wie unberührt. Ein weites Feld finden hier die Ornithologen, die nach und nach aus dem Leben der Vögel lernen wollen.

Ruhe und Lust zur Sache selbst gehören allerdings dazu, um das Luch nebst den Seen ornithologisch, jagdlich oder botanisch zu begehen. Ohne Führung,

zu der sich die Fischer am besten eignen, läßt sich kaum Eingang noch Übergang erzwingen. In den weitaus größten Flächen des nicht zu überschauenden Luches besteht eine ununterbrochene Fortsetzung allerlei verwachsener Pflanzengruppen oder grünlich und schwarz schillernder, mit dichtem Schilfe bestandener Streifen; ein anderes Mal Pflanzengewirr, von kleinen offenen Stellen eintönig unterbrochen. Wo die Pflanzen Lücken frei ließen und die Schlammschicht endet, welche den Grund verhüllt, da tritt, von der Sonne beleuchtet, das Wasser in dunklen, fast schwarzen Flecken hervor. Dann wieder kommen verwachsene Stellen, wild und zerzaust, Schilfinseln greifen ineinander, ein Graben mit stehendem Wasser, durch und durch verwachsen, hier und da mit dickem, schwarzem Brei gefüllt, und in diesem fröhlich gedeihend das Sumpfschlangenkraut (Calla palustris) mit blendend weißer Blüte und herzförmigen Blättern.

Stellenweise trägt das Luch den Charakter eines frischen Morastes. Unregelmäßige, mit Gräsern verschiedener Arten bewachsene Büschel, besonders von schmalblättrigen Seggen, bieten den Füßen des Suchers den geeigneten Stützpunkt zur Fortbewegung. Von einem Grashügel zum anderen springend geht es eine Strecke weiter. Wohl spritzt das Wasser unter den Füßen empor, der Boden giebt zuweilen nach, daß wir fast versinken, wenn der Fuß auf dem schlüpfrigen Boden ausglitt in den Schlamm, doch was bedeutet das kleine Ungemach gegenüber der Sammellust, der Jagdleidenschaft.

Also vorsichtig mit dem Fuß stets die Stellen geprüft, bevor es weiter gehen soll.

Einen seltsamen Anblick gaben die weiten Flächen, die ausschließlich von der Wasserscheere oder Wasseraloe (Strathiotes aloides), hier „Sickel“ genannt, gebildet werden. Vom Grunde herauf, nach und nach vermodernd, wachsen sie auf- und nebeneinander, dicht und eng, daß sie dem Kahne die Durchfahrt verweigern, dem Sucher zu Fuß die Haut rot reiben. Diese Pflanzen tragen durchweg die Nester der schwarzen Flußseeschwalben.

Weite Flächen sehen wie gelb und braun gefärbt aus und dazwischen steht im Wirrwarr Katzenschwanz, Schachtelhalm, Wasserrose, Laichkraut, Binsen, Seggen und Dreiblatt (Bitterklee, Menyanthes trifoliata).

Das Luch und die Seen daran haben — wie überall — besondere Tücken. Unbarmherzig und stechend brennt die Julisonne aus dem wolkenlosen Himmel auf den Besucher nieder, nirgends eine schattenspendende Stelle, nur ringsum Einsamkeit, der grelle Wiederschein der Sonnenstrahlen auf Lachen und Pfützen und ein Schweigen sondergleichen. Dann klebt die Zunge fest am Gaumen, und diese Qual vermehren noch Mücken und Fliegen in der aufdringlichsten Weise.

Das Schweigen, das uns unerträglich werden könnte, wird unterbrochen von den Rufen der Weihen, Kraniche, Rohrdommeln, Brachvögel, Seeschwalben und Möven. Sie alle befinden sich im Kampfe um das Dasein.

Der Jäger hat hier eine schwere Aufgabe, denn das Vogelwild zeigt sich über alle Erwartung vorsichtig. Doch findet er Mittel und Wege genug, seine Beute zu erlangen.

Die Brutvögel des Luchs sind hauptsächlich: Rohrweihe, Wiesenweihe, Große Rohrdommel, (es wurden gegen zwanzig Paare gehört) Kranich, Großer Brachvogel, Rotschenkel, Punktiertes und Grünfüßiges Rohrhuhn, Wasserhuhn, Ralle, Schnepfe und Kiebitz. Kampfhühner, die hier brüten sollen, habe ich nicht beobachten können.

Von Seefliegern finden wir in Kolonien Schwarze Seeschwalben, Lachmöven; von Entenarten hauptsächlich Tafelente, seltener Stock-, Löffel-, weißäugige Ente.

Gänse brüten im Luch nicht mehr, doch wird deren Besuch zur Winterszeit ein ganz enormer, auch Schwäne kommen alljährlich. Leider wurden die Letzteren, als sie sich auf den nahen Luchseen einrichten wollten, heimlich weggeknallt.

Von dem „kleinen Zeug", das hier verweilt, nenne ich noch das Rotsternige Blaukehlchen, den Binsen- und den Heuschreckensänger.

Keiner der soeben genannten Vögel kann uns jedoch zur Zeit mehr interessieren, wie das Zwergsumpfhühnchen. Wir sahen es zuerst im Mai, zuletzt im Juli. Sein Abzug muß wohl sehr frühzeitig erfolgen, denn Nachrichten aus späterer Jahreszeit habe ich bisher nicht erhalten können.

Männchen und Weibchen wurden stets nahe beieinander gesehen und gehört; sie lockten sich gegenseitig zu, wurden sie durch unser Nahen getrennt. Dann saßen sie fest, den Augenblick abwartend, wo sie abermals gestört wurden. Der Flug ist von geringster Dauer, niedrig, unstät, die Ständer hängen schlaff herab. In dem geschilderten Fluge eine Täuschung zu finden, die bezwecken sollte, vom bedrohten Neste abzulenken, wie es andere Vögel in der Not thun, kam uns nicht in den Sinn. Dagegen wurde eine List des Vogels beobachtet, die darin bestand, daß dieser, ehe wir uns näherten, sich vom Neste schwimmend drückte und nach geringer Entfernung davonflog, dann kurz darauf einfiel.

Als ich vorhin der Pflanzenwelt, dann derjenigen Vögel gedachte, in deren Nachbarschaft die Hühnchen sich befinden, geschah dies nicht ohne Absicht. Ein jeder Brutvogel im Sumpfe hat seine Lieblingspflanze und deren Stellen, nicht zum wenigsten unser Hühnchen. Vergebens wird der Ornithologe oder Oologe nach dem Aufenthalte oder dem versteckten Neste des Hühnchens suchen, weiß er nichts Näheres darüber. Wir sahen die Hühnchen und fanden deren Nester niemals anderswo als an denjenigen Stellen, wo die „Sickel" mit den Büscheln der Seggen vermischt wuchsen, nie anderswo als in solchen kleineren oder mittleren Umfangs. Die Sickel scheinen mir die Vögelchen überhaupt so wenig wie möglich, die Seggenbüschel vorzugsweise aufzusuchen.

Eine unendlich reichhaltige Kost haben die Vögelchen am Platze. Man untersuche der Probe halber meine Angaben, sie werden sich bestätigen.

Das kleine Nest (in Größe einer kleinen flachen Hand) von geringem Umfange, zeigt eine kaum bemerkbare Neigung nach dem Mittelpunkte zu und besteht nur aus einem Material, aus wenigen ausgetrockneten Carexhalmen und -blättern,[1]) von denen die größten und breitesten Blätter der Länge nach oben aufliegen. Nach unten zu sind unzählige kaum zentimeterlange Halm- und Blattstückchen durcheinander gehäuft. Es ist in jedem Falle äußerst versteckt angebracht, bodenständig, daß es samt den Eiern, die in ihrer fahlbraunen Färbung täuschend mit ihrer Umgebung übereinstimmen, selbst in unmittelbarer Nähe kaum zu sehen ist.

Der Eingang zum Nest ist auch kein breitgetretener Pfad, wie der zum Neste eines Wasserhuhnes oder einer dickleibigen Ente, vielmehr ein recht zierlicher Laubenweg, der desto besser wird, jemehr Eier im Neste liegen und je länger das Hühnchen brütet. Denn das Hühnchen knickt die Seggenhalme nicht, die es im Wege zum Neste hindern, es wählt seine bestimmte Richtung. Sehr gern glaube ich, daß das Nest keinen Laubengang erhält, wenn zwei, vielleicht drei Eier gezeitigt werden, bei den von mir gefundenen Nestern, die sechs bis acht Eier enthielten, waren Laubenwege vorhanden.

Dieser Laubenweg ist nur ein Schutzmittel, das zur Abwehr gegen gefiederte Feinde von obenher gute Dienste verrichtet, gegen Wasserratten, die gleiche Plätze bewohnen und ihre Jungen darin großziehen, ist das Mittel leider umsonst. Thatsächlich ist die Zahl der Wasserratten eine überaus große, ihr Schaden, den sie anrichten, speziell an den Eiern und Jungen dieser Vögelchen, ein großer. Das beweisen die aufgefundenen zerstörten Nester.

Als Helfer in der Not der Hühnchen erscheinen mir namentlich die Seeschwalben. Diese wehrhaften Vögel, in deren Nähe die Zwerghühnchen gern brüten, vereinigen sich zu Zügen, um Angriffe der Rohr- und Wiesenweihen, sowie der Krähen zurückzuweisen. Dieses geschieht zu jeder Zeit des Tages, kann aber nicht verhindern, daß doch hier und da ein Ei die Beute der Räuber wird.

Die Eier, im Neste unordentlich liegend, halb vom Nistmaterial verdeckt, zeigen meistens einen Typus. In der Form sind sie regelmäßig eiförmig oder stark zugespitzt, feinkörnig, glatt, aber ohne Glanz, welche auf gelbbraunem oder gelbgrauem Grunde mit grauen, gelbbraunen, auch rot- und schwarzbraunen Punkten und Flecken wie marmoriert erscheinen. Genauer betrachtet, heben sich dunklere Flecken deutlicher von der Grundfärbung ab. Ein Gelege mit acht Eiern, am

[1]) Alle Seggen haben einen dreieckigen Halm, spelzenartige Blüten, die, von dachziegelartig geordneten Deckblättchen geschützt, um eine gemeinschaftliche Achse zu Ähren vereinigt sind. Bald bringt der Halm nur eine Ähre, bald viele hervor.

28. Mai gefunden (frühe Zeit!), zeigte verschieden abgetönte Grundfärbung, außerdem die Eigenschaft, daß die dunklen Eier eine rundliche, die hellen eine gestreckte Form zeigen. Die dunkelgelbbräunliche Varietät habe ich nur einmal erhalten.

Die Maße verschiedener Eier sind folgende:

a.	Größe	3 × 2,1 cm,	Gewicht	600 mg
b.	„	3 × 2 „	„	600 „
c.	„	2,9 × 1,9 „	„	550 „
d.	„	2,8 × 1,8 „	„	520 „

Über Nisthöhlen des Schwarzspechtes.

Von Forstmeister Curt Loos.

Freiherr von Berlepsch teilt in seinem vorzüglichen Werke „Der gesamte Vogelschutz“ mit, daß die Fluglöcher zweier Nisthöhlen vom Schwarzspechte in noch lebenden Buchen in der Schweiz genau 85 mm Durchmesser besaßen, daß ferner zwei weitere, aber anscheinend verletzte Höhlen — Kiefernabschnitte der Forstakademie Münden — ein größeres Maß ergeben, und daß bei einer fünften Nisthöhle der Durchmesser des Flugloches ca. 85 mm betrage.

Von diesen Beobachtungen weichen die Dimensionen der Fluglöcher zweier Nisthöhlen ab, an denen eine etwaige Verletzung des Flugloches deswegen ausgeschlossen erscheint, weil beide Bäume in demselben Jahre, wo in ihnen die Bruten sich befanden, durch den Wind geworfen wurden und die Spechthöhlen, ohne daß von einer Verletzung an den Fluglöchern etwas zu bemerken gewesen wäre, sofort in meine Hände gelangt sind.

Die eine Spechthöhle entstammt der Schluckenauer Domänenwaldung und befand sich in einer 35 m hohen Tanne, welche am Schlagrande stand, 15 m hoch. Am Abschnitte maß der Stamm 77 cm, bei der Spechthöhle 45 cm im Durchmesser. Das Spechtloch war oval, und zwar betrug der vertikale Durchmesser desselben 150 mm, der horizontale 110 mm. Die Spechthöhle wurde im Frühjahr 1897 frisch ausgemeiselt, und aus ihr flogen die Jungen am 5. Juni aus. Im Sommer desselben Jahres wurde die Tanne durch den Wind gerade an der Stelle, wo sich das Flugloch befand, gebrochen.

Die zweite Brutstätte stammt vom Libocher Domänengebiete und befand sich in einer übergehaltenen Kiefer ca. 12 Meter hoch. Im Frühjahr 1898 diente sie dem Schwarzspecht als Brutstätte und wurde im Herbste desselben Jahres vom Winde geworfen. Der Durchschnitt zeigte, daß die Kiefer an der Stelle der Spechthöhle ein wenig kernfaul war.

Beim Flugloche maß die Kiefer ohne Rinde 33 cm. An der Stelle, wo das Flugloch eingemeiselt war, war die Wand der Höhle am dünnsten und zwar nur 6 cm stark, an der gegenüberliegenden Stelle dagegen am stärksten und zwar

11 cm stark. Von dem tiefsten bis zum höchstgelegenen Punkte der Höhle betrug die Entfernung 55 cm. Beim Flugloch war der Durchmesser der Höhle 17 bis 18 cm, nach unten erweiterte sich die Höhle um 2 bis 3 cm und endete schließlich in einem 10 cm hohen napfartigen Schlußstück. Von dem tiefsten Punkte der Höhle bis zum Flugloch betrug die Entfernung 41 cm. Das Flugloch war oval und hatte vertikal 120 mm und horizontal 100 mm Durchmesser. Oben schloß die Höhle eine fast horizontale, sich nur ganz wenig wölbende Wand ab. Während das Flugloch rundum fast horizontal in den Stamm hineinging, so war dasselbe an den unteren Seiten stark abgerundet und zwar von der Mitte der Holzwand aus ziemlich gleichmäßig nach außen sowohl als auch nach innen.

Interessant zu wissen wäre es, ob bei größeren Fluglöchern die Höhlen auch entsprechend größer sind, und ob etwa die verschiedenen Holzarten auf die Größe der Fluglöcher und Höhlen einen Einfluß ausüben.

Liboch a. d. Elbe, 26. Mai 1899.

Ein Gedenkblatt.

Von

Frau Baurat Müller.

Wohl ist es gewagt etwas über die Mövchen zu schreiben, ohne schon Bekanntes zu sagen; ihre Aufzucht ist ja nicht selten und hat sicher schon manchen liebevollen Beobachter gefunden. Doch dies soll mich nicht abhalten meinem Mövenpärchen ein kleines Denkmal zu setzen, denn es war eine Musterehe, welche dieselben führten. Das Pärchen gelbbunte Mövchen, welches ich kaufte, entpuppte sich bald als zwei Männchen. Nun ging es an das Eintauschen, und dreimal hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, daß

das angebliche Weibchen sang, also wieder ein Männchen war. Als ich zum Händler kam, offerirte er mir ein Pärchen, welches sicher Mann und Weib sei. Er wollte kein einzelnes Tierchen abgeben, überließ mir aber schließlich doch das eine, und es war das Weibchen. Mein Männchen, liebeglühend, hielt ihm sofort eine lange Rede und bewarb sich eifrigst um sie. Ängstlich und scheu zog sich jedoch das Vögelchen zurück, steckte den Kopf unter den Flügel und war tieftraurig. Zwei Tage sah ich dies mit an, doch eingedenk der Worte Sarastros „zur Liebe kann ich dich nicht zwingen", ging ich zum Händler und kaufte das zweite Tierchen. Reich belohnte mich der Jubel, mit dem das Weibchen den Ankömmling begrüßte. Das war ein Schnäbeln und Köpfchengrauen, dicht aneinandergeschmiegt, ihr Füßchen auf das seinige gestellt, als wollte sie mit Handschlag versichern: wir trennen uns nimmer. Ein Nest, Niststoff, Sepia und alles sonst erwünschte regte sofort zum Nestbau an, und kaum waren vierzehn Tage ins Land, so lag ein Ei, nach fünf Tagen fünf Stück im Neste. Eifrigst übernahmen beide Tierchen das Brutgeschäft, nach vierzehn Tagen lagen zu meiner Freude fünf kleine rosenrote Geschöpfchen zappelnd im Neste. Bei gequelltem Weißhirse, Ameiseneiern und Eigelb gediehen die Vögelchen prächtig, zeigten in der zweiten Woche die Flügelkiele und saßen die dritte Woche stattlich befiedert neben einander. Die Frau Mama war in ihrem Erziehungssystem viel konsequenter, als der Vater. Wenn die Jungen um Futter bettelten, saß sie auf der Stange und lockte, flog hin zum Nest, wieder fort, schlüpfte hinein, und nun ging es an ein Schieben und Vorwärtsdrängen. Die schreienden Kleinen erhielten von der Mutter nichts. Dem Vater war das Kindergeschrei zuwider, er fütterte. Dies Manöver dauerte ein paar Tage, bis der Älteste sich ein Herz faßte und auf dem Stengel saß. Sein Vorbild lockte auch die anderen, und so wagte die ganze Gesellschaft, fast erwachsen wie die Alten, nur an dem kurzen Schwänzchen kenntlich, den ersten Schritt in die Welt. Jetzt wurde wieder von beiden Eltern flott gefüttert; bald wagten die Kleinen sich an das Bad, und abends hockte die glückliche Familie zusammen im Nistkörbchen, neugierig die sieben Köpfchen heraussteckend. In der fünften Woche lagen wieder Eier im Nest; die Kinder waren jetzt überflüssig und bezogen ihr eigenes Quartier, da sie völlig selbständig waren. So brütete mein Mövenpaar unausgesetzt drei Jahre hindurch, Sommer und Winter, sie fütterten bei Licht und waren unermüdlich. Siebenunddreißig Junge zogen sie auf, sie waren von einem Vertrauen zu mir, daß sie auf den Eiern brütend mir das Eigelb von dem Finger pickten, wenn ich auf sie sprach, sich im Neste hoben, daß ich die jung ausgekrochenen Tierchen sehen konnte. Wie oft habe ich beobachtet, wie das Ei zerbarst, ein kleines strampelndes Füßchen sich zeigte, ein winziger Flügel zum Vorschein kam und der kleine Weltbürger, von der Anstrengung ermüdet, auf dem Rücken

liegend sich erst erholen mußte. Einmal war ein Tierchen zu schwach sich selbst zu helfen, vorsichtig knapperten es die Alten aus der Schale. Wie tot lag es da und war mehrere Tage nicht im stande sich auf die Beinchen zu helfen. Mit rührender Sorgfalt fütterte es das Weibchen und siehe da, den dritten Tag saß es mit in Reih und Glied, dank der aufopfernden Pflege. Wohl an achzig Eier hat mein Mövchen gelegt, und die Nachkommen wären wohl zahlreicher geworden, wenn ich stets zur rechten Zeit die Jungen entfernt hätte, doch ich wollte den Alten auch Erholung gönnen.

Ein hohes Alter scheinen die Mövchen nicht zu erreichen, es steht wohl im Einklang mit ihrer Vermehrung; fünf Jahre hatte ich mein Pärchen, sie alterten schnell und starben an Entkräftung. Die Kinder aber freuen sich ihres Lebens. Ob sie ihren Eltern ein treues Andenken bewahren? Schwerlich! Nun, so will ich es thun. —

Noch will ich einer Bastardzüchtung von Silberfasänchen und einem selbstgezogenen Mövenweibchen Erwähnung thun. Ich brachte mein Fasänchen mit einem sehr hell gefärbten Weibchen zusammen, doch dieses flüchtete entsetzt mit weit aufgesperrtem Schnabel in die Ecke; das dunkle Männchen, welches ihr tänzelnd seine Werbung vortrug, war ihr ein Schrecknis. Ich überhob es anderen Tages seiner Angst und nahm ein dunkler gefärbtes Weibchen, ich hatte ja Auswahl, und siehe da, sofort gewann der kleine Afrikaner das Herz der Asiatin. Von diesem Paar zog ich in zwei Bruten elf Junge. Interessant ist die Färbung derselben und besonders hervorzuheben, daß die Männchen sich kennzeichnen. Sämtliche Junge sind nach dem Vater geartet, haben jedoch eine bedeutend dunklere Färbung. Über dem Bürzel sind alle rotbraun mit weißen Punkten, ähnlich den Tigerfinken, der Rücken ist hellgraubraun weiß gewellt, die Flügel haben die tiefbraune Umrandung wie bei der Singamadine. Der untere Leib ist bei allen weiß, die Brust gelbbraun, fein wellig, geht bei den Weibchen in glattes Hellbraun über, während die Männchen bei gleicher Färbung dunkel sepiabraune Kehlen haben. Ihr Liedchen tragen dieselben ebenso fließend vor wie die Singamadine, doch klingt es bedeutend lauter und etwas rauher.

Bei einer früheren Züchtung braunbunter Möven mit Muskatfink waren die zwei Jungen wie der Vater gefärbt, nur mit dem Unterschied, daß die weißen Punkte in länglichen weißen Schuppen ausgingen. Eine weitere Züchtung mit einem dieser Bastardvögel und Mövenweibchen ergab völligen Rückschlag zum Mövchen.

Zu dem Artikel des Herrn Dr. Bräß: Vogelliebhaberei und Vogelschutz.

Folgenden Brief, welchen ich heute erhielt, lasse ich unverkürzt hier abdrucken, nicht weil ich von der Richtigkeit der darin ausgesprochenen Ansichten überzeugt wäre, sondern weil ich jedem Gelegenheit geben will, seine Ansichten zu äußern, auch wenn sie von denen unserer Vereinsleitung abweichen. Jeder Leser möge sich sein Urteil selbst bilden. Dr. Carl R. Hennicke.

„Görlitz, Wilhelmshof, den 10. Mai 1899.

Geehrter Herr Doktor!

Indem ich Ihnen hierdurch nochmals meinen Dank für die Aufnahme meines Artikels in ihre Monatsschrift ausspreche, möchte ich doch Gelegenheit nehmen, auf Ihre Fußnoten eine kurze Erwiderung zu geben, und ich überlasse es Ihrem Gutdünken, ob Sie dieselbe veröffentlichen wollen oder nicht. —

Die erste der von Ihnen gemachten Bemängelungen mag ruhig hingehen, obgleich ich der Ansicht bin, daß sich die „weniger ordentlichen Leute" am Vogelfang beteiligen werden, gleichviel ob er strikte verboten oder mit gewissen Einschränkungen erlaubt ist; das ändert an der Sache nicht ein Jota. —

Anders verhält es sich mit Fußnote 1 und 2 auf Seite 132. — Ich meine, daß das Wort Egoismus nur dann einen Tadel involviert, wenn wir ihn auf eine einzelne Person anwenden, daß es aber für ein Volk ein durchaus gesundes Prädikat ist. Wenn wir daher in Deutschland uns dagegen schützen, daß unsere Vögel gefangen werden, so ist das unser bestes Recht und geht niemanden sonst etwas an. Den anderen Leuten, aus deren Heimat Vögel zu uns importiert werden, soll andererseits durchaus nicht zugemutet werden, dies unter allen Umständen ruhig hinzunehmen. Es wird ihnen niemand verargen, wenn sie die Vögel dort ebenfalls schützen. Wozu diese in den Verkehr der Völker wie die Faust aufs Auge passenden Rücksichtnahmen?! Müssen wir Deutschen denn immer die Angelegenheiten anderer Nationen besorgen? Von solchen unfruchtbaren Gerechtigkeitsgefühlen sollten uns doch die traurigen Erfahrungen mit den Handelsverträgen z. B. gründlichst kuriert haben! Auf Dankbarkeit im internationalen Verkehr zu rechnen, ist allzu optimistisch, und eine derartige nationale Dankbarkeit wäre auch nur ein Zeichen von Schwäche. —

Andererseits, was würden in unserem Falle Repressiv-Maßregeln des Auslandes bewirken? Doch nur das, daß die Vögel in Wirklichkeit international geschützt wären, was ja eben, so viel ich weiß, gerade von allen Vogelschützlern angestrebt wird. — Dafür, daß unseren Vogelliebhabern ihre Stubenvögel nicht fehlen, sorgt sicherlich schon zur Genüge die Gewinnsucht und der Geschäftssinn,

welche es zu einem allgemeinen Aufhören des Imports nun und nimmer kommen lassen werden. Schlimmstenfalls würden sich die Vogelwirte um die eine oder andere Art gebracht sehen, ein Umstand, der wohl zu verschmerzen wäre.

Fußnote 2 erledigt sich in Kürze dahin, daß Schutzleute lediglich exekutive Beamte sind, und es wohl überhaupt faul im Staate stände, wenn wir darauf angewiesen wären, daß sie jeden Paragraphen des Gesetzbuches in gleich vollkommener Weise beherrschen sollten, wie der jeweilige Fachmann. — Hier wäre eben ein Zwang zur Selbstdeklaration mit Bestrafung im Unterlassungsfall am Platze. — Wenn man im übrigen mit der Besteuerung ungünstige Erfahrungen gemacht hat, so wäre es allerdings angezeigt, sie fallen zu lassen, nur müßte man, und das ist die Hauptsache, auf anderem Wege besser zum Ziel eines erhöhten Schutzes unserer wertvolleren und selteneren Vögel gelangen. — Ob sie aber besteuert werden oder nicht, einen „ornithologischen Schutzmann“ brauchen wir so wenig, wie etwa einen technischen oder litterarischen. Hochachtend

Dr. von Wissel.“

Kleinere Mitteilungen.

Steppenhühner in England. (Briefliche Mitteilung an Geheimen Hofrat Professor Dr. Wilhelm Blasius.) Syrrhaptes. Ein Flug wurde gesehen bei Flamborough im März, ein kleiner Flug bei Easington, nahe bei Spurn Head, am 13. Mai, ein einzelner Vogel bei Bardsley-on-the Wolds, Lincolnshire (das Nachbar-Dorf von dem, bei dem sie im Januar und Februar beobachtet worden sind) am 19. Mai. Die Beobachter in allen diesen Fällen sind zwar keine Ornithologen, doch kennen sie Syrrhaptes von 1888 her nach dem Zeugnis von J. Cordeaux.

Cambridge, 24. Mai 1899. A. Newton.

Der Pirol als Vertilger von Raupen des Kiefernspinners. Zu dem in unserer Monatsschrift gerade in letzter Zeit mehrfach besprochenen Sichansammeln insektenfressender Vögel an Raupenfraßstellen kann ich zwar nicht nach eigener Wahrnehmung, aber nach den direkten Mitteilungen des betreffenden Revierbeamten einen Fall beibringen, der diesmal den ja bereits durch die in Nr. 2 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift mitgeteilten Berichte aus von der Nonne heimgesuchten Revieren als Gegner dieses Forstinsektes festgestellten, wenn auch freilich von Herrn Prof. Dr. Rörig in dieser Eigenschaft nicht allzu hoch eingeschätzten Pirol, und zwar dem Kiefernspinner gegenüber, betrifft. Es handelt sich hierbei um den unmittelbar am Frischen Haff gelegenen Bezirk B., Oberförsterei Födersdorf, einen isolierten, etwa 300 ha großen Waldkomplex mit überwiegend geschlossenem, altem Kiefernbestande mit (vom Wacholder abgesehen) wenig Unterholz, in zweiter Linie gleichfalls

ziemlich reinem Kiefernstangenholz- und schonungen, während Laubholz, und zwar hauptsächlich Erlen und Espen, weniger Eschen, Weißbuchen und Birken, mit Fichten gemischt nur an einer Seite des Bestandes, rein aber nur an wenigen bruchigen Stellen vorkommt. Hier hatte sich 1896 der Kiefernspinner, während er sich bis dahin in den gewöhnlichen Grenzen gehalten hatte, plötzlich so stark vermehrt, daß die im Herbste wie alljährlich vorgenommene Probesammlung stellenweise bis sechs Raupen auf den Stamm ergab (ich bemerke hier, was für den Kundigen selbstverständlich ist, daß diese Zahl naturgemäß hinter dem thatsächlichen Bestande erheblich zurückbleibt, indem beim Sammeln keineswegs alle Raupen gefunden werden, so daß von den Forstmännern beim Kiefernspinner auch schon ein niedriger Prozentsatz für ziemlich bedenklich gehalten zu werden pflegt). Von seiten der Forstverwaltung wurde nichts unternommen; im Frühjahr 1897 aber stellte sich, während der Pirol das Revier sonst nur in wenigen Paaren bewohnt, eine beträchtliche Anzahl dieser Vögel (nähere Angaben kann ich allerdings nicht machen, doch war die Vermehrung jedenfalls recht auffallend) ein und blieb bis zum August da, und als im Herbste die Probesammlung wiederum stattfand, hatte sie ein fast gänzlich negatives Resultat. Wenn es auch, zumal bei dem Fehlen eingehenderer Beobachtungen (so daß ich auch nicht angeben kann, was bisher überhaupt zu wenig berücksichtigt worden ist, ob die Vögel an den Ansammlungsstellen auch in vermehrter Anzahl gebrütet haben), entschieden voreilig wäre, dies ganz auf das Konto der Pirole zu schreiben, so wird doch ein ursächlicher Zusammenhang einerseits zwischen der Zunahme des Kiefernspinners und der auffallenden Ansammlung der Vögel und andererseits in gewissem Umfange jedenfalls auch zwischen deren Thätigkeit und dem Verschwinden des Insekts auch in diesem Falle über allen Zweifel feststehen, was um so bemerkenswerter ist, als die Orts- (sehr isolierte Lage und geringer Umfang des Waldes) und Bestandsverhältnisse für den Pirol entschieden ungünstig waren. Ein häufigeres Vorkommen des Kuckucks, von dem einige Exemplare gleichfalls zu den regelmäßigen Bewohnern des Waldes zählen, ist dagegen bestimmt nicht zu beobachten gewesen.

Jesau (Ostpreußen). E. Christoleit.

(Aus einem Briefe an Landforstmeister Freiherrn von Berg). Auf meiner Beobachtungstour vom **1. August** (Sonntag) fand ich ein **Nachtschwalbengelege**, zwei Eier enthaltend. Ich stand neben dem Neste und hätte um einen Schritt das brütende Tierchen getötet, falls es nicht weggeflogen wäre. Um nun mich zu überzeugen, wie weit der Vogel im Brüten voran war und um andererseits eventuell bezeugen zu können, falls der Herr Landforstmeister es wünscht, daß es sich um Nachtschwalben handle, so nahm ich die Eier mit und blies sie aus. Etwa fünf bis sechs Tage mochten dieselben angebrütet gewesen sein, was die eingebohrten Eingangslöcher in dieselben darlegen. Wären die Jungen zur Hälfte

angebrütet gewesen, so wäre die Schale beim Ausblasen längst geplatzt. Die Eier liegen bei mir und stehen Herrn Landforstmeister zur Verfügung. Sollten sie dieselben nicht wünschen, so wandern sie in meine Sammlung. Wie gesagt, ich habe die Eier nur deswegen mitgenommen, da ich dachte, man möchte sich von meiner angegebenen Auffindung des Geleges überzeugen wollen, denn am 1. August noch ein Nachtschwalbengelege aufzufinden, ist mir wirklich neu, um so mehr, da man die Eier schon Anfang Juni findet und der Vogel doch nur einmal brütet. Hätte er es beispielsweise verlassen oder wäre er gestört worden auf irgend eine Art, so hätte er doch womöglich gleich wieder anderswo genistet und nicht so lange gewartet. Oder, Herr Landforstmeister, haben Sie bei Nachtschwalben schon solches beobachtet, oder schon hiervon gehört, oder schon hiervon gelesen? Ich noch nicht, daher die Mitteilung an Sie. Das brütende Vögelchen habe ich nicht abgeschossen, da ich annahm, daß man bei Vorzeigen der Eier meinen Aussagen Glauben schenken werde. Ich fand es wenigstens unnötig. Das Nest war etwa 30 cm von einem etwa 80 cm hohen Tännchen entfernt. Die Eier lagen auf einer etwa Handfläche großen glatten, bloßen Erdstelle, rings von Heidekraut umgeben. Die betreffende Stelle ist junger Aufwuchs von Tännchen.

Schönburg, den 4. August 1898. Lehrer Ernst.

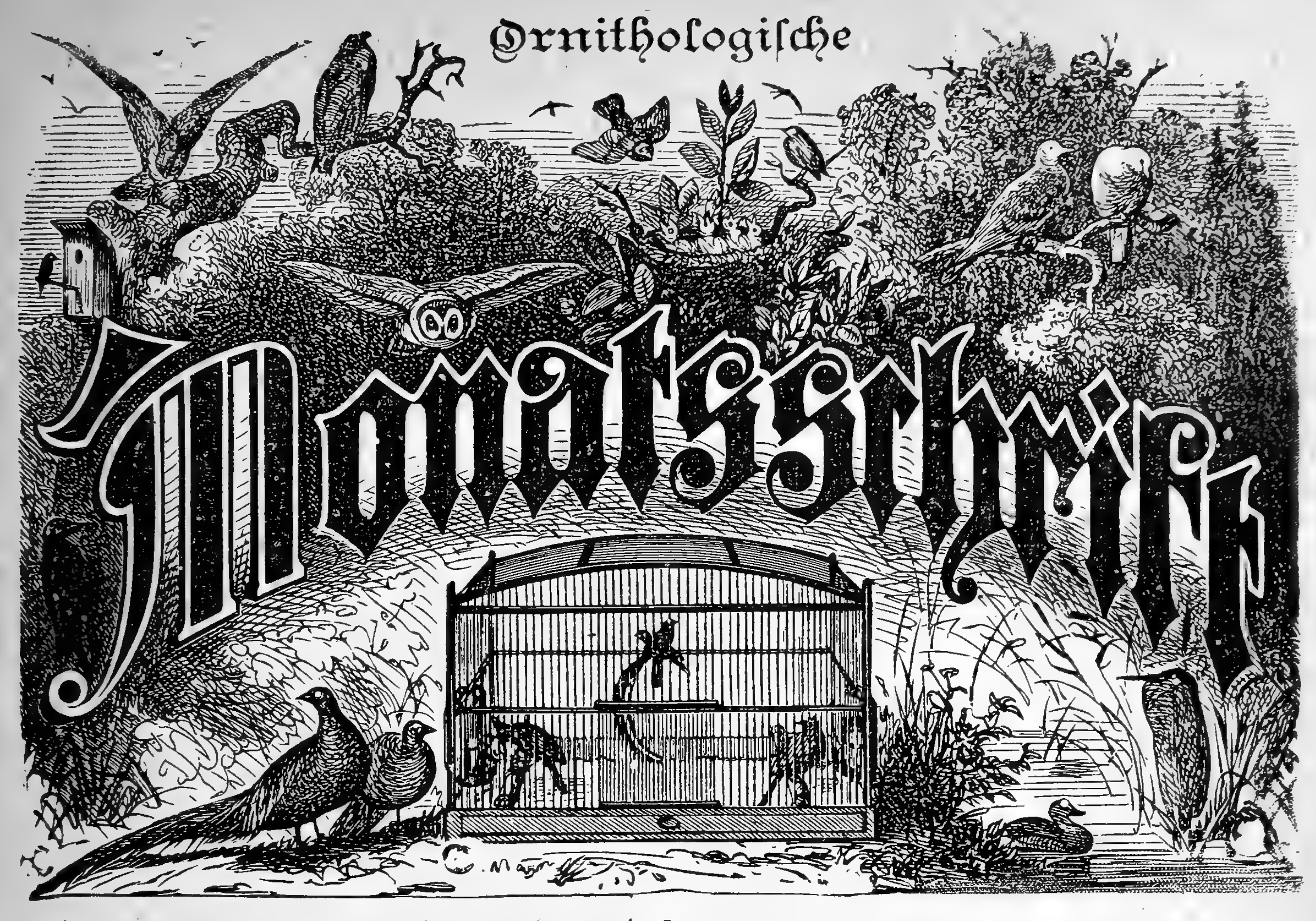
Tierschutz durch Schulkinder. Vor einigen Jahren hat die Sektion für Tierschutz der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera drei Preisarbeiten veröffentlicht, in denen der deutschen Jugend gezeigt wird, auf welche Weise sie praktisch Tierschutz üben kann. Diese ernsten Mahnworte von K. Gehring, P. Weiser und E. Renck haben eine weite Verbreitung gefunden und sind bereits in dritter Auflage erschienen. Viele Lehrer, Rektoren, Direktoren und Bezirksschulinspektoren bestellten für den ermäßigten Preis von zehn Mark bei Theodor Hofmann in Gera (Reuß) einhundert Exemplare und konnten so für zehn Pfennige ihren Zöglingen das reich illustrierte Büchlein zugänglich machen. In jüngster Zeit hat der Tierschutzverein in Offenbach am Main ein nachahmungswertes Beispiel gegeben, indem er eintausend Stück dieser empfehlenswerten Preisschrift an Schüler und Schülerinnen unentgeltlich verteilen ließ. Emil Fischer.

Berichtigung. Im V. Bande des „neuen Naumann“ ist auf Seite 319, Spalte 1 vom Kuttengeier gesagt: „In Kurland ist er zweimal von von Loewis erlegt worden.“ Dies muß heißen: „In Kurland ist er zweimal nach von Loewis erlegt worden.“ Ferner ist die Bemerkung auf Seite 329, Spalte 1 des VI. Bandes: „Nach von Loewis sind in Esthland Moorschneehühner nicht vorhanden“ dahin abzuändern, daß in Esthland Alpenschneehühner nicht vorhanden sind.

Carl R. Hennicke.

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Ornithologische



des

Deutschen

Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von **E. v. Schlechtendal.**

Redigiert von
Dr. **Carl R. Hennicke**
in Gera (Reuß),
Dr. **Frenzel,**
Professor Dr. **O. Taschenberg.**

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. August 1899. Beiheft zu Nr. 8.

Aufruf an die Tierschutzvereine von Deutschland und Österreich-Ungarn.

Veranlaßt durch eine vor drei Jahren erschienene Kundgebung des Herrn Propst Landsteiner in Nikolsburg (Mähren), worin derselbe in ergreifenden Worten zur energischen Unterdrückung des im südlichen Europa in verderblichster Weise auftretenden Vogelmassenmordes aufforderte, bildete sich bekanntlich in Aarau ein internationales Komitee zur Organisation des Kampfes. Leider sah sich dasselbe infolge mangelhafter finanzieller Unterstützung seitens der Tierschutzvereine und der seine Bestrebungen lähmenden Einflüsse der Kongresse und neugebildeten, in der Sache aber unthätigen Komitees genötigt, seine Arbeit einzustellen, und bereits hatte es auch Schlußbericht und Schlußrechnung gestellt, als plötzlich ein neues Faktum hervortrat, welches die Sachlage mit einem Schlage änderte. Es zeigte sich nämlich aus einer vom Präsidenten des Komitees vorgenommenen Prüfung der Protokolle der internationalen ornithologischen Kongresse in Wien, Budapest und Paris, daß speziell beim Kongresse am letzteren Orte, an welchem hervorragende Fachmänner aller vertretenen Staaten teilgenommen haben, eine internationale Übereinkunft zum Schutz der nützlichen Vögel vereinbart worden ist, welche genau das enthält, was zur Unterdrückung des Vogelmassenmordes nötig ist, und es handelt sich nur darum, daß diese Übereinkunft in den am Kongreß beteiligten Staaten Gesetzeskraft erhalte. Wir geben nachstehend den wörtlichen Text dieser Übereinkunft, und zwar in deutscher und französischer Fassung.

Angesichts dieser Konvention glaubte denn auch der Zentralvorstand des Verbandes der deutsch-schweizerischen Tierschutzvereine das internationale Komitee in Aarau für Bekämpfung des Vogelmassenmordes ersuchen zu müssen, sich nicht aufzulösen, sondern nunmehr mit aller Kraft seine Thätigkeit darauf zu richten, daß die erwähnte Übereinkunft zur Wahrheit werde und zum Vollzug gelange.

Indem das Komitee diesem Wunsche nachkommt, richtet es nunmehr an die Tierschutzvereine von Deutschland und Österreich das Gesuch, sich mit ihm zur gemeinsamen, kräftigen und energischen Aktion zu vereinigen und ihm bis längstens Mitte Juli nächsthin Mitteilung zu machen, ob sie dazu willens seien und welcher Weg des Vorgehens ihnen der geeignete scheine.

Das Komitee hält dafür, daß man in folgender Weise vorgehen sollte:

1. vor allem beim französischen Ackerbauministerium Informationen einzuziehen über den Stand der Sache und die Gründe, warum die Konvention nicht in Kraft getreten ist;
2. je nach der erhaltenen Antwort eine Kollektiveingabe an die betreffenden Staatsregierungen zu richten;

3. die französische Regierung zu ersuchen, eine diplomatische Zirkularnote an die Staaten zur Erfüllung der Bestimmungen der Konvention zu richten;
4. die Presse in Deutschland, der Schweiz und Österreich-Ungarn durch von den Vereinen zu bezeichnende Persönlichkeiten zu bearbeiten.

Schließlich werden die Vereine ersucht, sich auch darüber zu äußern, ob etwa vorher persönliche Besprechung des Vorgehens gewünscht wird und wenn ja, wo?

Der Worte sind nunmehr genug gewechselt. Es ist dringend nötig, daß endlich gehandelt werde, soll die durch den Vogelmassenmord verursachte Kalamität nicht noch größer werden. In allen Fällen sollte nunmehr auf dem nächsten Pariser Kongreß und allfälligen spätern internationalen Versammlungen nur noch die Pariser Konvention und ihre Ausführung zur Grundlage der Diskussion genommen werden. Die Tierschutzvereine können ihre hehre Aufgabe nicht besser erfüllen, als indem sie Schulter an Schulter in die Linie rücken und fordern, daß das, was durch hervorragende Fachmänner der europäischen Staaten als durchführbar gefunden worden ist, nun wirklich auch vollzogen werde!

Aarau, im Juni 1899.

Das internationale Komitee zur Bekämpfung des Vogelmassenmordes.

Der Sekretär: E. Naef. Der Präsident: A. Keller.

Projet de Convention.

Originaltext.

Les Hautes Parties contractantes, reconnaissant l'opportunité d'une action commune dans les differents pays pour la conversation des oiseaux utiles à l'agriculture, ont résolu de conclure une Convention à cet effet et ont nommé pour leurs Plénipotentiaires, savoir:

Art. 1.

Les oiseaux utiles à l'agriculture, spécialement les insectivores et notamment les oiseaux énumérés dans la liste No. 1 annexée a la présente Convention, laquelle sera susceptible d'additions par la législation de chaque pays, jouiront d'une protection absolue, de façon qu'il soit interdit de les tuer en tout temps et de quelque manière que ce soit, d'en détruire les nids, oeufs et couvées.

En attendant que ce resultat soit atteint partout, dans son ensemble, les Hautes Parties

Entwurf der Übereinkunft.

Übersetzung.

Die hohen vertragschließenden Parteien, in Anerkennung der Zweckmäßigkeit eines gemeinsamen Vorgehens in den verschiedenen Ländern für die Erhaltung der der Landwirtschaft nützlichen Vögel, haben folgende Übereinkunft beschlossen und zu ihren Bevollmächtigten ernannt, nämlich:

Art. 1.

Die der Landwirtschaft nützlichen Vögel, speziell die Insektenfresser und namentlich die in der der gegenwärtigen Übereinkunft angefügten Liste Nr. 1 bezeichneten, welche durch die Gesetzgebung eines jeden Landes beliebig vermehrt werden können, genießen den absoluten Schutz in der Weise, daß ihr Töten zu jeder Zeit, und in welcher Art es immer sein möge, sowie das Zerstören ihrer Nester, Eier und Bruten verboten sein soll.

Bis das Resultat in seiner Gesamtheit

contractantes s'engagent à prendre ou à proposer à leurs législatures respectives les dispositions nécessaires pour assurer l'exécution des mesures comprises dans les articles ci-après:

Art. 2.

Il sera défendu d'enlever les nids, de prendre les oeufs, de capturer et de détruire les couvées en tout temps et par des moyens quelconques.

L'importation et le transit, le transport, le colportage, la mise en vente, la vente et l'achat de ces nids, oeufs et couvées, seront interdits.

Cette interdiction ne s'étendra pas à la destruction par le propriétaire, usufruitier ou leur mandataire, des nids que des oiseaux auront construits dans ou contre les maisons d'habitation ou les bâtiments en général et dans l'intérieur des cours.

Art. 3.

Seront prohibés la pose et l'emploi des pièges, cages, filets, lacets, gluaux, et de tous autres moyens quelconques ayant pour objet de faciliter la capture ou la destruction des oiseaux.

Art. 4.

Dans le cas où les Hautes Parties contractantes ne se trouveraient pas en mesure d'appliquer immédiatement et dans leur intégralité les dispositions prohibitives de l'article qui précède, Elles pourront apporter des atténuations jugées nécessaires auxdites prohibitions, mais Elles s'engageront à restreindre l'emploi des méthodes, engins et moyens de capture et de destruction de façon à parvenir à réaliser peu à peu les mésures de protection mentionnées dans l'article 3.

Art. 5.

Outre les défenses générales formulées à l'article 3, il est interdit de prendre ou de tuer, du 1er mars au 15 septembre de chaque année, les oiseaux quelconques, sauf les exceptions indiquées aux articles 8 et 9.

überall erreicht ist, verpflichten sich die vertragschließenden Parteien, bei ihren respektiven Gesetzeskörpern dahin zu wirken, oder ihnen vorzuschlagen, daß die nötigen Maßregeln für die Ausführung der Bestimmungen der nachstehenden Artikel gesichert werden.

Art. 2.

Verboten ist: das Ausnehmen der Nester, das Ausnehmen der Eier, das Ausnehmen und Zerstören der Bruten zu jeder Zeit und durch welche Mittel es immer sein möge.

Die Ein- und die Durchfuhr, der Transport, das Hausieren, Feilbieten, der Kauf und Verkauf von solchen Nestern, Eiern und Bruten ist verboten.

Dieses Verbot erstreckt sich nicht auf die Zerstörung von Nestern, welche die Vögel in oder an Wohnhäusern, oder an Gebäuden im allgemeinen, oder im Innern von Höfen gebaut haben, insofern die Zerstörung durch den Eigentümer, Nutznießer oder ihre Bevollmächtigten geschieht.

Art. 3.

Verboten sind: Das Legen und die Anwendung von Fallen, Käfigen, Netzen, Schlingen, Leimruten und alle andern Mittel, mögen sie heißen, wie sie wollen, welche die Erleichterung des Massenfanges oder der Massenzerstörung der Vögel zum Zwecke haben.

Art. 4.

Für den Fall, daß es den vertragschließenden Parteien nicht möglich sein sollte, die im vorstehenden Artikel enthaltenen Schutzmaßregeln in ihrem ganzen Umfange sofort anzuwenden, so sind sie befugt, die ihnen nötig scheinenden Erleichterungen zu gewähren, mit der Verpflichtung jedoch, die Anwendung der Arten, Geräte und Mittel des Fanges und der Zerstörung zu beschränken, und zwar in der Weise, daß nach und nach die im hievor erwähnten Artikel 3 verlangten Schutzmaßregeln erreicht werden.

Art. 5.

Außer den im Art. 3 enthaltenen allgemeinen Verboten ist es ferner untersagt, während eines jeden Jahres vom 1. März bis 15. September jegliche Vogelgattung einzufangen oder zu töten, mit Ausnahme der

La vente et la mise en vente en seront interdits également pendant la même période.

Les Hautes Parties contractantes, s'engagent, dans la mesure où leur législation le permet, à prohiber l'entrée et le transit desdits oiseaux et leur transport du 1er mars au 15 septembre.

in den hienach folgenden Artikeln 8 und 9 aufgeführten Arten.

Der Verkauf und das Feilbieten ist während der gleichen Periode ebenfalls verboten.

Die hohen, vertragschließenden Parteien verpflichten sich, soweit es ihre Gesetze zulassen, die Einfuhr, die Durchfuhr und den Transport dieser Vögel vom 1. März bis 15. September ebenfalls zu verbieten.

Art. 6.

Les autorités compétentes pourront accorder exceptionellement aux propriétaires ou exploitant de vignobles, vergers et jardins, de pépinière, de champs plantés ou ensemencés, ainsi qu'aux agents préposés à leur surveillance; le droit temporaire de tirer à l'arme à feu sur les oiseaux dont la présence serait nuisible et causerait un réel dommage.

Il restera toutefois interdit de mettre en vente et de vendre les oiseaux tués dans ces conditions.

Art. 6.

Die zuständigen Behörden können ausnahmsweise Eigentümern oder Pächtern von Weinbergen, Gärten und Baumgärten (Obstgärten), Baumschulen, angepflanzten oder angesäeten Feldern, sowie den Sicherheitsorganen die zeitweise Erlaubnis erteilen, schädliche und wirklichen Schaden verursachende Vögel vermittelst der Schußwaffe abzuschießen.

Immerhin bleibt der Verkauf der auf diese Weise abgeschossenen Vögel verboten.

Art. 7.

Des exceptions aux dispositions de cette Convention pourront être accordées dans un intérêt scientifique ou de repeuplement par les autorités compétentes, suivant les cas et en prenant toutes les précautions nécessaires pour éviter les abus.

Pourront encore être permises, avec les mêmes conditions de précaution, la capture, la vente et la détention des oiseaux destinés à être tenus en cage. Les permissions devront être accordées par les autorités compétentes.

Art. 7.

Ausnahmen von den Bestimmungen der gegenwärtigen Übereinkunft können zu wissenschaftlichen oder zu Zwecken der Wiederbevölkerung durch die zuständigen Behörden je nach der Lage und unter den gegen Mißbrauch nötigen Schutzmaßregeln bewilligt werden.

Ebenso kann, unter den gleichen Voraussetzungen von Vorsichtsmaßregeln, der Fang, der Verkauf und das Einsperren von Vögeln in Käfigen bewilligt werden, gleichfalls aber nur durch die zuständigen Behörden.

Art. 8.

Les dispositions de la présente Convention ne seront pas applicables aux oiseaux de basse-cour, ainsi qu'aux oiseaux-gibier existant dans les chasses réservées et désignées comme tels par la législation du pays.

Partout ailleurs, la destruction de ces oiseaux ne sera autorisée qu'au moyen des armes à feu et à des époques déterminées par la loi.

Les États contractantes s'engagent à interdire la vente, le transport et le transit des oiseaux-gibier, dont la chasse est défendue sur leur territoire, durant la période de cette interdiction.

Art. 8.

Die Bestimmungen dieser Übereinkunft finden keine Anwendung auf das Hausgeflügel, ebensowenig auf das Jagdgeflügel, welches in reservierten Jagdgründen von den betreffenden Landesgesetzen als solches bezeichnet ist.

Überall sonst wird die Tötung dieser Vögel nur vermittelst der Feuerwaffe und zu den im Gesetze festgesetzten Zeiten gestattet.

Die vertragschließenden Staaten verpflichten sich zur Untersagung des Verkaufs, des Transportes und der Durchfuhr des Jagdgeflügels, dessen Abschuß auf ihrem Gebiete verboten ist, und auf so lange, als diese Verbotzeit dauert.

Art. 9.

Chacune des Parties contractantes pourra faire des exceptions aux dispositions de la présente Convention:

1⁰ pour les oiseaux que la législation du pays permet de tirer ou de tuer comme étant nuisibles à la chasse où à la pêche;

2⁰ pour les oiseaux que la législation du pays aura désignées comme nuisibles à l'agriculture locale.

A défaut d'une liste officielle dressée par la législation du pays, l'article 9 sera appliqué aux oiseaux désignées dans la liste No. 2 annexée à la présente Convention.

Art. 10.

Les Hautes Parties contractantes prendront les mesures propre à mettre leur législation en accord avec les dispositions de la préente Convention dans un délai de trois ans à partir du jour fixé pour la mise en vigueur de la Convention.

Art. 11.

Les Hautes Parties contractantes se communiqueront, par l'intermédiaire du Gouvernement français, les lois et les décisions administratives qui auraient déjà été rendues ou qui viendraient à l'être dans leurs États, rélativement à l'objet de la présente Convention.

Art. 12.

Lorsque cela sera jugé nécessaire, les Hautes Parties contractantes se feront representer à une réunion internationale chargée d'examiner les questions que soulève l'exécution de la Convention et de proposer les modifications dont l'expérience aura démontré l'utilité.

Art. 13.

Les États qui n'ont pas pris part à la présente Convention sont admis à y adhérer sur leur demande. Cette adhésion sera notifiée par la voie diplomatique au Gouvernement de la République française, et par celui-ci aux autres Gouvernements signataires.

Art. 9.

Jede vertragschließende Partei kann von den Bestimmungen der vorliegenden Übereinkunft Ausnahmen gestatten:

1. für diejenigen Vögel, welche das Landesgesetz als für die Jagd und den Fischfang schädlich erklärt und deren Abschuß oder Tötung es erlaubt;

2. für diejenigen Vögel, welche die Landesgesetzgebung als der lokalen Landwirtschaft schädliche bezeichnet hat.

Beim Mangel einer offiziellen, durch die Gesetzgebung des Landes aufgestellten Liste findet der Art. 9 auf diejenigen Vögel seine Anwendung, welche in der der Liste 2 der gegenwärtigen Übereinkunft angefügten Beilage bezeichnet sind.

Art. 10.

Die hohen vertragschließenden Parteien treffen ihre Maßregeln, um die gegenwärtige Übereinkunft binnen der Frist von drei Jahren, vom Datum des Inkrafttretens an gerechnet, mit ihrer Gesetzgebung in Einklang zu bringen.

Art. 11.

Die vertragschließenden Parteien teilen sich alle Gesetze und administrativen Verordnungen durch die Vermittlung der französischen Regierung mit, welche in Bezug auf die Bestimmungen der gegenwärtigen Übereinkunft in ihren Staaten bereits erlassen worden sind oder noch erlassen werden.

Art. 12.

Im Falle der Notwendigkeit werden sich die hohen vertragschließenden Parteien bei einer internationalen Vereinigung vertreten lassen, um alle Fragen, die sich bezüglich der Ausführung dieser Übereinkunft erheben und welche eine Abänderung derselben, gestützt auf die gemachten Erfahrungen, wünschbar erscheinen lassen könnten, zu beraten.

Art. 13.

Den bei der gegenwärtigen Übereinkunft nicht vertretenen Staaten wird das Recht vorbehalten, auf ihr Verlangen sich derselben anzuschließen. Dieser Anschluß wird allen daran beteiligten Staaten durch die französische Regierung auf diplomatischem Wege zur Kenntnis gebracht werden.

Art. 14.

La présente Convention sera mis en vigueur dans un délai maximum de un an à dater du jour de l'échange des ratifications.

Elle restera en vigueur indéfiniment entre toutes les Puissances signataires.

Dans les cas où l'une d'Elles dénoncerait la Convention, cette dénonciation n'aurait d'effet qu'à son égard et seulement une année après le jour où cette dénonciation aura été notifiée aux autres États contractantes.

Art. 15.

La présente Convention sera ratifiée, et les ratifications seront échangées à Paris dans le plus bref délai possible.

Art. 14.

Gegenwärtige Übereinkunft tritt spätestens ein Jahr vom Tage der Ratifikationsauswechslung an gerechnet in Kraft.

Sie bleibt zwischen den vertragschließenden Staaten auf unbeschränkte Zeit in Kraft.

Im Falle des Rücktrittes einer der Staaten hat dieser Rücktritt nur seine Wirkung für diesen Staat selbst und erst nach Umfluß eines Jahres vom Tage der Notifikation hinweg, an welchem sie den übrigen vertragschließenden Staaten zur Kenntnis gebracht wird.

Art. 15.

Die gegenwärtige Übereinkunft soll ratifiziert und die Ratifikationen in möglichst kürzester Frist in Paris ausgetauscht werden.

Protocole.

Les soussignés, Délégués de l'Allemagne, de l'Autriche-Hongrie, de la Belgique, de l'Espagne, de la France, de la Grande-Bretagne, de la Grèce, de l'Italie, du Luxembourg, de Monaco, des Pays-Bas, du Portugal, de la Russie, de Suède et Norvège et de la Suisse, se sont réunis à Paris, le 25 Juin 1895, dans le but de préparer une Convention internationale ayant pour objet la protection des oiseaux utiles à l'agriculture.

À la suite des délibérations consignées dans les procès-verbaux des séances, ils ont arrêté le projet de Convention qui est annexé au présent Protocole et qu'ils s'engagent à soumettre à l'examen de leurs Gouvernements respectifs.

Fait à Paris, le 29 Juin 1895.

Pour l'Allemagne:

Docteur Thiel, ...
Comte d'Arco, ...
Dr. Kœnig, ...
Dr. Selenka, ...

Pour l'Autriche-Hongrie:

Docteur de Beck, ...
Tschusi de Schmidhoffen, . . .
de Saarossi-Kapeller, ...
Comte Esterhazy, ...

Schlußprotokoll.

Die unterzeichneten Abgeordneten Deutschlands, Österreich-Ungarns, Belgiens, Spaniens, Frankreichs, Großbritanniens, Griechenlands, Italiens, Luxemburgs, Monacos, der Niederlande, Portugals, Rußlands, Schwedens, Norwegens und der Schweiz haben sich unterm 25. Juni 1895 in Paris versammelt zum Zwecke der Vereinbarung einer internationalen Übereinkunft zum Schutze der der Landwirtschaft nützlichen Vögel.

An Hand der gepflogenen, in den Sitzungsprotokollen enthaltenen Beratungen haben sie den dem gegenwärtigen Schlußprotokoll angefügten Entwurf der Übereinkunft vereinbart, mit der Verpflichtung, denselben ihren respektiven Regierungen zur Prüfung zu unterbreiten.

Gegeben in Paris, den 29. Juni 1895.

Für Deutschland:

Ober-Geheimr. im preuß. Landwirtschaftsmin.
Leg.-Rat, 2. Sekr. d. deutsch. Gesandtsch. in Paris.
Professor an der Universität in Bonn.
Professor der Zoologie in Erlangen.

Für Österreich-Ungarn:

Ministerialrat im österr. Landwirtschaftsminist.
— — — — — — — — — — — — — —
Ministerialrat im ungar. Landwirtschaftsminist.
1. Sekr. der österr.-ungar. Gesandtsch. in Paris.

Pour la Belgique:	Für Belgien:
Prost, ...	Generalinspektor der Landwirtschaft.
Gilbert, ...	Direktor der Jagden.
Pour l'Espagne:	Für Spanien:
Marquis de Novallas, ...	1. Sekretär der span. Gesandtschaft in Paris.
Ricardo Moragas y Ucelay, . .	Sekr. der königl. ökonom. Gesellsch. in Madrid.
Pour la France:	Für Frankreich:
Méline, ...	Deputierter.
Tisserand, ...	Staatsrat, Direktor der Landwirtschaft.
Docteur Brocchi, ...	Professor am nationalen Ackerbau-Institut.
Oustalet, ...	Assistent am Museum.
Ch. Girard, ...	Kabinettschef im Ackerbauministerium.
Poirson, ...	Direkt. d. allg. Sicherheit beim Minist. d. Innern.
Hennequin, ...	Chef der Jagden beim Ministerium des Innern.
Blanchard de Farges, ...	Konsul 1. Kl. im Minist. d. auswärt. Angelegenh.
Sagnier, ...	Mitglied d. nat. Ackerbaugesellsch. v. Frankreich.
Marchand, ...	Bureau-Chef beim Ackerbauministerium.
Pour la Grande-Bretagne:	Für Großbritannien:
Sir Maxwell, ...	Baronet des Verein. Königr., Parlamentsmitgl.
Saunders, ...	Mitglied der linnäischen und zoolog. Gesellschaft.
Dundas-Harford, ...	2. Sekretär der engl. Gesandtschaft in Paris.
Pour la Grèce:	Für Griechenland:
Criésis, ...	Geschäftsträger für Griechenland in Paris.
Typaldo Bassia, ...	Außerordentl. Prof. an der Universität in Athen.
Pour l'Italie:	Für Italien:
Hillyer Giglioli, ...	Prof. d. Zool. a. Inst. d. höh. Studien i. Florenz.
Pour le Luxembourg:	Für Luxemburg:
Vannerus, ...	Präs. d. Staatsr., Geschäftstr. Luxemb. i. Paris.
Pour Monaco:	Für Monaco:
Louis Mayer, ...	Kabinettschef des Fürsten von Monaco.
Pour les Pays-Bas:	Für die Niederlande:
Bultmann, ...	Präs. des Ackerbau-Komitees der Niederlande.
Docteur Ritzema Bos, ...	Prof. der Staatsackerbauschule v. Wageningen.
Pour le Portugal:	Für Portugal:
Bartholomeu Ferreita, ...	1. Sekretär der portug. Legation in Paris.
Pour la Russie:	Für Rußland:
Professeur Koulaguine, ...	vom Ackerbauinstitut in Moskau.
Pour la Suède:	Für Schweden:
Baron Bonde, ...	Mitgl. d. 2. Kammer des schwed. Abgeordnetenh.
Pour la Norvège:	Für Norwegen:
Sverdrup, ...	Oberstallmeister des Königs.
Pour la Suisse:	Für die Schweiz:
Docteur Fatio, ...	— — — — — — — — — — — — —

Liste Nr. 1.

Oiseaux utiles.		**Nützliche Vögel.**
Rapaces nocturnes.		Nachtraubvögel.
Chevêches et Chevêchettes	(Athene, Glaucidium)	Steinkauz
Chouettes	(Surnia)	Sperbereule
Hulottes ou Chats-huants	(Syrnium)	Waldkauz
Effraie commune	(Strix flammea L.)	Schleiereule
Hiboux brachyotes et Moyen-Duc	(Otus)	Ohrenkauz
Scops d'Aldrovande ou Petit-Duc	(Scops giu Scop.)	Zwergohreule
Grimpeurs.		Klettervögel.
Pics, toutes les espèces	(Picus, Gecinus etc.)	Spechte, alle Arten
Syndactyles.		Kuckucksvögel.
Rollier ordinaire	(Coracias garrula L.)	Blauracke
Guêpiers	(Merops)	Bienenfresser
Passereaux ordinaires.		Gemeine Sperlingsvögel.
Huppe vulgaire	(Upupa epops)	Wiedehopf
Grimpereaux, Tichodromes et Sitelles	(Certhia, Tichodroma, Sitta)	Baumläufer
Martinets	(Cypselus)	Mauerschwalbe, Segler
Engoulevents	(Caprimulgus)	Nachtschwalbe
Rossignols	(Luscinia)	Nachtigall
Georges-bleues	(Cyanecula)	Blaukehlchen
Rouges-queues	(Ruticilla)	Rotschwänzchen
Rouges-georges	(Rubecula)	Rotkehlchen
Traquets	(Pratincola et Saxicola)	Braunkehlchen, Wiesenschnäpper
Accenteurs	(Accentor)	Braunelle
Fauvettes de toutes sortes, telles que:		Sylvien und Sänger:
Fauvettes ordinaires	(Sylvia)	Sylvien
Fauvettes babillardes	(Curruca)	Zaungrasmücke
Fauvettes ictérines	(Hypolaïs)	Gartenspötter
Fauvettes acquatiques, Rousserolles, Phragmites, Locustelles	(Acrocephalus, Calamodyta, (Locustella etc.)	Sumpf- und Rohrsänger
Fauvettes cisticoles	(Cisticola)	Sumpf- und Rohrsänger
Pouillots	(Phylloscopus)	Nicht deutsche Art
Roitelets et Troglodytes	(Regulus, Troglodytes)	Goldhähnchen und Zaunkönige
Mésanges de toutes sortes	(Parus, Panurus, Orites etc.)	Meisen
Gobe-mouches	(Muscicapa)	Fliegenschnäpper
Hirondelles de toutes sortes	(Hirundo, Chelidon, Cotyle)	Schwalben
Lavandières et Bergeronnettes	(Motacilla, Budytes)	Bachstelzen
Pipits	(Anthus, Corydalla)	Pieper
Becs-croisés	(Loxia)	Kreuzschnäbel

Chardonnerets et Tarins	(Carduelis et Chrysomitris)	Distelfink und Zeisig
Venturons et Serins	(Citrinella et Serinus)	Bergzeisig und Girlitz
Etourneaux ordinaires et Martins	(Sturnus, Pastor etc.)	Star und Rosenstar
Échassiers.		Sumpfvögel.
Cigognes blanche et noire	(Ciconia)	Weißer und schwarzer Storch

Liste Nr. 2.

Oiseaux nuisibles.		**Schädliche Vögel.**
Rapaces diurnes.		Tagraubvögel.
Gypaète barbu	(Gypaetus barbatus L.)	Bart- oder Lämmergeier
Aigles, toutes les espèces	(Aquila, Nisaetus)	Adler
Pygargues, toutes les espèces	(Haliaetus)	Seeadler
Balbuzard fluviatile	(Pandion haliaetus)	Fischadler
Milans, Élanions et Nauclers, toutes les espèces	(Milvus, Elanus, Nauclerus)	Gabelschwänze
Faucons: Gerfauts, Pèlerins, Hobereaux, Émerillons; toutes les espèces, à l'exeption des Faucons kobez, cresserelle et cresserine	(Falco)	Falkenarten
Autour ordinaire	(Astur palumbarius L.)	Taubenhabicht
Eperviers	(Accipiter)	Sperber
Busards	(Circus)	Weihe
Rapaces nocturnes.		Nachtraubvögel.
Grand-Duc vulgaire	(Bubo maximus Flem.)	Uhu
Passeraux ordinaires.		Gemeine Sperlingsvögel.
Grand-Corbeau	(Corvus corax L.)	Rabe
Pie voleuse	(Pica rustica Scop.)	Elster
Geai glandivore	(Garrulus glandarius L.)	Häher
Échassiers.		Sumpfvögel.
Hérons cendré et pourpré	(Ardea)	Reiher
Butors et Bihoreaux	(Botaurus et Nycticorax)	Nachtreiher
Palmipèdes.		Schwimmvögel.
Pélicans	(Pelecanus)	Pelikan
Cormorans	(Phalacrocorax ou Graculus)	Kormoran
Harles	(Mergus)	Sägetaucher
Plongeons	(Colymbus)	Seetaucher.

Aus dem Protokoll des internationalen ornithologischen Kongresses in Paris vom 25. bis 29. Juni 1895.

Zur vollständigen Aufklärung über die Einberufung und Verhandlungen des internationalen ornithologischen Kongresses[1]) in Paris vom 25. bis 29. Juni 1895 erlauben wir uns noch folgende Übersetzungen aus dem bezüglichen Protokoll beizufügen:

Der Kongreß wurde von der französischen Regierung einberufen und vom Minister des Ackerbaues eröffnet. Nach der erfolgten Begrüßungs- und Eröffnungsrede schritt der Kongreß in üblicher Weise zur Wahl eines Präsidenten, welche einstimmig auf den Abgeordneten der französischen Kammer, späteren Ministerpräsidenten, Herrn Méline fiel.

Nachdem Herr Méline den Präsidentenstuhl in Besitz genommen hatte, gab er dem Kongresse davon Kenntnis, daß die französische Regierung eine „Projekt-Übereinkunft" ausgearbeitet habe, verbunden mit einer Liste der nützlichen und schädlichen Vögel und des Jagdgeflügels, welches als Grundlage der Beratung dienen könne. Vorab eröffnet er die allgemeine Diskussion über die obschwebende Frage, über welche sich die Kongreßteilnehmer in folgender Weise äußerten:

Herr Staatsrat Tisserand vom französischen Ackerbauministerium erklärt, daß die versammelten Kongreßmitglieder keineswegs als Bevollmächtigte ihrer Regierung betrachtet werden können, welche verbindliche Vollmachten zum Abschluß einer definitiven Übereinkunft besäßen, sondern daß sie als bloße Kommissäre zu betrachten seien, welche den Gegenstand beraten und darüber ihren Mandataren Bericht erstatten. Die definitive Übereinkunft werde durch mit den nötigen Vollmachten versehene Bevollmächtigte der respektiven Regierungen abgeschlossen und unterzeichnet werden.

Der italienische Delegierte, Herr Giglioli, wünscht zu wissen, wie es sich verhalte, wenn eine Regierung Abänderungen anzubringen wünsche, worauf Herr

---

[1]) In dem Aufrufe des „Internationalen Komitees zur Bekämpfung des Vogelmassenmords" wird die Pariser Konferenz, deren Verhandlungen wir nach dem „Schweizer Tierfreund" wiedergeben, auf gleiche Stufe gestellt mit den Vogelschutzkongressen zu Wien und Pest. Der Unterschied liegt jedoch auf der Hand, da die Pariser Konferenz von der französischen Regierung einberufen war und seitens der europäischen Staaten durch Regierungsbevollmächtigte beschickt wurde, während es sich in Wien und Pest um private Unternehmungen handelte. Daß die Pariser Konferenz auf die nachfolgenden Kongresse keinen Einfluß gehabt hat, liegt lediglich daran, daß die Verhandlungen bisher geheim gehalten wurden. Wir bemerken noch, daß der Redaktion des „Deutschen Tierfreunds" schon vor längerer Zeit seitens des deutschen auswärtigen Amtes unter Hinweis auf diplomatische Gepflogenheiten die Übergabe der oben abgedruckten Konvention verweigert wurde. Redaktion d. D. T.

Blanchard de Farges vom französischen Ministerium des Auswärtigen den Aufschluß giebt:

Die durch die Konferenz angenommenen Bestimmungen enthalten bloß das Projekt einer Übereinkunft. Die verschiedenen vertragschließenden Staaten können daher alle und jede wünschbaren Änderungen, welche sie für nötig erachten, anbringen. Diese Abänderungen werden alsdann auf diplomatischem Wege den auf der Konferenz vertretenen Staaten zur Prüfung unterstellt. Sofern diese denselben zustimmen, so werden sie ohne weiteres der definitiven Übereinkunft einverleibt werden. Im gegenteiligen Fall jedoch, wenn die Konferenz sich damit nicht einverstanden erklärt, so hat derjenige Staat, welcher die Abänderung gewünscht hat, einfach die Alternative, sich dem durch die andern Staaten genehmigten Texte anzuschließen oder der Übereinkunft nicht beizustimmen.

In dieser Weise faßt der Minister der auswärtigen Angelegenheit die Frage auf.

Herr Bassia findet, daß keine Regierung zu verhalten sei, das Projekt seinem ganzen Inhalte nach anzunehmen, sondern daß ihm die Möglichkeit gegeben sein soll, nur gewisse Artikel anzunehmen.

So wurde es auch bei anderen Anlässen gehalten, namentlich bei der Post- und Telegraphen-Übereinkunft, wo die Regierungen ihee Zustimmung zu gewissen Artikeln vorbehalten haben.

Der Präsident entgegnete, daß die zu beratende Übereinkunft ein Ganzes bilde. Es sei daher nötig, daß jeder, welcher ihr beistimme, dies ins Auge fasse.

Herr Dr. Fatio erklärt, daß die Schweiz sich lebhaft mit der Frage des Vogelschutzes befaßt habe; seit 1874 habe sie jede Frühlingsjagd verboten. Er sei von seiner Regierung nicht als Bevollmächtigter abgeordnet, sondern dafür, um gewisse Fragen zu studieren und darüber Bericht zu erstatten. Thatsächlich sind es die Parlamente der verschiedenen Staaten, welche berufen sind, sich über die durch die Konferenz festgestellten einleitenden Übereinstimmungen in endgültiger Weise schlüssig zu machen.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Regierungen, welche nicht alle Artikel unterzeichnen, ausgeschlossen seien. In Hinsicht dessen ist zu bemerken, daß die Bedingungen nicht überall die gleichen, sondern sehr verschieden sind, je nachdem es sich um Nord und Süd, oder um die Ebene, oder die Berge handelt. Die Konferenz sollte sich ans Generelle halten, wenn sie alle Staaten unter einen Hut bringen will. Sonst wird sie, wenn sie zu sehr in die Details eintritt, dazu gelangen, daß sie Vogelarten als schädlich in den Bergen oder im Süden bezeichnet, die in der Ebene oder im Norden nützlich sind. Sie bereitet auf diese Weise Schwierigkeiten, welche vielleicht einzelne Staaten hindern, der Übereinkunft beizutreten.

Es dürfte demnach gut sein, den Staaten eine große Latitude bezüglich gewisser Arten von Zugvögeln zu lassen, welche je nach dem Lande, das sie durchziehen, als nützlich oder schädlich, oder als keines von beiden, bezeichnet werden können. Eine Maßregel, welche sich als absolute Notwendigkeit ergiebt, ist das Verbot des Massenfanges einer sehr beschränkten Zahl nützlicher Arten. Wenn sich die Bestimmung auf eine zu große Zahl ausdehnen würde, so könnten ernstliche Schwierigkeiten daraus hervorgehen. Die Flinte und das Garn oder die Dohne sollten nur bei denjenigeu Vögeln gestattet sein, die nicht allgemein als nützlich anerkannt sind.

Es ist übrigens darauf hinzuweisen, daß es immerhin gefährlich ist, eine Vogelart als schädlich zu bezeichnen, weil sie dadurch notwendigerweise dem Tode und der völligen Ausrottung preisgegeben ist.

Wenn man eine einhellige Zustimmung der Staaten erhalten will, so muß man sowohl die Erhaltungsmittel als auch die Liste der zu schützenden Vögel generalisieren und jedem Staate die Möglichkeit überlassen, gewisse Vogelarten als nützlich oder schädlich zu erklären.

Wenn man dazu käme, von sechshundert Vogelarten in Europa deren sechzig in ausgiebiger Weise zu beschützen, so hätte man damit der Landwirtschaft schon einen immensen Dienst geleistet, man würde ihr einen bedeutend kleineren erweisen, wenn man durch zu großes Detail gewisse Staaten nötigen würde, die Übereinkunft zu verwerfen.

Herr Tisserand erklärt, daß es sich nicht um einheitliche innere Gesetzgebung für alle Staaten handle. Es ist in dem Entwurf der Übereinkunft gesagt, daß die innere Gesetzgebung eines jeden Staates nach den Gewohnheiten des Landes sich richte. Diese Gesetzgebung soll aber gewisse allgemeine Grundlagen enthalten, wie sie das Projekt verzeichnet.

Anbelangend die Frage, ob ein Vogel hier nützlich und dort schädlich sei, so ist das schwierig festzustellen. Es ist nötig eine Liste festzustellen, welche diejenigen Vögel bestimmt, die schlechterdings und überall zu schützen sind, und diejenigen, die man überall vernichten darf. Die im Projekt enthaltene dritte Kategorie betrifft diejenigen Vögel, die man als Jagdgeflügel betrachtet, und die zu gewissen Zeiten zu schießen erlaubt ist.

Dieses sind die drei großen Abschnitte, auf welchen das vorgelegte französische Projekt beruht.

Was wir überhaupt verlangen, ist keine einheitliche Gesetzgebung, sondern eine Gesetzgebung, welche sich nach dem Klima und den Sitten eines jeden Landes richtet, die aber auf den hauptsächlichsten Grundlagen, wie sie in der Übereinkunft niedergelegt sind, beruht.

Der Herr Präsident unterstützt die von Herrn Tisserand vorgebrachten Gründe. Das große Interesse des unternommenen Werkes besteht gerade darin, die Gesetzgebung der verschiedenen Länder in gewissen Punkten in Einklang zu bringen. Das Hindernis des Vogelschutzes liegt darin, daß gewisse Länder, welche sehr geneigt wären, bezügliche Maßregeln zu ergreifen, daran gehindert werden, weil die Nachbarländer es ihrerseits unterlassen, ähnliche Maßregeln zu treffen.

Nachdem die Delegierten den von der französischen Regierung vorgelegten Entwurf einläßlich geprüft hatten, äußerte sich Herr Dr. von Beck in folgender Weise:

Die Delegierten Österreich-Ungarns haben das von der französischen Regierung vorgelegte Projekt sehr einläßlich, sorgfältig und gewissenhaft geprüft. Das Hauptverdienst dieses Entwurfes ist, daß er kurz, bündig und klar ist; trotzdem ruft er einige erhebliche Einwände hervor:

Die Grundlagen, auf welchen das Projekt beruht, sind:

1. Schutz während des ganzen Jahres für gewisse in der Liste bezeichnete Arten.
2. Verbot gewisser Geräte für den Massenfang, so daß bloß noch die Feuerwaffe als Zerstörungsmittel bleibt.
3. Ausnahmen für die als Jagdgeflügel betrachteten und die schädlichen Vögel.

Dieses Projekt würde keinerlei Grund zu irgend einer Kritik bieten, wenn es sich bloß um Frankreich und dessen Nachbarländer handelte, die gleiche geographische Verhältnisse und eine Frankreich anologe Gesetzgebung haben. Aber dem ist nicht so. Der Zweck der Zusammenkunft ist, einen gemeinsamen Boden zu finden, der es ermöglicht, alle vertretenen Staaten zur Annahme herbeizuziehen. Nun scheint es aber, daß dieser Zweck mit dem französischen Projekt nicht erreicht werden kann.

Ernste Schwierigkeiten würden sich bei der Ausführung der auf diesem Projekte basierten Gesetze zeigen. Wie würden z. B. die Lokalbehörden und das Post- und Eisenbahnpersonal sich in den aufgestellten Vogellisten zurechtfinden können?

Anbelangend die durch das französische Projekt vorgesehenen Mittel zur Verhütung der Zerstörung, so kann man nur den Massenfang verbieten. Die österreichisch-ungarische Delegation ist entschiedener Gegner aller Mittel des Massenfanges, aber es giebt Länder, wo es nicht möglich sein wird, sie ganz zu untersagen. In Österreich giebt es gewisse südliche Bezirke, wo diese Mittel angewendet werden; hingegen giebt es andere Länder, wo es wenigstens für den Augenblick absolut unmöglich sein dürfte, dieses Verbot anzuwenden.

Diese Bemerkung bezieht sich vorzugsweise auf den Art. 3 des französischen Gesetzes betreffend die Jagd. Es besteht in der That in dieser Materie eine große Verschiedenheit zwischen den Ländern des römischen Rechts und denjenigen des deutschen Rechts. In Österreich-Ungarn und in allen anderen Ländern des deutschen Rechts gehört das Eigentum des Jagdgeflügels ausschließlich dem Jagd-

berechtigten, das ist dem Grundbesitzer, der wenigstens einen Flächeninhalt von einem Hektar sein eigen nennt, oder dem Pächter, der dieses Land gepachtet hat.

Die Erhaltung des Jagdgeflügels ist durch die österreichische Gesetzgebung vollständig garantiert. Derjenige, welcher das Jagdrecht besitzt, hat auch die Entschädigungspflicht gegenüber dem Eigentümer für den durch das Jagdgeflügel verursachten Schaden.

Die österreichisch-ungarische Gesetzgebung, sowohl als auch diejenige Deutschlands in dieser Materie ist das Ergebnis der historischen Entwicklung, die auf drei oder vier Jahrhunderte zurückreicht.

Was den Abschuß und den Fang der Vögel, die nicht jagdbar sind, anbelangt, so sind die Grundlagen die gleichen wie in den Ländern des römischen Rechts, d. h. das Nichtjagdgeflügel bildet kein Privateigentum (res nullius). Es besteht ein entschiedener Unterschied zwischen der Jagd und dieser Vogelstellerei, welcher es unmöglich macht, den Art. 3 der französischen Projektes anzunehmen, der die nämlichen Grundlagen für beide aufstellt.

Um den Übereinkunfts-Entwurf annehmen zu können, wird es nötig sein, noch einige Modifikationen daran anzubringen.

Der Gegenvorschlag, den Herr Dr. von Beck sich ausbittet vorzulegen, enthält diejenigen Abänderungen, welche ihm beim französischen Entwurfe nötig erscheinen.

Herr Giglioli erklärt, daß Italien sich seit zwanzig Jahren in betreff des Vogelschutzes mit Österreich-Ungarn in Übereinstimmung befinde. Dieser Schutz besteht in der Zeitbeschränkung der Jagd, der Mittel und der Orte des Fanges, ist aber nicht auf bestimmte Vogelarten beschränkt.

Vollständig mit dem allgemeinen Zweck des von der französischen Regierung vorgelegten Entwurfes einig gehend, kann Italien trotzdem die besonderen Bestimmungen desselben nicht annehmen, namentlich nicht die drei ihm beigefügten Listen, so wenig als die vollständigen Verbotsmaßregeln gegen gewisse Fangarten, auf die Italien, für den Moment wenigstens, nicht verzichten könnte. Dagegen ist das von Herrn Dr. von Beck vorgelegte Projekt, welches offenbar auf die früheren Übereinkommen beider Länder fußt, für Italien ganz und gar annehmbar.

Seit den zwanzig Jahren, die seit dem Abschluß von Budapest verflossen sind, hat man in Italien viel gemacht, speziell seit dem ornithologischen Kongreß von Wien: man hat beim Ackerbauministerium ein spezielles ornithologisches Bureau errichtet. Dieses Bureau hat eine ausgedehnte Enquete über die Bedingungen jeder einzelnen Vogelart angestellt, deren Resultat die in Österreich-Ungarn und Italien in Bezug auf den Vogelschutz angewendeten Prinzipien vollständig bestätigt haben.

Die Enquete hat überdies gezeigt, daß die Aufstellung einer Liste ein Ding der Unmöglichkeit ist, denn gewisse Vögel sind nützlich oder schädlich je nach der Saison, oder je nach den in Betracht kommenden Gegenden. Zudem kann man von den Überwachungsorganen (Gendarmen) nicht die nötige Fachkenntnis verlangen, um alle Vogelarten zu kennen.

Aus allen diesen Gründen ist dem österreichisch-ungarischen Entwurfe der Vorzug zu geben, der, wenigstens was Italien anbelangt, keinem Widerspruch begegnen würde.

Herr Dr. Thiel wünscht und erhält das Wort, um in einigen Sätzen den Standpunkt der deutschen Delegation zu den beiden vorgelegten Entwürfen zu erläutern.

Der deutschen Delegation sind die Hände nach zwei Richtungen hin gebunden.

Es existiert in Deutschland ein Reichsgesetz für den Vogelschutz. Dieses Gesetz datiert vom 22. März 1888 und kam unter langen Verhandlungen und nicht ohne große Schwierigkeiten zu stande. Deutschland glaubt im Schutze der Vögel nicht weiter gehen zu können, indem es auf keine Annahme strengerer Gesetze rechnen kann.

Im fernern ist es einigermaßen durch die österreichisch-italienische Übereinkunft vom 5. November 1875 gebunden, welcher es allerdings offiziell bis heute noch nicht zugestimmt hat, immerhin aber die Absicht hat, dies zu thun.

Obwohl diese Vereinbarung nicht in allen Teilen seinen Wünschen entspricht und obwohl es bei verschiedenen Einzelbestimmungen strengere Vorschriften gewünscht hätte, z. B. in Bezug auf die Zeitbeschränkung für den Vogelabschuß und die Arten des Fangs, so findet Deutschland nichtsdestoweniger, daß die von Italien angenommenen, weniger strengen Vorschriften den strengern, aber von ihm nicht acceptierten, vorzuziehen seien.

Für diejenigen Vögel, für welche es das meiste Interesse sie zu beschützen hat, ist der Schutz, den Italien ihnen zu teil werden läßt, absolut unentbehrlich, um zu einem greifbaren Resultat zu gelangen.

Aus diesen Gründen bedauert die deutsche Delegation sehr, dem französischen Projekt nicht in allen Teilen beistimmen zu können.

Es würde ihr leichter sein, das von der österreichisch-ungarischen Delegation vorgelegte Projekt in seinen Generalideen anzunehmen.

Trotzdem scheint es nicht unmöglich, zu einer Übereinstimmung zu kommen, denn thatsächlich sind die Verschiedenheiten zwischen den beiden Projekten nicht so groß, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat.

Beide bezwecken übereinstimmend das Verbot aller Mittel zum Massenfang und Massenmord. Dieses im französischen Entwurfe in bestimmtester Weise hervor-

gehobene Verbot findet sich ebenfalls, nur in etwas wilderer Form, im österreichischen Entwurfe, in Übereinstimmung mit der zwischen Italien geschlossenen Vereinbarung und in der Voraussicht von nach und nach einzutretenden Erschwerungen. Das französische Projekt verbietet den Abschuß der Vögel während des ganzen Jahres, das österreichische dagegen beschränkt denselben für die Periode von Anfang März bis Mitte September. Diese Epoche ist von geringerer Bedeutung; die Hauptepoche ist diejenige des Frühlings, wo die Fortpflanzung und die Zugswanderung stattfindet, während des Restes des Jahres schließt die Freiheit des Abschießens weniger Gefahr in sich, einesteils, weil die hauptsächlichsten für die Landwirtschaft nützlichen Insektenfresser in jener Zeit sich nicht mehr in unseren Gegenden aufhalten, und anderntheils, weil der Wanderzug im Herbst weniger Schutzmaßregeln erfordert als derjenige im Frühling.

Der französische Vorschlag sieht Listen der nützlichen und schädlichen Vögel und des Jagdgeflügels vor, während sie dem Scheine nach das österreichische Projekt nicht enthält. Thatsächlich jedoch hat auch dieser Vorschlag diese Listen zur Grundlage, nicht gemeinsame internationale, welche aufzustellen wegen der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse unmöglich wäre, sondern Speziallisten, welche die Gesetzgebung eines jeden Landes aufstellt, in erster Linie für die schädlichen Vögel und in zweiter für das Jagdgeflügel, alle übrigen als nützliche und zu beschützende anerkennend.

Anbelangend die Einzelfragen, so teilt die deutsche Delegation vollständig den Standpunkt des französischen Vorschlages in betreff des Schutzes der Nester und Eier, immerhin mit der Ausnahme für die Eier der Kibitze und Möwen und der an den Gebäuden angebauten Nester. Außerdem wäre eine etwas erweiterte Ausnahme, als wie sie das französische Projekt vorsieht, nötig für diejenigen Vögel, welche in Spezialfällen schädlich werden können, wie die Sperlinge und die Krähen.

Betreffend die Jagd, sehen beide Projekte übereinstimmend die Obsorge der einzelnen Regierungen vor, Listen für das Jagdgeflügel aufzustellen. Immerhin dürfte es angezeigt sein, eine Ausnahme für die Drosseln oder Krammetsvögel, welche nicht überall in Deutschland als Jagdgeflügel gelten, man könnte ihren Fang gestatten, je nach der Bedeutung dieser Vögel vom ökonomischen Standpunkte aus und auch deshalb, weil erwiesen ist, daß trotz des großen Abschusses, welcher stattfindet, ihre Zahl nicht abnimmt.

Es erübrigt auch, Ausnahmen zu gestatten für die der Jagd und der Fischerei schädlichen Vögel, sowie für die in Käfigen gehaltenen. Bei diesen letzteren ist es sehr wichtig, selbst vom Standpunkte des Vogelschutzes aus, die Möglichkeit, sie in Käfigen zu halten, nicht zu unterdrücken, denn man muß nicht vergessen, daß diese vielfach die einzige Zerstreuung der Unglücklichen und Armen

bildet, und daß sie überdies mächtig beiträgt, das allgemeine Interesse für die Vogelwelt zu wecken und durch dieses ihre Vernichtung zu verhindern.

Die anderen Differenzen zwischen dem französischen und dem österreichischen Entwurfe sind mehr Formsache, sodaß die Hoffnung vorhanden ist, daß eine Übereinstimmung erzielt werden könne, auf Grundlage der eben gemachten Ausführungen.

Herr Dr. Fatio ist im Grundsatze Freund des französischen Projekts. Es ist sehr streng und gleichzeitig sehr allgemein, das österreichische Projekt dagegen enthält zu viele Artikel und zu viele Details.

Eine internationale Übereinkunft soll nur einige sehr allgemeine Bestimmungen enthalten, die überall angewendet werden können. Infolgedessen muß man eine große Zahl Vögel von den Listen streichen und es jedem einzelnen Staate überlassen, die auf seinem Gebiete nützlichen oder schädlichen Vögel zu bestimmen.

Die internationale Übereinstimmung soll sich nur auf eine sehr beschränkte Zahl beziehen, was deren Ausführung sehr erleichtert.

Herr Bassia findet, daß der Hauptzweck der Konferenz sei, jedes Land zu zwingen, durch Spezialgesetze für den Schutz der der Landwirtschaft nützlichen Vögel zu sorgen und im allgemeinen nach dieser Richtung hin seine Jagdgesetzgebung zu revidieren. Die Bestimmungen der Übereinkunft sollen daher nur allgemeine Ideen enthalten und in sehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßt sein. Hieraus geht hervor, daß jedes Land die Möglichkeit hätte, selbst eine Liste derjenigen Vögel aufzustellen, welche es auf seinem Gebiete als nützlich oder schädlich betrachtet.

In Zusammenfassung der gefallenen Voten resümiert der Herr Präsident in folgender Weise:

Es besteht fast eine allgemeine Übereinstimmung unter den Delegierten zur Festsetzung einer Subkommission behufs Vorbereitung einer, einem gründlichen Studium zu unterstellenden Vorlage. Sobald diese Kommission ernannt sein wird, so wird es nötig fallen, ihr denjenigen Hauptpunkt zu bezeichnen, über welchen man zu beraten hat.

Die bei den landwirtschaftlichen Kongressen, welche die Einberufung dieses Kongresses veranlaßt haben, vorherrschende Idee war die, daß, solange keine allgemein verbindliche internationale Übereinkunft für den Vogelschutz geschaffen sei, die Vernichtung der Vögel fortdauern werde, indem jeder Staat, auf seine Unabhängigkeit fußend, in dieser Sache thun werde, was ihm beliebe. Wenn nun die Konferenz keine Liste der verschiedenen Vögel feststellen würde, so träte die Anomalie ein, daß man sie in einem Lande beschützen, im andern dagegen töten würde. Wenn man demnach keine Liste feststellt, so muß man sich an die österreichisch-italienische Vereinbarung halten, welche vom Standpunkte der Unter-

drückung sehr gut ist. Aus dem letztern Grunde hat das französische Projekt auch ihre hauptsächlichsten Bestimmungen sich zur Richtschnur genommen.

Die Subkommission muß sich daher in erster Linie entschließen, ob sie eine Liste feststellen wolle oder nicht. Das ist der Schlüssel zum Ganzen, denn wenn die Kommission gegenteiliger Ansicht wäre, so hätte das von der französischen Regierung vorgelegte Projekt keinen Zweck mehr. Es bliebe dann nichts mehr übrig als separate Vereinbarungen zwischen jedem Land, eine allgemeine Übereinkunft fiele dahin. In diesem Falle aber würde den Wünschen der landwirtschaftlichen Bevölkerung nicht entsprochen.

Man kann eine noch so beschränkte Liste aufstellen, wie man will, aber der Hauptpunkt ist, daß eine solche aufgestellt wird.

Im fernern wird die Subkommission zu untersuchen haben, welches die geeignetsten Mittel für die Verhinderung der Vernichtung der Vögel sind.

Die dem französischen Entwurfe beigegebene Liste ist übrigens bloß ein Rahmen, den man je nach dem Willen der Konferenz erweitern oder beschränken kann.

Nachdem noch Herr Oustalet die Gründe auseinandergesetzt hat, aus welchen das französische Projekt dazu gekommen ist, eine ausgedehntere und detailliertere Liste der in Betracht fallenden Vögel aufzustellen, wird nach den gefallenen Anträgen zur Niedersetzung einer Subkommission geschritten, welche zu Händen der Konferenz eine Liste der nützlichen und schädlichen Vögel an Hand der gewalteten Diskussionen festzusetzen hat.

In diese Kommission wurden gewählt:

Deutschland . . .	Herr	Dr. Thiel.	Italien	Herr	Giglioli.
Österreich-Ungarn	„	Dr. v. Beck.	Luxemburg	„	Vannerus.
Belgien	„	Prost.	Monaco	„	Meyer.
Spanien	„	Moragas y Ucelay.	Niederlande	„	Dr. Bos.
Frankreich	„	Tisserand.	Portugal	„	Ferreira.
England	„	Saunders.	Schweden	„	Baron Bonde.
Griechenland . . .	„	Bassia.	Norwegen	„	Sverdrup.

Schweiz . . . . Herr Dr. Fatio.

Diese Subkommission entledigte sich ihrer Aufgabe, indem sie nach gepflogenen einläßlichen Beratungen dem Kongreß einen Vorschlag einbrachte, der als Grundlage seiner ebenfalls sehr gründlichen Diskussionen diente, als deren Endresultat die im Originaltext aufgeführte Übereinkunft und die beiden derselben beigegebenen Listen Nr. 1 und 2 der nützlichen und schädlichen Vögel hervorgingen.

Ohne das ganze Protokoll wörtlich wiederzugeben, können wir die äußerst interessanten Voten der hervorragenden Fachleute dieses Kongresses nicht in allen Einzelheiten aufführen, sondern müssen diejenigen, die sich dafür näher interessieren, auf dasselbe verweisen.

Wir glauben im vorstehenden aber dasjenige aufgeführt zu haben, was zum allgemeinen Verständnis der Sache und des Entwurfs der Übereinkunft beitragen kann. (Deutscher Tierfreund.)

Wir kommen in einer der nächsten Nummern auf das Resultat des Kongresses zurück, um zu dessen uns im großen und ganzen sehr sympathischen Beschlüssen bestimmte Stellung zu nehmen.

Der Vorstand des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt.

Regierungs-Empfehlungen des Buches:

Hans Freiherr von Berlepsch, Der gesamte Vogelschutz.

Kgl. Regierung zu Oppeln, den 20. Mai 1899, lt. Schreiben: Wir haben das Werk: „Der gesamte Vogelschutz, seine Begründung und Ausführung von Hans Freiherr von Berlepsch" zur Anschaffung für Kreislehrerbibliotheken und Lehrerbibliotheken größerer Schulkörper unseres Regierungsbezirks empfohlen.

Kgl. Regierung zu Stade, den 7. Mai 1899, lt. Schreiben: Das uns vom Vorstande des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt übersandte Werk „Der gesamte Vogelschutz, seine Begründung und Ausführung von Hans Freiherrn von Berlepsch, mit 8 Chromotafeln und 17 Textabbildungen, Verlag von Fr. Eugen Köhler zu Gera-Untermhaus, Preis 1 M." eignet sich in hervorragendem Maße zur Beschaffung für Lehrer- und Schülerbibliotheken und zur Verbreitung in den Gemeinden und unter der Schuljugend. Wir ersuchen die Herren Kreisschulinspektoren, es auf den Konferenzen des laufenden Jahres den Lehrern bekannt zu machen und zu den obigen Zwecken zu empfehlen.

Der Regierungs-Präsident in Kassel lt. Schreiben vom 25. April 1899: Dem Vorstand danke ich ergebenst für Übersendung des Buches über den gesamten Vogelschutz, von dem ich mit Interesse Kenntnis genommen habe. Ich habe bereits früher Veranlassung genommen auf den Nutzen der von Freiherr von Berlepsch empfohlenen Nistkästen hinzuweisen, und werde den Anregungen des Buches bei sich bietender Gelegenheit gern weitere Folge geben."

Kgl. Regierung von Schwaben und Neuburg — Augsburg, lt. Schreiben vom 19. April 1899: Für die Zusendung des Berlepsch-schen Werkes über den Vogelschutz beehren wir uns, unsern verbindlichsten Dank mit dem Beifügen auszusprechen, daß wir wegen weiterer Verbreitung desselben Einleitung getroffen haben.

Kgl. Württemberg. Ministerium des Innern, lt. Schreiben vom 28. April 1899: Dem Vorstand des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt beehrt sich der Unterzeichnete auf die mit gefälligem Schreiben vom 14. dieses Monats erfolgte Übersendung der Druckschrift „Der gesamte Vogelschutz, seine Begründung und Ausführung von Hans Freiherrn von Berlepsch", für welche er verbindlichst dankt, ergebenst mitzuteilen, daß Einleitung zu einer empfehlenden Besprechung dieser sehr interessanten und brauchbaren Schrift im Wochenblatt für Landwirtschaft, sowie zur Aufnahme derselben unter die an die Ortsbibliotheken abzugebenden Bücher getroffen ist.

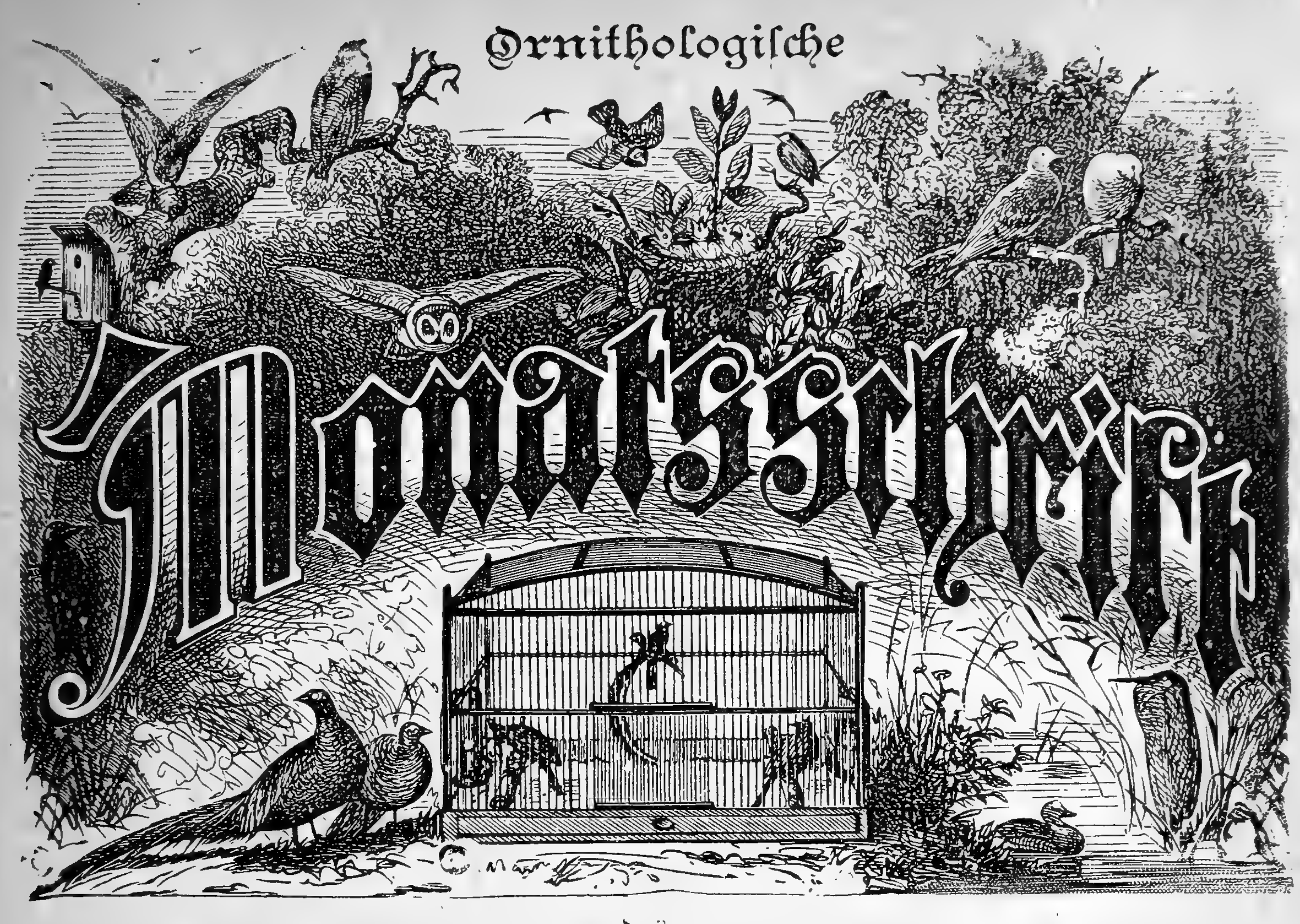
Der Regierungs-Präsident in Frankfurt a. O., lt. Schreiben vom 27. April 1899: Von dem übermittelten Werke „Der gesamte Vogelschutz, seine Begründung und Ausführung von Hans Freiherr von Berlepsch" habe ich mit Interesse Kenntnis genommen. Gleichzeitig habe ich den nachgeordneten Behörden anheimgegeben, die beteiligten Kreise in geeigneter Weise auf die Schrift hinzuweisen.

Kgl. Regierung zu Aachen, lt. Schreiben vom 29. April 1899: Das uns gefälligst übersandte Buch „Der gesamte Vogelschutz, seine Begründung und Ausführung von Hans Freiherrn von Berlepsch" haben wir durch die Kreisschulinspektoren zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken empfohlen.

Großh. Bad. Landes-Kommissär für Freiburg, Lörrach und Offenburg, lt. Schreiben vom 22. April 1899: Dem Vorstand des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt in Merseburg beehre ich mich für gefällige Zusendung eines Exemplars der Schrift „Der gesamte Vogelschutz von Hans Freiherrn von Berlepsch" mit dem Anfügen verbindlichst zu danken, daß ich dasselbe bei den Bezirksämtern meines Dienstbezirks in Umlauf gesetzt habe.

Redaktion: Dr. **Carl R. Hennicke** in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Ornithologische



des

Deutschen

Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von **E. v. Schlechtendal.**

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Redigiert von
Dr. **Carl R. Hennicke**
in Gera (Reuß),
Dr. Frenzel,
Professor Dr. O. Taschenberg.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. September 1899. Nr. 9.

Die Bergente (Fuligula marila [Steph.]).

Von Fr. Lindner.

(Mit Buntbild Tafel XVII.)

Wenn hiermit die Leser unserer Monatsschrift durch Wort und Bild mit der Bergente näher bekannt gemacht werden, so ist das um so berechtigter, als man dieser interessanten Erscheinung aus der nordischen Vogelwelt bisher in allen vierundzwanzig Jahrgängen unserer Zeitschrift nur an wenigen Stellen begegnete und ihrer fast immer nur beiläufig Erwähnung gethan wurde.

Im System gehört die Bergente unter den gänseartigen Schwimmvögeln zur Unterfamilie der Tauchenten (Fuligulinae), deren charakteristische Merkmale der verhältnismäßig kurze Hals, ein rundlicher Rumpf mit sehr weit nach hinten gestellten kurzen Beinen, mit breiten Schwimmhäuten und einem Schwimmlappen an der Hinterzehe, ein mittellanger, an der Wurzel nicht aufgetriebener Schnabel und ein aus vierzehn bis sechzehn straffen Federn bestehender abgerundeter Schwanz bilden. Wegen der Stellung, Größe und Gestalt der Beine ist ihr Gang schlecht und unbeholfen; um so behender sind sie im Wasser. Beim Schwimmen liegen die Tauchenten tief im Wasser auf. Im Tauchen sind sie Virtuosen, doch tauchen sie fast nur in senkrechter Richtung nieder und wieder empor, dagegen vermögen sie nicht wie z. B. die Säger ihre Beute in horizontaler Richtung unter dem Wasser zu verfolgen. Ihre fast ausschließlich tierische, aus Muscheln, Schnecken und Crustaceen bestehende Nahrung nehmen sie meist vom Boden der Gewässer auf und verschlucken sie unter dem Wasser, wo sie es bis zum neuen Luftholen länger als eine Minute aushalten. Sie können, wie experimentell festgestellt ist, unter Wasser gut sehen, rudern unter Wasser nur mit den Füßen und beißen sich, wenn sie verwundet sind und durch schnelles Untertauchen sich der drohenden Verfolgung entzogen haben, oft im Todeskampfe an Wasserpflanzen fest; die Todesstarre hält sie in dieser Stellung fest, und so bekommt der Jäger oft genug nicht seine Beute. Mehr wie andere Entenfamilien lieben sie das freie, tiefere — doch nicht über 4 bis 6 m tiefe Wasser. Nur zum Brutgeschäft, das immer in nächster Nähe des Wassers vorgenommen wird, suchen sie das Land auf. Die eben dem Ei entschlüpften Jungen sind schon geborene Tauchkünstler. Das Fleisch der Tauchenten ist wegen der fast ausschließlich tierischen Nahrung von üblem, thranigem Geschmack und wird fast nur von ärmeren Leuten, nachdem der unangenehme Geschmack durch Abkochen mit Heu oder gelben Rüben etwas ausgezogen und gemildert ist, genossen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir nun im besonderen die Eigentümlichkeiten der Bergente, ihr Federkleid, ihre Lebensweise, ihr Brutgeschäft und ihre geographische Verbreitung kennen lernen.



Bergente, Fuligula marila (L.).

1 Männchen im Prachtkleide. 2 Weibchen.



Unser Bild, welches altes Männchen und Weibchen im Prachtkleid wiedergiebt, enthebt mich der näheren Beschreibung des Hochzeitskleides der alten Individuen beiderlei Geschlechts. Nur das sei kurz bemerkt, daß sich das Männchen der Bergente in diesem Kleide von der männlichen Tafelente (Fuligula ferina), der es sonst sehr ähnlich ist, durch das Grünschwarz an Kopf, Hals und Brust — wo Fuligula ferina rostrot ist — deutlich unterscheidet; der einfarbige bleiblaue Schnabel, der freilich nach dem Tode (also auch am ausgestopften Exemplar) bald nachdunkelt, ist eine zweite Eigentümlichkeit der Bergente; auch ist er breiter als bei den Artverwandten. Die im Leben bleifarbigen Läufe und Zehenrücken nehmen nach dem Tode schließlich die grauschwarze Färbung der Schwimmhäute an; die Iris ist gelb; der Spiegel weiß, nach hinten grünlichschwarzgrau begrenzt (bei F. ferina ist der Spiegel einfach hellaschgrau). Schwieriger als in dem auf unserem Bilde dargestellten Prachtkleide beider Geschlechter ist die Bergente im Sommerkleid und im Jugendkleid zu erkennen.

Wie allgemein, ähnelt das Jugendkleid beider Geschlechter auch bei der Bergente dem Kleide des erwachsenen Weibchens, dasselbe gilt auch größtenteils vom Sommerkleid beider Geschlechter. Die grelleren Farben sind gemildert, abgestumpft, die Färbung düsterer, verwaschener. Jugendliche Exemplare unterscheiden sich vom alten Weibchen durch die dunklere Färbung der Iris und des Schnabels; Brust und Bauch sind weiß; den schwarzbraunen Oberrücken- und Schulterfedern fehlt die deutliche weiße, in welligen Zickzacklinien ausgeprägte Bekritzelung der Federn. — Das Sommerkleid der alten Männchen ist im allgemeinen dem Jugendkleide ähnlich, doch ist der Schnabel lebhafter blau, die Iris leuchtender gelb; die weiße Blässe an der Schnabelwurzel ist weniger breit, der weiße Ohrfleck oft kaum angedeutet oder gänzlich fehlend, das Braun auf dem Kopfe dunkler, die schmutzigweißen zarten Zickzacklinien auf dem Gefieder der Oberseite deutlicher, die Tragfedern braunschwarz, gelblichweiß bekritzelt und meistens durch gelblichweiße Federspitzen unterbrochen, die Brust nicht bräunlich grau, sondern weiß, der Bauch braun, weißlich bespritzt.

Zwischen diesem Sommerkleid, aus welchem sich bei den mehr als einjährigen Exemplaren durch die vom Oktober bis Dezember stattfindende Herbstmauser das etwa bis zum Ende Juni bestehende Prachtkleid entwickelt, und dem Hochzeitskleide steht der Färbung nach in der Mitte das sogenannte „erste Prachtkleid" der einjährigen Männchen; doch sind die Unterschiede so feiner Art und so schwer bestimmbar, daß selbst tüchtige Kenner verschieden urteilen. So ist z. B. ein Exemplar meiner Sammlung, das ich am 5. Oktober 1888 auf dem Kurischen Haff bei Rossitten erlegte, nach J. Fr. Naumann ein altes Männchen im Sommerkleid, während es nach der Meinung des Grafen von Berlepsch auf Berlepsch

ein Männchen im ersten Jugendkleide ist. Das Dunenkleid zeigt (nach Dr. Flöricke) an Kopf, Hinterhals und Rücken anfangs eine hellbraune, später eine dunkelbraune Färbung; Wangen und Unterseite sind gelblichweiß mit einem lichtgrünen Halsbande.

Die Lebensweise der Bergente gleicht im allgemeinen derjenigen der übrigen Tauchenten. Ihre Heimat, d. h. die Gegend, in welcher sie sich zwischen dem Frühjahrs- und Herbstzug aufhält, ist der Norden der alten und neuen Welt, doch nicht über den 70. Grad nördlicher Breite hinaus. Sie ist ein zirkumpolarer Brutvogel, deren Brutzone nach Süden zu ungefähr vom 55. Grad nördlicher Breite begrenzt wird; die verhältnismäßig wenigen Fälle ihres Brütens weiter im Süden gehören zu den vereinzelten Ausnahmeerscheinungen. Am massenhaftesten dürfte sie an den Ufern und auf den kleinen Inseln des wegen seines Vogelreichtums berühmten unter dem 1. Grad östlicher Länge von Ferro und 65.$^1/_2$ Grad nördlicher Breite gelegenen nordisländischen Myvatn-Sees nisten. Hier in Island, wo die Bergente „Duköud" oder „Hrafnsönd" heißt,[1] spielt die Bergente insofern eine volkswirtschaftliche Rolle, als ihre Eier einen nicht geringen Teil der Natural-einkünfte der Land- und Seebesitzer bilden. Fr. Faber erwähnt die Bergente in seinem „Leben der hochnordischen Vögel" — seinen „Prodromus der isländischen Vögel" (1822) besitze ich leider nicht — da, wo er von den ökonomischen Nutzen der borealen Vögel spricht (S. 314 ff.), nicht besonders, wohl aber F. A. L. Thienemann,[2] dem ich die erste mir zugänglich gewesene Schilderung des Brut-geschäftes der Bergente in Island verdanke. Da im Jahrgang 1896 unserer Monatsschrift (S. 309 ff.) uns Herr Dr. J. Riemschneider in der hochinteressanten Schilderung seiner Reise nach Island und seines vierzehntägigen Aufenthaltes am Myvatn uns das Brutgeschäft der Bergente so anziehend und ausführlich geschildert hat, verweise ich auf diese Darstellung und erwähne nur summarisch, daß die Bergente in das stets in der Nähe des Wassers in geschützter Lage (Höhle, Bodenvertiefung unter Gebüsch oder Gestrüpp) befindliche, mit Dunenfedern aus-gefütterte Nest acht bis elf, meist neun oder zehn, verhältnismäßig große, im Durchschnitt 6,3 cm lange und 4,3 cm dicke Eier legt, die eine glatte, leicht glänzende Schale von bräunlichgrauer Farbe haben. Das Weibchen brütet mit größtem Eifer, verläßt selten das Nest, um ein wenig Futter zu holen und bedeckt beim Verlassen des Nestes die Eier mit dem überstehenden Rande der Dunenfütterung. Wird das Weibchen, das allein brütet, während das Männchen sich in der Nähe auf dem Wasser aufhält mit seinen Art- und Geschlechtsgenossen, gewaltsam vom

[1]) Friedr. Faber, Das Leben der hochnordischen Vögel (Leipzig 1826) S. 321.

[2]) F. A. L. Thienemann, Reise im Norden Europas, vorzüglich in Island (Leipzig 1827) S. 250 und 259.

Neste aufgescheucht, so beschmutzt es das Gelege mit Exkrementen, bleibt in der Nähe des Nestes und kehrt sobald als möglich zurück. Soll die Bergente das Nest nicht dauernd verlassen, so müssen ihr beim Eierwegnehmen wenigstens drei bis vier Eier gelassen werden. Eine stärkere Besteuerung kann sie nicht vertragen. Übrigens liebt sie es, kolonienweise zu brüten. Die Brutzeit beginnt Ende Mai und dauert den ganzen Juni hindurch. Außer in Island brütet die Bergente in Norwegen, Schweden,[1]) Lappland,[2]) dem nördlichen Finland[3]), dem nördlichen Rußland,[4]) in Sibirien,[5]) Nordamerika[6]) und Grönland[7]) regelmäßig. Der südlichste Ort, wo sie, wenn auch nicht häufig, so doch ziemlich regelmäßig brütet, ist die dänische Ostseeinsel Bornholm; hier nistet sie an den Kanten schroff ins Meer abfallender Felsen unter kleinen Büschen (nach A. Grunack, Bornholms Vogelwelt, im Ornithologischen Zentralblatt 1879 S. 59); ihr Brüten im nördlichen Schottland ist wahrscheinlich (nach Heuglin). In Deutschland ist sie einmal brütend gefunden auf den Riddagshäuser Teichen bei Braunschweig (von Prof. Dr. R. Blasius-Braunschweig mitgeteilt in seinem Buche: Die Vögel des Herzogtums Braunschweig und der angrenzenden Gebiete (Braunschw. 1896, S. 63)). Auch in Böhmen hat sie ausnahmsweise genistet (nach Pražak: „Schwalbe" 1892, 193 und 1893, 103; Ornith. Jahrbuch III, 260; Ornith. Monatsschr. 1897, 208); dagegen bestreitet Baron von Lobenstein (Naumannia 1850, 21) ihr Nisten im Quellgebiet der Theiß, und während sie nach Landbeck (Naumannia 1850, 51) „vielleicht" am Bodensee gebrütet haben sollte, fehlt sie (Schwalbe 1894, 25) im Verzeichnis der Schweizer Brutvögel von Fischer-Sigwart. Zu bezweifeln ist wohl auch die Angabe des Barons Dr. J. W. v. Müller (Journ. für Ornith. 1856 S. 232), daß einzelne in der Provence an der Mittelmeerküste brüten.

In den südlich vom 60. Grad nördlicher Breite gelegenen Ländern, in welchen sie überhaupt nachgewiesen ist, erscheint sie also in der Regel nur als Zugvogel. Der Wegzug aus dem Brutgebiet beginnt schon, sobald die Jungen flugfähig sind, doch treffen die ersten größeren Scharen im Nord- und Ostseegebiete erst anfangs Oktober ein und erhalten bis zum Dezember Nachzug. Die Bergenten, welche sehr die Geselligkeit lieben, fliegen mit schnellem, rauschendem Flügelschlag. Sie lieben große freie Wasserflächen, die sie oft zu vielen Tausenden bevölkern. Nur

---

[1]) Naumannia 1855, 449.

[2]) Journ. für Ornith. 1853, 242 (W. Päßler nach Schraders Beobachtungen) und S. 318: nistet in der zweiten Hälfte des Juni an Gebirgsteichen.

[3]) Journ. für Ornith. 1876, 60 (Palmén) am botn. Meerbusen bis zum 68. Grad.

[4]) Ibis 1876, 445.

[5]) Naumannia III, 441: an der Boganida und auf der Taimyrhalbinsel (Taczanowski); Journ. für Ornith. 1870, 433 (E. v. Homeyer) an der Boganida und am Baikal.

[6]) Schwalbe 1883, 50; am Yukon (Heuglin).

[7]) Ibis 1860, 166; 1861, 13; H. Winge, Grönlands Fugle S. 83, Naumann XII, 102.

durch zu harte Eisverhältnisse gezwungen, suchen sie eisfreie Flüsse und kleine Quellteiche auf. Auf dem Meere und auf größeren Süßwasserbecken halten sie sich in derjenigen Entfernung vom Ufer auf, in welcher sie die ihnen am meisten zusagende Wassertiefe (etwa 12 Fuß) finden; es sind also keine ozeanischen, d. h. das hohe Meer liebende Vögel. In oft riesig langen Streifen halten sie sich in der Nähe der Küsten auf, meist außer Schußweite, und die von ihnen während des Schwimmens innegehaltenen Abstände von einander behalten sie auch im Fluge bei. Ihre größeren Luftwanderungen unternehmen sie abends und nachts. Merkwürdig ist ihr Hin- und Herstreichen zwischen der See und den Binnengewässern der Küstengegenden. In großen, oft riesenhaften Flügen wechseln sie gegen Abend von der See nach den Landseen und Haffs jeden Morgen zur See zurück, wobei sie merkwürdigerweise stets denselben Luftweg innehalten, als ob ihnen eine bestimmte Heerstraße in der Luft vorgeschrieben wäre. E. v. Homeyer hat auf diese auffallende Erscheinung in Pommern aufmerksam gemacht; ich selbst habe sie bei Pillau kennen gelernt. Wie viele Zentner Blei aus den Gewehren der vom Kahn aus im Pillauer Tief diesen Entenzügen auflauernden, ihnen aber herzlich wenig schadenden Schützen mögen doch schon auf den Boden des Tiefs niedergefallen sein! Aber bei allem Geschieße, das sich manchmal wie Pelotonfeuer anhört, giebts doch wenig Beute, teils wegen des Schwankens des Kahns, welches sicheres Schießen sehr erschwert, teils wegen des zu hohen und raschen Flugs der Enten, teils endlich, weil angeschossene, aber nicht gleich tödlich getroffene Bergenten sich durch Untertauchen und schnelles Fortschwimmen unter dem Wasser dem Ergreifen entziehen. Letzteres habe ich zu meinem Ärger bei Pillau auch kennen gelernt. Die verhältnismäßig sehr geringe Zahl, welche im Herbst und Winter tiefer ins Binnenland eindringt, weiß von solchem Abend- und Morgenwechsel nichts. Der Abzug aus unseren Gegenden erfolgt im März und April; einzelne Exemplare, die den rechtzeitigen Anschluß verpaßt haben, treiben sich noch einige Wochen später herum. Die Südgrenze des Winterzuges ist in der alten Welt Nordafrika[1]) (namentlich die Strandseen Unterägyptens[2]) — am südlichsten ist F. marila in Abessinien von Heuglin beobachtet, — in Asien: Arabien[3]) Persien[4]) Nepal,[5]) Nordindien[6])

[1]) Algerien: Loche, Catal. des mamm. et oiseaux d'Alg. (1858) S. 144: am See Halloula; dagegen fehlt F. marila in Carstensens Verzeichnis der bei Tanger und im nördlichen Fez vorkommenden Vögel (Naumannia II, 1).

[2]) Alfr. Brehm in Naumannia I, 57 (resp. 46 der kleineren Ausgabe) und Journ. für Ornith. 1854, 84 und 1855, 369; Heuglin, Ornithologie Nordostafrika II, 1340; Journ. für Ornith. 1874, 512.

[3]) Im peträischen Arabien und bei Dejdah: Heuglin l. c.

[4]) Blanford, East. Pers. II, 203: am Kaspischen Meer.

[5]) Reichenbach, Cat. d. Hodgs. Coll. i. Brit. Mus. (1846) S. 147.

[6]) Cat. of Birds. Brit. Mus. l. c.

und Formosa;[1]) in Amerika: Mexiko,[2]) Guatemala,[3]) Texas,[4]) Florida,[5]) Kuba[6],) Bahamas[7]) und die Bermudasinseln.[8])

Die Stimme der Bergente ist der der Reiherente (Fuligula fuligula [L.]), mit welcher sie in der Lebensweise sowie in der Färbung des Jugendgefieders auch sonst vieles gemeinsam hat, ähnlich und lautet, sowohl als Lock- wie als Angstruf, wie ein rauhes tiefes karr, karr, karr; während der Paarungszeit hört man als Ausdruck zärtlicher Zuneigung auch ein sanftes Knurren, ähnlich dem der Turteltauben; vom Männchen will man auch einen pfeifenden Ruf, etwa „hoia“ klingend, gehört haben, was jedoch vielleicht auf einer Verwechselung mit der ihr in der Ferne so ähnlichen Reiherente beruht.

Ihre Nahrung besteht aus Wasserinsekten, kleinen Fischchen, vornehmlich jedoch aus Conchylien (Kreisel- und Uferschnecken); nur im Notfalle nimmt sie mit vegetabiler Kost, Blättern, Wurzelknollen und Samen schwimmender oder untergetauchter Wasserpflanzen fürlieb. Von einem Schaden der Bergente kann also nicht die Rede sein. Außer dem Allerweltsfeind, dem Homo sapiens, der ihr nicht nur mit dem ihr wenig gefährlich werdenden Gewehr, sondern auch mit weitmaschigen, horizontal unter der Oberfläche des Wassers aufgestellten Netzen nachstellt, in welchen sie, mit Kopf und Hals beim Emportauchen hineingeraten, elend ersticken muß, und wodurch manchmal Tausende umgebracht werden, hat sie mancherlei Feinde aus der Tierwelt: Raubvögel und Raubsäugetiere (Polarfuchs und Hermelin) plündern ihre Bruten; Schmarotzerinsekten hausen in ihrem Gefieder und auf ihrer Haut; Eingeweidewürmer schmarotzen in ihrem Darmkanal. Das oben erwähnte von mir bei Rossitten erlegte Exemplar war davon so stark heimgesucht, daß die massenhaft den Darm ausfüllenden Entoparasiten — meistens Schistocephalus — kaum noch einen winzigen Raum zum Durchgang der Speise freiließen; infolgedessen war das Tier auch sehr abgemagert und hatte sich von dem ganzen Schwarm isoliert. Erheblichen Nutzen stiftet sie durch ihre Eier, durch ihre Federn und ihr Fleisch, dessen thraniger Geschmack freilich nicht jedermanns Ding ist.

Suchen wir nun schließlich noch ihre geographische Verbreitung möglichst genau und umfassend festzustellen, so ergiebt sich folgendes Bild, das freilich auf

[1]) Ibis 1863, 434, 1873, 367; Proc. Zool. Soc. 1871, 419. Sie fehlt im Verzeichnis der Vögel Afghanistans von Marschall in Schwalbe 1882, 45.

[2]) Bei Mazatan am Stillen Ozean, Scaler und Salvadori in Proc. Zool. Soc. 1876, 399 und Law. Mem. Bost. Soc. N. H. II, 315 (1879).

[3]) Catal. of the Birds in the British Museum XXVII, 359.

[4]) Ibis 1866, 43 (Dresser).

[5]) Cat. of the Birds in the Brit. Museum l. c.

[6]) Journ. für Ornith. 1871, 278 (Gundlach): affinis, nicht marila.

[7]) Bryant in Proc. Bost. Soc. N. H. VII, 122.

[8]) Martens, im Journ. für Ornith. 1859, 221.

absolute Vollständigkeit keinen Anspruch macht, aber doch, namentlich für Mitteleuropa, die wichtigsten Daten enthält.

1. Vorkommen in Amerika, wo sie das Verbreitungsgebiet mit der ihr sehr ähnlichen nearktischen Fuligula affinis (Eyton) teilt:

In Alaska,[1] britisch Nordamerika, an der Hudsonsbai,[2] in Kanada[3]) auf Kolumbien und Vancouver,[4]) Grönland[5]) heimisch (wenn auch nicht überall brütend). Auf dem Zuge festgestellt für Long Island,[6]) Oregon,[7]) Georgien,[8]) Dakota,[9]) Kansas[10]) und Utah, Massachusetts,[11]) Missouri,[12]) Mexiko,[13]) Texas,[14]) Florida,[15]) Bahamas,[16]) Bermuda,[17]) Guatemala[18]) und Kuba[19]).

2. In Asien: in China,[20]) Japan,[21]) Formosa,[22]) Korea,[23]) Kamtschatka,[24]) in

---

[1]) Nelson, Nat. Hist. Coll. i. Al. 1887, S. 71; Turner, Contr. N. H. Alaska 1886, 133; Heuglin, l. c.; a. d. Beringsmeer: Journ. für Ornith. 1885, 191.

[2]) H. Winge, Grönlands Fugle S. 84 (Kopenh. 1890); Ibis 1863 147.

[3]) Roß, Canad. Nat. (i. Brit. Mus.): April 1862.

[4]) Auk 1888, 19 (Columbia, Richmond); Ibis 1868, 426 (Vancouver: Brown).

[5]) Winge, l. c. S. 83; Ibis 1861, 13; b. Godhavn (69° nördlicher Breite an der Westküste) Ibis, 1860, 66.

[6]) Giraud, Birds of L.-J. (1844) 321.

[7]) Merrill in Auk. 1888, 142.

[8]) Naumannia 1855, 384 (White und Alex. Gerhardt).

[9]) Schwalbe, 1883, 50; Ankunft 19. April und Rückkehr im Oktober.

[10]) Allen, Bull. Mus. Comp. Zool. III, 183 und Snow, Birds Kans. 1873, 11.

[11]) Exempl. im Brit. Mus.

[12]) Journ. für Ornith. 1859, 176 (Wied).

[13]) Bei Mazatan am Stillen Ozean auf dem Wendekreis des Krebses: Sclater und Salvatori, Proc. Zool. Soc. 1876, 399.

[14]) Dresser, Ibis 1866, 43.

[15]) Exempl. im Brit. Mus.

[16]) Bryant in Proc. Bost. Soc. N. H. VII. 122 (1859).

[17]) Martens in Jorn. für Ornith. 1859, 221 (Dr. Ed. v. Martens nach Wedderburn und Hurdig).

[18]) Brit. Cat. XXVII, 359.

[19]) Dr. J. Gundlach in Jorn. für Ornith. 1871, 278: nicht marila sondern affinis.

Bemerkung: Die Belegstellen aus den englischen und amerikanischen Zeitschriften sind dem Katalog des Britischen Museums entnommen.

[20]) David & Oust., Ois. Chine. 1877, 508; b. Ningpo (30. Grad nördlicher Breite): Swinhoe, Proc. Zool. Soc. 1873, 412; Ibis 1860, 67; 1861, 345; Exemplare aus Amoy im Brit. Mus.

[21]) Seebohm, Birds Jap. Emp. (1890), 256; auf der Insel Jeso: Ibis 1878, 215; bei Hakodadi: Ibis 1867, 208 und 1875, 457; bei Yokohama und Nagasaki: Exemplare im Brit. Mus.; Ibis 1878, 214.

[22]) Ibis 1863, 434 et Proc. Zool. Soc. 1871, 419.

[23]) Taczanowski in Proc. Zool. Soc. 1871, 419 und 1888, 460.

[24]) Schwalbe 1887, 132.

Sibirien,[1] Cypern,[2] Palästina,[3] am schwarzen und kaspischen Meere,[4] in Nepal[5]) und Nordindien[6]).

3. In Afrika: nur im Norden, namentlich in Unterägypten. (Belegstellen siehe oben bei Nennung der Südgrenze des Winterzuges in Afrika). Während von der Löffelente (Spatula clypeata [L.]) schon ein Exemplar in der Nähe der Kapstadt erbeutet worden ist (s. Schwalbe 1882, 46) ist für die Bergente kein südlicheres Vordringen als bis nach Abessinien bekannt.

4. In Europa:

   a) in außerdeutschen Ländern und außerhalb Österreich-Ungarns: heimisch im Norden: Island,[7] den Färöer,[8] Norwegen, Schweden,[9] Lappland,[10]

---

[1]) In Ostsibirien und dem Amurlande: E. F. v. Homeyer in Journ. für Ornith. 1870, 433; am Baikal: ibid., an der Boganida (brütend) und in Taimyr, Middendorf in Naumannia III, 441; in Ostsibirien von Dr. Dybowski beobachtet; L. Taczanowski in Journ. für Ornith. 1873, 110; im Ussurilande: Journ. für Ornith. 1876, 202; am Baikal: Radde, Reise nach Ostsibirien II, 375, 1863; Finsch, Verh. der Zool. bot. Gesellschaft in Wien 1879, 264.

[2]) Lichtenstein 1823 (nach dem Brit. Catal.).

[3]) Tristram, Ibis 1868, 328; derselbe, Fauna et Flora Palest. 1884, 117.

[4]) Blanford, East. Pers. II, 302; Radde, Ornis Caucasica 1884, 462.

[5]) Reichenbach, l. c.

[6]) Hume und Marh. Game, B. of Ind. III, 272.

[7]) Siehe die Belegstellen bei der Schilderung des Brutgeschäftes; in der „Schwalbe" 1886, 245 wird mitgeteilt, daß H. Sclater und Th. Carter bei einem Ausflug dreihundertfünf Bergenteneier fanden. Nach A. F. L. Thienemann ist übrigens die Bergente nur am Myvatn so häufig, im übrigen Island nicht.

[8]) Journ. für Ornith. 1889, 347.

[9]) Collett, Mindre meddels. vedr. Norges Fuglef. 1881 92, S. 275 (cit. n. d. Brit. Cat.); Naumannia 1855, 449: brütet im Flachlandssumpfgebiet bis zum Fuße der Alpengegenden und im südlichen Gebiete des Hochlandes bis zum Dover und dessen Verzweigungen in Norwegen; nach Wallengreen (Naumannia III): in Gothland „heckend, selten"; nach Gadamer (Naumannia II, 4) im nordöstlichen Schonen „zur Winterzeit selten"; nach T. Hammergren (Naumannia III, 295) an den Küsten des Wenersees fehlend; nach Lilljeborg (Naumannia II, 115) in Norwegen ziemlich häufig während der Zugzeit; von Norwegen aus an der Küste bis Waranger verbreitet: Journ. für Ornith. 1876, 60 (Palmén).

[10]) Nach Schraders von W. Päßler im Journ. für Ornith. 1853, 242 mitgeteilten Beobachtungen Nistvogel; ibid. S. 318: „Anfangs Juni langt sie scharenweise auf den Gebirgsteichen an; in der zweiten Hälfte dieses Monats findet man ihre Nester mit acht Eiern; gegen den Herbst kommen kleine Gesellschaften in die Fjords und halten sich da bis Oktober." — Journ. für Ornith. 1864, 379 (von Nordmann): Im südlichen Finland nur während der Zugzeit; brütet auf den Gebirgsteichen in Lappland. Schrader.

Rußland,[1]) Finland,[2]) Bornholm,[3]) Großbritannien (?);[4]) auf dem Zuge in Dänemark,[5]) England,[6]) Belgien,[7]) Frankreich,[8]) Italien,[9]) Schweiz,[10]) (Österreich-Ungarn und Deutschland),[11]) hier und da auch auf der Balkan-

[1]) Journ. für Ornith. 1871 (Reise von Petersburg nach Archangelsk) von Forstmeister H. Göbel bei Ustjug im Mai 64 zweifelhaft beobachtet; Schwalbe 1883, 53: bei Archangelsk auf dem Zuge; Journ. für Ornith. 1873, 421: Balg im Museum des Arch. Domänenhofe; in Kurland nach H. Göbel (Journ. für Ornith. 1873, 13) wohl nur auf dem Durchzuge; an der Petschora nach Seebohm und Brown, Ibis 1876, 445, bei Petersburg einzeln: Ornith. Zentralblatt 1880, 13 (Pleske) und Journ. für Ornith. 1880, 36 (Brandt). — Sie fehlt bei Sarepta: Naumannia III, 306 und bei Astrachan, Schwalbe 1882, 117.

[2]) Bei Novaja Ládoga nach Lilljeborg: Naumannia II, 110; nach Palmén (Journ. für Ornith. 1876, 60) brütet sie in den nördlichen Teilen, bei Ulsjoki noch nicht beobachtet; von Norwegen aus an der Küste bis zum Varanger-Fjord im Norden Lapplands verbreitet, fehlt aber weiter östlich (auf Kola); nistet an den Küsten des botnischen Meerbusens bis zum 63. Grad herunter, im inneren Lande wohl nur bis zum 66. Grad; an der Südküste wird sie spärlich aber regelmäßig auf dem Zuge angetroffen, wahrscheinlich vom weißen Meere her, da sie auch bei Novaja, Ladoga und Onega ziehend beobachtet ist. In Finland und Lappland: Nordmann in Journ. für Ornith. 1864, 379.

[3]) Auch brütend, A. Grunack im Ornith. Zentralblatt 1879, 59.

[4]) und [6]) Heuglin, l. c.; Catal. Birds Brit. Mus. l. c.

[5]) Kjärbölling, Naumannia 1850, 54 „Im Winter bei uns die zahlreichste Tauchente". — Herl. Winge, Danmarks Pattedyrog Fugle in Frem I, 432, 1899; derselbe in III. Report on Birds in Danmark in 1885 (S.-A. aus Blasius „Ornis" 1886) S. 39, „im Limfjord oft kleine Scharen auf dem Zuge" nach A. Faber; Herl. Winge, Fuglene ved de danske Fyr: 1893 (S. A. aus Vidensk. Medd. fra den naturh. Foren. i Kjöbenhavn 1894) S. 16 und 23: am 8. Dezember 1893 wurde ein Männchen am Gjedser Leuchtfeuer erbeutet. Über Island, Faröer und Bornholm siehe oben.

[7]) F. Dubois in Journ. für Ornith. 1855: im Winter in Belgien erlegt; A. Dubois, Schwalbe 1883, 106: im Herbst und Winter an der Seeküste sehr gemein, selten auf Flüssen im inneren Lande; Dubois, Faun. vert. Belg., Oiseaux II, 468.

[8]) Journ. für Ornith. 1856, 232 von Müller. Zieht im Frühling und Herbst durch (die Provence), gehört aber nicht zu den gemeinsten Enten. Einzelne brüten hier" (?? F. L.); Naumannia 1855, 52: bei Lyon sehr selten; ebendaselbst S. 404 (Olphe-Galliard:) ein Männchen im strengen Winter erlegt; sehr selten sind die alten Männchen; Junge sind fast in jedem Winter bei Lyon; im Departement Seine-Inférieur: Naumannia 1855, 422 (Degland-Hardy) und A. Suchetet (briefl.); nicht häufig an der Nordküste Frankreichs: Naumann, V. D., XII, 96.

[9]) In Italien selten; fehlt im Marschallschen Verzeichnis, Schwalbe 1882, 73; aufgeführt in Salvadoris Uccelli It. 1886, 264; derselbe, Katalog der Vögel Sardiniens (Journ. für Ornith. 1865, S. 49 und 325:) „In Sardinien habe ich weder im Museum von Cagliari, noch anderswo ein Individium dieser Art gesehen; da jedoch Cara („Ornithologia sarda") angiebt, daß sie hin und wieder einmal erbeutet werde, so habe ich geglaubt, sie in das Verzeichnis aufnehmen zu müssen."

[10]) Naumannia 1856, 166, G. Fatio-Beaumont: regelmäßiger Zugvogel im Becken des Genfer Sees; nach Landbeck (Naumannia 1851, 51) vielleicht (?) am Bodensee brütend (siehe Bemerkung oben); fehlt im Verzeichnis der Vögel des Thales Breyerz (Bryère, Kanton Freiburg) von Olphe-Galliard (Dr. L. Brehm) im Journ. für Ornith. 1860, 396.

[11]) Siehe unter b.

halbinsel[1]) und in Südrußland.[2]) Für Spanien und Portugal habe ich keinen Nachweis finden können.

b) in Deutschland und Österreich-Ungarn:

1. Einzelnachweis für Deutschland.

α) Küstengebiet: an der Nordsee: bei Borkum[3]) und den übrigen Nordseeinseln[4]) in Masse überwinternd; auch im Niederelbgebiet;[5]) an der Ostsee noch massenhafter: an den Holsteinschen Küsten, namentlich bei Kiel,[6]) an der Küste von Mecklenburg,[7]) Pommern[8]) und Preußen.[9])

β) im Binnenlande: In Ostpreußen,[10]) Westpreußen, Pommern, Mecklenburg,[11]) Schleswig-Holstein, Oldenburg,[12]) bei Hamburg,[13]) im Münsterland,[14]) selten im Rheinland,[15]) Brandenburg,[16])

---

[1]) Bosnien und Herzegowina: O. Reiser in Schwalbe 1888, 35; von Sonnenwend an der Borna erlegt am 2. Oktober 1886: Schwalbe 1893, 145. Bulgarien: am 6. Januar 1875 tot im Walde gefunden von E. v. Homeyer, Journ. für Ornith. 1877, 73; fehlt im O. Finschschen Verzeichnis (Journ. für Ornith.) 1859, 387. Macedonien: Elwes und Buckland in Ibis 1870, 340; fehlt in Reisers Verzeichnis der Vögel Montenegros, Schwalbe 1885, 129 und in L. v. Führers Reiseskizzen aus Montenegro und Albanien, Schwalbe 1893, l. v.

[2]) Radde, Ornis Caucasica 1884, 462.

[3]) Droste im Journ. für Ornith. 1864, 428 und in seiner Vogelwelt Borkums (1869) 206.

[4]) Naumann, V. D. XII, 96; Journ. für Ornith. 1878, 483.

[5]) Ornith. Zentralblatt 1882, 34.

[6]) Naumann, l. c. und S. 105; b. Flensburg: Journ. für Ornith. 1878, 433.

[7]) Naumann, l. c.

[8]) Ebendas.: Journ. für Ornith. 1853, 378: bei Hiddensoe und Rügen von H. Schilling beobachtet; Naumannia 1856, 35: auf dem Haff; bei der Insel Poël: Naumannia I, 55, Journ. für Ornith. 1878, 433, II. Jahresber. des Ausschußes von Beob.-Stat. der Vögel Deutschl.: „unbedingter Wintervogel Neuvorpommerns."

[9]) Hartert, Versuch einer Ornis Preußens (S. A. aus Schwalbe 1887) S. 50 „vom Oktober bis April auf der Ostsee und offenen Binnengewässern, wohl nicht sehr häufig." — Ich sah sie in Scharen auf der Ostsee und dem Frischen Haff bei Pillau.

[10]) Ornith. Jahrbuch I, 141 nach A. Sielasko in mehreren Exemplaren bei Goldap erlegt.

[11]) Bei Schwerin: Naumannia 1856, 68 (von Preen).

[12]) Naumannia III, 53 von Negelein: in Oldenburg selten; auf dem Zuge vorgekommen.

[13]) Journ. für Ornith. 1878, 483 und Ornith. Centralblatt 1882, 34.

[14]) (Bolsmann und Altum) in Naumannia II, 37 und III, 58 und 451: nur in strengen Wintern; Journ. für Ornith. 1863, 169: noch seltener geworden.

[15]) Im Wupperthale auf dem Zuge: Naumannia I, 77, bei Neuwied selten, nur im Winter einzelne; im Winter 1848 wurde ein Exemplar bei Urmütz geschossen: Brahts in Naumannia V, 329; bei Mühlh. a. Rh. und bei Köln nach J. Ruhe (Naumannia II, 53) noch nicht beobachtet.

[16]) Journ. für Ornith. 1855, 345: Im Winter auf dem Zuge in der Mark nicht selten; A. Schalow im Journ. für Ornith. 1876, 10: „Naumann giebt die Notiz, daß die Art brütend in der Mark vorgekommen wäre. Uns ist kein Fall bekannt geworden. Die Bergente

Schlesien,[1]) Pr. Sachsen,[2]) namentlich an den Mansfeldischen Seen[3]) (von denen freilich der Salzige See bei Eisleben seit Jahren nicht mehr existiert), in Thüringen[2],) Braunschweig,[4]) Anhalt,[5]) Kgr. Sachsen[6]) (jetzt selten), Bayern,[7]) Württemberg;[8]) keine Nachweisungen ihres Vorkommens habe ich finden können für Hessen[9]) und die Reichslande; in Baden ist sie wohl

erscheint bei uns im Winter auf dem Zuge, bald häufiger bald seltener"; — im Kreise Teltow Durchzugsvogel: Monatsschr. 1877, 173 und 1878, 220.

[1]) Flöricke, Avifauna Schlesiens II, 40; Gloger, Schlesiens Wirbeltierfauna 1833, S. 55: Nicht ungewöhnlich, jedoch weit seltener als F. fuligula, selten vorzüglich die alten Männchen; kommt in jedem Winter in kleinen Herden aus dem Norden hierher; in der Oberlausitz nach R. Tobias (Journ. für Ornith. 1853, 218) nur auf dem Zuge; nach L. Tobias in der Umgegend von Saabor „durchziehend, nicht selten" (Ornith. Centralblatt 1879, 144); Journ. für Ornith 1865, 218: im Breslauer Museum (Fr. Tiemann).

[2]) Schöpwinkel, Die Vogelwelt der Grafschaft Wernigerode (Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins des Harzes in Wernigerode VII, S.-A. S. 151): „Kommt mit anderen Tauchenten meist gemeinsam auf den Hauptteichen der Grafschaft im Spätherbst und zwar meist in etwas größerer Zahl vor; einzelne sind auch im Frühjahr beobachtet worden." — In Thüringen auf dem Durchzuge in manchem Herbste: Hellmann in Naumannia III, 289.

[3]) Nach Naumann, l. c., in jedem Winter eine Anzahl; Rey, Ornis von Halle (Zeitschrift für die gesamten Naturwissenschaften XXXVII 1871, 488) von Just und Naumann wurde sie im Herbste auf dem Salzigen See beobachtet. Baldamus sah sie hier im Mai.

[4]) Prof. Dr. R. Blasius, die Vögel des Herzogtums Braunschweig 1896 S. 63; „Sehr häufiger Nachtdurchzugsvogel (in größeren Schwärmen) von Ende Februar bis Ende März und von Ende September bis Anfang Dezember, einige bleiben auch im Winter. Einmal haben wir sie brütend (vor 1862: Bericht über die 14. Versammlung der Deutschen Ornithologengesellschaft 1862 S. 72) gefunden bei Riddagshausen" (siehe oben).

[5]) Sehr selten: Naumann: V. D. l. c.; Ders. in Naumannia 1850, 2: einmal ein prächtiges altes Männchen auf einem Quellteich in der Nähe der Saale erbeutet; nicht Brutvogel in Anhalt: Päßler, Journ. für Ornith. 1856, 66.

[6]) H. G. L. Reichenbach, Die Vögel Deutschlands, S. 287: „Vor vierzig Jahren war sie in der Gegend von Leipzig nicht selten, heutzutage wird sie daselbst nicht mehr beobachtet." — In Hülsmanns Verzeichnis der Vögel von Wurzen (Monatsschr. 1889, 560) fehlt sie; Durchzugsvogel und seltener Wintergast: V. Jahresbericht von Meyer und Helm; VII. bis X. Jahresbericht 1891—94, S. 131: 12. April 10 bis 12 auf dem Altenheimer Mühlteich b. Grimma.

[7]) Auf dem Zuge im Regierungs-Bezirk Schwaben-Neuburg 1855: Naumannia 1855, 424; am 12. Februar 1855 ein altes Männchen bei Günzburg auf der Donau geschossen: Naumannia 1856, 249; bei Höchstadt wies sie Jäckel nach: „Im Herbst 1855 erhielt er die letzten Exemplare am 20. November; am 8. März 1856 zeigten sich wieder Bergenten und blieben bis zum 2. April (Naumannia 1856, 524); am 25. Februar 1890 ein Exemplar auf dem Markt in München („vielleicht aus Norddeutschland importiert"): Ornith. Jahrbuch I, 288; nach Landbeck und Jäckel (Naumannia V, 88) fehlt sie im Mindel- und Kamelthale.

[8]) Nach H. G. L. Reichenbach l. c. einmal bei Mergentheim geschossen.

[9]) Sie fehlt im Verzeichnis der hessischen Wasservögel von R. Junghans in Schwalbe 1894, 51.

nur am Bodensee gefunden. Nach Süden und Westen nimmt die Häufigkeit des Vorkommens der Bergente in Deutschland sichtlich ab. Das ist eine Erscheinung, welche derjenigen der Verbreitung im gesamten Europa parallel ist: auch da hören die Spuren nach Südwesten zu auf. — Ein ähnliches Bild von der geographischen Verbreitung der Bergente, wie von Deutschland, erhalten wir auch von Österreich-Ungarn, wo die Bergente fast ausschließlich Zugvogel ist. Auch hier wollen wir ihr Vorkommen in der Reihenfolge von Norden nach Süden feststellen.

In Böhmen,[1] wo sie (siehe oben) auch seit 1892 als Brutvogel festgestellt ist, ist sie im Osten des Gebietes seltener; in Oberösterreich[2] selten, desgleichen im Mähren,[3] Schlesien,[4] in Obersteiermark,[5] Kärnten,[6] Krain.[7] In Ungarn zwar wohl nicht brütend (siehe oben Naumannia 1850, 21), aber auf dem Zuge an größeren Gewässern, namentlich dem Neusiedler See;[8] über ihr Vorkommen im Occupationsgebiet siehe oben (sub. „Balkanländer"); in Schiavuzzis Verzeichnis der Vögel Istriens (Schwalbe 1882, 119) fehlt sie.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß bis jetzt drei Bastardierungen der Bergente bekannt geworden sind: zweimal handelt es sich um eine Kreuzung mit der ihr sehr

---

[1]) Journ. für Ornith. 1872, 371: im Frühling viel seltener als auf dem Herbstzug. Dr. A. Fritsch erhielt ein schönes Männchen am 30. Januar 1850. — Bei Pischtin, Frauenberg und Jankau einigemal im Winter beobachtet: Schwalbe 1887, 43; am 24. März 1892 acht Stück auf dem Schwaden bei Aussig: Schwalbe 1894, 109; unter den Vögeln Ostböhmens Schwalbe 1895, 90 nicht mit aufgeführt; im Fürstl. Fürstenbergschen Museum in Nischburg ein Stück, das 1869 bei Luzna erlegt worden ist (Ornith. Jahrbuch I, 214).

[2]) Karlsberger in Schwalbe 1888, 67 und Monatsschrift 1888, 75: Mitte November 1887 zwei Exemplare einige Stunden donauabwärts von Linz erbeutet.

[3]) Ornith. Jahrbuch I, 11 Čapek, Novitäten der Lokalornis von Oslawan in Mähren: am 22. April 1889 auf dem „neuen Teiche" bei Namiest ein Männchen und zwei Weibchen gesehen.

[4]) Ein Exemplar im Troppauer Gymnasialmuseum: Rzehak in Schwalbe 1894, 194.

[5]) Deutscher Name: „Tauchante, Schwarze Ante": Schwalbe 1886, 283; am 3. und 12. November 1881 von Blasius Hanf bei Mariahof beobachtet: Schwalbe 1882, 25.

[6]) Nach Blasius Hanf im Landesmuseum zu Klagenfurt.

[7]) Nach Freyers Fauna — mitgeteilt von G. L. Reichenbach am angeführten Orte — auf dem Zuge.

[8]) Schwalbe 1889, 57: E. v. Dombrowski sah ein Paar am 18. März unweit Mexiko im Herbst soll sie oft in Menge auftreten.

nahe verwandten Moorente[1]) (Fuligula nyroca) und einmal um das Kreuzungsprodukt einer Verbindung mit der Schellente[2]) (Fuligula clangula).

Osterwieck a. H., im März 1899.

Ornithologische Beobachtungen aus dem Riesengebirge.[3])

Von Harald Friedrich.

Das Riesengebirge, welches seiner Naturschönheiten halber im Sommer von vielen Tausenden besucht wird, entfaltet seine größten Reize nicht im Sommer, sondern im Winter, wenn es unter dem Schnee liegt. Ich war im Januar, sowie im März und der ersten Hälfte des April in diesem Jahre dort. Mein Standquartier war während dieser langen Wochen die über 1400 m hoch gelegene Wiesenbaude. Während dieser langen Zeit habe ich dort mit den Gebirgsleuten gelebt und alle ihre kleinen Leiden und Freuden mit ihnen geteilt. Von hier aus unternahm ich täglich große und kleine Ausflüge durch das Gebirge, teils mit dem Sportschlitten, teils mit Skis. Zur Zeit meiner Ankunft hatte der Schnee oben im Gebirge eine Höhe von 1 bis zu 5 m und stellenweise weit darüber, je nach der Lage der einzelnen Örtlichkeit, da dem Winde ausgesetzte frei daliegende Gipfel naturgemäß weniger vom Schnee bedeckt sind als geschütztere Lagen. Die von mir bewohnte Baude (so nennt der Riesengebirgsbewohner seine Wohnungen) lag bis zum unteren Dachrande im Schnee. Von meinem Zimmer, dessen Fenster $3^1/_2$ m über dem Erdboden lag, konnte ich direkt hinaus auf den Schnee fahren. In dieser Umgebung habe ich nun folgende ornithologische Beobachtungen machen können.

Meine Beobachtungen im Januar sind lediglich negativer Art. Damals im strengsten Winter waren fast alle Tage große Stürme im Hochgebirge und ließen sich während dieser Zeit keinerlei Vögel in den höheren Teilen des Gebirges sehen; in die Thäler aber bin ich im Januar nicht hinabgekommen.

Ganz anders im März, obwohl auch hier die Witterung anfangs fast die gleiche wie im Januar war.

Vom 1. bis 8. März war die Witterung äußerst rauh. Ich habe da Temperaturen bis 23 Grad C. unter Null gemessen. Dann war wieder ständiger dicker Nebel und sogenanntes Stöberwetter, dieselbe Art von Schnee-

---

[1]) Sclater, List. Vert. An. 8th ed. p. 440 1883 und Leverkühn in Journ. für Ornith. 1890, 225.

[2]) Leverkühn, l. c. Über die Bastardierung der Schellente mit dem kleinen Säger (Mergus albellus), den Eimbeckschen „Mergus anatarius“, siehe die Arbeit von Prof. Dr. R. Blasius in unserer Monatsschr. 1887, 377—406.

[3]) Vortrag, gehalten im Ornithologischen Verein zu Leipzig.

stürmen, die man in den Alpen mit Guxeten bezeichnet. In diesem Wetter habe ich auch im März oben im Hochgebirge keinen einzigen Vogel bemerken können. Wenn aber der Sturm, der das Stöberwetter verursachte, nachließ, ließen sich einige Schneeammern (Plectrophenax nivalis) und auch einige Alpenlerchen (Otocorys alpestris), beide Arten aber nur in ganz wenigen Exemplaren sehen. Das Vorkommen des Schneeammers, eines Vogels, der bekanntlich sein Vaterland innerhalb der kältesten Zone des arktischen Kreises der neuen Welt hat, ist von Interesse. In Europa findet man die Schneeammern sonst in Norwegen, Lappland, Nowoja Semlia, Island, Spitzbergen, Franz-Josefsland und dem nördlichen Schottland. Nur im Winter kommen sie südlicher. Am 8. März heiterte das Wetter auf, und einige Tage darauf trat sogar Tauwetter ein. Da war denn Plectrophenax nivalis häufiger zu sehen. Ich konnte einmal einen Flug von fünfundzwanzig bis dreißig Stück beobachten. Die Vögel saßen auf einem Düngerhaufen, wie ihn die Hochgebirgsbewohner vor ihren Wohnungen zu errichten pflegen. Am 7. März sah ich am Blaugrundwasser, einem felsigen kleinen Gebirgswasser, ein Exemplar des Eisvogels (Alcedo ispida). Am 9. März traf ich auf einer Wanderung in den Vorbergen auf der böhmischen Seite des Gebirges den Zeisig in den Tannenwäldern in großen Scharen, auch den Buchfinken und den Star bemerkte ich an diesem Tage verschiedentlich. Am 10. März bemerkte ich zwei größere Raubvögel über dem Kessel schweben, in einer Höhe von gut 1600 m, doch konnte ich der Entfernung halber nur erkennen, daß es eine Falkenart war.

Am 11. März saßen wieder einige Schneeammern (Plectrophenax nivalis) auf dem Misthaufen vor der Baude. Diese Misthaufen sind sowohl hier in den Sudeten, als auch in den Alpen, wie ich beobachtet habe, von großer Wichtigkeit für den Ornithologen, denn manchen insekten- und ebenso auch körnerfressenden Vogel kann man hier zu allen Jahreszeiten, mit Ausnahme des strengsten Winters, beobachten, wie sie Kerbtiere, besonders Käfer und deren Larven, sowie unverdaute Sämereien daraus auslesen. Am gleichen Tage, dem 11. März, ließ sich auch Passer domesticus in einer Höhe von 1450 m sehen.

Vielleicht interessiert es, daß im Dörfchen Petzer, am Fuße der Schneekoppe, keine Sperlinge vorkommen; dieser Vogel ist den Leuten dort unbekannt, wie mir selbst alte Leute bestätigten.

Am 13. März sah ich elf große Raubvögel über der Berglehne des Fuchsberges schweben, und am 14. März sang eine Lerche in der Luft gut 200 m über der Schneekoppe, also 1800 m hoch.

Am 15. März bemerkte ich einen Zwergfalken (Falco aesalon); dieser Vogel bewohnt sonst den Norden und wird nur vereinzelt im gemäßigten

Klima angetroffen. Der Vogel flog über den Brunnenberg, einen 1500 m hohen Berg.

Ich schalte hier ein, daß mir am gleichen Tage ein Hirschberger Ornithologe mitteilte, daß der Tannenhäher (Nucifraga caryocatactes) im Riesengebirge um die Grenzbauden herum zu finden sei; auch versicherte er mir, daß er das feuerköpfige Goldhähnchen (Regulus ignicapillus) wiederholt im Riesengebirge getroffen habe.

Vom 16. bis 20. März war das Wetter ziemlich warm, sodaß der Schnee sichtlich abnahm, während dieser Zeit beobachtete ich in den Wäldern der Vorberge den Fichtenkreuzschnabel, den Buchfinken, den Star und auch den Goldammer in großen Mengen. Zwischen Holzstößen sah ich den Zaunkönig.

Oben im Hochgebirge waren während dieser ganzen Zeit fortwährend Stößer zu bemerken, welche meistens zu mehreren beisammen über den Bergen schwebten. Ich habe sie zu drei bis fünf und dann wieder bis zu zwölf Stück beieinander gesehen.

Herr Kirschschläger, welcher im Winter die metereologischen Beobachtungen auf der Schneekoppe ausführt, erzählte mir, daß er wiederholt große Raubvögel über dem Koppenkegel schweben sah, und am 28. März hatte ich das Glück, diese Vögel wieder zu beobachten, wie sie, fünf Stück beieinander, die verschneiten Felsen des großen Kessels umflogen. Doch hielten sie sich in zu respektvoller Entfernung, um sicher erkannt zu werden, nur soviel konnte ich deutlich erkennen, daß es große Falken waren.

Am 29. März waren auf den Trautenauer Wiesen, am Südabhange des Gebirges, viele Tausende von Staren zu sehen, welche Futter suchend auf den Wiesen umherliefen. Der Star ist im Riesengebirge ein häufiger Vogel; in den Herbsten vergangener Jahre habe ich sie wiederholt in den Rohrdickichten, die sich damals bei Hermsdorf am Fuße des Kynast befanden, zu vielen Tausenden gegen Abend sich niederlassen sehen.

Am 30. März traten wieder große Nebel auf. In diesem Nebel, der ungemein dicht ist, kann man keine Beobachtungen anstellen, einmal, weil man nichts sieht und dann, weil sich die Vögel alsdann in die Thäler zurückziehen.

Anfang April machte ich, vom besten Wetter begünstigt, eine Wanderung durch das Isergebirge, wo ich alle höheren Berge, sowie die Sümpfe und großen Hochmoore besuchte. Ich bemerkte hierbei die Singdrossel, den Star, den Buchfinken und das Rotkehlchen, sowie die häufigeren Meisenarten. Was den Gesang der Finken in diesen ausgedehnten Wäldern, in denen man selten oder nie auf Menschen trifft, anlangt, so habe ich keinen gehört, der irgendwie hervorragend gewesen wäre; aber wenn man so tagelang durch diese riesigen Wälder

zieht, schätzt man auch den Buchfinkengesang gewöhnlichster Art außerordentlich hoch. Die Rotkehlchen aber, so schien es mir, habe ich nirgends so schön singen hören als hier.

Vom 5. bis 9. April trat Regenwetter ein, da wurden denn die Goldammern oben im Hochgebirge recht häufig. Auf allen Düngerstätten waren sie zu sehen. Von kleineren Vögeln bemerkte ich noch verschiedentlich Rotschwänzchen, von größeren wiederholt Birkhühner.

Da der Schnee immer mehr zusammenschmolz, trat ich am 10. April meine Heimreise an.

Die Vogelstimme.

Von Rudolf Hermann.

Spricht uns der Vogel an sich schon als ästhetisches Wesen mehr an, als manches andere Geschöpf unter den Tieren, so übt er auf uns Menschen doch vornehmlich Anziehungskraft aus durch seine Stimme. Schon von alters her hat man diesem Organe des Vogels große Beachtung geschenkt, und immer ist es, — von der verschiedenartigen Deutung, welche man Vogellauten beilegte, scherzhaft auch wohl heute noch in ihnen hört, abgesehen — die Harmonie der Töne, das Klangreiche an ihnen, mit einem Wort die Tonsprache gewesen, welche auf Freunde edler Sangeskunst, sowie auf Menschen von Gemüt Eindruck gemacht hat. Das Wort „Stimme" ist allerdings ein weitgehender Begriff; denn wir haben Vögel, welche wir noch zu den Singvögeln rechnen, obgleich sie nichts weiter als einige Laute von sich geben, während zu diesen doch hauptsächlich solche gehören, deren Stimmmittel so vollkommen sind, daß man ihre Tonreihen als Gesang bezeichnet. Wir wollen daher unter der Stimme des Vogels jeden lautlichen Ausdruck verstehen, der ihm eigen ist, bestehe er aus deutlich zergliederten, aus unartikulierten oder anders gearteten Lauten, oder sei er sogar ein Meistergesang. Dienen doch diese phonischen Äußerungen dem Vogel als Verständigungsmittel. Vögel reden also gewissermaßen eine Sprache und vermögen durch sie, im engen Zusammenhange mit einem ihnen, gleich dem Stimmmittel, von der Natur verliehenen feinen Gefühlsleben, jeden Eindruck, jeden Affekt, den sie empfangen, ihren Artgenossen mitzuteilen, sich überhaupt verständlich zu machen. Die Art und Weise, in welcher dies geschieht, ist bei den verschiedenen Vögeln, je nach ihrer Veranlagung, eine abweichende. Ist auch der einfache Laut die fast allen Vögeln gemeinsame und gebräuchlichste Form ihrer Sprache, so hat diese doch auch eine künstlerische Seite, die uns Menschen besonders wunderbar erscheint und in dem Grade, in welchem sie sich über das Niveau des Stümperhaften oder Monotonen erhebt, also mehr oder weniger harmonisch klingt, ein Schlag, Ge-

zwitscher, Lied oder Gesang genannt wird. Da nun die Vogelstimme nicht immer ein bloßer eintöniger Laut, in den meisten Fällen vielmehr ein, wenn auch nur kleines, Tonwerk, eine rhytmische Tondichtung, oft sogar eine originelle Komposition von reicher Klangfülle ist, durch welche der Sänger charaktervoll wiedergiebt, was ihn beseelt, so dürfte es von Interesse sein, einmal auf die Erfordernisse, von denen die Vogelstimme, wie jeder lautliche Ausdruck eines lebenden Wesens, abhängig ist, einzugehen und die Beweggründe aufzusuchen, welche den Vogel wohl veranlassen können, seine Stimme hören zu lassen.

Das Organ, welchem die Stimme des Vogels entspringt, ist der Singmuskelapparat. Bei Vögeln ist dieser im Vergleich zu Säugetieren, die nur einen einzigen Kehlkopf besitzen, welcher die Stimme erzeugt, ein doppelt zusammengesetzter. Man spricht daher von einem oberen und unteren Kehlkopf des Vogels. Beide haben ihre besondere Funktion. Um sich ein Bild von der Einrichtung und ungefähr eine Vorstellung von der Thätigkeit dieses Stimmorgans, das in seiner Struktur bei allen Vögeln im wesentlichen das Gleiche ist und nur in einzelnen Teilen Veränderungen aufweist, machen zu können, suche man beim Zubereiten von Geflügel oder sonstwie in den Besitz jener elastischen Röhre zu gelangen, welche von der Stimmritze oder dem oberen Kehlkopf (Glottis), einer zwischen der Zungenwurzel und dem Eingange zur Speiseröhre (Schlund) liegenden, durch Muskeln verschließbaren Spaltöffnung ausgeht. Diese Röhre, die Luftröhre oder Trachea, ist ein hohles, häutiges, aus weichen, knorpeligen Ringen zusammengesetztes Gebilde, welches sich schlauchartig bis in die Nähe des Gabelbeines fortsetzt und dort in Gestalt einer länglichen, aus härterer Knorpelmasse oder aus Hornsubstanz bestehenden Kapsel oder Kugel, in elliptischer oder ähnlicher Form, endet. Diese Umgestaltung der Luftröhre ist der untere Kehlkopf oder der Larynx.

Es dürfte genügend bekannt sein, daß der Ton beim Menschen oder allgemein beim Säugetier dadurch hervorgerufen wird, daß die nach dem Atemholen den Brustkorb wieder verlassende Luft gegen elastische Stimmbänder drückt, welche ihren Sitz am Kehlkopf haben und dort die sogenannte Stimmritze bilden. Solche Stimmbänder nehmen wir auch beim Vogel wahr, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie sich nicht nur an den oberen, sondern an den unteren Kehlkopf anheften und zwar hier an der Stelle, wo eine Bifurkation der Luftröhre bezw. des Larynx eintritt und zwei gabelförmige Ausläufer, die Bronchien, nach rechts und links in die Lunge gehen. Diese Bronchien bestehen, wie die Luftröhre, aus einzelnen dünnwandigen Knorpelringen, deren Verbindung, wie bei jener, durch feinhäutige Bänder, sogenannte Membranen, hergestellt wird, und diese wirken bei der Stimmbildung nicht minder mit als die die Luftröhrenäste an der schon erwähnten Gabelung verschließenden feinen, wissenschaftlich Paukenhäutchen benannten Mem-

branen. Der phonische Prozeß, also die Bildung des Tones, seine Modulation, sowie die eigentliche Gesangsthätigkeit geht nun vom unteren Kehlkopf aus und im Verein mit der Luftröhre und den Lungen, sowie dem oberen Kehlkopf, folgendermaßen vor sich. Durch die Nasenlöcher, den Schnabel und die schon erwähnte im oberen Kehlkopf befindliche Spaltöffnung, die Stimmritze, gelangt die atmosphärische Luft in die Luftröhre, durch welche sie in das Zellengewebe der geräumigen Brusthöhle und in die Lungen mit ihren Verzweigungen geleitet wird. Da nun die Respiration nicht allein durch Einatmen, sondern auch durch Ausstoßen von Luft geschieht, so drückt die eingesogene Luft beim Verlassen des Vogelkörpers in dem unteren Kehlkopf auf die sich darin befindenden Membranen, welche dadurch in Vibration geraten und einen Ton hervorrufen. Je nachdem der Sänger viel oder wenig Luft bei diesem Prozeß in den Singmuskelapparat aufnimmt und je nachdem die Spannung der Stimmbänder durch die auf sie einwirkende komprimierte Luft eine starke ist oder die Bindehäutchen in nur geringe Schwingungen versetzt werden, variiert der Ton in seiner Höhe oder Tiefe. Die eigentliche Tonlage, das piano, crescendo, forte und diminuendo, wird demnach einmal durch diese größere oder schwächere Luftwirkung erzeugt, sie ist indes auch abhängig von der Form, der Länge und der Kürze der Trachea. Nicht minder beeinflußt wird auch die Höhe und Tiefe des Tones durch die größere oder geringere Elastizität der Luftröhre und der sie sowohl, als auch den Larynx umgebenden feinhäutigen Membranen. Für solche Widerstandsfähigkeit kommen verschiedene Muskeln in Betracht, welche von der Trachea, dem Larynx und den Bronchien ausgehen, willkürlich vom Vogel angespannt oder im Zustand der Ruhe belassen werden können und auf diese Weise, in Verbindung mit den bereits angeführten Momenten, zur Erzeugung eines schwachen oder starken Tones beitragen. Die Ursachen der Veränderlichkeit des Tones dürfte Cuvier zuerst gekannt haben. Er hat sie schon seiner Zeit zurückgeführt auf „die Fähigkeit der Trachea sich mehr oder minder stark und leicht verlängern und verkürzen zu können, auf die verschiedene Festigkeit ihrer Wandungen und auf ihre Form.“ Und mit Bezug auf letztere hebt er noch hervor: „So kann die Trachea cylindrisch sein oder konisch, sie kann plötzliche Ausbuchtungen haben oder sanft anschwellen und sich verengern. Die Sänger haben eine cylindrische Trachea, ihre Stimme ist uns in den meisten Fällen angenehm, während Vögel mit einer konischen Trachea, wie die Rohrdommel, eine schreiende, trompetenartige Stimme hören lassen.“

Dadurch, daß nun der im Larynx erzeugte Ton sich in der Luftröhre aufwärts fortpflanzt, gelangt er an den schon genannten oberen Kehlkopf, die Glottis. Hier empfängt er seine Koloratur, d. h. hier wird er sowohl artikuliert als auch modifiziert, man darf im Hinblick auf unsere Meistersänger sogar sagen veredelt

und künstlerisch gestaltet. Wie schon angedeutet, ist auch die Glottis einer Erweiterung und Verengerung fähig. Wird schon dadurch allein eine Modifizierung des aus dem Larynx kommenden, wie wir gesehen haben, zwar nicht mehr völlig einförmigen, immerhin aber noch charakterlosen Tones möglich und bedingt, so wird dieser nunmehr nuanciert, und durch Verbindung mehrerer solcher Töne entsteht dann, sofern es dem Vogel nicht an der nötigen Begabung und Geschicklichkeit gebricht, ein Tongemälde. Zur Erreichung einer solchen Schönheit der Stimme, doch schon bei der Nuancierung des Tones allein, wirkt neben den besprochenen Organen noch die Zunge mit. Diese besitzt, vermöge einer besonderen Muskelvorrichtung, auf die wir nicht näher einzugehen brauchen, eine große Beweglichkeit und vermag deshalb, bei Einwirkung der Tonwellen auf sie, leicht in Schwingungen zu geraten. Eine derartige Oscillation setzt den Vogel, zugleich mit der ganz von seinem Willen abhängigen Veränderung der Stimmritzenmuskulatur, der ebenfalls willkürlichen Verlängerung oder Verkürzung seiner Luftröhre, sowie der langsameren oder schnelleren Auspressung der eingeatmeten Luft, in den Stand, seine Töne ebenmäßig zu verbinden, ihnen die eigentliche Klangfarbe, einen Schmelz und etwas Charakteristisches zu geben. Wir nennen dann die Vogelstimme, je nach der individuellen Begabung des Sängers und je nachdem sie für uns etwas Wohllautendes, Ansprechendes oder zu Herzen Gehendes in sich birgt, einen Ruf, ein Gezwitscher, einen Schlag, oder wir sprechen vom Liede und vom Gesange des Vogels.

Die Stimme des Vogels ist nun aber nicht bloß ein durch irgendwelche Veranlassung in Betrieb gesetzter Mechanismus, sie basiert also nicht nur auf der Thätigkeit der Sprachwerkzeuge, vielmehr auch auf geistigen Erfordernissen. Wie vermöchte der Sänger sonst seine Empfindungen so klangvoll, wie es oft geschieht, durch die Stimme auszudrücken, und wie könnte diese so häufig eine geradezu zauberhafte Wirkung auf das menschliche Gemüt ausüben. Unzweifelhaft ist der Gesang des Vogels ein Band, das ihn mit seinesgleichen, aber auch mit dem Menschen verknüpft; denn die Stimme des gefiederten Sängers ist manchmal, wenn man hierbei z. B. an unsere Originalsänger denkt, nicht allein ergreifend, sondern eine auch dem Menschen verständliche Tonsprache. In Anbetracht des dem Vogel eigenen, überaus feinen Sensoriums ist diese Annahme auch nicht allzu gewagt; denn keineswegs kann man, wenn man sich schon von jeder Überschwänglichkeit fernhält, den ästhetischen Gehalt im Liede des Vogels verkennen. Vögel besitzen, darüber habe ich mich bereits einmal an einer anderen Stelle näher ausgesprochen,[1]) ein Seelenleben, wie manche andere höher organisierte Tiere; doch der Umstand,

---

[1]) Jahrgang III S. 273 ff u. 289 ff der Zeitschrift „Natur und Haus."

daß sie mit einem zarten Empfindungs- und Empfindlichkeitsvermögen eine Auffassung verbinden, die man oft Verstand nennen muß, läßt auf Grund von Beispielen die Annahme wohl gelten, daß ihr Stimmorgan sie dazu befähigt, in ihrem Innern vorgehende Affekte und Leidenschaften, sei es in einer bestimmten Absicht oder aus Zweckmäßigkeit, lautlich zum Ausdruck zu bringen, daß der Laut des Vogels ein Erzeugnis seines Triebes nach Mitteilung ist. Den Vogel kann demnach seine mit Verstand sich paarende Begabung und sein Gefühl dazu veranlassen, seine Stimme — auch hier wieder im weitesten Sinne des Wortes gedacht — zu erheben, und ebenso wie er durch ihre Harmonie, durch musikalische Bilder, einen ihm selbstverständlich unbekannten, trotzdem aber unwiderstehlichen Einfluß auf den Zuhörer ausübt, dadurch dem Menschen in seinem Herzen begegnet und in diesem bisweilen ein paradiesisches Wohlgefühl erweckt, so erzielt er auch durch die Stimme eine oft wohl beabsichtigte Wirkung bei seinesgleichen. Neben den rein seelischen lassen sich demnach Zweckmäßigkeitserscheinungen im Gesange des Vogels unterscheiden. Wenn letztere auch gleichfalls mit seinem Intellekt und mit seinem Gemütsleben im Zusammenhange stehen, so gehen sie doch aus anderen Motiven hervor, als z. B. die Äußerungen im Zustande der Behaglichkeit und Furchtlosigkeit.

Es ist uns bekannt, daß für Vögel der Kampf ums Dasein im allgemeinen nicht leicht ist, weil sie Verfolgungen mancherlei Art ausgesetzt sind und überdies auch nicht überall die für ihre Existenz und für die Erhaltung ihrer Art erforderlichen Bedingungen vorfinden. Hier kommt die Natur ihnen häufig vermittelnd entgegen, insofern als sie ihnen Verteidigungsmittel verschiedener Art verleiht. Ein solches besitzen sie z. B. in der Mimikry; nicht zuletzt dient Vögeln aber ihre Stimme als Schutzmittel. Wenn auch nicht unmittelbar, so wird es ihnen doch mittelbar möglich, durch Lockrufe und Warnungslaute einen sie beunruhigenden Vorgang nicht allein zu melden, sondern auch gemeinverständlich ihren Genossen und anderen Tieren mitzuteilen. Sprechen hierbei teils Erfahrung, teils, was die Artikulation der Stimme im Falle der Gefahr oder der seelischen Aufregung betrifft, Anpassung und Vererbung mit, so darf doch nicht in Abrede gestellt werden, daß zur Einprägung der auf den einzelnen Fall passenden Warnungsrufe oder Locktöne von Anfang an Auffassungsvermögen und Gedächtnis, sowie die Gabe vorhanden gewesen sein muß, diese Töne verschiedenartig, genau dem Zwecke oder der Absicht entsprechend, welche damit erreicht werden sollten, zu gestalten.

Lediglich um sich zu schützen gebrauchen allerdings Vögel ihre Laute, zumal, wenn diese ihre ganze Sprache ausmachen, nicht; sie dienen ihnen in diesem Falle zugleich zur Kennzeichnung jeglicher psychischen Regung, zur Offenbarung der geheimsten Rührung der Seele, mag diese sich auf Liebe, Furcht, Schreck, Eifer-

sucht, Kampfeslust oder auf sonstige Affekte gründen, welche den temperamentvollen Vogel zu seiner Sprache veranlassen. „Jeder Affekt hat seine specifischen Äußerungen und, so zu sagen, seinen eigentümlichen Dialekt, an dem man ihn kennt.“ Das gilt vom Vogellaute und Vogelliede. Beide erhalten eine dem auszudrückenden Motive entsprechende Färbung im Klange und in der Accentuation der einzelnen Töne. Es dürfte genügen auf die zur Vorsicht mahnenden Laute vom Sperling, Häher, von der Krähe, Meise und dem Rotkehlchen, auf die charakteristischen Warnungen der Wachtel und des Rephuhns, womit jene ihre Genossen zur Aufmerksamkeit ruft, dieses seine Jungen bei drohender Gefahr zu schützen sucht und an sich lockt, hinzuweisen, ferner auf die zornigen Laute miteinander kämpfender größerer Vögel, wie Elster und Häher, auf die Äußerungen des Mißbehagens und des Zornes, wie sie von gefangenen Kakadus vernommen werden, sowie endlich auf die Alarmsignale aufmerksam zu machen, welche die von einigen Vögeln zwecks Avisierung einer Gefahr ausgestellten Wachen ertönen lassen. Andererseits möchte ich auch diejenigen Vogellaute beachtet wissen, durch welche Artgenossen herbeigelockt oder zusammengehalten werden. Die Rufe des seine Küchlein zu einem Leckerbissen einladenden Hahnes, der einen Kauz ausscheltenden Vögel, die Locktöne der sich in der Dämmerung miteinander verständigenden Grasmücken und ihrer Jungen, sowie die von Kranichen, Wildgänsen und anderen auf der Wanderung ausgestoßenen Laute gehören hierher; das sind phonische Mittel zu einem bestimmten, wenn auch uns nicht immer sofort begreiflichen Zweck.

Doch um noch andere geistige Eigenschaften des Vogels, welche, wie wir bereits gesehen haben, nicht minder als die mechanische Vorrichtung des Singmuskelapparates und die aktiven Sprachwerkzeuge, Erfordernisse für seinen Gesang sind, und um diesen, im Gegensatz zu dem einfachen Laut, von dem bisher die Rede war, voll würdigen und kennen zu lernen, müssen wir dem Liede des Vogels lauschen. Wenn der Frühling wiederkehrt und die Natur ihr sie verjüngendes Gewand von neuem anlegt, dann zieht in die Brust jedes mit Empfindung begabten Menschen das Gefühl eines poetischen Hauches, der seine Psyche umfängt, sich einem zarten Schleier gleich um sie legt und in seinem Innern eine Saite berührt, die ihn Freude am Dasein, Freude am Leben empfinden läßt. Ähnliche Gefühle durchströmen auch den Vogel, und mit ihnen vereint sich die Sehnsucht nach dem anderen Geschlecht, die Liebe. Wie der Mensch der ihn beseligenden Lust, seinem unsagbaren Entzücken im Gesange Ausdruck zu geben vermag, wie er durch musikalische Töne seine Freude, seine Wonne, seine Liebe für die Schöpfung und seine Hingebung an eines der edelsten Gebilde des Schöpfers, an das Weib, kundthun kann, so vermag dies auch der Vogel durch sein Lied. Nur ihm hat die Natur, außer dem Menschen, die wunderbare Gabe der Gesanges-

kunst verliehen, durch welche der Zustand höchster Seelenlust in harmonischer Weise sich offenbaren läßt. Im Liede tritt, das weiß jeder Naturfreund, das Gefühlsleben des Vogels nicht allein mit besonderer Deutlichkeit hervor, sondern es läßt Eigenschaften seines Organismus vermuten, die mit dem bloßen Worte Naturtrieb nicht abgethan sind.

Man hat vielfach versucht, den Vogel zum Automaten zu stempeln, der nur seinem Drange zu singen folge und diesem keinen Einhalt thun könne. Ohne seinen seelischen Regungen, die doch schon beim gefangenen Vogel sichtbar zu Tage treten, nur die geringste Beachtung zu schenken, hat man es für ein Phantasiegebilde und für Schwärmerei gehalten, in dem Gesange des Vogels psychische Motive zu suchen. Hauptsächlich wird immer der Umstand hervorgehoben, daß der Sexualtrieb des Vogels, der eine Folge des dem Körper zugeführten reichlicheren und kräftigeren Nahrungsstoffes, wie ihn die wärmere Jahreszeit biete, den Gesang des Vogels bedinge und das letzterer, so zu sagen, aus einem unwiderstehlichen Drange singen müsse, geradeso wie er nach Erschlaffung jener Triebfeder zu singen aufhöre. Die Annahme hat insoweit etwas für sich, als der Geschlechtstrieb nicht ganz ohne Einfluß auf die Stimme des Vogels ist; daß er für diese aber die alleinige Triebkraft sein soll, dagegen sprechen nicht nur die schon erwähnten, dem feurigen Temperamente des Vogels sowohl als auch seinem Affekte entspringenden Ruflaute und Locktöne, sowie die aus irgend welcher Leidenschaftlichkeit hervorgehenden phonischen Äußerungen, sondern auch der Umstand, daß diese sowohl von männlichen als auch von weiblichen Vögeln jederzeit hervorgebracht werden. Sodann steht einer solchen Annahme aber noch die Thatsache gegenüber, daß oft sogar weibliche Vögel ein Gesangsvermögen besitzen, welches z. B. beim Weibchen des rotrückigen Würgers und des Kanarienvogels gar nicht unbedeutend entwickelt ist. Und liefern nicht der Zaunkönig sowie die Wasseramsel, deren Lied sich an rauhen Herbst- und Wintertagen, zu einer Zeit also, wo die Ernährungsfrage für sie doch lange nicht die Bedeutung hat wie im Frühjahr und Sommer, auf gleicher Stufe erhält als zur Zeit ihrer Liebeswerbung, einen Beweis dafür, wie wenig haltbar die Annahme ist, die Entstehung des Gesanges nur dem Fortpflanzungstriebe des Vogels allein zuzuschreiben? Wer vermöchte zu beweisen, daß jenem Vogelzwerge nicht für einen Moment, wenn ich so sagen darf, das Herz aufgeht, sobald die belebende Sonne aus dem trüben Wolkenschleier eines Herbsttages hervorbricht, und daß dieser Vorgang auf ihn nicht derartig wirken könnte, um ihn zu seinen Jubelfanfaren zu veranlassen? Weshalb singt wohl die Lerche, wenn sie in Schraubenlinien zum blauen Himmel emporsteigt? Sollte es bei diesem Frühlingsboten nichts weiter als roher Naturtrieb, kann es nicht Freude und Wohlbehagen an der lachenden und im Schmuck

prangenden Natur, sowie ein sie beseligendes Gefühl der Liebe sein, ob des Familienglücks, das sich unter ihr in der Ackerfurche zwischen grünenden Feldern für sie abspielt? Zweifellos treibt sie ein solches Gefühl dazu, im Fluge den höchsten Regionen zustrebend, ihrem Herzen Luft zu machen, gerade so wie andere Vögel im lauschigen Dunkel oder anderswo die Liebe zu ihresgleichen, das Gefühl des gegenseitigen Gefallens und der Behaglichkeit überkommt, welches sie dazu bewegt ihre mehr oder minder melodischen Strophen, ihre Minnelieder, in die Welt hinauszujubeln. Singt der davonziehende Star nicht gerade vor seinem Kästchen das Abschiedslied und benimmt sich dabei, obgleich die Paarungszeit für ihn längst vergessen, als gelte es, neue Anstalten zu treffen zur Hochzeit? Was anders als psychische Regungen sollte endlich Rotkehlchen noch im Spätherbst dazu veranlassen, so laut, daß sie sich mit manchem Wipfelsänger messen könnten, zu singen, was zu gleicher Zeit Haubenlerchen, Goldhähnchen, Stieglitze und andere mehr zu fröhlichem Gesange, die Amsel zu ihrem, wenn auch sehr gedämpftem Schlage veranlassen und Buchfinken manchmal mitten im Winter zum Vortrage ihrer klangvollen Strophe antreiben? Unmöglich sind die Stimmen von allen diesen Vögeln zu einer so ungewöhnlichen Zeit, wo teils die Mauser, teils der Mangel an reichlicher Nahrung ihren Organismus geschwächt haben, nur unwillkürliche Wirkungen eines in Betrieb gesetzten mechanischen Apparates. Solche Äußerungen sprechen vielmehr dafür, daß sie Ausflüsse von einem auf gegenseitigem Gefallen der Geschlechter, also auf Liebe, basierenden Gefühl, von Wohlbehagen oder auch von einer selbstempfundenen Freude am eigenen Liede sind. Wer Vögel aufmerksam beobachtet, ihnen und ihrem Gesange nicht nur Stunden, sondern Jahre und nicht bloß Tage, sondern auch Nächte opfert, wer ferner Vögel in der Häuslichkeit zu seinen Freunden macht, der wird mir unbedingt Recht geben, der wird außer den angeführten Gründen auch noch die Behauptung gelten lassen, daß Vögel oft durch ihr Lied eine gewisse Dankbarkeit gegen ihren Pfleger zu zeigen bestrebt sind.

Wenn der nach dem Weibchen sich sehnende Vogel seine lyrischen Ergüsse in die Luft schmettert, so facht ihn hierzu, zumal Vögel bei ihrer hohen Blutwärme schneller als andere Geschöpfe erregbar sind, wie ich bereits zugegeben, wohl der Geschlechtstrieb an. Die Werbung des männlichen Vogels um sein Weibchen geschieht aber durchaus nicht immer in einer so plumpen Weise, daß man darin nichts weiter als nur die Befriedigung des rohen Naturtriebes erblicken könnte, sie äußert sich im Gegenteil in Flugspielen, trippelnden Bewegungen, in Tänzen und in Tönen, die der ganzen Haltung des Vogels nach zu schließen darauf hinausgehen, dem anderen Geschlechte zu gefallen, sich dessen Neigung zu erwerben. Insofern tritt neben die physische noch eine psychische Liebe beim Vogel. Wollte

man ein anderes Motiv als die dem Naturtrieb gegenüberstehende seelische Zuneigung eines Geschöpfes zu dem anderen in dem Gesange desjenigen Vogels finden, welcher sein Lied dem Weibchen aus dem Wipfel des Baumes vorträgt, in dessen Gezweige dieses im Wochenbette auf Eiern oder Jungen sitzt? Sollte ein so zart organisiertes Wesen nicht Leidenschaften sowohl als auch jede Neigung zu einem ihm gefallenden Wesen durch seine Stimme wiederzugeben vermögen? Ich glaube dies, und mit Bezug hierauf möchte ich zugleich eine Äußerung unseres Altmeisters Naumann anführen, der in seiner „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas" Band VI S. 119 sagt: „Daß der Wachtelschlag das Verlangen des Männchens nach dem Weibchen ausspricht und ein Liebesruf ist, beweist der Umstand klar, daß ein mit einem Weibchen zusammengesperrtes Männchen nie schlägt, dagegen einsam lebende Männchen zuweilen so begierig nach ihm werden, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe haben, ungemein oft und anhaltend schlagen." Merkwürdig und beachtenswert bleibt hierbei der Umstand, daß die plötzlich vereinigten verschiedenen Geschlechter der Vögel durchaus nicht sofort zur Paarung schreiten. Dies läßt wohl den Schluß zu, daß ihr durch den Ruf ausgesprochenes Verlangen nicht lediglich einer sexualen, vielmehr auch einer psychischen Regung entspringt. Daß die gestillte Sehnsucht häufig in der Begattung endet, dürfte meine Annahme nicht umstoßen.

Wie freilebenden Vögeln die Stimme als Sprache dient, so verhält es sich auch mit Stubenvögeln. Da ich den mir zur Verfügung stehenden Raum schon sehr überschritten habe, so will ich nur noch kurz verweisen auf die Freudenrufe, mit denen z. B. Meisen, Goldhähnchen, Blaukehlchen und andere ihren Pfleger begrüßen, auf die rätschenden Töne der Nachtigall und Gartengrasmücke, welche um einen Leckerbissen betteln oder auf ihr leeres Futternäpfchen aufmerksam machen und nicht zuletzt auf den Gesang, welchen einzelne Vögel auf Zureden und Kommando anstimmen oder dann besonders eifrig hören lassen, wenn der Pfleger den sich tagsüber viel allein überlassenen Lieblingen Gesellschaft leistet. Diese scheint einen angenehmen Einfluß auf sie auszuüben. Sie lieben die Gesellschaft, was schon daraus hervorgeht, daß sie sich gegenseitig zum Singen anregen. Dies thun Stubenvögel in gleicher Weise wie getrennt lebende Hähne ein Ruf- und Antwortspiel miteinander treiben oder Waldvögel sich Frage und Antwort erteilen. Es ist Thatsache, daß Kleiber, Baumläufer, Goldhähnchen, Pirole und andere, wenn man ihre Ruflaute nachahmt, sofort Antwort geben und zufolge einer solchen Anregung den sie rufenden vermeintlichen Genossen aufsuchen.

Nach dem Vorhergesagten will es mir nicht übertrieben erscheinen, wenn ich den Gesang des Vogels, der für ihn ein Geschenk der Natur ist, auf Beweg-

gründe zurückführe, welche zum größten Teil in seinem Seelenleben liegen. Ich neige zu dieser Ansicht umsomehr, als der Vogel, sobald und so oft er will, seinen Gesang ertönen, ihn selbst im Fluge hören lassen und ihn willkürlich abbrechen kann, weil er oft — obschon ein befähigter Sänger — sichtbaren Eigensinn zeigt und hartnäckig schweigt, wenn ihm z. B. seine Umgebung — man denke an gefangene Sprosser und Nachtigallen — nicht behagt, oder wenn trübe Witterung sein Sensorium ungünstig beeinflußt. Daß letzteres geschieht, dafür sprechen viele, auch uns sichtbare Anzeichen bei Vögeln, die sie schon lange vorher eine Veränderung des Wetters vorausempfinden lassen und durch ihr Verhalten zu Wetterpropheten stempeln. Was zu der Hypothese von einem seelischen Antriebe, dem Vögel bei Hervorbringung ihres Gesanges folgen, sowie zu der Annahme, daß der lautliche Ausdruck eine Wiedergabe ihrer Seelenstimmung ist, jedoch am meisten Veranlassung bietet, das ist die verschiedenartige Verwertung ihres Gesangstalents. Vielen unserer Vögel ist ein solches angeboren, es vererbt und erhält sich bei ihnen von Generation zu Generation und bildet sich bei einigen in dem Maße zu einer wahren Kunst aus, wie es oft in der bloßen Nachahmungsfähigkeit eine Grenze hat oder sich in ganz unbedeutenden, stümperhaften Produktionen verliert. In dem einen Falle wohnt dann dem Gesange eine Originalität, eine Selbständigkeit inne, wie sie wohl auf der höchsten Stufe stehenden Künstlern eigen ist. Diese Tondichtungen, wie wir sie vom Sprosser, von der Nachtigall, vom Pirol, von den Drosseln u. s. w. hören, lassen einen scharf ausgeprägten Charakter erkennen, in ihnen spiegelt sich das Temperament des Vogels wieder. Im anderen Falle haben wir es mit einem zwar minderwertigen, immerhin aber noch ansprechenden und durch die Art des Vortrages Herz und Gemüt in nicht geringerem Grade fesselnden musikalischen Erzeugnis zu thun, das sowohl wegen der Klangfarbe, als auch wegen der geistigen Fähigkeit unsere Bewunderung erregt, insbesondere weil der Imitator sich die Gesänge anderer Vögel zu eigen gemacht, die er mit seinen ihm von der Natur verliehenen Lauten harmonisch zu verweben versteht. Hervorragend in diesem Fache sind der rotrückige Würger, der Sprachmeister, das Blau- und Braunkehlchen und andere mehr. Ihnen möchte ich alle diejenigen Vögel anreihen, welche zwar keine Potpourrisänger sind, aber gelegentlich und vereinzelt eine Abänderung bezüglich Modifizirung ihres Gesanges hören lassen, also entweder wie die Finken, einzelne Drosseln, der Baumpieper u. s. w. kleine Unterschiede und Variationen in ihren Strophen zeigen oder im Gesange ganz und gar abändern, wie ich das z. B. einmal an einem Buchfinken in der Freiheit wahrgenommen, der täuschend den Gesang des Grünlings imitierte.

Wir waren bemüht, soweit dies im knappen Rahmen überhaupt möglich ist,

die Stimme des Vogels in ihrer verschiedenen Form zu beleuchten und — wenn auch nur hypothetisch — zu beweisen, daß sie nicht nur das Produkt eines rohen vom Willen des Vogels ganz unabhängigen Triebes ist, der maschinenartig, bei gewissen Vorbedingungen den Mechanismus des Singmuskelapparates in Thätigkeit setzt. Wir haben aus Beispielen gesehen, daß die Stimme des Vogels, abgesehen davon, daß sie zeitweise teleologische Folgen hat, ein Erzeugnis seiner Verstandesthätigkeit, seines Intellekts bleibt und, soweit die eigentliche Tondichtung oder sein Gesang in Frage kommt, einem seelischen, der ganzen Organisation des Vogels sich anpassenden Motive entspringt, welches Liebe, Begeisterung und Zuneigung atmet und dadurch, gleich dem einfachen Laute, zum Dolmetscher seiner Seelenstimmung wird.

Kleinere Mitteilungen.

Wendehals und Kohlmeise. Im Herbst 1897 brachte ich auf dem neu erworbenen Grundstücke zwölf von Berlepsch'sche Nistkästen an. Durch fleißiges Füttern im Winter nach von Berlepschs Vorschrift gewöhnten sich Kohlmeisen, die früher keinerlei Nistgelegenheiten hier hatten, hierher, und ich hatte die Freude im Frühjahr 1898 den Kasten — 40 mm Flugloch —, welcher an der Remise 14 m von meinem Fenster, Flugloch nach Osten, angebracht war, von einem Kohlmeisenpaar bezogen zu sehen. Da kam der Wendehals. Oben genannter Kasten mußte ihm derartig gefallen, daß er die Meisen, die noch kein Gelege hatten, kurzer Hand aus demselben vertrieb. Die letzteren bauten alsbald in einen anderen 30 mm-Kasten, etwa fünfundzwanzig Schritte entfernt an einem Baume angebracht. Aber auch hier war ihnen Ruhe nicht beschieden, denn wiederum vertrieb sie der Wendehals, welcher das fertige Nest herausriß. Nunmehr gab's Ruhe, denn unverdrossen siedelten die Meisen in einen dritten, entfernteren Kasten über, und beide Bruten, Wendehals und Meisen, gediehen. Hier noch eine Zwischenbemerkung. Im Winter 1898/99 waren die Futterplätze von viel weniger Meisen — anscheinend waren nur einige, wenige Stammgäste zugegen — besucht als im vorhergehenden. Als Grund kann ich nur das veränderte Aussehen des Anwesens annehmen, bedingt dadurch, daß ich im Spätherbst alle Bäume bis in die Krone mit Kalkmilch gespritzt hatte. Sommer 1898 keine Blattlausplage, aber an Beeren- und Steinobst fast alle Knospen ausgefressen, Sommer 1899 fast alle Steinobstbäume total verlaust, Beerensträucher gut. So hebt, wie es mir scheinen will, das eine Verteidigungsmittel das andere auf — Kalk und Meisen! — Im Frühjahr 1899 bezog mein Meisenpärchen wiederum den oben zuerst genannten 40 mm-Kasten, in welchem es Junge erbrütete. Sehr früh, Anfang Mai, hörte ich den Wendehals und war erfreut, daß sich derselbe in

einem etwa 100 m entfernten Kasten ansiedelte, weil ich hoffen durfte, daß die Meisen ungestört bleiben würden. Leider sollte es anders kommen. Gegen den 20. Mai erschien unerwartet ein Wendehalspaar, wahrscheinlich das alte vom vorigen Jahre, welches wiederum die Meisen angriff, um sie aus dem Kasten zu vertreiben. Bewundernswert war die Hartnäckigkeit, mit welcher der Wendehals vorging. Die Meisen verteidigten heldenmütig ihre Jungen und wurden von uns durch Verscheuchen, Werfen mit einer Hand voll kleiner Steine, selbst Schlagen mit einer Bohnenstange unterstützt. Der Wendehals wurde sowohl von Steinen, wie mit der Bohnenstange wiederholt getroffen — der Schlag wurde durch die Dornenreiser erheblich abgeschwächt. In solchem Falle gab es dann einige Stunden Ruhe. Ich hatte über den Wendehals den Stab gebrochen, und hätte ich ein Gewehr zur Hand gehabt, so würde er sich heute kaum noch eines glücklichen Daseins zu erfreuen haben. Am letzten Morgen des ungleichen Kampfes kam das Verhängnis. In aller Frühe war es dem Wendehals gelungen in den Kasten einzudringen, ohne daß dies bemerkt worden wäre. Gegen neun Uhr öffnete ich den Deckel und fand eine tote und eine halbtote junge Meise, die auch im Laufe des Tages einging. Sie würden in wenigen Tagen ausgeflogen sein. Die übrigen waren bereits fortgeschafft und fanden sich zerstreut im Garten. Den Kasten habe ich verschlossen, um die Ruhestörer aus dem Garten zu entfernen. Meine dankbaren Meisen aber lassen mich das erlittene Ungemach nicht entgelten, sie sind fleißig dabei, eine neue Brutstätte herzurichten. Nun die Frage der Nützlichkeit des Wendehalses in solchem Falle. Derselbe ist hier bei uns drei bis dreieinhalb Monat und hat ein einziges Gelege von sieben bis zwölf Eiern. Die Kohlmeise indes ist das ganze Jahr da und liefert zwei Gelege mit je zwölf bis achtzehn Eiern. Wendehals, Wendehals! Ich glaube, Du ziehst in diesem Falle den kürzeren, und wäre es vielleicht ratsam, Dich bei den geschilderten Verhältnissen fernzuhalten oder selbst abzuschießen. 150 m von hier entfernt diente im Sommer 1898 und 1899 ein alter Briefkasten von Blech, der am eisernen Gitterthor angebracht ist, der Kohlmeise als Brutstätte.

Albersweiler i. d. Pfalz, 4. Juni 1899. Dr. Schild.

Zu dem Artikel: „**Über das Nisten der Mehlschwalbe in Gebäuden**“ (Seite 55, 1899 d. Bl.) möchte ich meine in Ostpreußen darüber gemachten Beobachtungen mitteilen, durch welche ich zu anderer Ansicht über die Ursachen der Veränderung des Anbringens ihrer Nester, statt wie früher an den Außenseiten der Gebäude, im Innern, besonders in mit Vieh besetzten Ställen, gekommen bin. Mitte der achtziger Jahr trat in mehreren Sommern während der Brüte- resp. Aufziehzeit der jungen Schwalben sehr kalte nasse Witterung ein, so daß die Schwalben aus Nahrungsmangel nicht im Stande waren die Brut aufzuziehen. Die Schwalben

umkreisten jedes Fuhrwerk und jede Viehherde, in dessen Nähe sie noch Aussicht hatten, etwas Nahrung zu erhaschen; trotzdem wurden auf den Wegen viele tote Schwalben gefunden. Diese Schwalben waren fast ausnahmslos Mehlschwalben, (Chelidonaria urbica) wogegen Rauchschwalben (Hirundo rustica) sich sehr selten darunter befanden. Die Ursache, weshalb sich die Rauchschwalben vor dem Hungertode retteten, war die, daß dieselben in den Ställen, in denen sie ihre Nester hatten, Nahrung durch die sich beim Vieh aufhaltenden und in den Ställen herumfliegenden Insekten fanden. Schon in dem ersten der naßkalten Sommer bemerkte ich nun, daß einige Mehlschwalben, wahrscheinlich durch Mitfliegen mit den Rauchschwalben, nach den Ställen kamen, dort Nahrung suchten und bald darauf auch anfingen ihre bis auf das Flugloch zugebauten Nester an die Balken der Ställe anzubringen. In den Jahren darauf vermehrte sich der Nesterbau der Mehlschwalben in den Ställen, und bin ich der Überzeugung, daß die Veränderlichkeit in der Örtlichkeit des Nestbaues nur auf die damaligen Nahrungssorgen zurückzuführen sein dürfte. Die Anzahl der Mehlschwalben hat übrigens in Ostpreußen sehr bedeutend abgenommen, und kommen dieselben in vielen Ortschaften, in denen sie früher ziemlich häufig waren, gar nicht mehr vor.

Darkemen, den 21. März 1899. J. Neumann, Rendant.

Etwas vom Pirol. Ich war vor einigen Jahren und bin jetzt wieder in sehr pirolreicher Gegend, welche viel Gelegenheit zu Pirol-Beobachtung giebt. So habe ich schon damals oft den in Nr. 5, 1898 von H. Seidel erwähnten krächzenden „Gesang" des Pirols gehört. — Einst saß ich am Fenster des Pfarrhauses, als plötzlich ein Pirol-Weibchen sich keine zehn Schritt davon auf dem Fahrwege niederließ, bald gefolgt von einem prächtigen Männchen. Letzteres hüpfte laut flötend mehrmals im Kreise um das Weibchen, sprang dann auf dessen Rücken und schien sich mit ihm mehrmals zu paaren. Dann wiederholte es unter Flötenrufen das Umkreisen des Weibchen. Endlich flog das Männchen ab; das Weibchen suchte zu folgen, fiel aber sogleich wieder zurück. Ich eilte hinaus und nahm es auf. Aus dem Schnabel floß etwas Blut, und bald war es verschieden. Vielleicht das Ende eines kleinen Pirolromans! — Im Obstgarten fand ich ein Pirolnest mit Jungen an einem Birnbaumzweig, kaum $1^1/_2$ m über der Erde. — Auch an meinem jetzigen Wohnsitze treiben sich auf den hohen Linden des Kirchhofes und im Pfarrgarten im Sommer die Pirole zahlreich herum. Voriges Jahr kam ein Männchen sehr oft frühmorgens durch das offene Fenster in die Wohnstube, flatterte darin umher und floh erst, nachdem wir die Stube betreten hatten. Aber auch während des Tages erschien es öfters, klammerte sich an das Fensterkreuz und ließ ein zankendes Rufen und Zetern in die Stube hineinschallen. Wir erklärten uns damals das absonderliche Benehmen dieses sonst doch so scheuen Vogels damit,

daß ihm wahrscheinlich die Jungen durch die leider hier auch zahlreichen Eichhörnchen oder sonstwie geraubt worden waren und der alte Pirol möglicherweise einen im Zimmer befindlichen Kanarienvogel für eins seiner geraubten Kinder hielt, denn an dem Fenster, wo der Bauer des Kanarienvogels stand, erschien er meistens. Aber sehr viel Wahrscheinlichkeit scheint mir diese Erklärung doch nicht zu haben.

Fürsten-Ellguth bei Bernstadt in Schlesien, 13. Februar 1899.

Werner Groß, Vikar.

Ansiedlung und Nesterbau der Schwalben betr. Seit etwa zehn Jahren befindet sich hier in einer Wirtsstube ein Schwalbennest, welches auf der Kante einer eisernen Deckenschiene, worunter sich eine eiserne Stütze befindet, angebracht ist. Der Wirt hat ein Zigarrenbrettchen unter das Nest geschoben, damit es mehr Halt hat und der Unrat nicht so auf den Fußboden fällt. Gewöhnlich um den 10. Mai finden sich zuerst einige Schwalbenpaare (jedenfalls kehren jedes Jahr alle mit dem Leben davongekommenen Schwalbenfamilien zum Stubenneste zurück und verständigen oder bekämpfen sich um den Besitz, bis ein Paar den Platz behauptet) ein, wovon sich dann jedesmal nach öfterem hin- und herfliegen ein Paar häuslich niederläßt, das alte Nest notdürftig herstellt, Eier legt, brütet und ihre Jungen bis zur Flugfähigkeit füttert. Durchschnittlich werden zweimal die Nestjungen jährlich flügge; das vorige Jahr legte das Paar nachdem nochmals Eier, welche jedoch wegen des Spätherbstes verlassen wurden. Dieser Tage haben sich wieder einige Schwalben eingefunden, wovon ein Paar ungeachtet der täglichen und zuweilen nächtlichen Unruhen, des Tabakdunstes, des Brennens der Gasflammen und mit allem was eine Wirtschaft mit sich bringt, das alte Nest zur Niederlassung ausgewählt. Der Ein- und Ausflug geschieht durch Fenster und Thüren.

Kreuznach, 15. Mai 1899. A. Eich.

Mageninhalt eines Wespenbussards. Heute sandte mir Herr Präparator Feustel den Magen eines bei Gera erlegten Wespenbussards zu. Derselbe enthielt eine noch gut erhaltene fast ausgewachsene junge Zippe und ein Ei dieses Vogels.

Gera, 4. Juni 1899. Carl R. Hennicke.

Litterarisches.

Dr. Eugène Rey, Die Eier der Vögel Mitteleuropas. Gera-Untermhaus 1899. Fr. Eugen Köhler.

Die rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung versandte Johanni dieses Jahres einen Prospekt, in welchem das Erscheinen eines von Dr. Eugène Rey, einem der hervorragendsten Oologen der Jetztzeit, verfaßten Werkes von Polizeirat Kuschel angekündigt wird. Der letztere sagt, es sei mit Freude zu begrüßen,

daß Dr. Rey es unternommen habe, eine neue Oologie Mitteleuropas zu geben, da das berühmte, vor beinahe fünfundvierzig Jahren erschienene Bädekersche Eierwerk den allerdings weitgehenden Ansprüchen der Gegenwart nicht mehr voll genüge, außerdem vergriffen und ungemein teuer sei.

Die erste Lieferung des auf fünfundzwanzig Lieferungen à 2 M. bemessenen Werkes, welches als ein „Nachschlagewerk" bezeichnet wird, liegt jetzt vor. Nach einer kurzen Einleitung, welche den Raum von sieben Groß-Oktavseiten umfaßt, folgen sechzehn Textseiten, enthaltend die Beschreibung einer Anzahl von Eiern von Raubvögeln, Geier (Vulturidae) und Falken (Falconidae). Die in der vorliegenden Lieferung enthaltenen fünf Tafeln stellen in mathematisch genauer Größe und hervorragender Naturtreue in Chromodruck hergestellte Eier des Gänsegeiers (Gyps fulvus), des Kuttengeiers (Vultur monachus), des Aasgeiers (Neophron percnopterus), des Lämmergeiers (Gypaëtus barbatus) und Eier vom Habichtsadler (Aquila fasciata), kleinen Schreiadler (A. pomarina), des Steppenadlers (A. nipalensis) und des großen Schreiadlers (A. maculata) dar. Ein Freund der Oologie muß an den Abbildungen seine helle Freude haben.

Was den Text anlangt, so enthält derselbe außer den jetzt angenommenen wissenschaftlichen lateinischen Namen noch die meisten deutschen Trivialnamen, sowie die in den übrigen europäischen Ländern gebräuchlichen Trivialnamen.

Sodann folgt eine bei aller Kürze genaue Angabe des Brutbezirkes, des Nistortes, des Nestes und der Eier selbst, mit genauer Angabe der Maße und des Gewichtes derselben, auf Grund zahlreicher Messungen, beziehungsweise Wägungen.

Den Bildertafeln liegen Zeichnungen von A. Reichert zu Grunde, denen sorgfältig ausgewählte Eier der bedeutenden Sammlung von Dr. Rey zum Muster gedient haben. Diese Abbildungen sind denen der neuen Ausgabe des Naumann'schen Werkes: die Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas, gleich.

Es sei noch hervorgehoben, daß weiße Eier überhaupt nicht abgebildet werden sollen, da die Kennzeichnung weißer Eier bei sonst gleicher Gestalt nur am Korne möglich ist, dessen bildliche Darstellung nicht angängig ist. Ein besonderer Vorzug des Werkes ist es, daß im Texte auf die Unterscheidungsmerkmale ähnlicher Eier von verschiedenen Vogelarten ein ganz besonderes Gewicht gelegt wird.

Wenn das Werk, wie es der Name des Verfassers und das bewährte, auf der Höhe der Zeit stehende Institut von Fr. Eugen Köhler verbürgen, in derselben Weise fortgeführt wird, wie die erste Lieferung, dann haben alle Freunde der Ornithologie und im Speziellen alle Oologen Ursache, dem weiteren Fortschreiten des vortrefflichen Werkes mit Spannung und Freude entgegen zu sehen. Dasselbe wird sicherlich in weiten Kreisen willkommen geheißen werden. Ich rufe meinem verehrten Freunde Herrn Dr. Rey und Herrn Fr. Eugen Köhler dazu ein herzliches Weidmannsheil zu.

Merseburg, den 4. Juli 1899. G. J. v. Wangelin.

Beddard, Frank E., The Structure and Classification of Birds. London 1898. Longmans, Green and Co.

Das vorliegende Buch, ein reich illustrierter Band in Oktavformat von 548 Seiten, ist ganz dazu geeignet, ein Nachschlagebuch und Ratgeber für denjenigen zu werden, der sich über einzelne Thatsachen bezüglich Klassifikation der Vögel näher orientieren will. Es enthält in gedrängter Form einen Auszug alles Wissenswerten auf diesem Gebiete, der in den meisten Fällen vollständig zur Orientierung des Suchenden genügen wird. Zum Überflusse findet aber der, der

in die Einzelheiten tiefer eindringen will, in zahlreichen Fußnoten eine solche Menge Material angegeben, daß er wohl immer befriedigt sein dürfte.

Von der Anatomie der Vögel behandelt der Verfasser nur die Teile, die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft irgend welche Wichtigkeit für die Systematik haben. Er sagt schon im Vorwort: „Ich habe gefühlt, daß es nutzlos sei, mit Professor Fürbringers großartigem Werke über die Vögel zu wetteifern. Alle Organe des Körpers so vollständig zu behandeln, wie er es gethan hat, würde mehr Raum beanspruchen, als mir irgend ein Verleger zugestehen dürfte. Ich glaube jedoch, daß es mir gelungen ist, die Hauptsachen der Anatomie der verschiedenen Ordnungen der Vögel darzustellen, und daß nichts von besonderer Wichtigkeit dabei vergessen ist."

Der erste Teil des Buches (158 Seiten) giebt deshalb auch nur eine kurze Übersicht der Anatomie der Vögel. Er behandelt der Reihe nach: die Füße, das Becken, die Federn, die Pterylose, den Nahrungskanal (Zunge, Speiseröhre, Magen, Darm, Leber, Gallenblase, Pankreas, Kloake, Bursa Fabricii), die Leibeshöhle, das Blutgefäßsystem, das Atmungssystem, die Muskel-Anatomie, die Osteologie und die Anatomie des Nervensystems. Daran schließt sich eine kurze Abhandlung über die verwandtschaftlichen Beziehungen der Vögel.

Wie schon oben gesagt, hat der Verfasser die Litteratur in ausgiebigster Weise benutzt, doch hat er sich nicht darauf beschränkt, zu referieren, sondern seine Auseinandersetzungen gründen sich auch vielfach auf eigene Studien, besonders bezüglich der Osteologie und Muskelanatomie.

Der zweite Teil (376 Seiten) beschäftigt sich mit der Klassifikation der Vögel. Er enthält die Beschreibung der Anatomie und Betrachtungen über die gegenseitige Verwandtschaft der einzelnen Gruppen. Der Reihe nach werden behandelt: Ornithurae, Anomalogonatae, Passeres, Pici (Picidae, Bucconidae, Rhamphastidae, Capitonidae), Alcedines, Colii, Trogones, Coraciae (Coraciidae, Meropidae, Momotidae, Todidae, Galbulidae), Bucerotes (Bucerotidae, Upupidae), Macrochires, Caprimulgi, Striges, Psittaci, Cuculi, Musophagi, Opisthocomi, Galli, Columbae, Pterocletes, Turnices, Ralli, Otides, Limicolae (Oedicnemidae, Parridae, Chionididae, Thinocoridae, Glareolidae, Laridae), Alcae, Grues (Gruidae, Rhinochetidae, Cariamidae, Psophiidae, Eurygydidae, Aptornithidae, Mesitidae), Stereornithes, Colymbi, Hesperonithes, Sphenisci, Steganopodes, Herodiones (Scopidae, Ciconiidae, Ardeidae, Balaenicipidae, Plataleidae), Tubinares, Palamedeae, Anseres, Ichthyornithes, Accipitres (Falconidae, Pandionidae, Serpentariidae, Cathartidae), Tinami, Struthiones (Aepyornithidae, Dinornithidae), Saururae (Saurornithes). Es ist wohl anzunehmen, daß der Verfasser der Ansicht ist, diese Gruppen sollen nicht nur in dem Buche, sondern auch im System so auf einander folgen, wie sie hier aufgezählt sind, obgleich er diese Ansicht nirgends unzweideutig ausspricht. Auffallend erscheint die tiefe Stellung der Accipitres, die nach Beddard noch viel tiefer stehen als nach Fürbringer.

Die zahlreichen (252) Holzschnittabbildungen, zum großen Teil anderen Werken entnommen, sind gut ausgeführt, wie überhaupt die Ausstattung eine vorzügliche ist.

Gera, 7. Juli 1899. Dr. Carl R. Hennicke.

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.



des

Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von **E. v. Schlechtendal.**

Redigiert von
Dr. **Carl R. Hennicke**
in Gera (Reuß),
Dr. **Frenzel,**
Professor Dr. **O. Taschenberg.**

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. Oktober 1899. Nr. 10.

Vogelheime in England und Amerika.

Von L. Rebentisch.

Es leidet keinen Zweifel, daß man viel dazu beitragen kann, die Vögel durch Bereitung passender Nistplätze zu veranlassen, ihren Aufenthalt in der Nähe der Wohnungen zu nehmen. Ebenso wie den Menschen auf ihren Reisen dieser oder jener Ort als angenehm und wünschenswert zum Verweilen erscheint, werden auch ohne Zweifel viele der geficderten Gäste auf ihren Wanderzügen durch ein besonders passendes und lockendes Nistplätzchen angezogen. Ein Vogelfreund in England beobachtete in einem Jahre, als die strenge Winterkälte die Dompfaffen nach dem Süden des Landes getrieben hatte, daß im Frühling eine vierfach größere Anzahl als gewöhnlich von diesen hübschen Vögeln mit der rotleuchtenden Brust samt ihren dunkler gefärbten Weibchen ihren Wohnsitz in seiner heimischen Gegend aufgeschlagen hatten, wo die hohen, dichten Dornhecken, in denen diese Vögel gern nisten, ihnen einen erwünschten Wohnplatz geboten. In einem Garten der genannten Gegend bauen nicht weniger als dreißig verschiedene Arten von Vögeln jedes Jahr ihre Nester, hauptsächlich weil man sich dort Mühe gegeben hat, ihnen eine Mannigfaltigkeit von Bauplätzen zu verschaffen. In den dürren Zweigen der Apfelbäume im Obstgarten, die man absichtlich nicht aussägt, baut der Nußhäher sein Nest; am Fuß der mit Krähennestern besetzten Bäume hat man die Nesseln stehen lassen, weil das Weißkehlchen sein zierliches Nest dort ebenso gern baut, wie in dem wilden Rosenstrauch. Die von einem überhängenden Erlenbaume geschnittenen Äste ließ man am Boden liegen, nahe am Pfade, und als sie von wildem Schierling durchwachsen waren, baute der Plattmönch sein Nest darin. Die dichten Massen Epheu an den Ulmen, Birken und Tannen geben Zaunkönigen und Finken, Amseln und Waldtauben und später den Turteltauben geschützte Nistplätze.

Übrigens kann man auch auf anderem Wege als dem, der Natur ihren Lauf zu lassen, für die Heimstätten der gefiederten Gäste sorgen; mit etwas Erfindungsgabe erreicht man das gleiche Ziel und braucht dabei keineswegs ein Aussehen von Verwahrlosung oder Verwilderung zu schaffen. Der Engländer Charles Waterton, einer der größten Vogelfreunde, die es vielleicht je gegeben, verstand es wie kaum ein anderer, Vogelkolonien zu gründen und er gestaltete seinen Besitz Walton Hall zu einem wahren Paradiese für seine gefiederten Lieblinge. Er ließ einen besonderen, für Ratten unerreichbaren Turm als Wohnung für die Stare bauen; von den Löchern in den Ulmen, die er noch erweiterte, nahmen mehrere Eulenpaare Besitz, und sobald er eins jener großen Träger-Farrnkräuter aus dem Stamme eines Baumes hervorwachsen sah, ein Zeichen, daß der letztere innen zu faulen beginnt, pflegte er mit Hammer und Stemmeisen ein kreisrundes

Loch zu machen und in dem halbverfaulten Holz eine Öffnung auszuhöhlen, in der sich alsdann ohne Verzug ein Eulenpaar niederließ. In dem ganzen Park wurde kein Vogel getötet, und Falke und Eule hausten in denselben Bäumen mit Holztauben und Turteltauben. Möglicherweise töteten die Falken einen oder den andern dieser Nachbarn, im allgemeinen aber pflegt dieser Raubvogel dieselben Arten kleinerer Vögel, denen er in etwas weiterer Entfernung erbarmungslos den Garaus macht, in seiner nächsten Nachbarschaft selten zu belästigen.

Alle jene Vogelarten, die in Löchern und Höhlungen nisten, lassen sich von einem mit einer Öffnung versehenen Kasten leicht anlocken, darin ihr Nest zu bauen. Ein Zaunkönig hatte von einem Briefkasten Besitz genommen, der am Eingang eines englischen Parks am Anfang der langen zu dem Hause führenden Auffahrt angebracht war. Das Vögelchen betrachtete sich so völlig als Herrn dieser Wohnung, daß es mehrere Tage lang die in den Kasten eingesteckten Briefe beharrlich wieder hinauswarf. In ähnlicher Weise wurde an einem andern Orte ein solcher Briefkasten mehrere Jahre hintereinander von einer Meise bewohnt. Der Specht, der Nußhäher und der Wendehals ziehen es gewöhnlich vor, sich selbst eine Höhlung zu bereiten und trockne Äste oder dürre Bäume, die man im Garten läßt, ziehen sie fast immer an, für den Wendehals insbesondere ist eine hohle Weide der liebste Wohnplatz von allen. Von einem Teich oder Sumpf nimmt das Wasserhuhn, das besonders nachts gern auf die Wanderung geht, unfehlbar Besitz, besonders wenn sich nahe dem Ufer einige Büsche befinden, deren Zweige eben das Wasser berühren und in dieser Weise die Grundlage für ein schwimmendes Nest bilden.

Die anmutigsten Vögel aber sind unzweifelhaft die im Frühling und Sommer anlangenden Singvögel, und sie sind zugleich auch die nützlichsten von allen, da sie sämtlich Insektenfresser sind. Sie lassen sich am leichtesten anlocken, denn sie kommen alle mit der Absicht, sich niederzulassen und zu diesem Zweck den angenehmsten Bauplatz zu wählen, nachdem sie sich, durch ihren Gesang vor allen Nebenbuhlern den Sieg davontragend, das Weibchen errungen haben. Das hübsche, muntere Rotkehlchen nistet gern in den schon erwähnten Kasten, der Plattmönch und die Grasmücke lieben Brombeersträuche, und einige in einer Ecke des Gartens gepflanzte Ranken werden bald einen Bewohner finden. Schwerer läßt sich die Nachtigall anziehen; sie braucht hauptsächlich dichtes Gebüsch, womöglich in der Nähe von Eichbäumen, mit deren trocknen Blättern ihr Nest stets seine Vollendung erhält; doch läßt sie sich durch kurzgehaltenes Gebüsch, das sich infolge häufigen Abschneidens sehr verdichtet, mitunter fesseln. Wie wenig scheu die kleineren Vögel in der Nistzeit sind, beweist unter anderem das Beispiel einer Nachtigall, die ihr

Nest in einem im Fenster befindlichen Blumenkasten baute; andere Nachtigallen-nester wurden wenige Schritte abseits vom Pfade gefunden. Allerdings vertragen es viele Vögel nicht, daß man sie häufig stört oder ihre Eier anfaßt.

Die Krähen, deren Ansiedelung nahe den Wohnungen man namentlich in England sehr begünstigt und häufig zu veranlassen sucht, entsprechen derartigen Einladungen weniger leicht als andere Vögel, und oft ist es ein ganz vergebliches Bemühen, sie als Insassen des Parks anzulocken. Denn die Krähe ist in bezug auf die Wahl eines Wohnorts im allgemeinen sehr eigen und anspruchsvoll. Es wird ein eigentümlicher, als wahr verbürgter Fall erzählt, in welchem ein englischer Farmer, dem diese körnerfressenden Nachbarn ein Dorn im Auge waren, die Krähen aus einer benachbarten Kolonie vertrieb, indem er in einige ihrer Nester Aas legen ließ. Sechs Jahre später wurde die Farm verkauft und erhielt einen neuen Besitzer, und im nächsten Frühling kamen die Krähen zu dem Hause und legten dicht neben demselben einen großen Krähenhorst an.

Die übrigen Vögel aber zeigen sich, wie gesagt, für die mancherlei Arten der genannten Lockmittel weit zugänglicher, und diese Thatsache erkennt und benutzt man namentlich auch in den Vereinigten Staaten. Es hat dort der Wunsch und das Bemühen, die Vögel zu schützen und sie zu veranlassen, sich nahe den Wohnungen und in den Gärten niederzulassen, geradezu die Form eines National-gefühls angenommen. Allerdings hat kein Land ein so dringendes Bedürfnis für Schutzgesetze für die Tierwelt wie eben Amerika, denn nirgend hat bekanntlich der langgewohnte und uneingeschränkt geführte Zerstörungskampf gegen alle Arten von Tieren und die Nichtachtung jeglicher Schonzeit ein so verderbliches Ergebnis gehabt wie dort. Ganze Tiergattungen sind bereits vertilgt oder der Ausrottung nahe, wie beispielsweise die schier endlosen Herden der nordamerikanischen Büffel und jene zahlreichste der Vogelarten, die Wandertauben, deren geradezu unzählige Kolonien jetzt bis auf wenige vereinzelte Exemplare vernichtet sind. In manchen Gegenden Amerikas wird die Wilderei als eine ebenso regelrechte wie ergiebige Profession betrieben und zwar in kolossalem Maßstabe. Namentlich fand bis vor kurzem das Abschlachten von Grouse, Wildgans, Wachtel und Wasservögeln in Massen statt, und mit der ungeheuren während der Schonzeit widerrechtlich erlangten Beute wurden manche gewissenlose Besitzer jener großen Fleischexport-geschäfte versorgt. In dieser Weise wurden natürlich große Summen verdient und selbstverständlich im Vogelreich unermeßlicher Schaden angerichtet.

Von den jetzt in Amerika eingeführten Schongesetzen profitieren außer den Wildvögeln auch die Pelzträger — Bär, Fuchs, Wapiti, Wildschaf und Ziege, der Cariboo und andere Hirscharten —, und namentlich einige der letzteren Arten sind infolgedessen wieder im Zunehmen. Eine der neuesten Folgen der Schutz-

gesetze ist die Einführung der englischen Fasanen, die, zuerst versuchsweise behandelt, sodann von einigen der Staaten in großen Fasanerien nachgeahmt wurde.

Die Amerikaner errichten besondere Heimstätten für die Vögel, in denen diese ihre Jungen in Ruhe und Sicherheit aufziehen können. Fast eine jede Wohnung besitzt ein solches „Vogelhaus", von denen manche sehr phantastisch gebaut und mit mancherlei Zierrat versehen sind, während andere, mit großer Einfachheit hergestellt, oft nichts anderes sind als eine Cigarrenkiste mit einer Öffnung an der einen Seite. In denen der erstgenannten Art wird oft unnötig viel Erfindungsgeist verschwendet, mancher Hausbesitzer setzt nach echt amerikanischer Art seinen Stolz darin, vor seinen Fenstern ein buntangestrichenes Modell einer Kirche oder eines Hotels mit Thüren, Fenstern und verschiedenen Stockwerken zu errichten, hübsch hoch auf einer Stange aufgepflanzt, damit alle Welt es sehen kann. Mitunter wird ein solches Vogelhaus von der ganzen Dorfgemeinde als ein öffentliches Gebäude gemeinschaftlich aufgeführt und in solchem Falle ist dasselbe an Umfang, Architektur und Anstrich in der That großartig. Diese in größter Verschiedenheit als Kirche, Schloß, Nebengebäude, Hütte oder Scheune errichteten Häuser ziehen alle diejenigen Vögel an, die von Natur in Ecken und Winkeln der Farmhäuser oder in Maueröffnungen und Baumlöchern bauen — Blauracke, Hauszaunkönig, Schwalbe und den erst in neuerer Zeit von England importierten Sperling.

Der erste Ankömmling ist das Blauvöglein, das in Amerika wegen seiner Schönheit, seiner Zahmheit und seines angenehmen Gesanges denselben Platz einnimmt wie in England das zutrauliche Rotkehlchen. Gewöhnlich erscheint das Männchen vor dem Weibchen, etwa Mitte Februar, verschwindet auch wohl bei eintretender Kälte wieder auf eine Weile, Ende März aber pflegt sich das Pärchen in demselben Raume im Vogelhause eingerichtet zu haben, den es im Jahre vorher einnahm. Bald darauf langt aus dem Süden ein anderer Vogel an, der Hauszaunkönig, der größer ist als sein Namensvetter in England. Dieser sucht oft die Blauracke auszutreiben, indem er während der Abwesenheit der Insassen unermüdlich die gesammelten Zweige und das Moos aus dem Neste wirft. Beide Vögel aber werden häufig von dem Sperling vertrieben, der seinen Platz alsdann gegen alle Neuankommende behauptet. Der späteste Ankömmling ist die Schwalbe (Purple martin), ein so allgemeiner Liebling bei der Bevölkerung, daß selbst die Indianer einen Kürbis oder eine Calabasse unter dem Dach ihrer Hütte aufhängen, damit der Vogel sein Nest darin baue. In ähnlicher Weise hängt man, beiläufig erwähnt, in England manchmal eine durchgeschnittene Kokusnuß im Garten oder Park auf, aus der die zutraulichen kleineren Vogelarten ohne Scheu und oft vor den Augen der Hausbewohner das ihnen darin gebotene Futter naschen.

Die heutige Civilisation und zunehmende Bevölkerung trägt den Vernichtungskeim für das Vogelleben in sich. In England zeigt sich dies, wenngleich nicht wie in Frankreich durch Töten der Vögel, doch durch die Zerstörung mancher ihrer Nistplätze. So hat beispielsweise in der südlichen Grafschaft Kent, dem sogenannten „Garten von England", das früher reichlich vorhandene Unterholz, das den Singvögeln Schutz gewährte, Anpflanzungen von Johannis- und Stachelbeerbüschen Platz machen müssen, und die Hecken werden in geraden Linien geschnitten. Begreiflicherweise hat man sich selbst dadurch empfindlichen Nachteil zugefügt, denn eine einzige Familie von Weißkehlchen ist für das Säubern der Büsche von Insekten wirksamer als der geschickteste Gärtner der Welt. Angesichts dieser wachsenden Übelstände erscheint es um so mehr geboten, wo es geschehen kann, in der angegebenen Weise für den Schutz und das Anlocken der Vögel bemüht zu sein.

Das Ende der Vogelwelt.

Von Anton Clevisch, nach dem Französischen von E. Desterz.[1])

Nur mit Schmerz und Wehmut können wir ausrufen: „Die Vogelwelt stirbt aus, die Vogelwelt schwindet dahin"!! . . . Wer hätte nicht einmal in seinem Leben in dem Dunkel der Wälder seine Schritte gehemmt, um den melodischen und süßen Klängen der Nachtigall zu lauschen, die hinter den Zweigen verborgen ihre schöne Stimme erschallen läßt? — — Daß die Vögel aus den Großstädten gezogen sind, wo ja doch kaum etwas Grünes hervorsprießt, das ist nicht wunderbar, wohl aber, daß sie ihr wirkliches Element, die Wälder verlassen. Legionen von Vögeln verlieren alljährlich ihr Leben. Die einen erliegen der Büchse des Jägers, die anderen erwürgen sich in Schlingen unter einem letzten Zirpen im Todeskampfe. Die Eier, von ruchloser Bubenhand umhergeschleudert, tränken die Erde mit Dotterflecken. — Michelet, reich an Erfahrungen, war einer der ersten Männer, die „Milde" für die Vogelwelt beanspruchten. Heuer erinnert der ebenso gemütvolle wie gelehrte Heinrich von Parville an den Nutzen und Vorteil der Vogelwelt, da das noch die einzigen Beweggründe sind, um das Volk zur Sympathie für die gefiederte Welt zu stimmen. Heinrich von Parville, der die Insektenplage in Frankreich kennt, drückt sich in einer seiner letzten Abhandlungen folgendermaßen aus: „Jedes Jahr beklagt man sich, und jedes Jahr werden neue Schandthaten verübt. Im Jahre 1950 wird die Vogelwelt ausgestorben sein, wenn keine Vorsichtsmaßregeln getroffen werden.[2]) Nicht allein die

---

[1]) Vortrag, gehalten im Ornithologischen Verein zu München am 25. Mai 1898.

[2]) Die Behauptung Parvilles, daß die Vogelwelt im Jahre 1950 ausgestorben sei, dürfte doch wohl übertrieben sein. Der Verf.

Vogelfauna von Frankreich ist bedroht, sondern die des halben Erdkreises." — Überall, wo der Europäer nur hinkommt, da vernichtet er die Vögel. — Die Jahre eilen dahin und das Übel verschlimmert sich immer mehr. In dem Dorfe plündern die Schulbuben trotz der Ermahnungen des Lehrers die Nester aus. „Wieviel Nester von Stieglitzen und Buchfinken hast du geplündert?" fragt ein Knabe den anderen. „Mehr als sechzig" ist die Antwort! Und der Fragende brüstet sich und sagt: „Ich habe schon mehr als hundert!" Und sinnlos töten diese Buben die herrlichen Geschöpfe Gottes! Die Forscher, die doch verständnisvolle Leute sein wollen, ziehen ebenfalls in fremde Lande, um seltene Vogelarten zu erbeuten. So hat man in Algerien den Störchen derart zugesetzt, daß fast keine mehr dort vorhanden sind. Nur auf den Hütten der Araber nisten noch einige Störche, während sie die Dächer der Europäer fliehen, wie wenn ein gewisser Instinkt diese Vögel leitete. Ehemals bevölkerten die roten Ibisse die Thäler des Nils, heute sind sie verschwunden. In den Oasen der Sahara machen die Reisenden Jagd auf Wiedehopfe, Regenpfeifer ꝛc. ꝛc. zum größten Verdruß der Eingeborenen. Welch bedeutende Mengen von Vögeln der Mode und dem Gaumenkitzel ihren blutigen Tribut zahlen müssen, brauche ich nicht zu erwähnen. Welche Hekatomben werden alljährlich dargebracht! Und dies verletzt nicht das Zartgefühl von uns civilisierten Nationen! — In Mitteleuropa kommen etwa vierhundert Vogelspezies vor, inbegriffen die Arten, die Sümpfe, Bäche und Meere umwohnen. — Raubtiere, der Mensch und das Ungemach der Witterung verringern die Zahl der Vögel um ein Drittel. Wilddiebe und Jäger erlegen allein mehr als 200 Millionen. — Raubtiere, wie Marder, Eichhörnchen, Wiesel, Katzen, Sperber ꝛc., vertilgen ihrerseits an 500 Millionen Vögel.[1]) Die jährlichen Bruten sind schnell aufgewogen und immer und immer mehr werden die Vögel getötet. Andreas Godard sagte kürzlich in einem Artikel: „In Frankreich sind 350000 Jagdscheine ausgestellt worden." Die Hälfte davon entfällt auf den Süden, wo man fast nur auf Kleinvögel Jagd macht, da an rechtem Wildpret Mangel herrscht. Die Stadt Marseille allein zählt 15000 Jäger. Dazu kommen noch — außer diesen zur Ausübung der Jagd berechtigten Jägern — Landwirte, die in ihren Gärten schießen, Kinder und eine Unzahl von Wilderern, welche die Jagd mit unerlaubten Hilfsmitteln betreiben. So muß die Verfolgung der Vogelwelt eine Verminderung der Vögel herbeiführen, weil die jährliche Produktion nicht mehr die Verluste ausgleichen kann. — Die winterliche Kälte besiegelt noch vollends das Werk der Zerstörung. Die fruchtbaren Spezies, wie Sperlinge und Meisen, werden einigermaßen den Sturm der Verfolgung überdauern, aber der Stieglitz und die liebliche Bachstelze werden

[1]) Diese Schätzungen dürften wohl sehr willkürliche sein. Red.

sich bald nicht mehr hören lassen. — Die Abholzung der Wälder vertreibt die gefiederte Welt, und der Sperber, der jährlich etwa 1200 Vögel verspeist, beschleunigt das Verschwinden unserer Lieblinge.

Und doch, abgesehen von dem anmutigen Zauber der Vögel, sind die gefiederten Sänger wohl die ständigen Mitarbeiter der Landleute, die sie leider nur zu sehr verkennen. Ein Zaunkönig frißt täglich zum wenigsten 400 Insekten, die Nachtigall, die Grasmücke, die Schwalben ꝛc., der Ziegenmelker vertilgen Milliarden von Insekten. Der Kuckuck verzehrt Raupen, der Grünspecht, den man als Baumverderber anklagt, nützt durch Vertilgung von schädlichen Kerbtieren, die das Mark der Bäume zerfressen. Die Eulen befreien uns von den Mäusen und selbst die Krähen bringen der Landwirtschaft Vorteil durch Beseitigung von Maden und Würmern. — Einem Lande, in dem ein Gesetz diese schrecklichen und nichtswürdigen Bestrebungen unterdrückt, dem kann man glücklichen Erfolg wünschen, denn nur ein thatkräftiges Gesetz kann dem allmählichen Aussterben der Vögel, jener herrlichen Geschöpfe Gottes, Einhalt thun. Um jedoch eine allgemeine Wirkung zu erzielen, müßte unbedingt ein internationales Vogelschutzgesetz rettend eintreten. Sind unsere gefiederten Sänger einmal ausgestorben, dann wird es in unseren Wäldern öde und traurig sein. —

Die Fänge der Raubvögel.

Von Dr. Carl R. Hennicke.

VII.

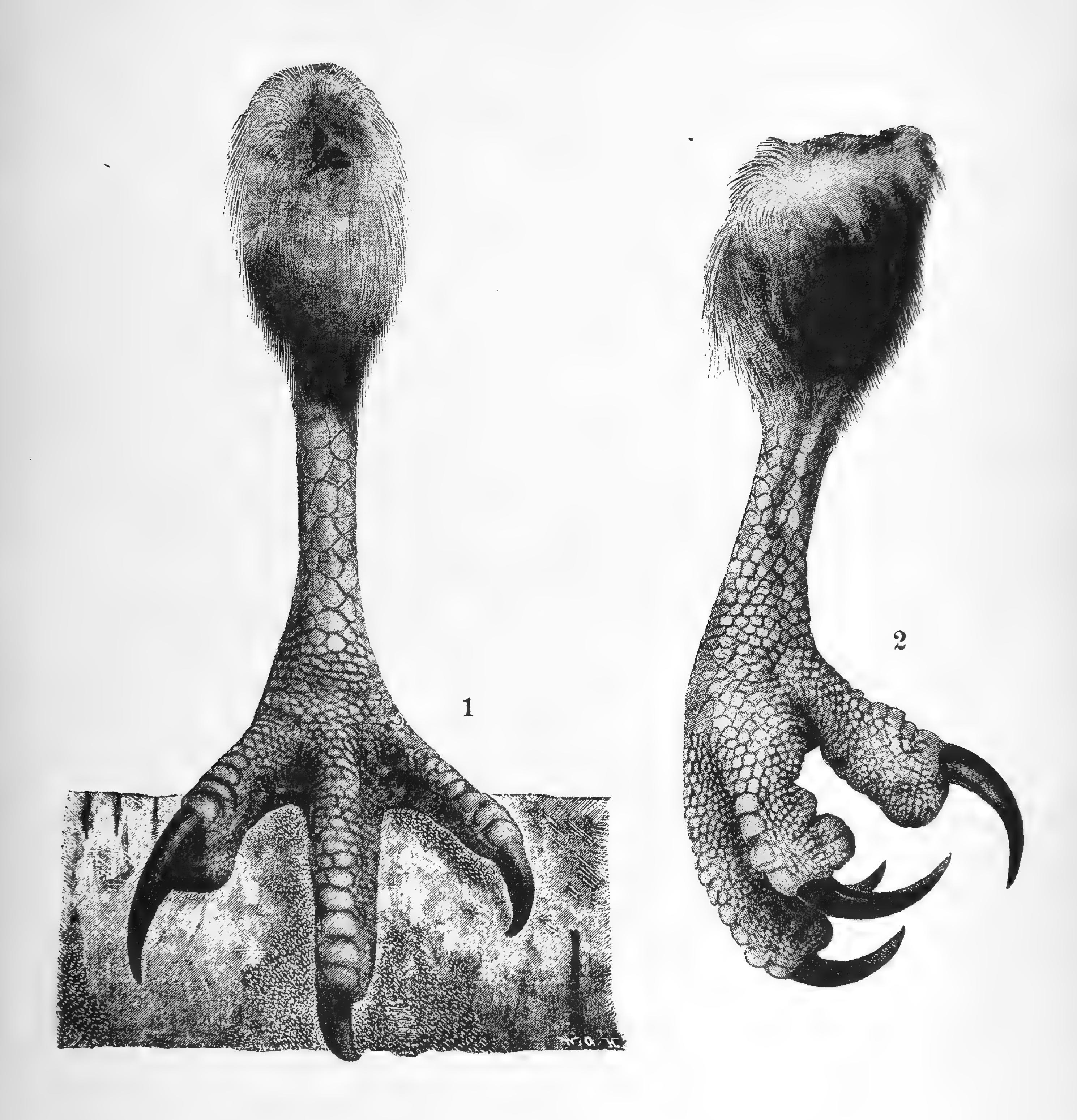
(Mit Schwarztafel XVIII und XIX.)

Der Wespenbussard, Pernis apivorus (L.).

Die Fänge sind kurz und stämmig, der Lauf bis nahe an die Mitte seiner Länge vorn und an den Seiten mit Federn bekleidet, an der Hinterseite und in der unteren Hälfte nackt. Der nackte Teil ist mit nahezu gleich großen fünf- und sechseckigen Tafeln bedeckt. Die Länge des Laufes beträgt 5 bis 6 cm. Seine Farbe ist gelb.

Die Zehen sind mit meist vierseitigen feinen Netztafeln bekleidet. Nur an dem äußeren Ende tragen sie einige große Querplatten. Die Mittelzehe mißt 4 bis 4,5, die Innenzehe 3,5 bis 3,7, die Außenzehe 3,5, die Hinterzehe 2,7 bis 3 cm.

Die schwarzen Krallen sind verhältnismäßig schwach und wenig gekrümmt und, mit Ausnahme der Kralle der Außenzehe, fast gleich groß. Ihre Maße sind folgende: Mittelkralle 2,7, Innenkralle 2,5 bis 2,7, Außenkralle 2 bis 2,3, Hinterkralle 2,7 cm.



Fuss von
1 2 Pernis apivorus (L.).
Wespenbussard.
(Junger Vogel).

Chromolith. Fr. Eugen Köhler, Gera-Untermhau





Fuss des
Wespenbussards, Pernis apivorus (L.).



Tafel XVIII stellt den Fang eines Jahres=Vogels dar, der im Tiergarten von Helsingfors aufgefüttert wurde. Daher das abgenutzte Aussehen der Krallen. Tafel XIX dagegen zeigt den Fang eines alten Vogels, geschossen im Anfang des Sommers 1893 im Bezirk von Sibbo in Finland.

Der Storch (Ciconia ciconia) Brutvogel in Ostthüringen.

Von Dr. O. Koepert.

Wie Vater Liebe in seinem Werke „Brutvögel Ostthüringens und ihr Bestand" (Journ. f. Ornith. 1878) berichtet, waren im Anfang dieses Jahrhunderts Störche angesiedelt in der Nähe des ihm wohlbekannten Friesnitzer Sees, welche auf Häusern in Großebersdorf und Braunsdorf nisteten. Liebe hat die Störche dort zwar nicht mehr gesehen, wohl aber die auf Wagenrädern errichteten alten Horste. Auch bei Bürgel und Eisenberg hausten ehedem Störche. Liebe schließt seine Besprechung des Vorkommens des Storches mit den Worten: „Der Storch ist bei uns nicht mehr heimatsberechtigt." Um so erfreulicher ist es, feststellen zu können, daß der Storch sich wieder im Altenburger Ostkreis anzusiedeln beginnt. In meiner Bearbeitung der Vogelwelt des Herzogtums Sachsen=Altenburg (Journ. f. Ornith. 1896) habe ich schon darauf hingewiesen, daß seit einigen Jahren sich Störche bei den wiesenumgebenen, an der Pleiße gelegenen Dörfern Haselbach, Serbitz und Treben längere Zeit aufhielten, auch wohl zu nisten versuchten, nämlich auf einer gekappten Pappel und einer hohen Esse der Rittergutsbrennerei. Diese Nistversuche waren aber ohne Erfolg, da Junge nie erzielt und die Vögel im Brutgeschäft wahrscheinlich gestört wurden. Dieses Jahr aber haben die Störche wirklich gebrütet und Junge erzogen und zwar wieder auf der genannten Brennereiesse, auf welcher sie ein Nest ohne künstliche Unterlage anlegten. Ein anderes Paar hatte auf einer geköpften Weide zwischen den Dörfern Scheldit und Milchwitz einen Horst angelegt, auch Eier gelegt und zwar vier an der Zahl. Viele Naturfreunde aus Altenburg pilgerten nach dieser Stelle hinaus und freuten sich ob der Ansiedelung des stattlichen Vogels. Der Nistbaum wurde sogar, um das Ausnehmen des Horstes zu verhindern, mit Stacheldraht umgeben. Leider vergeblich, denn die nichtsnutzige Dorfjugend hatte den Horst so lange mit Steinen bombardiert, bis die Störche ihren Horst verließen. Hoffentlich wird das andere Paar seine Jungen heranwachsen sehen, so daß die Störche, die auf den saftigen Wiesen der Pleißenaue reichliche Nahrung finden, sich mehr und mehr ansiedeln.

Das Schlawaer Meer und einiges aus seiner Umgebung.

Von W. Baer.

Es ist ein altes Blatt in meinem vogelkundlichen Tagebuche. Ich hatte damals, als ich meine Bemerkungen auf demselben eintrug, eine fast übermäßige Freude an den Bildern, welche die durch die Vogelwelt belebte Natur bot. Das Verständnis für das damals Gesehene hat sich indessen seitdem bedeutend vertieft. Lebhaft, wie mir die alten Erinnerungen noch vor Augen stehen, und gestützt, wie sie sind, durch die sorgfältigsten Aufzeichnungen, sei es gestattet, sie noch einmal aufleben zu lassen. Mein Besuch des Schlawaer Meeres datiert vom 20. und 21. Mai 1891 und beschränkte sich auf eine Wanderung und teilweise Befahrung der Uferstrecken im Bereich von etwa zwei Dritteilen des Sees. Ich kann daher selbstverständlich nur eine Skizze von dem Vogelleben desselben geben.

Der Nordosten Niederschlesiens ist zusammengenommen mit den angrenzenden Teilen der Provinz Posen reich an großen Waldungen und Seen. Der größte der letzteren ist das Schlawaer Meer, welches überhaupt das größte stehende Gewässer Schlesiens ist. Es erstreckt sich in einer Länge von 11 km von NW. nach SO. bei einer Breite von 3 km. Die Bezeichnung „Meer" ist nicht unpassend von den Bewohnern der Umgebung gewählt; denn der See vermag durch seine Größe, seine dunklen Fluten, die kein liebliches Röhricht unterbricht, und durch die dünenartigen Hügel seiner Nordwestufer auf den Binnenländer einen gewaltigen Eindruck gleich dem Meere zu machen. Im Westen des Sees dehnt sich die große Carolather Heide. Wenn die großen schlesischen Heiden bei ihrer große Strecken einnehmenden Bodenarmut vielfach auch nur eine ebenso einförmige und kärgliche Vogelwelt wie Pflanzenwelt bieten, so bilden sie doch auch andrerseits durch ihre Einsamkeit einen Anziehungspunkt für die durch die Kultur bedrängten großen Vogelarten. In der Carolather Heide horsten nicht nur regelmäßig Mäuse- und Wespenbussarde, Hühnerhabichte und Milane, sondern auch Fischadler, und sogar der Kolkrabe hat hier bis in die neueste Zeit dem gegen ihn geführten Ausrottungskrieg erfolgreichen Widerstand geleistet. Allwinterlich sollen in ihr noch Uhu, See- und Steinadler Quartier nehmen. In den posenschen Heiden im Nordosten sollen sich große Reihersiedelungen befinden. Auf diese letzteren Gegenden, welche den Obrabruch mit seinen Seen einschließen, möchte ich besonders aufmerksam machen. Denn dieses Gebiet ist vogelkundlich noch völlig unbekannt, gleichwohl aber zweifellos sehr interessant, und würde daher einem wanderlustigen jungen Vogelfreunde ein dankbares Feld für seine Beobachtungs- und Forschungslust bieten. Der Kiefernwald tritt vielfach auf steilen Uferwänden hart an den See hinan. Die Bodensenkungen in der Nähe der Ufer sind mit

Erlenbruch ausgefüllt oder werden von ziemlich üppigen Misch- und Laubhölzern eingenommen. Den übrigen Teil der Umgebung des Sees bildet das Kulturland der an ihm liegenden Ortschaften. Charakteristisch für das letztere sind die Vögel des leichten Bodens und Sandes, der Ortolan und der Wiedehopf. Landschaftlich sehr schön nehmen sich einige mit Laubholz bestandene Inseln im See aus.

Wie schon angedeutet ist das große Binnengewässer fast jeden Pflanzenwuchses bar. Nur spärliche Rohrränder umziehen einen Teil der flacheren Ufer. Allein in einigen großen, schlammigen Buchten, namentlich in dem seichteren südöstlichen Teil bei der Ortschaft Schlawa, entwickelt sich ein reiches Sumpfpflanzenleben, in dem Typha die Hauptrolle spielt. Wer die zahlreichen übrigen stehenden Gewässer Schlesiens mit ihrer teichartigen Flachgründigkeit, ihrem üppigen Rohrwuchs und ihrer alles belebenden Vogelwelt kennt, wird sofort erkennen, daß das Schlawaer Meer unter ihnen eine einzigartige Stellung einnehmen muß, und sein Vogelleben ein von dem jener sehr verschiedenes Gepräge tragen muß. Die Entfaltung des Vogellebens ist hier nicht wie dort in erster Linie durch die Sumpfbildung mit ihren tierischen und pflanzlichen Bewohnern, sondern wesentlich durch den Fischreichtum des Gewässers bedingt.

Die erste Charaktergestalt des Sees ist der große Haubensteißfuß (Colymbus cristatus L.). Wohl schaut das bewaffnete Auge, das die großen Wasserflächen abspäht, von der Harmonie des Bildes nicht völlig befriedigt, nach größern Vogelerscheinungen aus, wie etwa einer Kette von Graugänsen oder einem Höckerschwan; doch vergeblich. Auch in früheren Zeiten werden diese Formen dem See wohl nicht eigen gewesen sein; denn Pflanzenfressern sagt er mit seinen sandigen Ufern nicht zu. Einigen Ersatz für die fehlenden großen Gestalten verschafft indessen die außerordentliche Menge, in der die Haubensteißfüße auftreten. Auf der Strecke der Südwestufer zählte ich am Tage meiner Wanderung allein vierundfünfzig verschiedene Individuen. Herr Uttendörfer, welcher das Schlawaer Meer nach der Brutzeit im Hochsommer sah, spricht von Herden von Hunderten dieser Vögel, die sich auf der Höhe der Wasserfläche zusammengeschart hatten. In der großen und anscheinend auch tiefgründigsten Nordwestbucht mit ihren hohen Ufern ist der Haubensteißfuß überhaupt der einzige vorkommende Wasservogel. Derselbe ist ein hochbegabter Fischer und der am kräftigsten entwickelte seiner Gattung. Er trägt ein eintönigeres Gewand als seine Verwandten, und seine Stimme ist rauh gleich dem Brausen der Wellen. Er scheint somit der weiten Wasserfläche besser angepaßt zu sein, als seine kleineren und bunteren Vettern. Thatsächlich fehlen diese, welche die üppig bewachsenen Teiche Schlesiens so zahlreich bewohnen, dem Schlawaer Meer auch vollständig. Höchstens könnte in den schlammigen Buchten der Zwergsteißfuß vorkommen, der mir bei seiner versteckten Lebensweise entgangen

sein mag. Der polnische Fischer in Schlawa erblickt in den Tauchern seine Konkurrenten und zerstört eifrig ihre Nester. Lange Zeit wurden auch die alten Vögel nach der Herbstmauser des Pelzwerks wegen gejagt. Augenblicklich ist dasselbe wohl so wenig gesucht, daß die Jagd sich der Mühe nicht mehr lohnt.

Nächst den Steißfüßen bildeten die auffallendste Vogelerscheinung für den See die Milane. Sah man sich nur gehörig um, so konnte man fast jederzeit einen derselben irgendwo hoch in der Luft hängen sehen. Häufig waren aber mehrere gleichzeitig zu gewahren, welche ein gewisses gegenseitiges Interesse aneinander zu haben schienen. Wohl möglich, daß auch diese Vögel, wie es die Geier zu thun scheinen, während des Ausspähens nach Nahrung ein Auge auf ihresgleichen haben, um rasch bei der Hand zu sein, wenn ein anderer eine Entdeckung gemacht hat. Sehr schön führte einer der Milane einen hervorragenden Zug in seiner Natur vor. Ein Fischadler erschien in dem Beobachtungskreise mit Beute in den Fängen und wurde von dem Schmarotzer hart bedrängt; doch hielt er es nicht für nötig, sich seine Mahlzeit durch den Bettler schmälern zu lassen. Welcher Art die von mir beobachteten Milane angehörten, ist mir nicht immer klar geworden. Es waren die ersten, die ich sah. Mit der Färbung war bei dem grellen Sonnenlichte meist nichts zu machen. Wer beide Arten hat gut beobachten können, unterscheidet sie von da ab leicht an der Tiefe der Schwanzgabelung. Einmal konnte ich einen Milan bestimmt als einen roten (Gabelweihe, Milvus milvus [L.]) feststellen. Wahrscheinlich waren wir beide in gleicher Weise übereinander erschrocken; so lautlos war ich, selbst nichts ahnend, auf der glatten Nadelstreu eines Waldrandes gegangen, daß mich der gebaumte Vogel erst in seiner unmittelbarsten Nähe gewahrte. Kopflos und verwirrt brach er vor mir durch die Zweige. Seine Färbung ließ keine Zweifel über seine Artzugehörigkeit. Gewiß gehörten aber die meisten beobachteten Milane der andern Art (Milvus korschun [S. G. Gmelin]) an. Jedenfalls spähten dieselben vorzugsweise nach toten Fischen aus. Kein Raubvogel ist in einer Gegend schwerer zu übersehen als der Milan. Weit mehr als ein anderer unserer Raubvögel verbringt er einen großen Teil seines Lebens hoch in der Luft schwebend und ist zu solchem anhaltenden Schwebefluge auch trefflich befähigt durch seine großen Flügel und die Gabelung seines Steuers. Diese gestattet ihm das müheloseste Drehen und Wenden während des Schwebens. Bussarde und Weihen haben ihre ausgeprägten Jagdmethoden, allein „der König in dem Reich der Lüfte" überschaut aus stolzer Höhe ein weites Erdenrund, alles abspähend nach einer Beute, zu deren Erlangung es der geringsten Körperkraft und Geschicklichkeit bedarf. Nur in einem Punkte übertrifft der findige Späher die übrigen Räuber an Gewandtheit, durch die Beweglichkeit des langen Halses, die man auch fortwährend bethätigt sieht.

Im Zusammenhang mit dieser andern Jagdweise steht auch die große Reichhaltigkeit des Speisezettels des Milans.

Allenthalben zeigten sich Reiher (Ardea cinerea L.), die niedrig über die Seefläche hinzogen oder an den seichten und etwas bewachsenen Uferrändern fischten. Der Eisvogel zeigte sich so oftmals, daß er wohl für einen charakteristischen Brutvogel des Sees gelten muß. Die steilen Uferwände und das klare Wasser des Sees machen dies auch hinlänglich begreiflich. Im übrigen Schlesien fehlt er im wesentlichen den stehenden Gewässern und bewohnt nur die fließenden. In der riesigen Wasserfläche fischten spärliche Flußseeschwalben (Sterna hirundo L.). Von den Sumpf und Rohrwald liebenden, kleinen schwarzen Seeschwalben und Lachmöven, die die schlesischen Teiche so zahlreich umgaukeln, war indessen keine Spur zu bemerken. Das Entengeschlecht vertrat fast einzig die Stockente. Sie hat das uneingeschränkteste Vorkommen unter ihren Verwandten und liebt besonders waldumgebene Gewässer, sei es auch, daß dieselben nur spärlich bewachsen sind. Außerdem vernahm ich noch das Pfeifen von Anas crecca L. Jede andere Entenart aber dürfte wohl dem Schlawaer Meere fehlen. Am ehesten ist noch der Mangel an Tauchenten zu verwundern, doch wäre eine solche bei dem schönen Wetter meinem Fernrohre kaum entgangen. Der verbreitetsten schlesischen Tauchente, der Tafelente, ist das Gewässer sicher viel zu pflanzenarm. Stockerpel waren auf den seichteren Stellen ziemlich zahlreich zu bemerken, zwei Weibchen derselben führten bereits ihre winzigen Dunenjungen ins Wasser aus. Einem derselben kreuzte ich gerade den Pfad, als es mit seiner Schar von neun Stück aus der Heide dem See zuwanderte. Es marschierte fast vor meinen Fußspitzen vorüber, ohne die Haltung zu verlieren und irgend welche Besorgnis zu zeigen. Am Wasser angelangt suchte es aber eiligst die sichere Weite. Eine weitere Stockente flog von einem Reiserneste ab, welches sich etwa 6 m hoch in der Astgabel einer Kiefer befand. Das Bläßhuhn habe ich nirgends am Schlawaer See entdecken können.

Bei weitem den schönsten Anblick unter allen den Vogelgestalten gewährte der Fischadler. Die ganze Landschaft erschien für ihn wie geschaffen. Den Bewohnern der Seeufer ist er auch wohl bekannt und führt bei ihnen den Namen „Uur". An Raubvögeln fehlte es nicht, deren Anblick ja den wandernden Vogelfreund zumeist besonders erfreut. Oft blieben sie fern, nur Bussarde, Sperber, Turmfalken und wahrscheinlich auch Baumfalken ließen sich erkennen. Um so schärfer verfolgte das Auge jede derartige Erscheinung. Da kam der stattliche Vogel mit seinen langen Fittichen tief ausholend, von fernher einem Reiher ähnlich, niedrig über der Seefläche herangezogen und fußte auf dem höchsten Baumwipfel einer Insel auf. Weit war es, doch zeigte das Fernrohr ein prächtiges, unver-

geßliches Bild: den kleinen Adler mit seiner schmucken, weißen Brust und dem braunen Schilde darauf, mit der weißen Federhaube, beim Kröpfen seiner Beute. Ergötzlich ist es, eine Art von Vogelschutz kennen zu lernen, welcher der schöne Räuber, der einer Landschaft geradezu zur Zierde gereichen kann, in einigen Teilen Schlesiens sein ungestörtes Brüten verdankt. An den Horsten, welche sich auf Revieren befinden, welche keine Fischerei besitzen oder dieselbe verpachtet haben, wird er nämlich meist nicht verfolgt; die Besitzer halten es für unnötige Mühe. Einstweilen, bis eben den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhält sie ihr Getriebe durch Eigennutz und Liebe.

Den Anblick einer sehr eigenartigen Erscheinung habe ich noch am Schlawaer Meer genossen. Für einen Augenblick war ich völlig verblüfft über dieselbe. Es kamen vier große, schwarze Vögel, in der Gestalt an kleine Schwäne erinnernd, aus Nordosten dahergezogen und fielen auf dem See ein. Sofort begannen sie zu tauchen, schwammen dazwischen stürmisch umher und flatterten hin und her. Prächtig nahmen sie sich aus, wenn sie, die Flügel überm Rücken erhoben und im Bug gekrümmt, schnell dahinruderten. Geschah es wohl, um bei den wilden Bewegungen besser das Gleichgewicht zu halten, oder vielleicht, um nach dem Tauchen die Fittiche zu trocknen? Auch auf dem Lande fächern diese Vögel viel mit den Flügeln; denn letztere scheinen sonderbarerweise das Wasser anzunehmen. Gewiß war es ein seltenes Glück, noch einmal tief im deutschen Binnenlande zur Brutzeit Kormorane gesehen zu haben. Es liegt doch wohl nahe zu vermuten, daß sie aus einer der großen Reiherkolonien kamen, die nordöstlich im Posenschen sich befinden. Circa 1850 fischten nach Louis Tobias Kormorane im Schlawaer See. Sie hatten sich in alten Reiherhorsten in der Carolather Heide eingenistet, wurden aber sehr bald auf Beschwerden der Fischer an der Brutstätte vernichtet. Leicht drängt sich einem der Gedanke auf, ob die Haubensteißfüße und die Kormorane wohl ihre besondere Art haben, in dem See die Fische zu jagen. Die ersteren, welche einem unter Wasser dahinschießenden Bolzen gleichen, ereilen wohl namentlich schwimmende Fische. Der Kormoran stößt dagegen vielleicht mehr Grundfische, welche vor ihm entweichen, sich aber bald wieder stellen. Sein Hakenschnabel kommt ihm dabei sehr zu gute, besonders wenn es sich um das Fassen glatter Beute handelt. Daß er eine besondere Geschicklichkeit im Zufahren hat, zeigt er bei dem Fange der Schwalben, welche er ja mit kaum fehlender Sicherheit erschnappt, wenn sie niedrig über dem Wasserspiegel dahinfliegen. Auch ist von ihm bekannt, daß er sehr tief taucht und namentlich Plattfische (Schollen und Flundern) und Aale fängt.

Die kleineren, versteckter lebenden Bewohner des Sees näher kennen zu lernen, reichte der kurze Aufenthalt nicht aus. Die lichten Röhrichte genügten

immerhin den Ansprüchen einiger Rohrsänger, die mir streperus zu sein schienen. Die erwähnten schlammigen, üppig bewachsenen Buchten bargen jedenfalls ein reiches Vogelleben. Kurz vor meinem Besuch des Sees sollte in einer derselben eine große Rohrdommel erlegt worden sein. Auch den Uferbewohnern schien das Brüllen derselben entschieden bekannt zu sein. Außerdem machte der polnische Fischer eine Beschreibung von einem nicht selten vorkommenden Vogel, welche sich nur auf die Zwergrohrdommel deuten ließ. Von den nassen Grasrändern der Inseln her vernahm ich wahrscheinlich die Töne von Totanus calidris und der Bekassine. Auf einem kleinen sandigen Strand im Nordwesten liefen drei Totanus hypoleucus vor mir her. Weiße Störche und Kuhstelzen belebten die feuchten Uferwiesen. Bemerkenswert ist noch, daß sich damals, also zur Brutzeit, Saatkrähen in der Gegend aufhielten. Herr Uttendörfer traf Lanius minor häufig in derselben an.

Die kleinen Seen in der Nähe des Schlawaer Sees tragen denselben Charakter, wie dieser selbst. Auch den See von Schwenten schien trotz seines großen Rohrkolbendickichts kein Wasservogel außer dem Haubensteißfuß zu bewohnen. In der weiteren Umgegend kann sich der Vogelfreund noch viele Naturgenüsse verschaffen. Es hat etwas wohlthuendes, einmal sich inmitten einer wirklich reichen Vogelwelt und ursprünglichen Natur zu befinden; von der Berührung mit der strotzenden Kraft und unerschöpflichen Fülle teilt sich einem etwas mit. Wem nach etwas derartigem verlangt, der muß in den Oderwäldern jenseits der Carolather Heide bei Neusalz und stromabwärts umherstreifen. Wenn er die Auwaldnatur noch nicht kennt, kann er sich keine Vorstellung von dem vorher machen, was hier seiner wartet. Riesige, alte Eichen in großer Menge beherbergen eine Unzahl von Höhlenbrütern. In dem üppigen Unterholze wimmelt es von allen den bekannteren Sängern. Einen erstaunlichen Grad von Fülle erreicht die Kleinvogelwelt in den undurchdringlichen Weidendickichten der Oderufer. Sumpfige Arme des Stromes und dichtverwachsene Lachen mit Röhrichten durchsetzen dieselben. Das Lärmen der Drossel-, Teich- und Schilfrohrsänger und einer unglaublichen Menge von Dorngrasmücken nimmt hier kein Ende, und fast überall erschallen dazwischen die Lieder der Sängerfürsten, Sumpfrohrsänger, Blaukehlchen und Nachtigall. Uttendörfer traf auch hier zur Brutzeit Locustella naevia an. An den Lachen nisten grünfüßige Teichhühner und Stock- und Knäckenten, bemerkenswerterweise aber keine Krickenten. Am Flußufer scheucht man Totanus hypoleucus vor sich her. Vom Dampfer kann man auf dem Strome Pärchen von Mergus merganser L. leicht beobachten, welche bekanntlich in und auf den Eichen der dortigen Auwälder nicht selten brüten. Darüber schwebt der schwarze Milan und unterhält den Beobachter durch das fortwährende Wechselspiel seines

Stoßes. Baumfalken streichen hin und wider, an den charakteristischen, weißen Backen leicht kenntlich; sie sind in diesen laubwald- und wasserreichen Niederungen wohl häufiger als irgendwo sonst in unserm Vaterlande. Der große und in gleicher Weise der mittlere Buntspecht bewohnen diese großen Eichenwälder der Oder in bedeutender Anzahl, aber der Schwarzspecht fehlt ihnen interessanterweise vollständig. Bei Carolath fiel mir die Häufigkeit des nicht in allen Teilen Schlesiens brütenden Stieglitzes auf. Oderabwärts und landeinwärts von Neusalz befindet sich die Reiherkolonie Rotbuchenhorst. Sie zählt zu dem Großartigsten, was Schlesien dem umherstreifenden Vogelfreunde bietet. Schon allein der dichte Bestand riesiger Kiefern, Eichen und Buchen mit dem üppigsten und dichtesten Unterholze ist sehenswert. In den höchsten Baumkronen stehen meist schwer sichtbar Hunderte von alljährlich noch bezogenen Reiherhorsten. Auch Fischadler scheinen regelmäßig in denselben zu brüten und gar nicht nur in einem einzigen Paare. Am Horst erlegte Stücke sah ich. Der Förster des betreffenden Revieres besitzt auch einen an einem der Horste erlegten angeblichen Schreiadler. Schwarze Milane fehlen als Brutvögel wohl auch niemals in dieser vornehmen Gesellschaft. In der Nähe der Reihersiedelung horstet stets ein Schwarzstorch- und Wanderfalkenpaar. Es ist interessant zu sehen, wie unausrottbar die Achtung des Menschen vor etwas Großem in der Natur ist, wozu jeder eine Reihersiedelung zählen wird, der eine solche gesehen hat. So sehr der Fischreiher ein geächteter und geschmähter Vogel ist, und fast von allen Seiten Prämien auf seinen Kopf gesetzt sind, so mag doch niemand daran, seine Brutplätze vollständig zu vernichten. Zweifellos liegt in der obigen Erscheinung der letzte Grund für das Bestehen der verhältnismäßig noch zahlreichen Reiherkolonien in unserm Vaterlande. Zuweilen genügt auch schon die fromme Selbstsucht eines Försters für die Erhaltung einer solchen. Die Schußgelder, die eine Reiherkolonie beim richtigen Betriebe liefert, nämlich dem Abschuß nur Junger und auch nur eines Teiles derselben, sind nämlich gute Zinsen, und darum kündigt man das Kapital nicht gern. Auch Rotbuchenhorst wäre ohne tiefere Gründe kaum gefährdet. Hohe Herren veranstalten daselbst alljährlich ein Reiherschießen, d. h. sie schießen höchst weidmännisch mit der Kugel nach den auf den Horsten stehenden jungen Reihern. Dies ist von Vorteil für die in der Siedelung brütenden Raubvögel. Während jener großen Jagd ist natürlich von ihnen nichts zu bemerken, und sonst wird an dem Orte, um die brütenden Reiher nicht zu stören, möglichst wenig geschossen.

Um die Mitte des Jahrhunderts sammelte und beobachtete in jenen Gegenden Louis Tobias, welcher damals Lehrer im prinzl. Carolathschen Hause in Saabor war. Aus seinen Papieren, welche mir zur Verfügung gestanden haben, entnehme ich noch folgendes. Ein Gelege von Mergus merganser L. in einem Krähen-

neste bei Saabor gefunden. Ein Gelege von fünf Eiern von Asio accipitrinus (Pall.) von Polnisch Kessel bei Grünberg erhalten; das Nest befand sich auf einer Kaupe im Sumpf. Gelege von Totanus ochropus (L.) mehrmals aus Drosselnestern bei Saabor erhalten. Sterna hirundo L. und St. minuta L. an der Oder bei Saabor häufig brütend, Hydrochelidon nigra (L.) desgleichen am Hammerteiche bei Saabor. Sylvia nisoria (Bchst.) und Emberiza hortulana L. nisten häufig bei Saabor; letzterer besonders in Weinbergen; Locustella naevia (Bodd.) und einmal Acrocephalus aquaticus (Gm.) als Brutvogel daselbst festgestellt. Eier von Otis tarda L. aus einem Weizenfeld bei Oppelwitz bekommen. Erlegt Oidemia fusca (L.) juv. Oktober 1852 bei Neusalz und ad. 1860 bei Grünberg, Tringa subarcuata (Güld.) 15. September 1843 bei Saabor und Phalaropus lobatus (L.) im benachbarten Posenschen. Ende August und September 1844 unvermauserte Junge von Nucifraga in Dohnen gefangen. Circaëtus gallicus (Gm.), Männchen, 4. August 1847 aus Karschin, Kreis Grünberg, und Weibchen 4. August 1844 aus Sedczyn bei Karschin erhalten. Letzteres hatte fünf Schlangen und eine Blindschleiche im Kropfe. Glaucidium passerinum (L.) vom Geiersberge bei Breslau erhalten.

Molothrus bonariensis (Gmel.) als Pflegling von Zonotrichia pileata (Bodd.).

Von O. Straßberger.

Am 26. Januar d. J. bot mir ein hausierender Vogelhändler zwei junge Vögel, einen Molothrus bonariensis, den Seidenkuhvogel, hier Tordo oder Renegrido genannt, und eine Zonotrichia pileata, den Morgenammerfink oder Chingolo, zum Kauf an. Erstere war kaum dem Neste entnommen, während letztere schon sich selbst ernährte. Da nun M. bonariensis schreiend Futter verlangte, so wollte ich ihn nicht kaufen, da mir meine Zeit nicht gestattet, einen jungen Vogel selbst zu füttern. Als ich dieses dem Händler sagte, stellte er das Bauer einige Schritte von uns entfernt hin und teilte mir mit, daß der Chingolo den Renegrido füttere.

Ich war erstaunt, als ich sah, wie der schreiende und mit den Flügeln zitternde Seidenkuhvogel von dem kleinen Morgenammerfink thatsächlich gefüttert wurde. Ohne weiteres nahm ich die Vögel und ließ sie in meine Volière, wo sie sich auch gleich heimisch fühlten. Der kleine Chingolo vergaß auch hier seine Pflichten gegenüber dem viel größeren und immer hungrigen Renegrido nicht, denn sein Pflegling verfolgte ihn so gut er konnte, stets Futter begehrend. Über zwei Wochen vergingen, in welcher Zeit der Molothrus ausschließlich von der

Zonotrichia gefüttert wurde, und erst nach der Zeit bequemte sich der Seidenkuhvogel dazu, sich selbst ab und zu Futter zu holen.

Wie die Z. pileata zu diesem Amte gekommen ist, wird wohl nicht leicht zu beantworten sein, anzunehmen wäre vielleicht, daß der Molothrus als Brutparasit in dem Neste der Z. pileata ausgebrütet und von seinem älteren Stiefbruder gefüttert wurde, denn nochmals will ich bemerken, daß der Z. pileata ebenfalls ein junger Vogel ist.

Buenos Aires, 14. Februar 1899.

Zum Vogelzuge und über Windverhältnisse.

Von Oberst W. von Jahn.

Betrachtungen über den Vogelzug und Beobachtungen über die Windrichtungen, die denselben beeinflussen oder begünstigen, kehren richtigerweise in Fachblättern immer wieder, da diese schwer zu beurteilenden Verhältnisse noch lange nicht zum Abschluß gekommen sind und endgültig wohl auch kaum zum Abschluß kommen werden. Jeder Jäger, Naturfreund und Beobachter hat die Pflicht, alle Mitteilungen, die in dieser Richtung von Wert sein können, mitzuteilen, damit wir das Mögliche erforschen.

Gewöhnlich, wenn wir uns in Deutschland der Zeit des Schnepfenzuges nähern, gelangen Beobachtungen und Schlüsse über Vogelzug, Wind ꝛc. in die Fachblätter und so will auch ich Verhältnisse mitteilen, die vielleicht manche Beobachtungen, manches Urteil in Frage stellen, wenn man meinen Mitteilungen ohne Mißtrauen entgegen-, aber möglichst nahe tritt. Im allgemeinen schließen Jäger von der Windrichtung, die wir, hier auf der Erde, d. h. hier, wo wir wandeln, wahrnehmen, auf mehr oder weniger günstige Verhältnisse für den Schnepfenzug. Daß da Irrtümer mit unterlaufen können, will ich aus Versuchen, die die Winde oder Luftbewegungen in den Höhen, in denen der Vogelzug wohl stattfindet, andeuten. Der Wind „unten“, der Wind „oben“ — es ist ein gewaltiger Unterschied, so daß man aus der Luftbewegung „unten“ auf diejenige „oben“ nicht schlußfolgern kann. Also zur Sache.

Während meiner langjährigen Thätigkeit zur Feststellung ballistischer Verhältnisse der Schußwaffen hatte ich unter anderem im Anfang der siebziger Jahre nach dem Feldzuge die Aufgabe, das Portativ aller europäischen und außereuropäischen Hinterladungswaffen (Handfeuerwaffen) festzustellen.

Auf einem 5000 m langen, 1500 m breiten Schießplatze weilte ich im Frühjahr und die Sommer-Monate in einer Baracke, um die genannten und andere Versuche mit dem nötigen Hilfspersonal durchzuführen.

Jeder ganz windstille Tag wurde, wenn ein angebranntes Zündhölzchen mitten auf dem Platz ohne Flackern verbrannte, dazu benutzt, die Totalschußweiten jener Waffen zu erschießen und festzustellen. Die Durchführung solcher Versuche erfordert, um zu einem einwandfreien Resultat zu gelangen, außer ungemeiner Sorgsamkeit einen großen Apparat von Menschen und Material. Ich verfuhr bei diesen sehr interessanten Versuchen folgendermaßen:

Die zu beschießenden Gewehre wurden nach ungefähr bekannten oder festgestellten Elevationswinkeln in eine zu diesem Zwecke von mir konstruierte Schießmaschine gelegt, in der sie mit einem zu diesem Zwecke hergestellten sehr hohen Visier versehen wurden.

Die Maschine war derart, daß die Viberation des Gewehres dieselbe war, wie in der Hand des Jägers. Ein etwa 2 qm großes Ziel wurde auf 2000 m, deutlich sichtbar, aufgestellt.

Nachdem die betreffende Waffe wie ein Geschütz eingerichtet und von drei Beaufsichtigenden kontrolliert war, konnte der Versuch beginnen. Die Schußlinie war derart gewählt, daß die im Boden einschlagenden Geschosse den trockenen Sand aufstiebten.

100 m seitwärts der Schußlinie wurden, bei 2500 m Entfernung vom Schützen anfangend, von 100 zu 100 m Leute aufgestellt, die das Einfallen (Einschlagen) der Geschosse in den Boden beim Aufstieben des Sandes dadurch anzeigen sollten, daß sie mit ausgestrecktem Arm nach der betreffenden Richtung hinwiesen.

Ich selbst befand mich zu Pferde in der Mitte der etwa 2500 m langen Beobachterkette.

In meiner Nähe befand sich der transportable Telegraphen-Apparat, der mich mit den Schützen verband.

Nachdem so alles mit den möglichsten Sicherheitsmaßregeln vorbereitet war, befahl ich telegraphisch einen Schuß Feuer.

Sobald einer der Beobachter oder mehrere das Geschoß einfallen hörten oder den aufstiebenden Sand sahen, zeigten sie dorthin. An einem dieser vielen Versuchstage, der an Windstille nichts zu wünschen übrig ließ, konnte nach vielen einzeln abgegebenen Schüssen absolut kein Einschlag festgestellt werden. Es war mir das noch nicht vorgekommen. Ärgerlich befahl ich telegraphisch: „Fünf Schuß Schnellfeuer“. Da auf einmal drehten sich fünf Beobachter um, d. h. machten Kehrt und zeigten nach einer Richtung, die hinter ihnen lag. Nachdem ich dahin, wo die Geschosse eingeschlagen sein sollten, geritten war, Schuß, Feuer. Und richtig, 200 m seitwärts von der Schußlinie schlug das Geschoß auf 3500 m vom Schützen entfernt ein. Ich ließ fünf Schuß abgeben, alle in demselben Be-

reich. Nun ließ ich nach und nach andere Gewehre derselben Art, dann Gewehre anderer Art, fast aller „Hinterladungsstaaten", beschießen, überall das gleiche Resultat. Wir hatten also bei Windstille unten durch Winde oder Luftbewegungen oben auf 3500 m eine Abweichung von 200 m von der eigentlichen Schußlinie. An anderen auch windstillen Tagen war kaum eine Abweichung von 15 m festzustellen.

Ein anderer Versuch, der ebenso oder vielleicht noch interessanter ist, bietet in gleicher Weise Momente über die Luftbewegungen „oben".

Es wurden deutsche Hinterladungsgewehre (Zündnadel und Modell 71) in einer entsprechenden Vorrichtung so aufgestellt, daß der Lauf vertikal genau senkrecht (himmelwärts) nach „oben" stand, um festzustellen, wie lange in die Höhe geschossene Geschosse dieser Gewehre ausbleiben und mit welcher Kraft sie wieder den Erdboden erreichen.

So leicht man sich einen solchen Versuch gedacht hatte, so schwer war er durchzuführen, um Resultate verzeichnen zu können.

Bei windstillem Wetter wurde der Versuch mit dem Zündnadelgewehr begonnen. Die Vorrichtung stand dicht neben einem mit Zinkdach versehenen Schießhause. Die Beobachter (etwa zwanzig) standen zunächst in einem Kreise von 100 m Durchmesser um das Gewehr herum, jeder ein Bret von $4^1/_2$—5 cm Stärke und 60 cm im Quadrat als Schutz über dem Kopfe.

Nach einigen Schüssen schon mußte, da kein zurückkehrendes Geschoß festzustellen war, der Kreis der Beobachter um 100 m Durchmesser vergrößert werden und so fort, bis man endlich auf 4—500 m Entfernung vom Gewehr die zurückkehrenden Geschosse feststellen konnte.

Diese Versuche wurden an vielen windstillen Tagen Wochen hindurch fortgesetzt, meist mit Resultaten, wie eben angegeben. Nur an einem Tage kamen die Geschosse in einem Kreise von 50 m Durchmesser zurück, und zwar in fünfunddreißig Sekunden. An diesem Tage wurde auch, da ein Geschoß auf das Zinkdach fiel, festgestellt, daß es dasselbe fast durchschlug, aber noch in der verursachten gerissenen Beule liegen blieb.

An einem der Versuchstage bei absoluter Windstille „unten" wurde eine Abweichung von 600 m festgestellt, an mehreren Tagen kam auch in dieser Entfernung kein Geschoß nieder, so daß der Versuch der möglichen Gefahr halber abgebrochen wurde.

Ich habe diese Versuche so eingehend behandelt, damit man sich eine Vorstellung von den Luftbewegungen „oben" machen kann. Erleidet schon ein so kleiner Körper, wie das Geschoß, eine derartige Abweichung, wie werden dann spezifisch leichtere, voluminösere Körper verschlagen beziehungsweise unterstützt werden?

Faßt man also diese, durch sorgsame Versuche festgestellten Resultate zusammen, fügt man noch die, die der Luftschiffer im Ballon gemacht hat und noch macht, hinzu, so muß man schlußfolgern, daß wir von den Winden beziehungsweise der Luftbewegung „unten“ auf die Luftbewegung „oben“, d. h. in den Höhen, in denen der Vogelzug meist stattfindet, nicht schließen können.

Wird das zugegeben, so sind die Annahmen, daß der Vogelzug (Schnepfenzug) bei „dem“ und „den“ „unten“ wahrnehmbaren Winden stattfinde, entschieden als durchaus unsichere anzusehen. Bei Gelegenheit der Betrachtungen über den Vogelzug stößt man auf Widersprüche, da teils angenommen wird, daß der Vogelzug mit dem Winde, teils daß derselbe gegen den Wind stattfindet. Für beide Meinungen lassen sich schwerwiegende Gründe anführen.

Mit dem Winde würde die Reise beschleunigt, erleichtert, während die anderen der Ansicht sind, daß der Vogel lieber gegen den Wind fliegt, da er von demselben mühelos in die Höhe getragen wird und sein Gefieder schützend glatt anliegt.

Ich neige mich der letzteren Ansicht zu und zwar infolge meiner Beobachtungen.

Viele, namentlich größere Vögel, Trappen, Kraniche, Störche erheben sich von der Erde fast stets gegen den Wind, indem sie, mit ausgebreiteten Schwingen laufend, den entgegenfahrenden Wind auffangen, der sie dann leicht emporhebt.

Aber auch kleinere Vögel, z. B. die Wildenten, Seeenten, Möven erheben sich gegen den Wind. In den Entenkojen der Nordseeinseln werden in den Gräben am meisten Enten gefangen, in die der Wind hineinsteht. Sie ziehen gegen den Wind! Der schwebende Raubvogel schraubt sich ohne Flügelschlag in die Höhe, indem er durch den entgegenstehenden Wind gehoben wird. Man kann leicht beobachten, wie solch schwebender Vogel keinen vollen Kreis, sondern einen an der Windabseite abgeflachten Kreis schwebt, um schneller wieder gegen Wind zu steuern.

Sagt also z. B. ein Beobachter, daß die Schnepfen bei Südwest-Wind am besten ziehen, so ist das mehr eine Annahme, da dieser Wind gewöhnlich wärmere Temperatur mitbringt und scheinbar die Schnepfen auf ihrem Zuge zum „Ziele“ drückt, also ihre Reise beschleunigt. Welcher Wind ist denn aber „oben“? Das ist nicht festgestellt, ebensowenig, daß die Winde „unten“ und „oben“ in einer gewissen Wechselwirkung oder Zusammenhange stehen. Kurz, die Klarlegung des Vogelzuges und der einwirkenden Windverhältnisse bedarf noch der fortgesetzten, sorgsamsten Beobachtungen der Wissenschaft.

Aber auch der Jäger, der Naturfreund kann und muß helfen.

Wäre jeder Jäger auch Naturfreund und Beobachter, so würden wir über

manche Verhältnisse, über die wir noch im Dunkeln sind, bereits Aufklärung erfahren haben.

Es würde mich freuen, wenn ich da und dort angeregt hätte. Weidmannsheil den Beobachtern!

Ornithologisches aus dem Thüringer Walde.

Von R. Hörning.

Anschließend an meine Mitteilungen in Nr. 2 der Monatsschrift halte ich zunächst für erwähnenswert, daß sich die dort ausgesprochene Vermutung, die Wiederkehr der Eichelhäher und Ringeltauben betreffend, in vollem Maße bestätigt hat. Die Häher (Garrulus glandarius) rückten vom Oktober ab langsam wieder ein, waren während des Winters überall in kleinen Gesellschaften anzutreffen und sind in diesem Frühjahre häufiger als in den Vorjahren, wenn ihr Bestand auch noch nicht wieder auf die Höhe der Jahre vor 1895 gekommen ist. Im Januar und Februar des letztgenannten Jahres gingen die hier überwinternden Häher teils durch Frost und Hunger zu Grunde, teils wurden sie in erschöpftem Zustande eine leichte Beute des Raubzeuges oder der vielfältigen menschlichen Nachstellungen. Letzteren ist unser Eichelhäher — hier „Kehr" genannt — besonders aus dem Grunde ausgesetzt, weil die hiesigen Knaben und Burschen ganz erpicht auf „Kehrflügel" als Hutschmuck sind und gern 10 bis 20 Pfennige pro Flügel bezahlen. — Freund Margolf hat mir immer besonderes Interesse eingeflößt und ich komme auf ihn demnächst wohl einmal ausführlicher zurück; für heute möchte ich über ihn nur folgende Beobachtungen aus dem erwähnten, ihm so verderblichen Winter 1894/95 mitteilen:

Gelegentlich eines Ausfluges an einem bitterkalten Februartage bemerkte ich an der Chaussee Mehlis—Benshausen im Gesträuch einen Häher, der mit dumpf schallenden Schnabelhieben einen Gegenstand so eifrig bearbeitete, daß er mich bis auf wenige Schritte herankommen ließ. Das halb im Schnee begrabene Objekt seiner Bemühungen erwies sich zu meiner Verwunderung als ein hartgefrorener toter Eichelhäher, den sein Genosse am Rücken aufgehämmert hatte, um zur Brusthöhle zu gelangen. Herz, Lunge und Leber, sowie ein großer Teil des Fleisches waren bereits aufgezehrt. Der aufgescheuchte Häher flog höchstens dreißig Schritte weit und begann gierig wieder den Leichnam seines Kameraden zu bearbeiten, als ich kaum den Rücken gewandt hatte. — In demselben Winter hatte ich im Schulgarten einen Futterplatz hergerichtet, der von Goldammern, Spatzen, Buchfinken, Grünlingen, Bergfinken, Kohl- und Blaumeisen stark besucht wurde. Dort fanden sich, als metertiefer Schnee und strenger Frost alle Nahrungsquellen im Freien unzugänglich machten, auch eine Rabenkrähe und zwei Eichelhäher ein. Die letzteren

verloren so alle Scheu, daß sie den Garten kaum noch verließen und sofort herankamen, wenn ich unmittelbar vor ihnen neue Leckerbissen auftischte; Fleischbrocken insbesondere nahmen sie mir fast aus den Händen, um sie nicht der etwas höher auf einem Obstbaume lauernden Krähe überlassen zu müssen. Zu meiner Verwunderung ließen sie übrigens die mit ihnen gemeinschaftlich tafelnden und zum Teil den ganzen Tag in der ihnen errichteten Schutzhütte hockenden Ammern und Spatzen gänzlich unbeachtet und unbelästigt. —

Nach dieser Abschweifung in vergangene Zeiten zum Ausgang meiner heutigen Betrachtung zurückkehrend, kann ich mit besonderer Freude auch eine wesentliche Zunahme des Bestandes unserer Ringeltauben konstatieren. Seit den letzten Tagen des Februar fanden sie sich in den alten Fichten- und Buchenbeständen allmählich in immer größerer Anzahl ein, um sich an den überreich ausgestreuten Nadelholzsamen und Bucheckern gütlich zu thun, und allenthalben belebte ihr Rucksen, insbesondere in den frühesten Morgenstunden, unsere ausgedehnten Nadelwälder. Zwei Stück überwinterten sogar bei uns; sie hatten bis zu Anfang des Februar ihren Stand auf einer alten, infolge Wipfelbruchs besonders dichten Fichte, die von ihnen allabendlich als Nachtquartier bezogen wurde. Warum sie diesen Standort verlassen, und ob sie sich später etwa einem größeren Fluge ihrer Sippe angeschlossen haben, konnte ich nicht ausfindig machen.

Im übrigen möchte ich nicht unterlassen, den hervorragenden Einfluß der Nahrungsverhältnisse auf die Gestaltung des Vogellebens einer Örtlichkeit auch an dieser Stelle besonders hervorzuheben. Nie ist mir der Wald so vogelarm und öde erschienen, als in den beiden letzten samenarmen Jahren — und nie in meinem Leben habe ich solch' ungeheure Flüge von Erlenzeisigen und Buchfinken gesehen wie in diesem Frühjahr in unseren geschlossenen Gebirgswäldern, deren ältere Bestände einen so massenhaften Zapfenbehang aufweisen, daß die ausgefallenen Fichtensamen den Waldboden stellenweise wie mit einer gelbschimmernden Schneeschicht bedecken.

Der erste große, nach Tausenden zählende Flug Erlenzeisige (Chrysomitris spinus) überflog nach N. ziehend den Kamm des Gebirges am Nachmittag des 10. Februar bei südlichem Winde und einer Temperatur von + 9° R., und seit dem letzten Drittel genannten Monats beleben die munteren, beweglichen Vögel singend oder in Wolken von Bestand zu Bestand schwärmend allenthalben den Fichtenwald bis zu den höchsten Berggipfeln; selbst in den kalten, stürmischen Tagen vom 27. bis 28. Februar und 19. bis 21. März klang unermüdlich von den Wipfeln herab ihr Liedchen durch den winterlichen Forst. Auch Bergfinken (Fr. montifringilla) und Buchfinken (Fr. coelebs) traten in ungewohnter Anzahl auf. Erstere beobachtete ich besonders im vergangenen Spätherbste an Wald-

rändern mit alten Samenbuchen, wo sie die noch festhängenden Eckern aus den Hülsen zogen und aufknackten, was ein weithin hörbares prasselndes Geräusch — einem in dürres Laub fallenden Platzregen vergleichbar — verursachte. Während des Winters verschwanden die Bergfinken fast ganz wieder, und auch jetzt treten sie nur vereinzelt auf. Hingegen zeigten sich seit Mitte März die Buchfinken in sehr starken Flügen. Sie bevorzugten die jüngeren Buchenbestände als Versammlungsorte und fanden sich dort, besonders in den Vormittagsstunden, in solcher Menge zusammen, daß ihr Gezwitscher aus einer Entfernung von mehreren hundert Schritten gleich dem Brausen stark fließenden Wassers an das Ohr drang.

Daß die Zigeuner unserer Vogelwelt, die Kreuzschnäbel (Loxia curvirostra), unter den erwähnten Umständen hier nicht fehlen, erscheint selbstverständlich. Sie erschienen zuerst in kleineren Gesellschaften im Sommer, und bald bedeckten allenthalben die noch frischen, saftigen Fichtenzapfen den Waldboden, deutlich an den halb gehobenen, gespaltenen Schuppen die Kreuzschnabelarbeit aufweisend. Wie ich an meinen gefangenen Kreuzschnäbeln beobachtete, scheinen sie die frischen, halbreifen, noch weißen und weichen Samen den ausgereiften, harten entschieden vorzuziehen. Freilich fallen oft ein halbes Dutzend dieser frischen, schweren Zapfen zur Erde, bevor es dem Vogel gelingt, einen richtig zu erfassen und nach einem geeigneten Platze zu dirigieren, sodaß das unaufhörliche Gepolter der fallenden Zapfen die schmausende Kreuzschnabelgesellschaft am sichersten verrät. Seit dem Herbste wurden die „Grünitzen" immer zahlreicher, und an den sonnigen Dezembertagen belebten allenthalben ihr heller Lockton, sowie ihr ansprechender Gesang die winterlich öden Wälder. Im Herbste schon vernahm man da und dort das Zirpen der Jungen, und während des Winters erscholl zwischen dem lockenden „Gip, gip" der Alten überall das anhaltende Geschrei der hungrig den Eltern von Baum zu Baum nachfliegenden Sprößlinge. —

Was die im Sommer 1898 brütend hier beobachteten Ringdrosseln (Merula torquata) betrifft, so scheinen dieselben einem Dohnenstieg zum Opfer gefallen zu sein. Es wurden am 22. September zwei junge und am 24. September zwei junge und ein Paar alte Vögel aus einer kleinen Schneiße des Nachbarrevieres genommen und mir überbracht. Nachdem wurde keine Ringdrossel mehr gesehen. Zur Erklärung des Vorstehenden möchte ich bemerken, daß, falls eine Gesellschaft von Ringdrosseln in einen Dohnenstieg gerät, sich in der Regel alle bis zur letzten fangen. Gierig rutschen und huschen die Vögel von Bügel zu Bügel nach den leuchtenden, lockenden Beerentrauben, unbekümmert um das krampfhafte Geflatter der bereits in der Schlinge hängenden Genossen. Ist alles ausgebeert, so wird am Waldboden Nachlese gehalten; hat dann am folgenden Morgen der Vogelsteller frisch eingebeert, so sind die überlebenden „Meeramseln" sofort wieder zur

Stelle — und nach wenigen Stunden baumelt auch die letzte an der Roßhaarschlinge im Winde. Ich habe vor Jahren wiederholt Gelegenheit gehabt, dies zu beobachten, an nebligen Oktobermorgen auch mit eigenen Augen die Vögel sich fangen sehen, wenn ich mit den Forstleuten der angrenzenden Reviere deren Dohnenstiege beging.

Mehlis, den 6. April 1899.

Eintracht und Zwietracht im Vogelleben.

Von Dr. Victor Hornung.

I. Star, Haussperling und Mauersegler.

Heftig sind die Anklagen, die man gegen unsern Graurock, den Sperling, erhebt und besonders deshalb ist über ihn der Stab gebrochen, weil er nützliche Vögel aus seinem Brutbezirke vertreibt, ja sogar ihre Nester zerstört. Verschiedentlich wurde beispielsweise beobachtet, daß Schwalben ihren Hausstand räumen mußten, um ihn dem frechen Patron zu überlassen. Auch an unserm Wohnhause nisten jährlich verschiedene Paare des Haussperlings, teils unterhalb des großen Glasturmes, teils unter der sehr geräumigen Veranda. Ein Sperlingspaar hatte nun ein sicheres Plätzchen als Winterschlafstätte benutzt, und als Ende Februar die ersten linden Frühlingslüfte wehten, trug es schon zu Neste. Da nahte plötzlich das Ungemach. Ein Starenpärchen schien die Stelle für besonders geeignet zu halten, um sie als zukünftige Wiege für seine Nachkommenschaft zu benutzen. Rücksichtslos drangen die Stare in das Spatzenheim ein, und zwischen beiden Vogelpaaren kam es häufig zu erbitterten Kämpfen, in denen die Stare aber stets den Sieg davontrugen. Laut schimpfend saßen die Sperlingsgatten da und folgten jedesmal den Staren nach, sobald diese in ihr Nest eindrangeu. Zu bemerken ist noch, daß die Niststätte sehr schwer zu erreichen war. Sie bestand in einem ca. $1^1/_2$ m langen, zum Schutz der Dachrinne angebrachten Blechkasten, dessen Boden an beiden Enden ein kleines, viereckiges Loch besaß, durch welches die Vögel nur auf die Weise in das Innere gelangen konnten, daß sie sich von unten her durch die zwei schmalen Öffnungen hindurchzwängten. Jedenfalls schienen die Stare den Sperlingen aber Respekt eingeflößt zu haben, näherte sich nur einer dem Lieblingsplatze der grauen Proletarier, so erhoben diese ein klägliches Angstgeschrei, in der Nähe weilende Spatzenfamilien kamen hinzu und stimmten in den Lärm mit ein, sodaß ich mehr denn einmal ins Freie eilte, da ich eine Katze vermutete. Gespannt war ich nun, welches von beiden Vogelpaaren wohl endgültig den Nistplatz behaupten würde. Mit Freuden konnte ich denn bemerken, wie das Starenpaar emsig baute, den

Sperlingen das Nest mit Gewalt nahm und seine Jungen auch glücklich groß zog. Interessant ist nun ferner noch die Thatsache, daß die Stare stets durch die hintere Öffnung das Innere aufsuchten und in dem hinteren Teile des Blechkastens ihr Heim aufschlugen. In dem mittleren Teile desselben baute dagegen ein Paar des Mauerseglers (Micropus apus [L.]), sodaß beide Vogelpaare in ein und demselben Kasten, in einer Entfernung von ca. 50 cm, ihr Nest herrichteten und friedlich und emsig ihre Elternpflichten ausübten, ohne durch eine Scheidewand getrennt zu sein. Die Mauersegler suchten stets durch die vordere Öffnung ihr Nest auf. Häufig konnte ich hören, wie die jungen Stare heftig piepten, wenn die Mauersegler ihren Nistplatz aufsuchten, da die hungerigen Kleinen wohl ihre Eltern vermuteten.

Diese Beobachtung beansprucht noch deshalb besonderes Interesse, da ja die Stare die Sperlinge heftig verfolgten, sobald sie sich nur ihrer Niststätte näherten, während sie mit den Schwalben in holder Eintracht zusammen lebten.

II. Haussperling und grauer Fliegenfänger.

In unserm Garten stellte sich, wie alljährlich, im Frühjahr ein Pärchen des grauen Fliegenfängers ein und wählte als Nistplatz das schützende Laubdach eines dichten Weinstocks, der ein hohes Gemäuer vollkommen bekleidete. Beide Gatten trugen auch fleißig zu Neste und schon war dasselbe beinahe vollkommen hergerichtet, da erschien ein böser Feind in Gestalt eines Sperlings. Dieser freche Geselle näherte sich ohne Umstände der mühsam errichteten Wohnstätte, riß dieselbe vollkommen auseinander und trug vor den Augen der armen Eigentümer die Trümmer nach und nach seinem eigenen liederlichen Hausstande zu, unbekümmert um das klägliche Geschrei der Besitzer. Das Fliegenfängerpärchen suchte sich nun einen neuen Nistplatz auf, begann auch wieder frisch zu bauen, vollendete das Nest aber nicht, sondern verschwand zu meinem lebhaften Bedauern aus dem ganzen Bereiche. Durch diesen Gassenbuben wurden mir also zwei der nützlichsten Vögel genommen.

In einem anderen Falle nistete ein Fliegenfängerpärchen an unserer Veranda auf einem Dachrinnenknie. Häufig erschien ein bejahrter Spatzenpatriarch, faßte kühn auf der Rinne Posto und ließ laut und hell seine Stimme erschallen; schließlich nahm er sogar in dem Neste selbst seinen Sitz, unbekümmert um die Klagetöne der Fliegenfänger. Ohne Frage hätte der freche Geselle auch diese wieder vertrieben, wenn ich den armen Tierchen nicht zu Hülfe gekommen wäre und ihnen so ihre Brutstätte gesichert hätte.

III. Schwarzamsel und weiße Bachstelze.

Bisweilen wird der Schwarzamsel der schwere Vorwurf gemacht, daß sie

junge Vögel aus der Wiege werfen oder auch wohl verzehren und andere Vögel aus dem Brutbezirke vertreiben soll. Ich persönlich habe bisher noch niemals die Beobachtung gemacht, daß durch ihre Anwesenheit in irgend einer Weise die Bruten anderer Vögel beeinträchtigt wären und das von der Amsel bewohnte Revier verlassen hätten. Jährlich brüten mindestens zwei Pärchen in unserem Garten, und gleichzeitig gehören Rotschwänzchen, Bachstelzen, Edelfinken, Grasmücken, Stare, Grünlinge, Stieglitze, Fliegenfänger, Haus- und Feldsperlinge zu unseren regelmäßigen Brutvögeln. In einem in der Nähe unseres Wohnwesens gelegenen Parke nistet Jahr für Jahr auch ein Nachtigallenpärchen, trotzdem derselbe zahlreiche Drosseln beherbergt, die häufig sogar in nächster Nähe des Nachtigallennestes ihr Wohnwesen herrichten. Daß die Schwarzamseln allerdings Jagd auf Vögel machen und diese verfolgen, ist eine häufige, aber durchaus keine auffällige Erscheinung. Denn wie hitzig verfolgt z. B. der Buchfink Vögel, die sich in der Nähe seines Nistplatzes aufhalten, wie mutig vertreibt der Sperling Angehörige der gefiederten Welt, die seiner Niststätte zu nahen kommen, ohne Unterschied auf ihre Größe. So wird eine in meinem Besitze befindliche Tümmlertaube in den Monaten, in welchen der Sperling die Sperlingsliebe in vollen Zügen genießt, stets von ihm belästigt, sobald sie in die Lüfte steigt. Häufig wird sie von zwei Sperlingen zugleich verfolgt, die beständig mit ihren Schnäbeln auf die Taube losfahren und nicht selten an den Kreisen teilnehmen, die die Taube hoch in der Luft beschreibt.

Vor einigen Jahren siedelte sich in einem hohen, dichten Rosenstocke, der die eine Seite unseres Wohnhauses umrankte, ein Amselpärchen an, baute sein Nest auf einem Gesimse, und den Eiern entschlüpften auch glücklich vier Junge. Genau in derselbe Höhe, etwa einen Meter vom Hausstande der Drosseln entfernt, nur durch ein Fenster getrennt, baute auch ein Bachstelzenpaar ungestört sein Nest, und diese Ehe war mit Vogelkindern reich gesegnet. Zu meiner Freude konnte ich bemerken, daß es zwischen den beiden Vogelpaaren nie zu Zwistigkeiten kam, und daß die Jungen sämtlich flügge wurden und unversehrt das Nest verließen.

IV. Schwarzamsel und Star.

Eine Drossel nistete direkt über einem Starenkasten, der bereits bewohnt war. Beide Nachbarn brüteten auch emsig, ohne daß ich jemals Streitigkeiten beobachten konnte. Den Eiern der Amseln entschlüpften aber die Jungen einige Tage früher, als denjenigen der Stare. Eines Morgens bemerkte ich jedoch, daß die Amseln ihre Jungen nicht mehr ätzten und kläglich schrieen. Eine nähere Untersuchung ergab denn, daß ihre bereits mit Stoppeln bekleideten Jungen tot unter dem Baume lagen. Ob die Stare diese aus dem Neste geworfen hatten,

um durch das Hin- und Herfliegen der Nahrung herbeitragenden Drosseln nicht weiter gestört zu werden, kann ich leider nicht entscheiden.

V. Schwarzamsel und Edelfink.

Im vergangenen Jahre nistete in unserem Garten ein Amselpaar zwischen den Ästen eines Birnbaumes, ungefähr 1½ m vom Erdboden entfernt, und senkrecht darüber baute in demselben Baume ein Edelfink. Beide Pärchen lebten einträchtig nebeneinander, gaben sich mit Eifer der Brutpflege hin, und die Männchen saßen häufig in dem Birnbaume friedlich nebeneinander, um mit ihrem Sang, jedes nach seiner Art, das brütende Weibchen zu unterhalten. Ich will, gestützt auf meine Beobachtungen, mit meinen Ausführungen aber durchaus nicht sagen, daß die Schwarzamsel nicht hin und wieder als Vogelräuber auftreten sollte, obgleich ich sie nie als solchen angetroffen habe, denn es liegen in dieser Richtung ja verschiedene Beobachtungen von Gewährsmännern vor.

Bielefeld.

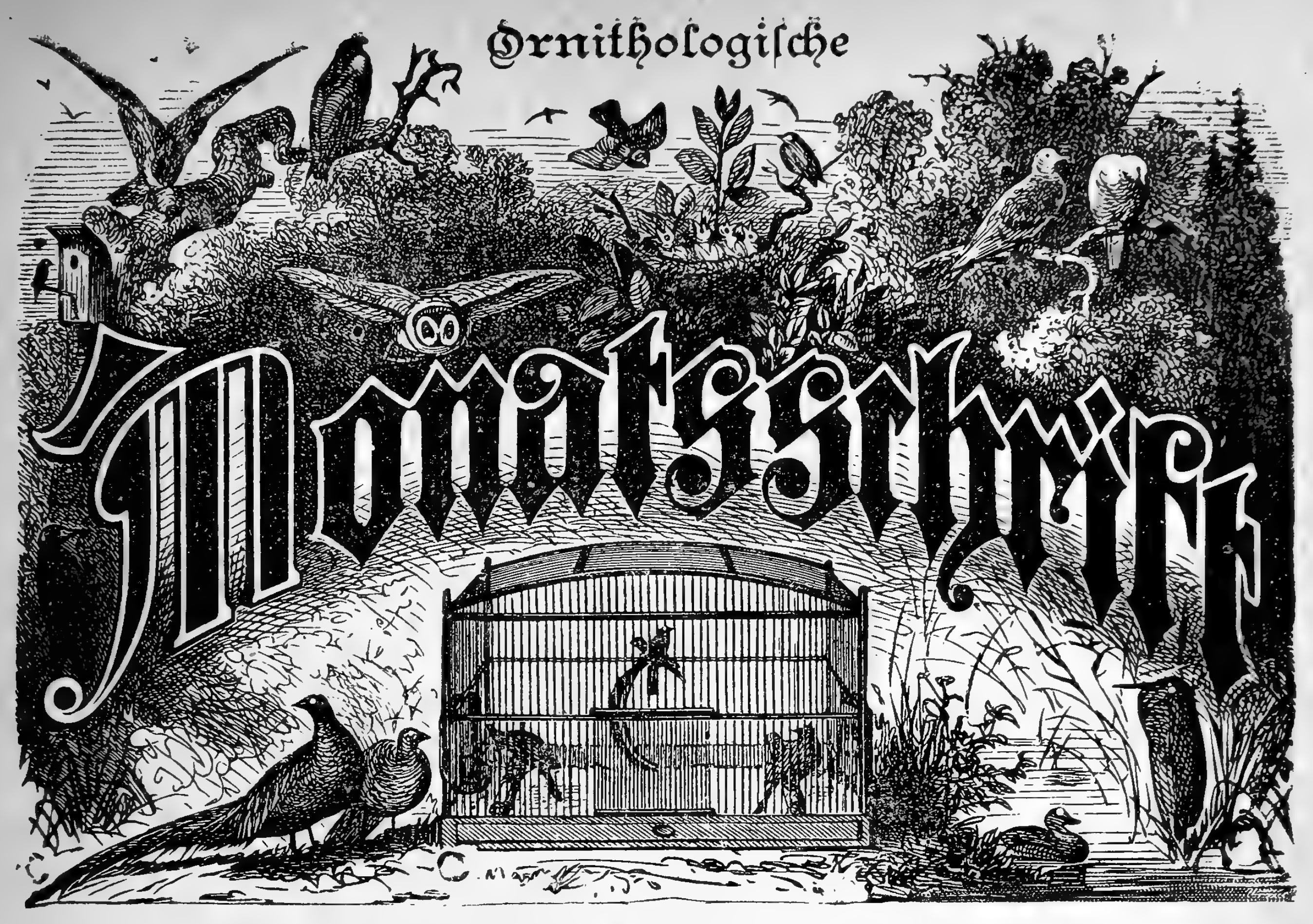
Kleinere Mitteilungen.

Die Wachteln in Ägypten. Der Wachtelfang an Afrikas Nordküste wird in bedenklicher Weise fortgesetzt. Im vergangenen Jahre wurden von Ägypten allein 1275490 Stück versendet, und zwar: 1088490 nach Frankreich, 92000 nach England (die nach Frankreich spedierten gingen aber fast alle auch nach England), 70000 nach Italien und 25000 nach Malta. Eine so arg betriebene Nachstellung der Wachtel hat deren Anzahl in Europa schon ganz bedeutend verringert und droht das beliebte Federwild zur größten Seltenheit zu machen. — Auf den verschiedenen ornithologischen und ornithophilen Kongressen machte ich auf diese Gefahr aufmerksam, und faßten die betreffenden hohen Versammlungen Wunschbeschlüsse, die verschiedenen Regierungen möchten sich vereinbaren, um durch gesetzliche Beschränkungen des Transithandels der Wachteln der drohenden Vernichtung derselben Einhalt zu thun. Alles blieb aber bisher „desideria pia“! Möchte es nicht einst heißen: „Zu spät!“ Dr. Carl Ohlsen.

Dr. Carl Ohlsen macht in der italienischen Presse folgenden **Vorschlag für den Vogelschutz**, von dessen Durchführung große Erfolge, besonders in Italien, zu erwarten wären: Die Grundbesitzer haben in Zukunft in ihre Pachtverträge folgende Paragraphen aufzunehmen: „Der Pächter ist verpflichtet, gewissenhaft die bestehenden Jagdgesetze und Vogelschutzverordnungen zu befolgen und die Vogelnester, sowie die junge Vogelbrut zu schonen; er haftet dafür, daß keines der Mitglieder seiner Familie und keiner seiner Untergebenen in irgend einer Weise auf dem gepachteten Lande das übertrete.“ Red.

Redaktion: Dr. Carl R. Hennicke in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Ornithologische



des

Deutschen

Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von E. v. Schlechtendal.

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Redigiert von
Dr. Carl R. Hennicke
in Gera (Reuß),
Dr. Frenzel,
Professor Dr. O. Taschenberg.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. November 1899. Nr. 11.



An die geehrten Vereinsmitglieder.

Am 6. Januar 1900 begeht der Deutsche Verein zum Schutze der Vogelwelt die Feier seines 25jährigen Bestehens. Aus dieser Veranlassung soll die nächstjährige Generalversammlung am Sonnabend, den 6. Januar, abends 8 Uhr in Merseburg stattfinden. Eine besondere Einladung nebst Festordnung wird in der Dezember-Nummer veröffentlicht. Für heute nur diese kurze Andeutung mit der Bitte an die geehrten Vereinsmitglieder, sich schon jetzt zu recht zahlreichem Besuche der Versammlung einzurichten. Der Vorstand.

An die geehrten Vereinsmitglieder.

Von den seiner Zeit auf vielseitigen Wunsch angeschafften illustrierten Postkarten ist noch eine Anzahl vorhanden. Soweit der Vorrat reicht, sollen diese Karten für den weiter ermäßigten Preis von 4 Pfennigen abgegeben werden. Die geehrten Mitglieder werden gebeten, sich mit der Bestellung der etwa noch benötigten Karten schleunigst eventuell unter Einsendung des Betrages in Briefmarken an unseren Herrn Rendanten Rohmer in Zeitz zu wenden. **Der Vorstand.**

Zum Vogelschutz.

Das Königlich preußische Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten hat unter dem 11. August d. J. eine Umfrage über den Umfang und Wert des Krammetsvogelfanges in Preußen erlassen.

Der bezügliche Erlaß lautet im wesentlichen wie folgt:

„An sämmtliche Königlichen Regierungen, einschließlich Sigmaringen.

Nach § 8, Abs. 2 des Gesetzes, betreffend den Schutz von Vögeln, vom 22. März 1888 (R. G. Bl. S. 111) wird der in der bisher üblichen Weise betriebene Krammetsvogelfang in der Zeit vom 21. September bis 31. Dezember durch die Vorschriften dieses Gesetzes nicht berührt, auch finden dessen Bestimmungen nach § 8, Abs. 1b auf die Krammetsvögel keine Anwendung, soweit diese nach Maßgabe der Landesgesetze zu den jagdbaren Vögeln gehören. Angesichts der häufigen Angriffe, welche die Duldung des Krammetsvogelfanges, besonders des mit Dohnen bewerkstelligten, in der Oeffentlichkeit und im Reichstage erfährt, wünscht der Herr Reichskanzler näheres über den Umfang und den Wert des Krammetsvogelfanges zu erfahren. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß es unmöglich sein wird, genaue Angaben hierüber zu erhalten, so glaubt der Herr Reichskanzler doch, daß durch Vermittelung der staatlichen Forstverwaltungen und größerer Jagdbesitzer, vielleicht auch größerer Wildprethändler, Schätzungen vorgenommen werden können, die einen allgemeinen Ueberblick gestatten.

Die Königliche Regierung ersuche ich demzufolge, die erforderlichen Ermittelungen hinsichtlich der staatlichen Forsten des dortigen Bezirkes unter Benutzung des beiliegenden Formulars eines Fragebogens anstellen und das Ergebnis bis zum 1. Oktober d. J. dem Herrn Regierungs-Präsidenten zustellen zu wollen, der mir alsdann gleichzeitig über die Verhältnisse in den übrigen Teilen des Bezirks berichten wird."

Der den Revierverwaltern zugestellte Fragebogen hat folgenden Wortlaut:

„Fragen über den Umfang und Wert des Krammetsvogelfanges.

1. Gehören die Krammetsvögel im dortigen Regierungsbezirke zu den jagdbaren Vögeln?
2. Wieviel Krammetsvögel werden schätzungsmäßig jährlich erlegt?
   Auf wie hoch beläuft sich der Wert der jährlich erlegten Krammetsvögel?
3. Werden die Krammetsvögel außer in Dohnen in erheblicherem Umfange auch auf andere Weise, z. B. in Netzen oder mit Feuerwaffen erlegt?
   (Wenn bejaht:) Welche Bruchteile der Gesammtzahl der erlegten Vögel mögen etwa auf die einzelnen Erlegungsarten entfallen?

4. a Welcher Prozentsatz von anderen Vögeln mag etwa im Dohnenstieg gleichzeitig mit den Krammetsvögeln gefangen werden?

4. b Welcher Prozentsatz von Krammetsvögeln mag etwa sich so in den Dohnen fangen, daß er nicht alsbald getötet wird, sondern langsam verendet?

5. Ist eine Abnahme der Zahl der jährlich gefangenen Krammetsvögel zu beobachten?
6. Welche Bevölkerungsklassen sind hauptsächlich beteiligt
   a) bei dem Fange von } Krammetsvögeln?"
   b) bei dem Handel mit }

Es ist gewiß von hohem Interesse, das Gesamtergebnis der Beantwortung der gestellten Fragen kennen zu lernen. Sollte höheren Orts eine bezügliche Bekanntmachung erfolgen, so werden wir dieselben auch in unserer Monatsschrift zur Veröffentlichung bringen.

Das neue Tiroler Vogelschutzgesetz.

Von F. Anzinger.

Die Unzulänglichkeit des tirolisch-vorarlbergischen Vogelschutzgesetzes war, namentlich in Bezug auf die Verhältnisse in Südtirol, schon längst bekannt. Unzählige Male wurden Klagen hierüber laut und an die Ausarbeitung und Vorlage eines neuen Gesetzentwurfes erinnert. Bei diesen Aneiferungen blieb es aber, denn es fand sich niemand, der sich dieser, wie es von vornherein schien, undankbaren Aufgabe unterziehen wollte. Endlich nahm sich der energische Obmann des

tirolisch-vorarlbergischen Tierschutzvereines, Redakteur J. Tschugmel, der Sache an, lud im Winter 1896/97 den Ausschuß des hiesigen Jagd- und Vogelschutzvereines und unseres Vereines für Vogelkunde zu diesbezüglichen mehrmaligen Beratungen ein, und in einer der letzten gelang es uns, über das „Wie" der Abhilfe einig zu werden. Der Entwurf für ein neues Gesetz wurde ausgearbeitet, eine überzeugende Einbegleitung hierzu verfaßt und nunmehr das Ganze, begleitet von unseren hoffnungslosen Wünschen, dem Tiroler Landtag übermittelt. Lange wurde an unserem Entwurfe herumgedoktert, ohne vorher unsere weitere Meinung anzuhören, und nachdem einige mutmaßliche Mängel beseitigt und an dessen Stelle entsprechende Schnitzer eingefügt waren,[1]) wurde der Entwurf als sanktionsreif dem zuständigen Ministerium vorgelegt.

Nach einer zweijährigen Ablagerung daselbst (man versuchte wahrscheinlich die für den italienischen Landesteil überaus einschneidende Wirkung des Gesetzes zu mildern, ohne jedoch zu einem Resultate zu gelangen) wurde unsere Vorlage vollinhaltlich zum Gesetze erhoben. Der Inhalt desselben lautet:

Gesetz vom 18. Juni 1899,

wirksam für die gefürstete Grafschaft Tirol, betreffend den Schutz der für die Bodenkultur nützlichen Vögel.

Über Antrag des Landtages Meiner gefürsteten Grafschaft Tirol finde Ich anzuordnen, wie folgt:

§ 1. Das Zerstören oder Ausheben der Nester und Brutstätten, das Ausnehmen der Eier und der jungen Brut aller wildlebenden Vögel, mit Ausnahme der im Anhange angeführten schädlichen Arten, sowie der Verkauf solcher Nester, Eier und junger Vögel ist verboten.

§ 2. Das Fangen und Töten der im Anhange benannten schädlichen Vögel ist zu jeder Zeit gebührenfrei gestattet.

Alle übrigen wildlebenden Vögel dürfen, insofern dieses Gesetz nicht eine Ausnahme festsetzt (§§ 3 und 11), nur während der Zeit vom 15. September bis Ende Dezember jeden Jahres nach erlangter behördlicher Bewilligung und unter Beobachtung der Bestimmungen dieses Gesetzes unter der Voraussetzung gefangen oder getötet werden, daß der Grundeigentümer oder dessen Stellvertreter keine berechtigte Einsprache erheben.

Das Erlegen der nützlichen wildlebenden Vögel mit Schußwaffen ist während der Zeit vom 1. September bis Ende Dezember, der schädlichen aber zu jeder Zeit ohne behördliche Bewilligung mit Zustimmung der Jagdberechtigten und unter Beobachtung der diesfälligen gesetzlichen Bestimmungen gestattet.

[1]) Siehe weiter unten.

§ 3. Der Einzelfang von Stubenvögeln nächst den Wohnhäusern und in Gärten mittels sogenannter „Schläge“ ist auch während der Schonzeit, jedoch außer der Brutzeit, ohne behördliche Bewilligung gestattet.

Auch dürfen Vögel, welche durch fortgesetztes oder scharenweises Einfallen den Wein-, Obst- oder Gemüsegärten, bestellten Feldern, Saat- und Pflanzschulen oder der noch nicht eingebrachten Ernte Schaden zufügen, von den Eigentümern oder Nutzungsberechtigten, sowie von deren Beauftragten in den in diesem Gesetze erlaubten Fangarten zu jeder Zeit, ohne behördliche Bewilligung gefangen und getötet oder mit Schußwaffen erlegt werden; im letzteren Falle jedoch nur mit Zustimmung des Jagdberechtigten.

§ 4. Als verbotene Fangarten und Fangmittel werden erklärt:

a) Der Gebrauch geblendeter Lockvögel;
b) Schlingen jeder Art, sowohl Boden- als Baumschlingen (Dohnen);
c) Schnellbögen (archetti) und Kloben;
d) das Fangen mit dem Käuzchen (civetta);
e) das Fangen mit Netzen jeder Art, als: Deck- und Stecknetzen (Staudennetzen), Strichnetzen (passate), Zug- und Schlagnetzen (reti di tratta) und mit Roccoli;
f) das Fangen mit Anwendung von Körnern oder anderen Futterstoffen, denen betäubende Substanzen beigesetzt sind;
g) das Fangen zur Nachtzeit; hierbei gilt als Nachtzeit der Zeitraum von einer Stunde nach Sonnenuntergang bis eine Stunde vor Sonnenaufgang;
h) jede Art des Fanges, solange der Boden mit Schnee bedeckt ist, oder während der Trockenheit längs der Wassergerinne, an Quellen und Teichen.

§ 5. Die Bewilligung zum Fangen und Töten von Vögeln ist unter der Voraussetzung, daß die Grundeigentümer oder deren Stellvertreter dagegen keine berechtigte Einsprache erheben, über Ansuchen von der politischen Bezirksbehörde (k. k. Bezirkshauptmannschaft, Stadtmagistrat), für die Dauer eines Jahres und für das Gebiet einer bestimmten Gemeinde oder Örtlichkeit derselben mit Bezeichnung der Fangart, sowie unter Anordnung etwaiger besonderer Bedingungen gegen vorherige Entrichtung der Fanggebühr (§ 6) nur an vertrauenswürdige Personen zu erteilen, worüber dem Bewerber eine auf seine Person lautende, mit dem Amtssiegel versehene Urkunde auszufertigen ist.

Von jeder erteilten Bewilligung ist die betreffende Gemeindevorstehung zu verständigen und die erlegte Fanggebühr an den Landesausschuß einzusenden.

Der Berechtigte hat den öffentlichen Aufsichtsorganen diese Bewilligungsurkunde jederzeit auf Verlangen vorzuweisen und Einsicht in dieselbe zu gestatten.

§ 6. Für die Bewilligung des Vogelfanges ist eine jährliche Gebühr von 5 Kronen zu entrichten.

Die Fanggebühren fließen in den tirolischen Landeshaushalt zur Verwendung für landwirtschaftliche Zwecke.

§ 7. Tote Vögel dürfen weder in den Handel gebracht, noch in Gasthäusern verabreicht werden.

Ausgenommen von dieser Bestimmung sind die im Anhange benannten schädlichen Vögel.

§ 8. Übertretungen dieses Gesetzes sind von der zuständigen politischen Bezirksbehörde mit einer Geldstrafe von 2 bis 40 Kronen und im Wiederholungsfalle bis zu 100 Kronen, und im Falle der Zahlungsunfähigkeit mit einer Arreststrafe von sechs Stunden bis zu zehn Tagen zu bestrafen.

Außerdem sind die Fangwerkzeuge und die gefangenen oder getöteten Vögel zu konfiszieren, die noch lebenden aber sogleich frei zu lassen.

Die Geldstrafen, sowie der Erlös für die konfiszierten Gegenstände fließen in den tirolischen Landeshaushalt zur Verwendung für landwirtschaftliche Zwecke.

Gegen Personen, welche wegen Übertretung dieses Gesetzes wiederholt bestraft worden sind, kann auch auf Verlust der erteilten Bewilligung zum Fangen von Vögeln erkannt werden.

§ 9. Die Berufung gegen Entscheidungen der politischen Bezirksbehörde geht an die k. k. Statthalterei, die Berufung gegen die Entscheidung der letzteren an das k. k. Ackerbauministerium; wenn aber die Berufung gegen ein Straferkenntnis gerichtet ist, an das Ministerium des Innern.

§ 10. Die politische Bezirksbehörde hat dafür Sorge zu tragen, daß dieses Gesetz alljährlich in der ersten Hälfte September durch die Gemeindevorsteher in den Gemeinden ortsüblich kundgemacht werde.

Die k. k. Gendarmerie, das Forst-, Jagd- und Feldschutzpersonale, sowie alle Gemeindeaufsichtsorgane sind verpflichtet, jede wahrgenommene Übertretung des Gesetzes der politischen Bezirksbehörde anzuzeigen.

§ 11. Für wissenschaftliche Zwecke kann die politische Landesstelle Ausnahmen von den Bestimmungen dieses Gesetzes eintreten lassen.

Dagegen kann sie aber auch mit Zustimmung des Landesausschusses aus Kulturrücksichten über Antrag der Gemeindevorstehungen oder der landwirtschaftlichen Bezirksgenossenschaften den Vogelfang für die Gebiete einzelner Gemeinden oder ganzer Bezirke auf bestimmte Zeit noch mehr einschränken oder auch ganz verbieten.

§ 12. Die Bestimmungen dieses Gesetzes erstrecken sich nicht auf das der Jagd vorbehaltene Federwild.

§ 13. Dieses Gesetz, womit das Landesgesetz vom 30. April 1870, L. G.-Bl. Nr. 37, außer Wirksamkeit gesetzt wird, tritt mit dem Tage der Kundmachung in Kraft.

Die auf Grund des früheren Gesetzes erlassenen Vogelfangverbote für einzelne Gemeinden oder ganze Bezirke bleiben bis zum Ablauf der betreffenden Fristen in Wirksamkeit.

§ 14. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes wird Mein Minister des Innern und Mein Ackerbauminister betraut.

Schönbrunn, am 18. Juni 1899.

Franz Joseph m. p.

Thun m. p. Kast m. p.

Anhang.

Gypaëtus barbatus L., Bart- oder Lämmergeier.

Die Adlerarten:

Aquila chrysaëtus L., Gold- oder Steinadler. Haliaëtus albicilla L., Seeadler. Pandion haliaëtus L., Fisch oder Flußadler.

Die Falkenarten:

Falco subbuteo L., Baum- oder Lerchenfalke. Falco peregrinus Tunst., Wanderfalke. Falco aesalon L., Zwerg- oder Merlinfalke.

Die Habichte:

Accipiter nisus L., Sperber, Finkenhabicht. Astur palumbarius L., Hühnerhabicht, Hühnergeier.

Die Milane:

Milvus migrans Bodd. (M. niger Briss. sive ater Gmel.), schwarzer Milan. Milvus ictinus, Savi (sive regalis Briss.), roter Milan, Gabelweihe.

Die Weihen:

Circus aeruginosus L., Rohrweihe. Circus cyaneus L., Kornweihe. Circus pygargus L., (C. cineraceus Mont.), Wiesenweihe.

Die Eulen:

Bubo ignavus Forst. (B. maximus Sibth.), Uhu, Buhin.

Die Raben:

Garrulus glandarius L., Eichelhäher, Gratschen. Pica rustica Scop. (P. caudata Ray.), Elster, Alster. Corvus cornix L., Nebelkrähe, grauer Rabb. Corvus corone L., Rabenkrähe, gemeiner Rabb.

Die Würger:

Lanius minor Gm., grauer oder Schwarzstirn-Würger. Lanius excubitor L., Raubwürger, Meisenkönig. Lanius senator L., rotköpfiger Würger.

Alcedo ispida L., Eisvogel, Martinsvogel.
Cinclus aquaticus L., die Wasseramsel.

Hierzu wird noch Folgendes bemerkt. Dem bekannten Ornithologen Ludwig Br. Lazarini, Obmannstellvertreter des Jagd- und Vogelschutzvereines und mir, als Vertreter des Vereines für Vogelkunde, ward die fachmännische Ausarbeitung des Entwurfes nach den vorherigen Beschlüssen übertragen. Unser Augenmerk war nun unter anderem auch darauf gerichtet, die Schonzeit der Singvögel, mit Rücksicht auf den Massenfang im Wälschtirol, zu verlängern, und wir setzten als Beginn der erlaubten Fangzeit den 15. Oktober. Hierdurch wäre fast allen Zugvögeln Gelegenheit geboten gewesen, vor der erlaubten Fangzeit fortziehen zu können. Dies wurde vom Landtage verworfen und der im alten Gesetze festgesetzt gewesene 15. September als Beginn der erlaubten Fangzeit beibehalten. Aus unserer neu zusammengestellten Liste schädlicher Vögel wurde der gewiß schädliche und zudem hier sehr häufig vorkommende Dorndreher (Lanius collurio) weggelassen, dafür aber die völlig harmlose Bachamsel (Cinclus aquaticus)[1]) in diese Liste aufgenommen. Wüßte ich die Namen jener, deren Weisheit diese Änderungen veranlaßten, so würde ich sie hier festnageln.

Im allgemeinen dürfen wir übrigens mit unserem Gesetze zufrieden sein, vorausgesetzt, daß es auch mit der nötigen Consequenz gehandhabt wird. Es sind erstens alle auf den Massenfang abzielenden Fangvorrichtungen (unter anderem auch die heimischen Dohnen), sowie das Feilbieten toter Singvögel und Verabreichung derselben als Speise verboten und zweitens ist manchem fragwürdigen Individuum die Möglichkeit entzogen, bei einer nach Geld haschenden Gemeinde einen Erlaubnisschein zum Vogelfang erhalten zu können.

Mancher wird mitleidig lächeln und sagen: „Was hilft euch euer Vogelschutzgesetz, wenn die Italiener das Gegenteil thun!“ Das wissen wir leider allerdings nur zu gut; doch sind wir nicht in Italien, sondern in Österreich und haben als Österreicher so gehandelt, wie es jeder deutsche Vogelfreund von uns erhoffen durfte.

Die Zwergohreule, Pisorhina scops (L.).

Von Rudolf Hermann. (Nachdruck verboten.)

(Mit Buntbild Tafel XX.)

Unter allen Vögeln erfreuen sich wohl kaum andere einer so geringen Beliebtheit im Volksleben als gerade die Eulen. Dies ist im Hinblick auf diese nützlichen Bewohner unserer Waldungen zu bedauern, jedoch erklärlich, weil sich an

---

[1]) Und Lanius minor. Carl R. Hennicke.

das Leben und Treiben jener Nachtraubvögel — wohl nur mit der einzigen Ausnahme in der griechischen Mythologie, wo die Eule als heiliger und Glück bringender Vogel bezeichnet wird — von jeher Vorstellungen geknüpft haben, welche sie, zufolge ihrer am Tage versteckten Lebensweise, zu Unheil brütenden und Unglück verkündenden Geschöpfen stempelten. Infolgedessen, und da sich im Leben nichts leichter vererbt als eine durch Tradition erworbene Furcht oder abergläubische Scheu, ist es wohl zu verstehen, daß ein im Laufe der Zeit immer schärfer gewordener Fanatismus im Volksleben sich den Eulen gegenüber geltend machen konnte, umsomehr, wenn man daran denkt, daß die Empfänglichkeit der Menschen für den Aberglauben so groß ist, daß sich von seiner Mystik oft diejenigen nicht völlig frei machen können, denen ein folgerichtiges Denken eigen ist, geschweige denn jene, welche jeglicher Logik entbehren und Vernunftgründen überhaupt nicht zugänglich sind. Daß dadurch einmal gefaßte Vorurteile und irrtümliche Anschauungen schnell Verbreitung finden, liegt auf der Hand. Es darf daher auch nicht Wunder nehmen, daß über die Eulen lange Zeit die Acht ausgesprochen worden ist, und daß ihnen, sei es nun zufolge ihrer katzenähnlichen Erscheinung, aus falscher Beurteilung ihrer Lebensweise oder aus sonstigen Motiven, sogar heute noch nicht überall die Sympathie entgegenbracht wird, welche sie als Forst- und Feldpolizisten im Haushalte der Natur verdienen.

Man wird es hiernach kaum verstehen können, wenn Eulen dennoch in dem Menschen einen eifrigen Beschützer und oft sogar einen Freund finden, der sie aus Liebhaberei zu seinen Gesellschaftern in der Häuslichkeit macht, und der Laie wird darüber den Kopf schütteln, wenn er an die mannigfachen, mit der Abwartung dieser Vögel verbundenen, auch keineswegs zu bestreitenden Unannehmlichkeiten, sowie an die für sie zu beschaffende Nahrung denkt. Obschon ich die Schwierigkeit zugebe, die gerade in der Herbeischaffung geeigneten Futters für Raubvögel in der Gefangenschaft liegt, vermag ich nicht zu unterlassen, den Reiz hervorzuheben, den selbst ein Vertreter des Raubgesindels und des Gelichters aus der Vogelwelt, soweit dieser Ausdruck zutrifft, in der Häuslichkeit des Vogelfreundes auszuüben imstande ist. Schon in meiner Jugend vermochten ein Käuzchen oder eine dem Neste entnommene Schleiereule mich durch ihre liebenswürdigen, von der Art anderer Vögel ganz und gar abweichenden Eigenschaften zu fesseln, und heute noch ist mein Interesse für diese Vögel, obgleich ich mich hauptsächlich zur Zunft der Liebhaber einheimischer Singvögel bekenne, so lebhaft, daß ich auch eine der „verhaßten" Eulen, soweit mir zu ihrer Beherbergung geeignete Räume zur Verfügung stehen, gern einmal vorübergehend zu meiner Gesellschafterin mache.

Durch einen Zufall, der einem auf dem Gebiete der Vogelliebhaberei manch-

mal recht seltene Sachen zuführt, sollte ich denn auch, nach längerem vergeblichem Bemühen, endlich einmal in den Besitz eines Pärchens Zwergohreulen gelangen, von deren Liebenswürdigkeit und Anmut ich schon viel gehört hatte, und über diese möchte ich den freundlichen Leser, einer mich ehrenden Aufforderung der Redaktion der Monatsschrift folgend, zu unterhalten.

Nächst der Sperlingseule (Glaucidum passerinum) ist die Zwergohreule (Pisorhina scops) eine der kleinsten in Europa vorkommenden Arten. Hier ist sie, abgesehen von einigen wenigen Fällen, in denen sie auf dem Zuge oder als Irrgast beobachtet worden ist, wie z. B. in Großbritannien, im nördlichen Frankreich, in Luxemburg, Belgien, Holland, sowie in Ostpreußen (Romintener Heide), wo Dr. Flöricke 1893 ein Pärchen beobachtet hat (Monatsschrift 1894, S. 11), von dem ein Vogel am 15. Mai geschossen wurde, ferner in Schlesien, Anhalt, Hannover, Lothringen, auf der Insel Helgoland und bei Hamburg, wo ein Exemplar im Herbst 1878 erlegt worden, welches in die Sammlung der Gebr. Wiebke daselbst überging (Cabanis Journal für Ornithologie 1882, S. 15), nördlich vom 48. Breitengrade als Brutvogel nicht mehr anzutreffen. Ihr eigentliches Wohngebiet ist das südliche und südöstliche Europa, das nördliche Afrika, sowie Klein-Asien, Persien und Turkestan. Im mittleren Europa geht die Zwergohreule als Brutvogel bis etwa zum 48. Breitengrade hinauf, im Osten und Südosten dieses Erdteils erstreckt sich dagegen ihr Brutgebiet nach von Menzbier (The Ibis 1885, S. 263) erheblich weiter nach Norden, ungefähr bis zum 55. Breitengrade. Gar nicht selten ist die Zwergohreule im südlichen Ural, sowie in den Gouvernements Kiew, Orel und Tula. In Sibirien ist sie nach Johansen bei Tomsk am 20. August 1890 erlegt worden (Ornith. Jahrbuch 1896, S. 128). Als Zugvogel verläßt die Eule ihr Wohngebiet, mit ganz geringen Ausnahmen, welche im südlichen Europa überwintern, vom Oktober bis zum April. Sie wandert dann südlich nach Afrika bis Senaar und Abessinien, ist in Asien bei Aden und auch auf der Insel Madeira während der Zugzeit angetroffen worden (Ornith. Monatsber. 1896, S. 138). A. E. Brehm hat sie in den oberen Nilländern in großen Gesellschaften beobachtet, welche seiner Ansicht nach unzweifelhaft auf dem Zuge begriffen waren (Brehms Tierleben, 5. Band, S. 96).

Die Zwergohreule lebt im allgemeinen verborgen. Ihr Lieblingsaufenthalt sind waldige Gebirgsgegenden, doch kommt sie auch in der Ebene vor, sofern genügender Baumbestand zu ihrer Deckung vorhanden ist. Sie gründet sogar in der Nähe menschlicher Wohnstätten ihr Heim. Dieses wird in hohlen Bäumen oder in sonstigen von der Natur geschaffenen Verstecken aufgeschlagen, die sie, als echter Nachtraubvogel, mit Eintritt der Dämmerung verläßt, um Nahrung für sich und ihre Jungen herbeizuholen. Letztere besteht in der Hauptsache aus kleinen



Zwergohreule. Pisorhina scops (L.).



Wirbeltieren. Dresser, v. Heuglin u. a. haben die Zwergohreule zwar auch am Tage umherfliegen sehen und dabei ihren Ruf vernommen; doch darf man diese Erscheinungen wohl nur als Ausnahmen und nicht als für die Art feststehend ansehen, weil die Zwergohreule nach übereinstimmenden Berichten von Ornithologen, welche, wie Seebohm, Saunders, Flöricke u. A., vielfach zur Beobachtung des Vogels Gelegenheit hatten, in weit höherem Grade als die meisten übrigen Eulen Nachtvogel sein und sich nur dann am Tage blicken lassen soll, wenn sie aufgescheucht worden ist.

Bei ihren nächtlichen Ausflügen läßt sie in häufiger Aufeinanderfolge einen — wie Dr. Flöricke von den auf Cypern vernommenen Ruflauten der Zwergohreule sagt (Monatsschr. 1895, S. 214) — „auffälligen, zweisilbigen, halb klagenden, halb pfeifenden Ruf hören, der sich dem Ohr fest einprägt und der, einmal gehört, sich nicht so leicht wieder vergißt."

Wenn man die niedliche, etwa 20 cm große Eule betrachtet, dann drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß sie zu denjenigen Lieblingen der Mutter Natur gehört, welche diese durch die Mitgabe eines, wenn auch nur anspruchslosen, aber desto weniger auffallenden Federkleides sich erhalten will. Und thatsächlich ist diese Schutzfärbung von großem Werte für unsere Eule, da sie dadurch im Zustande der Bewegungslosigkeit in ihrer äußeren Erscheinung eine täuschende Ähnlichkeit mit dem ihr als Ruheplatz dienenden Aste oder der sie umgebenden Baumrinde hat und vor Nachstellungen von Seiten ihrer Feinde gesichert ist. Daß die Zwergohreule durch ihr Verhalten wesentlich zu ihrem Schutz beiträgt, bestätigt Saunders, der mit Bezug hierauf sagt, daß sie am Tage zusammengekauert auf einem Aste, oft dicht am Stamm, sitze und in dieser Stellung irgend einem Baumstumpfe gleiche, daß sie sich aber, sobald man an den ihr zum Sitz dienenden Stamm klopfe, sofort zu doppelter Höhe emporrichte und ihre Federohren aufhebe (Illustr. Man. of brit. Birds, p. 298).

Der Grundton der Schutzfarbe unserer Zwergin, der kleinen Abstufungen und Schattirungen unterliegt, ist meist fahlgraubraun. Dieses geht nach dem Bauche zu mehr in grau und grauweiß über und wird in seiner Eintönigkeit, sowohl auf der Vorderseite als auch auf dem Rücken, durch mehrfache schwarze, schmutzig-gelbe und -weiße Strichzeichnungen unterbrochen, welche sich auf den Flügeln als kleine Binden charakterisieren. Erscheint die Eule schon durch diese lebhaftere, die Monotie unterbrechende Färbung, die sowohl dem Männchen als dem Weibchen eigen ist, sodaß diese sich sehr ähneln, hübsch, so wird ihr Aussehen geradezu originell durch einen, wenn auch nicht allzu auffälligen, so doch ziemlich deutlich sich abhebenden, gelblichbraunen, schwarzschattierten Federkranz, den sogenannten Schleier, welcher das Gesicht einrahmt. Aus diesem schauen

uns schöne, hellgelbe Augen entgegen, und einen besonderen Schmuck bilden kleine Federrohren, welche willkürlich von dem Vogel aufgerichtet und niedergelegt werden können. Selbstverständlich stehen diese beweglichen Federchen mit dem eigentlichen, bei allen Eulen durch die ihnen eigene Ohrhautfalte besonders scharf ausgebildeten Gehör in gar keinem Zusammenhange. Indes scheinen diese Federn nicht nur ein zweckloses Geschenk der Natur für die Eule oder ein bloßes Merkmal zu sein, an welchem der Systematiker die Eule vom Kauz unterscheidet, sondern sie bilden auch meiner Ansicht nach, wenn ich aus dem Leben der Zwergohreule in der Gefangenschaft einen Schluß ziehen darf, oft einen Gradmesser für seelische Vorgänge, welche die kleine Zwergin bewegen. Denn unwillkürlich oder ohne jeden Zweck dürfte das schnellere oder langsamere Auf- und Niederbewegen oder das plötzliche Anlegen des hübschen Kopfputzes wohl ebenso wenig geschehen als das Schneiden der Grimassen, die drehenden, unter der Bezeichnung „Schultern" bekannten Kopfbewegungen, sowie die mannigfachen, manchmal sogar recht graziösen Verbeugungen und das Blinzeln mit den Augen. Die Natur scheint hier zweifellos dem Vogel in seinem Mienen- und Geberdenspiel unverkennbare Ausdrucksmittel für psychische Affekte verliehen zu haben.

Über das Leben der Zwergohreule in der Gefangenschaft ist, im Gegensatz zu anderen gefiederten Stubengenossen, verhältnismäßig wenig bekannt, weil dieser hübsche Vogel bedauerlicherweise eine sehr seltene Erscheinung des Vogelmarktes ist. Ich sage bedauerlicherweise; denn ich bin überzeugt, daß jeder, der auch nur einmal so glücklich war, die muntere, in jeder Position interessante Liliputanerin um sich zu haben, danach streben wird, sie bei Gelegenheit wieder zu erwerben. Allerdings darf man die Schwierigkeiten, welche die Wartung dieses Vogels mit sich bringen, nicht ganz unterschätzen.

Zunächst beansprucht ein Pärchen Zwergohreulen einen geräumigen Käfig, der mindestens so groß sein muß, daß die Insassen darin bequem die Flügel lüften oder, noch besser, darin kleine Flugspiele unternehmen können. Sodann muß auf die Natur des Vogels soweit Rücksicht genommen werden, daß man das Gebauer nicht allein mit einigen, der Fußspannweite der Eule entsprechenden starken Ästen, Sitzstangen, mit einem kleinen Baumstumpfe oder dergleichen versieht, sondern man darf es auch an lauschigen Schlupfwinkelchen darin, an Nischen und vom Tageslicht nicht grell beschienenen Plätzen nicht fehlen lassen. Man muß, mit einem Worte, dem Vogel Gelegenheit bieten, sich dann, wenn er will, an dunklere Stellen zurückzuziehen, diese aber auch jederzeit mit helleren vertauschen zu können. Beides scheint der Zwergohreule Bedürfnis zu sein, und in beiden Fällen wird der Liebhaber Belustigung an ihr finden. Ist ihr Naturell im allgemeinen lebhaft, sodaß sie schon dadurch ihrem Pfleger viel Freude macht, so

wird sie diesem noch angenehmer durch ihre große Zutraulichkeit, die zwar nicht gleich, bei ruhigem und liebevollem Entgegenkommen aber sehr bald eintritt. Ganz eigenartig wirken auf den Beschauer die Grimassen, das Augenblinzeln und das Gebärdenspiel der Zwergohreule, welches aus drolligen Kapriolen und Sprüngen, sowie aus zierlichen Knixen und Verbeugungen besteht, die sie vor ihm aufführt. Nicht minder komisch und ergötzlich als diese sind aber auch die Kosetöne und Äußerungen des Wohlbehagens, die sie von sich giebt, wenn ihr Herr und Gebieter mit ihr tändelt und sie dabei im Gefieder kraut. Manchmal indes ist sie jeder Annäherung unzugänglich. Wenn sie sich dann in trübseliger Stimmung in einen der oben erwähnten dämmerigen Winkel ihres Heims zurückzieht und scheinbar teilnahmslos, bald mit geglättetem, bald mit gesträubtem Gefieder, mit ihren hübschen ausdrucksvollen Augen zu ihrem Pfleger hinschaut oder mit dem einen und dem anderen Auge abwechselnd zu ihm hinüberblinzelt, dann möchte man fast glauben, daß auch sie vom Weltschmerz geplagt wird. Meistens sitzt sie zu Zeiten solcher psychischen Verstimmung tief in sich versunken, mit ungeordnetem Gefieder, fast bewegungslos in einer Ecke des Käfigs und nur die beiden Federohren, von denen bald das eine, bald das andere aufgerichtet, oder eines dem Kopf angeschmiegt wird, während das andere aufrecht stehen bleibt, geben Kunde davon, daß sie noch nicht völlig mit der Außenwelt abgeschlossen hat, daß sich aber Vorgänge in ihrem Inneren abspielen müssen, für welche der Tierpsychologe Motive in dem äußeren Habitus, in den drehenden Kopfbewegungen oder dem Gebärdenspiel des seltsamen Vogels sucht. Nähert man sich in solchen Momenten stiller Selbstbetrachtung dem Käfig der gefiederten Träumerin, so sieht sie den Hinzutretenden manchmal, ich möchte beinahe sagen so melancholisch an, daß er, wenn ihm noch ein bischen von der Phantasie verblieben, mit der die Feen- und Zaubermärchen einst seinen Gesichtskreis erfüllten und auf sein jugendliches Gemüt Eindruck auszuüben verstanden, glauben möchte, er habe in diesem zwerghaften Wesen eine hübsche verzauberte Königstochter vor sich, welche von ihm aus ihrer Verbannung erlöst sein möchte.

Eine noch schwierigere Seite der Liebhaberei für die Zwergohreule als die Einrichtung eines zweckmäßigen Käfigs ist die Beschaffung geeigneter Nahrung für sie. Wer noch nie einen Raubvogel in der Häuslichkeit beherbergt hat, denkt sich die Sache vielleicht einfacher als sie ist. Zwar haben wir heutzutage Surrogate und Universalfutter, welche in der Vogelpflege eine große Rolle spielen und die natürliche Nahrung auch zum großen Teil zu ersetzen vermögen. Indes kann ein Vogel, wie die Zwergohreule, gerade letztere, wenn man sich ihrer lange erfreuen will, nicht ganz und gar entbehren und darf nicht nur mit einseitigem Futter versehen werden. Da sie viel frißt, so ist die Beschaffung geeigneter Nahrung

für sie nicht nur umständlich, sondern auch im Hinblick auf die Verdauung manchmal recht unangenehm und in Anbetracht dessen, daß größere Wirbeltiere in kleinere Teile zerschnitten werden müssen, nehmen alle diejenigen, welche es nicht zu überwinden vermögen, eine tote Maus oder dergl. zu zerschneiden, lieber von der Anschaffung eines fleischfressenden Vogels Abstand.

Als vorzügliche Futtermittel für sie gelten frisch getötete und in Stücke zerlegte kleine Vögel, Mäuse, Eidechsen und Maikäfer, wie auch Insekten anderer Art. Maulwürfe nimmt sie weniger gern, verschmäht sie auch oft ganz und gar. Wenn aber weder das eine noch das andere Wildpret zu erlangen ist, dann begnügt sie sich auch mit weniger fetten Bissen und nimmt mit einem Ersatzfutter, wie man es größeren Insektenfressern in der Gefangenschaft vorsetzt, vorlieb, sofern man ihr daneben noch rohes, in längliche Streifen geschnittenes Fleisch und Mehlwürmer anbietet. Bei dieser Fütterungsmethode muß man aber getrocknete Ameisenpuppen in großer Menge unter das dargereichte Fleisch, welches auch gehackt werden kann, mischen und dem ganzen Ersatzfutter Tierhaare, Federn, Knochenmehl oder zerkleinerte Sepiaschalen beifügen, damit sich Gewölle bilden können. Daß bei einer so abwechselungsreichen, zumeist aus Fleisch bestehenden Nahrung für peinliche Sauberkeit des Käfigs gesorgt werden und dieser einen passenden Platz in der Häuslichkeit erhalten muß, will ich nur deshalb hervorheben, weil einem sonst die Liebhaberei für die hübsche Eule bald verloren gehen und sie, anstatt Freude zu bereiten, lästig werden kann.

Bezüglichkeit der Verträglichkeit der Zwergohreule hat mir Herr Hermann Kober in Freiburg i. Br. die interessante Mitteilung gemacht, daß in seiner großen Gartenvoliere ein Pärchen längere Zeit in Gesellschaft von je einem Paar Rotfußfalken (Tinnunculus vespertinus) und Rötelfalken (T. Naumanni) friedlich gelebt hat, ohne daß es diese belästigt hätte, noch von den weit stärkeren Vögeln angegriffen worden wäre. Hierzu verdient die Beobachtung Dr. Flörickes Beachtung, wonach ihm einmal eine Zwergohreule von einer Schleiereule, mit der er sie wegen Raummangel eine Nacht hindurch zusammengesperrt hatte, getötet wurde (Monatsschr. 1895, S. 214). Es liegt in der Natur der Sache, daß die kleine Zwergin sich größeren Vögeln gegenüber stets in der Defensive halten wird, sie mit kleineren Vögeln zusammenzubringen, möchte ich allerdings nicht anraten, weil sie diesen gegenüber, als Raubvogel, gelegentlich doch einmal einen Angriff machen könnte.[1]) Daß sie auch dem Menschen gegenüber Mut zeigt, dafür möchte ich ebenfalls eine Beobachtung des Herrn Kober anführen, der

[1]) So ging eine gegenwärtig von mir im Käfig gehaltene Zwergohreule sofort gegen einen in ihr Bauer eingeworfenen lebenden Sperling zum Angriff vor und würde ihn getötet haben, wenn ich ihn nicht wieder herausgefangen hätte. Carl R. Hennicke.

mir darüber etwa folgendes geschrieben: „An Influenza erkrankt, mußte ich einige Tage die Fütterung meiner Vögel meinem zwölfjährigen Sohne überlassen. Während meine Falken das Futter unbeanstandet von ihm annahmen, ließ ihn die weibliche Zwergohreule — die nun beinahe sechs Jahre in meinem Besitz und mir gegenüber außerordentlich zahm und zutraulich ist — nicht an ihren Käfig herankommen. Sobald sich mein Sohn dem Käfige näherte, stieß der Vogel Wutschreie aus und versuchte Angriffe auf ihn zu machen. Nur mit Mühe und List vermochte er die Gebauerthür zu öffnen, und im Augenblicke des Öffnens flog ihm der Vogel entweder direkt auf den Kopf oder auf die Hand und bearbeitete ihn mit Schnabel und Fängen. Der Vogel trieb es sogar so arg, daß es mich Mühe kostete, meinen Sohn zu bewegen, die Pflege der Eulen noch fernerhin zu übernehmen. Als ich nach einigen Tagen die Fütterung selbst wieder übernahm, nahm ich meinen Sohn mit, um mich von dem Schauspiele zu überzeugen, und habe ich dann alles bestätigt gefunden. Ich ließ die Eule dann frei fliegen, und auch da war mein Sohn vor ihren Angriffen nicht sicher, sodaß er, da von Gegenwehr keine Rede sein konnte, schließlich die Flucht ergriff. Sobald sich mein Sohn entfernt hatte, zeigte der Vogel wieder die alte Zutraulichkeit. Ein Leid wurde ihm von meinem Sohne nie angethan. Die männliche Eule machte gegen die Fütterung von seiten meines Sohnes nicht die geringste Opposition."

Abgesehen von diesem, wohl nur vereinzelt vorkommenden, für die Psychologie des Vogels jedoch beachtenswerten Charakterzuge ist die Zwergohreule aber, soweit meine Beobachtungen reichen, ein friedfertiger Vogel. Wenn auch Männchen und Weibchen nicht immer in ungestörtem Einvernehmen miteinander leben und zeitweise infolge einer Mesalliance kleine Plänkeleien vorkommen, so verträgt die kleine Zwergin sich doch im allgemeinen mit ihresgleichen gut. Wir haben nicht nur in dieser Beziehung, sondern auch dafür Beweise, daß schon wiederholt das zwischen verschiedenen Geschlechtern geschlossene Band der Freundschaft zum Liebesbündnis geworden und die reizenden Eulen vor den Augen des Pflegers die höchste und schönste Aufgabe ihres Lebens dadurch entfalteten, daß sie im Käfig ein Heim gründeten und ihn durch die Pfänder ihrer Liebe erfreuten.

Zu wünschen wäre es im Interesse der Liebhaberei für gefangene Vögel, daß die hübsche Zwergohreule eine nicht so seltene Erscheinung des Vogelmarktes bliebe als sie es bis jetzt war; denn sie vermag nicht nur ihrem Pfleger durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften manche angenehme Stunde zu bereiten, sondern sie regt ihn auch zum Studium an, weil sie ihn manchen Einblick in ihr Seelenleben thun läßt.

Ornithologische Beobachtungen in Italien.

Von Dr. Alwin Voigt.

Den 19. März verbrachte ich in der Umgebung von Bozen. Der Frühling hatte da schon weit mehr Blüten getrieben als bei uns. Steineichen, Eucalypten, Evonyums jap. und andere wintergrüne Bäume und Sträucher in Parkanlagen und Gärten täuschen uns über die Frühe des Jahres hinweg. Aus den dichtbelaubten Kronen begrüßten mich während der Morgenstunden Rufe und Schlag von Edel- und Grünfinken; aber auch schon Stieglitze, Girlitze und Schwarzplättchen sangen allenthalben in den Gärten und Parkgebüschen.

Jenseit der Talfer stieg ich den mit Buschwerk bewachsenen Hang hinan (Weg nach Jenesien) und rastete schließlich in einem Weinberge. Eine Piniengruppe überragte das darin gelegene Landgut, blühende Lorbeerbäume beschlossen das südliche Gehänge. Hier hörte ich so manchen lieben Sänger aus unserer heimischen Avifauna. Besonders anziehend war ein feuerköpfiges Goldhähnchen (Regulus ignicapillus Brehm.), das in meiner nächsten Nähe das Gebüsch durchschlüpfte.

In Rom (20.—23. März) schmetterten gegen Abend in den Ruinenfeldern zwischen Kolosseum und Kapitol Zaunkönige ihre Strophen und waren später aus der Ferne einige undeutliche Eulenrufe zu vernehmen. — Auf einem Spaziergange durch die Anlagen des Monte Pincio und den Waldpark der Villa Borghese hörte ich wieder sehr viele Girlitze und Stieglitze, einzelne Grünfinken, dann im Laubgehölz Singdrossel und Certhia-Rufe. Der hochstämmige Pinienwald ist jedenfalls für das Vogelleben weniger geeignet als unsere Nadelwälder: ohne Unterholz und schattige Verstecke, der Boden einförmig dürr begrast, in mächtiger Höhe die unbelebten, flachen, schirmförmigen Kronen. — Längeren Aufenthalt nahm ich in Neapel. In dem dichten Laubwerk der Steineichenalleen der Villa nationale (öffentliche Anlage am Golf) und im botanischen Garten sangen und lockten wiederum viele Schwarzplättchen. Auf einem Gange zwischen den ummauerten Gärten von Posilipo hindurch und hernach in der Umgebung von Baja am Golfe von Pozzuoli gabs allenthalben fast nur Finken, Stieglitze und Girlitze. Auf den Plätzen und Straßen von Rom, Neapel und Messina wurden Hunderte der Letztgenannten lebend in Massenkäfigen zu einem Soldo das Stück feil geboten. Sonst habe ich — abgesehen von Papageien, Prachtfinken und anderen Exoten — nur noch die Kalanderlerche (Melanocorypha calandra [L.]) öfter als Käfigvogel gesehen.

Dienstag den 28. März besuchte ich den Lago Fusaro und Lago di Licola, zwei langgestreckte Strandseen. Die Ufer des ersteren fand ich ummauert, allen Pflanzenwuchs entfernt, von Wasservögeln keine Spur.

Anders der eine Wegstunde nördlich davon gelegene größere Lago di Licola. Ehe ich den erreichte, hatte ich in der Nähe des alten Cumä einen Hohlweg zu passieren. Aus dem Buschwerk am oberen Rande der Gehänge hörte ich da den ersten fremden Vogelgesang. Derselbe erinnerte bestimmt an das Pianogezwitscher von Sylvia curruca, war aber weit kräftiger und durch eingestreute markante Laute ausgezeichnet. Bald gelang es mir, den unbekannten Sänger ausfindig zu machen und als Sylvia subalpina Bonelli zu bestimmen. Im II. Band, S. 181,82 der neuen Ausgabe von Naumann „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas“ ist er weißbärtiger Strauchsänger benannt; denn der graue Oberkopf des Männchens wird durch blendend weiße Zügel scharf abgegrenzt gegen die weinrötlichgelbe Kehle und Vorderbrust. Die Färbung des Weibchens ist ganz ähnlich, nur weniger frisch.

Diese Grasmücke ist von den südeuropäischen Vögeln derjenige, der mir auf meiner Reise am häufigsten begegnete. Ich beobachtete sie den folgenden Tag an ähnlichen Plätzen zwischen Antignano (Vorort von Neapel) und Camaldoli, ferner ganz regelmäßig in den Macchien der zahlreichen Schluchten hinter Messina, dann in Gebüschen der Umgebung von Ortschaften am Fuße des Ätna und um Syrakus.

Jenseit des Hohlweges, wo mir das Vögelchen zuerst begegnete, überblickte ich den Lago di Licola. Landeinwärts schließen sich ummauerte Weingärten an, sodaß ich bis zum Nordende wandern mußte, bevor ich mich nähern konnte. Dichte Binsenmassen umgürteten bis zu 10 m Mächtigkeit den Rand des Sees. Zwar entdeckte ich schließlich eine Lichtung, in der ein Boot lag, doch wars schon ziemlich spät geworden, vor allem aber hinderte mich meine mangelhafte Kenntnis des Italienischen, weitere Schritte zu thun. Von einem hochgelegenen Punkte der landeinwärts zwischen Weinbergen hinanführenden Straße musterte ich die Wasserfläche mittels Fernglas und bemerkte ganze Scharen von Sumpfhühnern und Enten, war aber zu fern, um sie bestimmen zu können. —

Obwohl meilenweit von Neapel entfernt, war mirs heute noch nicht gelungen, in die freie Natur zu gelangen. Jedes Stück fruchtbares Land ist mit Wein bepflanzt und von Mauern umschlossen; nur die steilen, nackten Bergrücken sind frei gelassen; aber auch diese waren nur schwer zugänglich. Erst am 29. März, dem siebenten Tage, den ich in Neapel verlebte, sollte ich ein Stück freie Wildnis kennen lernen.

Einen der höchsten Punkte in der weiteren Umgebung der Stadt ziert das Kloster Camaldoli. Schon von weitem war zu sehen, daß der ganze steilwandige Höhenzug von Buschwerk bedeckt ist. Hat man nach einstündiger Wanderung die letzten Häuser von Antignano hinter sich, so wird das Terrain wild zerrissen. Die jähen Thalgehänge sind erst mit halbwüchsigen Kastanien und anderen zur

Zeit noch unbelaubten hohen Sträuchern bewachsen, weiter oben beginnt die eigentliche Macchia.

Im Gehölz an den Böschungen eines tief eingeschnittenen Hohlweges oberhalb Antignano sangen außer der weißbärtigen Grasmücke unser Zilpzalp (Phylloscopus rufus [Bchst.]), Girlitze, Finken und Zaunkönige, weiter oben nur noch Rotkehlchen und Zaunkönig. In der Macchia — größtenteils undurchdringliches Besenstrauchgestrüpp, nur auf Eselpfaden zugänglich — schlüpfte einsam Regulus ignicapillus Brehm,[1]) aus den Kronen einzelner überragender Laubbäume am Rande der Macchia erklang dann und wann ein Kohlmeisenruf, das war alles. —

Am Abend desselben Tages begab ich mich an Bord eines italienischen Dampfers und betrat am Morgen des 30. März den Boden Siziliens. Mehrere Tage wurden unter Führung meines dort lebenden Bruders der Umgebung Messinas gewidmet.

Gleich hinter dieser Stadt steigt die Küste steil an. Die Hauptstraße zieht sich mehrere Kilometer dem Hafen entlang; auch die wenigen dahinter liegenden Parallelen haben beträchtliche Länge. Die weit kürzeren Querstraßen steigen sehr bald an; die letzten Häuser liegen in hoch ummauerten Orangen- und Citronengärten. Weiter gehend verliert man sich in kurzen, von Wildwässern zerrissenen — jetzt aber völlig wasserlosen — Thaleinschnitten, deren sehr steile, nur auf schmalsten Ziegensteigen zu erkletternde Gehänge bis herab oder doch weiter oben mit Macchien bedeckt sind, in denen Baumheide (Erica arborea) und Erdbeerstrauch (Arbutus unedo) vorherrschen, an manchen Stellen aber auch Leguminosen (Spartium junceum, Sarothamnus scoparius, Colutea sp.) und die Mastixpistazie (Pistacia lentiscus) häufig genug sind.[2])

In diesem Gestrüpp ist nun die weißbärtige Grasmücke geradezu Charaktervogel. So viele derartiger Schluchten und Thäler wir auch besuchten, allenthalben verriet sich das unruhige Vögelchen durch Locken und Singen.

Was ich sonst noch sah und hörte (Elster, Wiedehopf, großer Raubwürger u. a.) waren alles gute Bekannte aus der nordischen Heimat. Erst am Fuße des Ätna lernte ich wieder etwas Neues kennen. In den Ruinen des griechischen Theaters zu Taormina sah und hörte ich am Morgen des 2. April die Blaudrossel (Monticola cyanus [L.]) und auf den Opuntien am Felsabsturz nach

---

[1]) **Regulus regulus L.**, unser gemeines Goldhähnchen, bekam ich in Italien nirgends zu Gesicht.

[2]) An lichteren Stellen wachsen hohe Liliengewächse, prächtige kleine Iris, seltsame Orchideen, duftende Labiaten und andere südliche Gewächse in solcher Menge, daß der Neuling in kurzer Zeit ein dickes Herbarium füllen könnte.

dem Meere zu zeigte sich ein Männchen Sylvia melanocephala Gm. Letztere bot mit ihren leuchtend rotgelben Augen am Rande des tief schwarzen Oberkopfes und der schneeweißen Kehle einen überraschend schönen Anblick; leider war mirs nicht vergönnt, ihren Gesang kennen zu lernen.

Am 3. April waren wir am See von Lentini (zwischen Catania und Syrakus), dem größten Landsee Siziliens. In einer weiten Bodensenke gelegen, von Wiesen und Feldern umringt, macht er den Eindruck wie einer unserer deutschen Flachlandseen. Erst als wir am Nordrande stehend wieder den mächtigen, schneebedeckten Gipfel des Ätna erblickten und die Eucalypten drüben am Bahndamme, fühlten wir uns wieder in Sizilien.

In den Feldern beobachtete ich mehrere Lerchenarten, doch nicht besonders gut. Am meisten nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch die schwarzkehligen Wiesenschmätzer (Pratincola rubicola L.) und ein unbekanntes Grasvögelchen, das sich von Zeit zu Zeit in die Luft erhob und dabei helle Laute hören ließ, die mich in Klang und Tempo am meisten an das Zilpzalp unseres Phylloscopus rufus erinnerten, aber abweichend von demselben nur im zuckenden Fluge vorgeschmettert wurden und auch die geringe Verschiedenheit der Rufe unseres Laubvögelchen nicht bemerken ließen: ein Ton glich vollkommen dem anderen.

Nach etwa einer Minute stürzte der Vogel wieder herab, um im Dickicht der Wiesengräser oder Feldpflanzen zu verschwinden. Das Spiel wiederholte sich so oft, daß mirs schließlich doch gelang, den Sänger zu Gesicht zu bekommen. Es war Cisticola cisticola (Temm.), der Cistensänger, passender Grassänger (s. Naum. loc. cit. S. 117). Größere Grasflächen trifft man ja bei der gebirgigen Natur der Insel nicht oft, aber wo es welche gab (so auch südlich vom Hafen von Syrakus), war das Vögelchen eine so gewöhnliche Erscheinung, daß ich es schon bei der Durchfahrt vom Eisenbahnwagen aus konstatieren konnte.

Der See von Lentini ist weit hinein von einem gleichartigen Binsendickicht umringt. Aus demselben hörten wir immer nur die Rufe der bei uns einheimischen Fulica und Gallinula. Hier und da kam man an eine offen gehaltene Einfahrtsstelle, an jeder eine Tafel mit Jagdverbot. Von einer hochliegenden, felsigen Uferterasse den See überblickend, sehen wir weit drüben Scharen kleinerer Schwimmvögel und auf Schlammbänken hinter der Binsenregion große, hellfarbige Strandvögel, welche gewiß die Umwohner zur Übertretung der Jagdverbote verleitet haben würden, wenn nicht wegen der Rinderhirten auf den Wiesen eine unbemerkte Annäherung fast unmöglich gemacht wäre.

Auf der Rückreise die Circumätnabahn benutzend, rasteten wir in dem Städtchen Randazzo. Dieses liegt auf einer Terasse etwa 50 m hoch über dem Alkantara. Oberhalb der Stadt durchschneidet die Eisenbahn einen halbwüchsigen Kastanien-

buschwald, der sich fast eine Stunde weit den Ätna hinauf erstreckt. In der Umgebung dieser Stadt findet man — wie auch um alle anderen, die im Bereich der Lavaströme liegen — jedes in Kultur genommene Stückchen Land von einem Lavablockwall umringt; denn eben durch Wegschaffen dieser überall verstreut liegenden oder aus dem begrasten Boden hervorragenden Blöcke wurde das Fleckchen anbaufähig. Die unebensten Strecken, insbesondere die steileren Gehänge, nehmen Gruppen von Laubgehölz ein. In solchem fehlte es nicht an Vogelleben. Ich sah und hörte wieder viele Stieglitze, Girlitze, Finken, Kohlmeisen, Zaunkönige, ferner Weidenlaubsänger, Grauammer, Elstern und weiter draußen waren die sanft lullenden Strophen der Heidelerche zu vernehmen. Neu war mir eine schön gefärbte Ammerart (Emberiza cirlus L.), die am besten Zirlammer zu nennen ist, denn ein einfaches Zirl (eine wie rl lautende Tonreihe) ist ihr Lied. Noch mehr als dies hörte ich den Gesang von Pratincola rubicola. Das Schwarzkehlchen kannte ich schon aus Thüringen (Unstrutgebiet), dort ist es aber eine Seltenheit, während die braunkehlige Pratincola in Wiesenlandschaften Deutschlands doch so allgemein und zahlreich anzutreffen ist. Auf Sizilien scheint es umgekehrt zu sein, sodaß ich hier erst Gelegenheit fand, den Gesang des schwarzkehligen Wiesenschmätzers gründlich kennen zu lernen. Er ist dem des Braunkehlchens entschieden ähnlich, aber einfacher. Die Strophen bestehen aus vier bis sechs Tönen, und eine unterscheidet sich von der anderen fast nur durch die Betonung bald dieser, bald jener Note. Braunkehlchenlieder sind nicht selten durch angenehme Pfeiflaute ausgezeichnet, welche mit rauhem Zwitschern kontrastieren; die Laute der Schwarzkehlchenstrophen weichen im Klang kaum voneinander ab.

Der Alkantara machte zur Zeit den Eindruck eines unbedeutenden Flusses, aber mit großer Kraft zwängte sich sein Wasser durch das wüste Gerinne des Steinfeldes, welches durch seine Breite beweist, daß der Fluß unter Umständen zum furchtbaren Strome werden kann. Über das Gerölle gingen wir eine Strecke hin, bemerkten aber nichts weiter als die weiße- und die Gebirgsbachstelze. In den Felsklüften der Gehänge lockten und sangen Zaunkönige. —

Das ist es, was ich zu Lande beobachtet habe. Von Seevögeln war am meisten zu sehen am Cap Miseno. Mit Sicherheit konnte ich nur zwei Arten unterscheiden, die Silbermöwe und die schwarzköpfige Larus melanocephalus. Auf der Rückfahrt von Messina und Neapel am 6. April strich in der Abenddämmerung vor uns dicht über der Wasserfläche hin ein Flug Austernfischer.

Das Resultat meiner ornithologischen Beobachtungen erscheint vielleicht manchem Leser gering hinsichtlich der Artenzahl; doch ist zu bedenken, daß mir nur wenig Zeit zur Verfügung stand, und daß ich — abgesehen von den beiden Ausflügen in der Umgebung Neapels — nur auf Sizilien die freie Natur un-

gehindert zu durchstreifen vermochte. Für manche Zug-, resp. Durchzugsvögel war überdies die Zeit noch zu früh.

Man wird das Vorwiegen von Kegelschnäblern bemerkt haben. Das erklärt sich damit, daß Fruchtgärten und Parkanlagen mein bestes Beobachtungsgebiet waren, und in solchen sind ja auch bei uns Finken, Grünfinken, Stieglitze, Girlitze die gewöhnlichsten Gäste. Wiesen, insbesondere am Walde gelegene, deren Ränder und Gräbengebüsche bei uns so günstige Wohngebiete für Vögel sind, habe ich in Unteritalien nirgends gesehen, auch auf der Durchfahrt nicht. In den Thälern, durch welche die Schienenwege führten, ist alles anbaufähige Land von Weingärten bedeckt; an den Abhängen sieht man Haine von Oliven, Eucalypten oder Pinien, die garnicht aussehen, als böten sie für Vogelleben geeignete Existenzbedingen. Es sind das Bäume, welche entsprechend der Wasserarmut des Felsbodens und der monatelangen Sonnenglut eine sehr starke Epidermis besitzen, damit gegen Insektenfraß geschützt sind, Bäume also, die mit ihrem harten Laube dem Vogel weder Unterschlupf noch Nahrung bieten. Die noch höher liegenden Bergrücken erscheinen fast kahl oder doch nur dürftig begrast. Stundenlang bin ich durch dergestalte Landschaften gefahren. Sie haben nichts Verlockendes für Ornithologen.

Es lag mir nicht allein daran, neue Arten kennen zu lernen, sondern auch zu erfahren, ob die bei uns heimischen Singvögel im Süden irgendwie anders singen. Finken, Girlitze, Grünfinken, Stieglitze hörte ich auch in den Städten jeden Tag. Konstante Abweichungen von den Liedern, wie wir sie hier zu Lande kennen, waren nicht zu beobachten. Die Finkenschläge waren meist recht kurz und einfach. Das mag wohl daran liegen, daß die älteren, tüchtigen, mehrjährigen Männchen meist nicht über die Alpen hinübergehen, sondern bei uns überwintern.

Schwarzplättchen sangen durchschnittlich besser, als so viele der Leipziger Gegend, d. h. ihre Strophen waren länger, kräftiger und wechselvoller. Doch wäre es entschieden falsch, aus solchen Einzelbeobachtungen eine allgemeingültige Form machen zu wollen. Gute und schlechte Sänger sind jedenfalls weniger geographisch lokalisiert, als mancher glauben möchte.

Ganz besonders interessierte michs, etwas über Vogelzug und Massenmord aus eigner Anschauung kennen zu lernen. In allen Städten besuchte ich die Märkte, resp. Markthallen und besichtigte die Auslegetische der Lebensmittelhandlungen. Nur in Rom hatte ich damit Erfolg. Massenhaft gabs da Lerchen als Wildbret zu kaufen. In Geschäften lagen sie gerupft, in anderen gefüllt und gebraten als fertige Leckerbissen, aber auch ganze Bündel frisch gefangener noch im Gefieder brachte man in den Straßen. Anderes Federwild (Krametsvögel, Schnepfen, Kiebitze u. a.) gabs nicht mehr als in den Wildhandlungen Leipzigs.

In Neapel teilte mir Herr Linden, Sekretär der zoologischen Station mit,

daß die großen Städte ungeeignet seien zur Beobachtung des Vogelzugs; nur wenig bewohnte Gegenden dienten zum Rasten, insbesondere könne man auf Sardinien zur geeigneten Zeit große Scharen von Zugvögeln beobachten.

Auf Sizilien wohnte ich in Messina bei einem naturkundigen Deutschen, der seit acht Jahren dort lebt. Von ihm erfuhr ich, daß nur ausnahmsweise — veranlaßt durch plötzliches Auftreten widriger Windrichtung — große Vogelscharen in den Bergen einfallen. In den Straßen und Verkaufsplätzen wurden nur lebende Vögel für den Käfig feil geboten.

In der Umgebung des Ätna hoffte ich etwas anderes erfahren zu können. Die Ortschaften sind da nicht groß und oft weit voneinander entfernt, die Bevölkerung ist arm. Unser Wirt in Randazzo sagte, daß nur vereinzelt mal ein Zugvogel in die Küche komme. Kostverächter sind die Leute nicht. Er erzählte von einem großen Vogel, den sie kürzlich verspeist hätten, leider sei nur wenig Fleisch daran gewesen. Als Beleg brachte er schließlich die Flügel eines Fischreihers.

Zeuge von Veranstaltungen oder Resultaten des Vogelmassenmordes konnten wir also nicht sein. Wohl aber erfuhren wir durch einen Bahnwärter bei Lentini, welche Bedeutung der Wachtelfang noch hat auf Sizilien. (Während wir mit ihm sprachen — am Abend des 3. April — hörten wir in der Ferne zwei Wachteln schlagen, einzelne überwintern auf Sizilien.)

Während der schönen Jahreszeit (Februar bis April) scheint in den Städten Italiens das Schießen der Vögel ein allgemein geübter Sport zu sein. Jeden Morgen hörte ichs in Messina von den Gehängen hinter der Stadt. In Begleitung meines Bruders stieg ich einmal hinauf. Oberhalb der eingefriedigten Gärten sind die Gehänge mit Mandelbäumen, Oliven, Erdbeerbäumen und dergleichen bepflanzt. Auf dem Rande eines Höhenzuges fanden wir in größeren Abständen acht bis zehn Schützen, junge Leute aus den besseren Ständen, jeder mit Jagdhund und einem Manne, der als Träger, Locker und Beutesammler diente. Kleine Kegelschnäbler belebten die frisch belaubten Mandelbäume. Kleine Trupps derselben wurden zusammengelockt, aufgescheucht und alsbald fiel ein Schuß. Ein Regen von Schrotkörnern prasselte um uns nieder und totwund flatterte eins oder auch zwei von der kleinen Vogelschar herab. Wir liefen hinzu, besahen auch den Inhalt einer Jagdtasche, es waren fast nur Girlitze, auch mal ein Hänfling und eine Heidelerche. Das ging so alle Tage. Auf den Markt kam davon nichts.

Auf meiner Heimreise stiegen in Como einige Deutsche in denselben Eisenbahnwagen ein, die in Oberitalien Zeugen von ebensolchen Schießereien gewesen waren und ihrem Abscheu in derben Worten Ausdruck gaben.

An Ort und Stelle gewinnt man aber auch den Eindruck, daß ein strafgesetzliches Einschreiten gegen solchen Unfug nicht sobald Wandel schaffen

wird. Die südlichen Völker fügen sich Jagdverboten nicht so leicht wie wir Deutsche.

Vor allem fehlt es ihnen zu sehr an naturkundlicher Bildung sowohl, als an ästhetischem Sinn, um in solchem Sport eine Rohheit zu erblicken.

Der Fischreiher in England.

Von L. Rebentisch.

Wie bei uns in Deutschland, so wird auch in England häufig der Wunsch laut, daß man nach Kräften dahin wirken möge, den Reiher für die gegenwärtigen und zukünftigen Generationen zu erhalten, denn mit Trauer bemerkt der Naturforscher und Vogelfreund, daß infolge der veränderten Zeitverhältnisse die Ausrottung dieses seltensten unter den großen englischen Vögeln dort nahe bevorsteht. In den Tagen der Falkenbeize, die bekanntlich in England ebenso eifrig betrieben wurde, wie in Deutschland, Dänemark und Frankreich, war der Reiher königliches Wild, für dessen Hegung strenge Gesetze bestanden. Dieser Sport bildete einen Zweig der Erziehung für junge Edelleute, die die Anleitungen für denselben angelegentlich zu studieren pflegten. Lange erhielt sich die Vorliebe für die Falkenjagd, Könige, Fürsten und Edle gaben sich ihr mit Leidenschaft hin, von dem Sultan Bajazet Ilderim hören wir sogar, daß er 7000 Falkeniere hielt. Ohne Zweifel mußte es ein hochinteressanter Anblick sein, wenn der im Angesicht der glänzenden Versammlung von Rittern und Damen abwartende Falkenier den auf seiner Hand fußenden Falken anwarf, sobald er oben in der Luft den im langsamen Fluge heranziehenden Reiher erspähte, und wenn jener pfeilgeschwind in gerader Richtung auf seinen Feind zustrich und über diesem aufsteigend, herabstieß und mit ihm zu Boden fiel. Der erlegte Reiher zierte später die fürstliche Tafel, denn in jenen alten Zeiten galt der Reiher für einen königlichen Festbraten, dessen in englischen Berichten fürstlicher Gastmähler mehrfach Erwähnung geschieht. So wurden beispielsweise bei der Einführung eines der Erzbischöfe von York mehr als vierhundert Reiher verzehrt.

Jetzt sind viele der großen Reiherstände in England und Schottland zerstört worden und die Vögel nach allen Richtungen vertrieben. Es giebt auch freilich noch einzelne Reiherstände in verschiedenen Teilen des Landes, doch ist ihre Zahl infolge mancherlei Arten der Verfolgung beständig im Abnehmen. Die Reiher horsten wie die Saatkrähen in Kolonien; ihre Horste sind ganz flach, aus Zweigen, Rasen und Wurzeln gebaut und in den am Ende der Zweige befindlichen dünnen Gabeln der Bäume angebracht, in der allerschlechtesten Lage — so will es die unwissenden Menschenaugen bedünken — die sich nur denken läßt.

In einem Reiherstande, der sich in der Umgrenzung einer ehemaligen Cisterzienser-Abtei in Surrey befindet, haben die Vögel ihre Horste auf die höchsten Spitzen der riesigen Fichten gebaut, die dort den See umsäumen. Geht man im Frühling am Fuß derselben spazieren, so dringt der Lärm einer äußerst geräuschvollen Kinderstube an das Ohr, der uns auch ohne die unter den Bäumen liegenden zerbrochenen Schalen der hellgrünen Eier kundthun würde, daß die jungen Vögel ausgebrütet sind. Gewöhnlich sind ihrer drei im Horst, die fünf bis sechs Wochen darin bleiben, bis sie flugbar sind. Eben kehren dort die alten Reiher mit Fischen aus dem See zum Horst zurück, stutzen aber, da sie uns eräugen und warten bis wir uns entfernen, während die junge Brut ob der Verzögerung gewaltig lärmt und schreit. Kaum sind wir rücksichtsvoll etwas abseits gegangen, da lassen sich die Alten neben dem Horst auf einen so schwanken Zweig nieder, daß wir meinen, er müsse unter ihrem Gewicht unfehlbar brechen, und es erhebt sich lärmender Streit unter den Jungen um den ersehnten Bissen. Das Geschrei aus den Horsten ist sehr verschieden im Ton, der, je älter die Vögel sind, desto mehr in ein hartes, scharfes „Bellen" übergeht.

In dem großen Reiherstande von Cressy Hall sollen auf einem einzigen Baume achtzig Reiherhorste sich befinden. Ein anderer großer Reiherstand befand sich auf dem Besitztum der Grafen Murray im nordöstlichen Schottland, wo Hochlandstrom und Fels, Heide und Wald eine höchst romantische Umgebung schufen; mit wahrer Trauer aber beobachteten wir schon vor längeren Jahren den zwar allmählichen aber sicheren Verfall, dem dieser Reiherstand entgegenging. Unerbittlich und systematisch wurden hier die Reiher von den Krähen vertrieben, deren Nester sich in den mächtigen, vormals von jenen bewohnten Fichten bereits in starker Überzahl befanden. Mit Unwillen bemerkten wir, daß sich nicht sobald ein Reiher, Nahrung suchend, vom Horst entfernt hatte — mit so zögerndem Fluge, daß wir ihm fast die Besorgnis um sein zurückgelassenes Heim meinten ansehen zu können — als auch schon eine Anzahl Krähen über den Horst herfiel, um die Eier zu zerstören. Ihr Gekrächze verursachte einen fast betäubenden Lärm ringsum, die Baumgipfel waren mit ihren zahllosen Nestern bedeckt, und der Zeitpunkt schien nicht mehr fern, in dem der Reiherstand einer Krähenkolonie Platz gemacht haben würde, was möglicherweise heute schon eingetroffen ist.

Auf dem Gute des Grafen von Bradford im mittleren England hatten zur Freude des Besitzers mehrere Reiher ihren Horst in der Nähe eines der Parkteiche gebaut, und mit Vergnügen pflegte der Graf ihnen zuzuschauen, wenn sein Weg ihn zu Pferde oder zu Fuße in ihre Nähe führte, wie sie in ihrer gewohnten nachdenklichen Weise auf einem Ständer am Teichrande standen, wartend bis ein Fisch sichtbar wurde. Wie seine Namen „der Eremit des Wassers",

„der Fischer der Einsamkeit“, „die einsame Schildwache am Ufer“ besagen, liebt der Reiher die Einsamkeit. Man kann ihn stundenlang in der erwähnten Weise stehen sehen, den Schnabel auf die Brust gesenkt, in so nachdenklicher Stellung, als sänne er über die Zukunft nach, oder suche auch die Rätsel der Gegenwart zu lösen — wie beispielsweise das: weshalb er nicht wie früher seine Jungen in Frieden großziehen könne. An dem genannten Orte übrigens ist wenigstens für das letztere gesorgt; der Graf hat strenge Weisung gegeben, die Vögel nicht zu stören oder zu beeinträchtigen.

Der Flug des Reihers ist schwer und langsam; die Flügel sind dabei sehr gewölbt, der Hals zurückgeworfen, die langen Ständer nach hinten gerade ausgestreckt. Einem alten Aberglauben nach bedeutet es Unglück, den Reiherflug am frühen Morgen oder späten Abend zu sehen. Im Genuß ist dieser Vogel keineswegs mäßig, er vertilgt eine große Menge von Fischen; ein in Yarrells Werk befindliches Bild zeigt einen gefräßigen Reiher, der gierig einen so großen Aal mit seinem Schnabel durchstochen hatte, daß dieser sich um des Vogels Hals wickelte und ihn erstickte.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Mauser des Storches. Am 24. Mai 1899 wurde bei Eberswalde ein weißer Storch erlegt und mir zur Untersuchung übergeben. Bezüglich des Wechsels der Flügelfedern konnte festgestellt werden, daß derselbe beiderseits ähnlich, aber nicht ganz genau übereinstimmend verläuft. Es waren nämlich rechts die 7. und 11. Handschwinge neue bereits ausgewachsene Federn, links die 7. etwa halblang; rechts kamen gerade die 6. und 10., links die 3., 10. und 11. Handschwinge hervor. In der ersten Reihe der Handdeckfedern kamen rechts die 6. und 9., links die 3., 6., 9., 11. hervor. Von den Armschwingen waren gewechselt rechts die 1., 4., 9., und es kamen eben hervor die 2., 6., 10. und 21., links waren gewechselt die 1., 4., 5., und es kamen die 6., 10., 20. und 22. Armschwinge. Bezeichnet man die bereits gewechselten Federn durch Zahlen, die eben hervorstoßenden durch **fette** Zahlen, so ergiebt sich folgendes Bild:

Vogel von oben gesehen.

linker Flügel		rechter Flügel	
Handschwingen	Armschwingen	Armschwingen	Handschwingen
3. 7. **10.** **11.**	1. 4. 5. **6.** **10.** **20.** **22.**	**21.** **10.** 9. **6.** 4. **2.** 1.	11. **10.** 7. **6.**
Decken: 3. 6. 9. 11.			Decken: 9. 6.

Eberswalde, den 10. Juli 1899. Prof. Dr. Karl Eckstein.

Die letzten kalten Tage in der Mitte des Juni haben das Brutgeschäft der freinistenden, **insektenfressenden Kleinvögel** arg beeinträchtigt, so daß in einigen Gärten Altenburgs zahlreiche Nester mit toten Jungen gefunden wurden. In einem mir benachbarten Garten hatte eine Zaungrasmücke oder Müllerchen (Sylvia curruca) ihr Nest in die Nische eines Gewächshauses gebaut und fünf Junge erbrütet, die eifrig gefüttert wurden. Da kamen die rauhen Regentage am 13., 14. und 15. Juni; das Finden der Nahrung wurde immer schwieriger. Trotz des Hungers und Schreiens der Jungen konnten die Alten ihrer Pflicht nicht nachkommen. Da bemerkte der Gärtner, dem die ungewohnte Stille im Nest auffiel, daß sämtliche Junge tot waren, infolge des Hungers und des Regens, der den Insektenmangel verursacht hatte. — Die in Altenburg und seinen Anlagen aufgehängten v. Berlepsch'schen Nistkästen, über hundert an Zahl, haben sich gut bewährt und sind fast alle besetzt. Ich werde mir erlauben, später genauer zu berichten. Ich will an dieser Stelle gleich Gelegenheit nehmen, ein paar Kleinigkeiten in dem vorzüglichen Werkchen: „von Berlepsch, Der gesamte Vogelschutz" zu berichtigen. Es wird den geschätzten Verfasser interessieren zu erfahren, daß auch für die Staatsforsten des Herzogtums Sachsen-Altenburg das Stehenlassen von überständigen Bäumen zu Vogelschutzzwecken angeordnet ist. Auf S. 81 ist gesagt, daß der Steinsperling als Brutvogel mit Sicherheit bisher nur an einer Stelle in Thüringen nachgewiesen sei und zwar bei Burg Heineck bei Nazza. Schon Liebe führt in seinen „Brutvögeln Ostthüringens" als Nistort die Lobedaburgruinen im Saalthal, die Felsritzen am Nordabhang des Jenzig bei Jena und die Umgebung von Rothenstein bei Kahla an. Ich erhielt wiederholt Exemplare aus der Umgebung von Gumperda, wo sie brüten. Dr. Koepert.

Lanius excubitor major. Am 22. April 1899 erlegte ich wiederum einen Lanius excubitor major, den einspiegeligen Raubwürger, Weibchen, (cfr. meine Notiz in dieser Monatsschr. 1898 p. 208) und zwar in Athenstedt, Kreis Halberstadt. Der Vogel trägt eine sehr helle Unterseite mit schwachem Rosaanflug, während das am 30. Oktober 1897 in Deuben bei Leipzig erlegte Exemplar unten schmutzig weiß aussieht und auf der Brust schwach geschuppt ist. Das sind Altersunterschiede. Sonst sind meine beiden major gleich gefärbt. Vergleiche ich sie aber mit einem am 1. März 1896 auch in Deuben geschossenen typischen excubitor-Weibchen, so fällt sofort die verschiedene Schwanzfärbung in die Augen. Beim typischen excubitor sind die beiden äußersten Schwanzfedern ganz weiß, nur die rechte trägt auf der Innenfahne einen ganz kleinen schwarzen Fleck. So sieht der zusammengelegte Schwanz von unten ganz weiß aus. Die beiden major dagegen haben die beiden äußersten Schwanzfedern nur zur Hälfte weiß, und zwar von der Spitze an gerechnet, so daß der Schwanz unten gefleckt

erscheint. Bei allen drei Vögeln nimmt das Weiß auf den Schwanzfedern, je weiter sie nach der Mitte zu stehen, immer mehr ab. Länge des zuletzt erlegten major: 25 cm. Breite: 35,5 cm. Mageninhalt: Mäuseüberreste. Der Vogel trieb sich einzeln am Rande des Huy-Waldes umher.

z. Zt. Athenstedt, Kreis Halberstadt, den 20. Juni 1899. J. Thienemann.

Vor mehreren Wochen bot sich mir Gelegenheit einen **Turmfalken** (**Tinnunculus tinnunculus**) als Häschenräuber kennen zu lernen. Auf einem Spaziergange zum Rodderberg bei Rolandseck am 22. April sah ich in geringer Entfernung von mir einen Turmfalken mit scheinbar recht beschwerlichem, schleppendem Fluge von einem Erdhaufen abstreichen. Plötzlich ließ der schöne Vogel eine Beute aus seinen Fängen zur Erde fallen, um dann schnell zu enteilen. Das Opfer erwies sich als ein junges, noch warmes Häschen mit bereits abgerissenem Kopfe.

Bonn, den 18. Mai 1899. Fr. Sehlbach, stud. med.

Litterarisches.

Von **Dr. Eugène Reys Werk „Die Eier der Vögel Mitteleuropas"**, Gera-Untermhaus 1900, liegt die 2. Lieferung vor.

Indem wir uns im allgemeinen auf das in Nr. 9 der Ornith. Monatsschr. S. 298 und 299 Gesagte beziehen, bemerken wir, daß diese Lieferung sich ebenbürtig an die erste anschließt. Sie enthält die Textseiten 25 bis 40 und fünf Tafeln, Nr. 6 bis 9 und 13.

Der Text umfaßt den Seeadler (Haliaëtus albicilla) und den weißköpfigen Seeadler (H. leucocephalus), dessen Brutbezirk im nördlichen und mittleren Amerika und den Aleuten liegt; daran schließen sich an der Wespenbussard (Pernis apivorus), der Fischadler (Pandion haliaëtus), die vier Bussarde: Mäusebussard, Rauhfußbussard, Steppen- und Adlerbussard (Buteo buteo, B. lagopus, B. desertorum, B. ferox), der Gleitaar (Elanus coeruleus), die Milane (Milvus milvus, M. korschun), Steinadler, Kaiseradler und Prachtadler (Aquila chrysaëtus, melanaëtus und fulvescens). Zur Darstellung sind gelangt die Eier von Stein- und Kaiseradler in drei, beziehungsweise zwei charakteristischen Exemplaren, die herrlichen Eier des Fischadlers in vier Exemplaren und zwei Exemplare des Adlerbussards, Mäuse- und Rauhfußbussard in je vier Exemplaren, zwei Eier des Habichts, fünf Sperbereier und je ein Exemplar der Steppenweihe, Korn- und Wiesenweihe. Sämtliche Abbildungen zeichnen sich durch Naturtreue aus und sind als wohl gelungen zu bezeichnen.

Merseburg, den 2. September 1899. G. J. von Wangelin.

Heinrich Gätke, Die Vogelwarte Helgoland. Herausgegeben von Professor Dr. R. Blasius. 2. vermehrte Auflage. Braunschweig 1898. Verlag von Joh. Heinr. Meyer. Lex.-8. Vollständig in sechzehn Lieferungen zu je 1 M.

Als die ersten Beobachtungen sibirischer Vögel, welche Gätke auf Helgoland gemacht hatte, vor mehr als einem halben Jahrhundert bekannt wurden, erregten sie in der wissenschaftlichen Welt das größte Aufsehen und vielfach Zweifel. Erst J. H. Blasius, der 1853 Helgoland besuchte und die Sammlungen Gätkes besichtigte, gelang es, die unbedingte Zuverlässigkeit der Beobachtungen Gätkes

festzustellen. Die darüber handelnde Arbeit, welche aus der Naumannia auch in englische Journale überging, begründete Gätkes Ruf.

Als dann am Ende der achtziger Jahre Gätke die Absicht hatte, seine Beobachtungen in Buchform zu veröffentlichen und sich trotz des hohen Wertes des Manuskriptes kein Verleger fand, der das Wagnis übernehmen wollte, da war es wiederum ein Mitglied der Familie Blasius, Prof. Dr. Rudolf Blasius, der Sohn des Vorhergenannten, der die Angelegenheit in die Hand nahm und das Erscheinen des Werkes ermöglichte. Im Februar 1891 lag die Vogelwarte Helgoland fertig vor. Das Buch erregte allenthalben, nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen, die größte Aufmerksamkeit. Besonders waren es die überraschenden Forschungen Gätkes über die Geschwindigkeit des Vogelfluges und über den Vogelzug im allgemeinen, die Ursache zu wissenschaftlichen Erörterungen, ja sogar zu ironischen Bemerkungen im Briefkasten des Kladderadatsch gaben. So kam es denn, daß außer dem wissenschaftlichen auch der buchhändlerische Erfolg des Werkes ein über alle Erwartungen großer war. 1895 erschien eine englische Übersetzung des Werkes, ungefähr zu gleicher Zeit war die deutsche Ausgabe vollständig vergriffen.

Seit Jahren wartete man vergeblich auf eine zweite Auflage. Jetzt endlich ist diese in Lieferungen erschienen und soll bereits vor Ende dieses Jahres fertig vorliegen. Bei dieser zweiten Auflage wurde der Text sorgfältig durchgesehen, Irrtümer, die sich in der ersten Auflage bezüglich der Angaben über Verbreitung und Fortpflanzung einzelner Vögel noch vorfanden, nach dem jetzigen Stand der Naturwissenschaften abgeändert. Außerdem wurden dem Litteratur-Nachweis Citate aus dem Katalog der Vögel im Britischen Museum und aus der zweiten Auflage von Naumanns Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas beigefügt, sowie einige Abschnitte über Spezies, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage auf Helgoland neu beobachtet worden sind, eingeschaltet. Die Abweichungen von der ersten Auflage sind durch eckige Klammer angedeutet.

Da das Werk wohl jedem Mitgliede wenigstens dem Namen nach bekannt ist, genügen wir uns damit, hier seinen Inhalt nur kurz anzugeben.

Der erste Teil des Werkes behandelt den „Zug der Vögel", welchem der Verfasser, wie schon oben angedeutet, ein ganz besonders eingehendes Studium gewidmet hat, das ihn zu höchst überraschenden Ergebnissen gelangen läßt. Dieser erste Teil zerfällt in folgende Kapitel: Zug im allgemeinen auf Helgoland. — Richtung des Wanderfluges. — Höhe des Wanderfluges. — Schnelligkeit des Wanderfluges. — Meteorologische Beeinflussungen des Zuges. — Zug nach Alter und Geschlecht. — Ausnahmsweise Erscheinungen. — Was leitet die Vögel während ihrer Züge? — Was veranlaßt den Aufbruch zum Zuge?

Eine weitere Abteilung des Buches ist dem „Farbenwechsel der Vögel durch Umfärbung ohne Mauser" gewidmet.

Der dritte und umfangreichste Teil giebt eine Besprechung und Beschreibung „der bisher auf Helgoland beobachteten Vögel", welche nicht weniger als 398 Arten verzeichnet, zwei Arten mehr als die erste Auflage.

Wir zweifeln nicht, daß das Werk in seiner jetzigen Gestalt einen ebenso durchschlagenden Erfolg haben wird, wie es bei der ersten Auflage der Fall gewesen ist. Jeder, der sich für die Biologie der Vögel interessiert, muß es genau kennen und seinem Bücherschranke einverleiben.

Gera, im September 1899. Dr. Carl R. Hennicke.

Redaktion: Dr. **Carl R. Hennicke** in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Ornithologische



des

Deutschen

Vereins zum Schutze der Vogelwelt,

begründet unter Redaktion von E. v. Schlechtendal.

Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von fünf Mk. u. erhalten dafür die Monatsschrift postfrei (in Deutschl.). — Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mark. — Zahlungen werden an den Vereins-Rendanten Hrn. Meldeamts-Vorst. Rohmer in Zeitz erbeten.

Redigiert von
Dr. Carl R. Hennicke
in Gera (Reuß),
Dr. Frenzel,
Professor Dr. O. Taschenberg.

Die Redaktion der Anzeigenbeilage führt die Firma Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus; alle für dieselbe bestimmten Anzeigen bitten wir an diese direkt zu senden.

Kommissions-Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Preis des Jahrgangs von 12 Nummern 8 Mark.

XXIV. Jahrgang. Dezember 1899. Nr. 12.

Seine Hoheit Prinz Moritz von Sachsen-Altenburg, Herzog zu Sachsen, hat die ihm angetragene **Ehrenmitgliedschaft** des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt anzunehmen geruht.

Der Deutsche Verein zum Schutze der Vogelwelt wird am 6. Januar 1900

fünfundzwanzig Jahre

bestehen. Zur **Feier des Stiftungsfestes** werden die geehrten Vereinsmitglieder hiermit für diesen Tag nach **Merseburg** eingeladen.

Die Festversammlung findet abends 8 Uhr in der **Reichskrone** statt. Es ist folgendes

Programm

vereinbart.

1. Begrüßung der Versammlung und Mitteilung über die Entwicklung und den Stand des Vereins durch den ersten Vorsitzenden.
2. Vortrag des Herrn Professor Dr. R. Blasius aus Braunschweig: (Thema vorbehalten).
3. Vortrag des Herrn Hans Freiherrn von Berlepsch aus Cassel: „Einige noch offene Fragen in der palaearktischen Avifauna und deren eventuelle Lösung.“

Nach Beendigung der Vorträge findet ein **gemeinschaftliches Abendessen** (Gedeck 2 Mark) statt. Die Teilnahme an demselben wolle man gefälligst bis zum 2. Januar 1900 bei Herrn Regierungs- und Forstrat von Wangelin anmelden.

Auswärtige Mitglieder finden bequem gelegene Unterkunft in Müllers Hôtel, unmittelbar am Bahnhofe.

Das Programm für den 7. Januar wird in der Versammlung mitgeteilt werden.

Der Vorstand.

Neu beigetretene Mitglieder.

III.

1. Behörden und Vereine: Hessischer Tierschutz-Verein in Cassel; Pfälzischer Jagdschutz-Verein in Kaiserslautern; Wisconsin academy of sciences, arts and letters, Madison.
2. Damen: Fräulein W. von Daum, Stiftsdame in Charlottenburg. Frau Marie von Zezschwitz in Gera-Untermhaus.
3. Herren: Hermann Blumhardt, cand. med. in Tübingen; Amtsrichter Fr. Böwing in Schöppenstedt; Dr. med. Brunner, Neumühle bei Cassel; Th. Eigel in Köln a. Rh.; Dr. Franz Fischer, Medizinalrat und Direktor der Großherzogl. Heil- und Pflegeanstalt in Pforzheim; Meinert Hagendefeldt, Bankkassierer in Westerland a. Sylt; O. Held, Apothekenassistent in Schwaan in Mecklenburg; Referendar Dr. jur. Henrici in Elbing (Westpr.); W. Kalmus, cand. min. in Quedlinburg; Ernst Kipping, Bürgerschullehrer in Grimma i. S.; Wilhelm Krüger, stud. jur. in Göttingen; M. Liemann, Lehrer in Rhoden

bei Homburg; Pfarrer Ernst Müller in Nauendorf am Petersberg; Redaktion der Zeitschrift „Nerthus" in Hamburg-Ottensen; Gustav Neuhaus, Prokurist in Schöppenstedt; Rudolf Oehley in Gera (Reuß); Dr. Hans Riegner, prakt. Zahnarzt, Lehrer am Königl. gesundheitlichen Universitäts-Institut in Breslau; Johannes Rost in Naumburg a. S.; Hans Schimmel in Cassel; Dr. med. Schnette, Gera-Untermhaus; Rechtsanwalt Wiemann in Herborn (Nassau); Hermann Wüstner, Bürgerschullehrer in Kirchberg (Sachsen); August Zschäck, Kaufmann in Gera-Pöppeln.

Einige Bemerkungen zu dem Bericht über den internationalen ornithologischen Kongreß in Paris

vom 25. bis 29. Juni 1895.

Von Dr. Carl R. Hennicke.

Im Beiheft zu Nr. 8 dieses Jahrganges der Monatsschrift druckten wir einen „Aufruf an die Tierschutzvereine von Deutschland und Österreich-Ungarn" ab, der den auf dem internationalen ornithologischen Kongreß zu Paris vom 25. bis 29. Juni 1895 angenommenen Entwurf einer internationalen Übereinkunft zum Schutze der der Landwirtschaft nützlichen Vögel enthielt, sowie einige Absätze aus dem Protokoll dieses Kongresses. Schon bei der Wiedergabe dieses Protokolls deuteten wir an, daß sich in den „Aufruf" insofern ein Irrtum eingeschlichen hatte, als in demselben die Kongresse zu Wien und Budapest auf eine Stufe gestellt wurden mit der Pariser Konferenz. Die ersteren trugen einen rein privaten Charakter, während die internationale Kommission, welche im Juni 1895 in Paris auf Veranlassung der französischen Regierung zusammentrat, eine offizielle war. Sie wurde jedoch lediglich zu dem Zwecke von den verschiedenen Regierungen beschickt, um nach Beratung gemeinsame Vorschläge zu machen und dann diese Vorschläge ihren Regierungen mitzuteilen. Damit war ihr Auftrag erfüllt. Wie aus den §§ 10 bis 14 des Entwurfes deutlich hervorgeht, sollten dann die Regierungen unter sich direkt auf Grund des Entwurfes über Annahme und Ausführung der Pariser Beschlüsse verhandeln. Für diese Unterhandlungen ließ die Konferenz eine Frist von 3 Jahren offen. Diese Frist ist im Sommer 1898 abgelaufen, ohne daß das Übereinkommen in Kraft getreten wäre, und damit hat der Entwurf auch seine Bedeutung verloren. Er ist eben wieder einmal „ad acta" gelegt worden. Trotz alledem ist er aber nicht ohne Interesse. Ist er doch der erste Entwurf einer internationalen Vogelschutzübereinkunft, der nicht von privater Seite aus, sondern von Seite einer Anzahl von verschiedenen Regierungen dazu delegierter Fachleute beraten und beschlossen worden ist. Eine kurze Besprechung und Darlegung der Stellungnahme des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt zu diesem Entwurfe dürfte deshalb auch nicht ganz ungerechtfertigt sein,

obgleich er augenblicklich nur „schätzbares Material“ ist. Vielleicht wird das „Material“ später doch einmal wieder verwandt.

Wir haben schon auf Seite 268 dieses Jahrgangs der Monatsschrift kurz angedeutet, daß wir mit den Bestimmungen des Entwurfes im großen und ganzen vollständig einverstanden sind. Eine internationale Übereinkunft kann selbstverständlich bei den verschiedenen Lebensbedingungen und damit der verschiedenen Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Vögel in den über einen so großen Raum wie Europa verteilten Ländern nur dann Wert haben, wenn sie nicht zu sehr ins einzelne geht und — wie das Reichsvogelschutzgesetz für die Verordnungen der einzelnen deutschen Bundesstaaten — so auch für die Vogelschutzgesetzgebungen der einzelnen europäischen Länder gewissermaßen nur einen Rahmen bildet, welcher das Mindestmaß für den Schutz der Vögel enthält. Dieses Mindestmaß einzuhalten ist unserer Ansicht nach dem Kongreß fast durchweg gut gelungen. Alle Artikel, mit Ausnahme des zweiten Teiles des Artikels 9, können wir voll und ganz unterschreiben. Bezüglich dieses zweiten Teils des Artikels 9 allerdings können wir uns nicht ganz einverstanden erklären, wie wir überhaupt die Aufstellung einer Liste der überall als schädlich zu verfolgenden Vögel nicht billigen können. Wir stehen in dieser Beziehung vollständig auf dem Standpunkte des Herrn Dr. Fatio, der bei der Verhandlung darauf hinwies, daß es gefährlich sei, eine bestimmte Vogelart als schädlich zu bezeichnen, weil sie dadurch notwendigerweise dem Tode oder der vollständigen Ausrottung preisgegeben sei. Es genügt nach unserer Ansicht vollständig die Aufstellung einer Liste der überall als nützlich anzusehenden Vögel, die außerdem möglichst knapp gehalten sein sollte. So würden wir gern die Störche, den Staar und die Kreuzschnäbel aus der Liste der überall und unbedingt nützlichen Vögel gestrichen sehen, denn es unterliegt doch keinem Zweifel, daß gerade diese Vögel unter gewissen Umständen und in gewissen Gegenden recht schädlich werden können. Ich erinnere nur an das scharenweise Einfallen der Staare in Weinberge oder in Obstplantagen. Da kann man es doch dem Weinbergs- oder Obstplantagenbesitzer wirklich nicht verdenken, wenn er sich vor dem ihm durch die Vögel zugefügten Schaden mit Pulver und Blei zu schützen sucht.

Von verschiedenen Seiten ist die Aufzählung der Lerche unter den nützlichen Vögeln vermißt worden. Wir müssen gleichfalls bedauern, daß dieser Vogel in der Aufzählung fehlt, doch glauben wir uns dieses Fehlen nicht nur aus dem Einfluß der französischen Delegierten erklären zu müssen, wie der in Aarau erscheinende „Tierfreund“ annimmt, sondern auch aus dem Umstand, daß die Lerche in verschiedenen Ländern Deutschlands noch als jagdbarer Vogel gilt. Nach § 8 der Übereinkunft sollen aber die Bestimmungen der Übereinkunft keine Anwendung finden auf das Jagdgeflügel.

Wir können also nur wiederholen, daß wir die Aufstellung von Listen nur dann für angängig halten, wenn dieselben sich beschränken auf eine kleine, sorgfältig ausgewählte Zahl von Vögeln, die von den Delegierten sämtlicher Staaten als in dem betreffenden Lande für nützlich anerkannte erklärt werden. Diese Zahl je nach Bedürfnis zu vergrößern, möge, wie auch die Herren Fatio und Bassia hervorhoben, Sache der Regierungen der einzelnen Länder sein.

Zum Schlusse können wir es uns nicht versagen unsere Genugthuung über die Ausführungen des deutschen Delegierten, des Geheimrats Dr. Thiel, auszusprechen. Diese Ausführungen decken sich, namentlich was die Frage der Vogelhaltung in Käfigen anlangt, vollständig mit den Ansichten, welche der Vorstand des „deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt" in dieser Angelegenheit hat.

Zum Vogelschutz.

Von Dr. Victor Hornung-Bielefeld.

II.

Bereits in einer früheren Arbeit[1]) wies ich ausführlich nach, daß die Hauskatzen zu den gefährlichsten Feinden unserer Vogelwelt zu rechnen sind, sobald sie ihre Streifzüge in Gärten und Anlagen ausdehnen, und auch in letzter Zeit hatte ich wiederholt Gelegenheit mich von der Gefährlichkeit dieser Räuber zu überzeugen. Ja wahrlich, jeder erwirbt sich ein großes Verdienst um unsere Sängerwelt, der eine umhervagabundierende Hauskatze tötet! Erst im Monat Juni mußte ich wieder Zeuge davon sein, wie ein junges Stiftsfräulein, eine Bachstelze, die emsig trippelnd auf dem Sande nach Kerfen fahndete, von einem derartigen Raubgesellen erhascht wurde. Leider Gottes konnte ich ihm nicht den verdienten Lohn auszahlen, nur eine ihm nachgeschickte Schrotladung veranlaßte ihn, so schnell wie möglich das Feld zu räumen. Die Besitzer der Katzen wissen ebenfalls meist sehr wohl, daß diese im Sommer ihren Lebensunterhalt zum großen Teil durch Vogelfang erwerben, aber anstatt ein derartiges, gemeingefährliches Tier zu töten oder es wenigstens in den Brutmonaten der Vögel streng zu überwachen, lassen sie ihre Katzen frei umherschweifen, denn ihre „Mieze" gilt ihnen mehr, als unsere gefiederten Sänger. Vor geraumer Zeit erst erzählte mir z. B. eine biedere Westfalin, daß ihre Katze im Sommer stets ein ruppiges Aussehen hätte, da sie in dieser Zeit vorwiegend vom Vogelfang lebte, und daß wahrscheinlich das unstete, ruhelose Umherstrolchen nachteilig auf ihr Aussehen wirkte, daß sie oft sogar junge Singvögel in die Küche schleppte. Und der Mensch müßte

[1]) XXIV. No. 5. pg. 134—138.

schon im Herzen nicht ein Fünkchen Liebe für unsere lieblichen Gottesgebilde besitzen, welcher beim Hören derartiger Worte nicht von gerechtem Zorne gegen die räubernden Hauskatzen ergriffen würde, jedwedes Mitleid müßte demjenigen abgesprochen werden, welcher den Vöglein, die sorglos nud wohlgemut in seinem Garten Einkehr halten, um sich in nächster Nähe des Menschen zu frohem Minnespiele zu einen, nicht in jeder Weise schonte und ihr kleines Vogelleben nicht vor herumstrolchenden Räubern schützte. Man braucht nur einmal eine Katze zu beobachten, wie sie lüstern jedem vorbeifliegenden Vogel nachspäht, um sich von ihrer Raublust zu überzeugen. Im Hause stiftet die Katze allerdings durch das Vertilgen der lästigen Nager Nutzen, und ich will durchaus nicht ihr Ansehen schmälern, welches sie oft in der Hauswirtschaft genießt, in Gärten und Parks aber zählt sie zu den gefährlichsten Feinden unserer Sänger und ist unnachsichtig zu töten. Mag der Katzenfreund inmitten der Stadt ruhig seine Katze halten, ob zu seinem Vergnügen, ob zum Vorteil von Küche und Keller, wenn nur keine Gärten in der Nähe sind, mag auch der Gartenbesitzer, der keine Freude am Leben unserer Sängerwelt findet, im Besitz einer Katze sein; aber in diesem Falle möge er streng darauf achten, daß sie keine Nachbargärten durchstreicht, denn dann wird jeder wahre Vogelfreund sie mit Fug und Recht bei der ersten Gelegenheit niederschießen oder fortfangen. Betonen will ich noch ausdrücklich, daß die Zahl der gefiederten Sänger und die Zahl der Vogelbruten, die jährlich den umherlungernden Katzen zum Opfer fallen, meist noch weit unterschätzt werden, denn nur der aufmerksame Beobachter findet in seinem von Sängern bevölkerten Garten bald im Buschwerk, bald an einem anderen versteckten Plätzchen die blutigen Reste eines Vögleins, das den Krallen einer Katze zum Opfer fiel, abgesehen von den gefiederten Tierchen, die aus dem Bezirke fortgeschleppt und so den Augen des Beobachters entzogen wurden. Und wie manches mühevoll errichtete Nest zerstören die Katzen, wie mauches Vogelkind wird den Eltern für immer entrissen, wie manches sich zärtlich liebende Gattenpaar wird für immer getrennt!

Groß war deshalb meine Freude, daß aus dem Leserkreise der vorliegenden Monatsschrift die Bitte schriftlich ausgesprochen wurde, meine in der bereits erwähnten Abhandlung angedeutete Falle näher zu beschreiben, habe ich doch dadurch die Gewißheit erlangt, daß meine Worte zum Schutze der Vogelwelt auch Herzen getroffen haben, die warm für das Wohl und Wehe unserer Sänger schlagen. Im folgenden will ich nun meine Falle eingehend beschreiben, die schon manchem Vogelräuber das Handwerk legte.

Man verschafft sich zunächst als Boden der Falle ein Brett aus starkem, am besten eichenem Holze von 85 cm Länge und 23 cm Breite. Die beiden Seitenwandungen besitzen genau die Bodenlänge und eine Tiefe von 31 cm. Man

befestigt dieselben in der Weise, daß man sie auf den Boden aufsetzt und sie von der Unterseite desselben mit Stiften befestigt; die Rückwand besitzt genau dieselbe Tiefe wie die Seitenwandungen; man schneidet sie so zu, daß sie fest zwischen die Seitenteile eingepreßt ist. Oben schneidet man in die Rückwand von jeder der beiden Seiten 5 cm. entfernt, 4,5 cm tief mit der Säge ein, entfernt alsdann das zwischen den beiden Einschnitten befindliche Stück, wodurch alsdann ein breites Loch entsteht, welches verteilhaft an den drei Seiten geglättet wird. Die vordere Kastenöffnug dient zur Anbringung der Klappe. Man verwendet hierzu ein möglichst starkes, glattes Brett, am besten aus Eichenholz, von 34 cm Tiefe, 14,5 cm Breite und 3 cm Dicke. Die Klappe läuft nicht in einem Falz, sondern zwischen vier starken Leisten (auf jeder Seite zwei), und man richtet es so ein, daß zwischen eingesetzter Klappe und Leisten noch ein kleiner Spielraum vorhanden ist. Ferner bringt man zwischen den beiden äußeren Leisten, die die Klappe führen, am Boden als Schwelle noch eine starke Leiste an. Bei Regenwetter und bei Schneefall wird eine so eingerichtete Klappe, der man genügend Spielraum läßt, nie versagen, während dieselbe aber, in einem Falz laufend, bei der geringsten Quellung nicht zuschlägt. Auf der oberen Seite schraubt man ferner in die eingesetzte Klappe genau in der Mitte eine Öse ein. Nun nimmt man ein 19 cm langes, 7 cm breites und 2,5 cm dickes Brett. Auf diesem befestigt man, von jeder Längsseite desselben ca. 4,5 cm entfernt, zwei Holzklötze von 16 cm Tiefe, 7 cm Breite und 3,5 cm Dicke; zweckmäßig bringt man zur besseren Befestigung derselben äußerlich noch schräg gestellte Stützen an. Beide Klötze durchbohrt man genau auf der Längsmittellinie, 14 cm weit von ihrem Fußende entfernt. Alsdann stellt man sich den nötigen Hebelarm her, der aus einer 97 cm langen, 5 cm breiten und 3,5 cm dicken Leiste besteht. Diesen durchbohrt man genau in der Mitte, bringt ferner 9 cm vom äußeren Ende entfernt eine Öse an und verbindet diese mit demjenigen der Klappe durch einen doppelten 7 cm langen Bindfaden. Der Bindfaden bezweckt ein vorzeitiges Zuschlagen der Klappe zu verhindern. Beträte z. B. eine große, erwachsene Katze die Falle und würde dieselbe mit dem Rücken die Klappe emporheben, so könnte leicht der Hebelarm ausgehakt werden, die Falle würde zuschlagen, und die Katze entwischen. Der Bindfaden verhindert dies aber. Man bringt nun den Hebelarm zwischen die beiden Klötze und zwar so, daß die drei Bohrlöcher (vom Hebel und den beiden Klötzen) genau eine Gerade bilden; durch dieselben steckt man einen starken Draht von ca. 13 cm Länge, der an dem einen Ende eine Schlinge besitzt; das andere Ende läßt man breit schmieden, bohrt ein Loch hindurch und steckt in dieses einen kleinen Stift, sodaß ein Herausfallen des Drahtes unmöglich ist. Von dem Brette, auf welchem die beiden Klötze befestigt sind, beginnend, verbindet

man zunächst nach vorn, bis da wo die Klappe beginnt, die Seitenwände mit starken Querleisten von ca. 1,5 cm Dicke und in Zwischenräumen von ca. 2 cm. In gleicher Weise verfährt man nun nach dem hinteren Teile zu und zwar so, daß nur ein Raum von 20 cm (von dem den Hebel tragenden Verbindungsbrette an gerechnet) mit Leisten versehen ist. Man verschafft sich alsdann zwei Bretter von 15 cm Länge und 9 cm Breite, die als Klappen dienen sollen und die den noch freien Raum am Ende der Falle ausfüllen. Man befestigt je eine Breitseite der Bretter mit je zwei starken Lederstreifen an den Seitenwandungen und bringt in der Mitte beider Bretter eine eiserne Krampe an. Alsdann nimmt man zwei Streifen Eisenblech von ca. 3—4 cm Breite und 31 cm Länge, welche an jeder Seitenwand in der Mittellinie der beiden Klappen befestigt werden mit Hilfe eines Drahtes, damit man sie hin- und herbewegen kann. Man biegt das Eisenblech rechtwinklig nach den Klappen zu um, so daß es bis zur Mitte derselben reicht und schlägt in dieses Löcher in der Größe der Krampen. Schiebt man diese dann über die Krampen und steckt durch diese einen starken Eisendraht oder einen Holzpflock, so sitzen die Klappen fest. Ungefähr 11 cm von der Rückwand und 15 cm vom Boden der Falle entfernt, bohrt man in die Seitenwandungen zwei Löcher, durch die man einen starken Eisendraht hindurchsteckt, den man an beiden Enden umbiegt. An diesen Draht hängt man den eigentlichen Köderhaken, den man an beiden Enden entgegengesetzt umbiegt. Derselbe hat folgende Gestalt: Genau senkrecht über dem Haken schraubt man in den nach hinten hinuntergedrückten Hebelarm eine rings geschlossene Öse und achte noch besonders darauf, daß bei aufgestellter Falle die Öffnung groß genug ist, um dem Raubtiere bequemen Eintritt zu gewähren. An der Unterseite des Bodens bringt man noch vier Klötze an, um eine direkte Berührung desselben mit dem Erdboden zu verhindern, auch kann man ihn theeren. Als Köder verwendet man zweckmäßig Pferdefleisch, als Witterung kann man eventl. noch Baldrian benutzen, den man in die Falle bringt. Hat man nun eine Katze gefangen, so zieht man den Draht aus den Klötzen und dem Hebel und legt letzteren nach vorn über. Nunmehr schiebt man zwischen die Leisten ein dünnes, bis auf den Boden reichendes Brett und kann, indem man ein zweites Brett zwischen die folgenden Leisten schiebt und so fortfährt, schließlich die Katze auf einen kleinen Raum beschränken, wodurch das Töten bedeutend erleichtert wird. Man thut ferner gut, die Oberseite der Falle mit einem dünnen Brette zu bedecken, da hierdurch der Innenraum verdunkelt wird; geschieht dies nicht, so toben die Gefangenen häufig und vernrsachen einen gewaltigen Lärm, was gerade zur Nachtzeit nicht angenehm ist.

So geht denn, Vogelfreunde, hurtig ans Werk, gerade die kommenden

Monate sind die beste Zeit zum Fangen der umhervagabundierenden Katzen, und, wenn sich erst in den Wintermonaten die Erde mit einer Schneedecke überzieht, könnt ihr an den Spuren ungefähr darauf schließen, wie groß die Zahl der Räuber ist, die noch euer Anwesen durchstreichen. Die größte Zahl unserer Lieblinge weilt auf den goldenen Gefilden des Südens und wenn dann die milden Frühlingslüfte wieder wehen und die leichtbeschwingten Wandrer jubelnd und quirilierend die Fluren der Heimat aufsuchen, ist hoffentlich mancher Garten, manche Anlage von den räubernden Katzen gesäubert, auf daß unsere Vöglein sorglos und unbehelligt zur Brut schreiten und ihr Familienglück ungestört genießen können.

Oscar von Loewis of Menar.

† 6. August 1899.

Schon wieder ist dem Verein ein treues Mitglied, der Monatsschrift ein geschätzter Mitarbeiter entrissen worden. Am 6. August 1899 starb auf dem Gut Kudling bei Wenden in Livland nach jahrelangem Leiden Oscar von Loewis of Menar im 62. Lebensjahre.



Oscar von Loewis of Menar wurde am 5. April 1838 in Panten geboren, einem im mittleren Livland gelegenen Gute, das bereits seit 1630 Eigentum der dem schottischen Hochadel angehörenden Familie ist. (Es ist ein Geschenk Gustav Adolfs an dieselbe.) von Loewis' Vater, der mit einer Baronesse von Engelhardt verheiratet war, hat das Gut 56 Jahre lang bewirtschaftet. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und vererbte auch diese Leidenschaft auf seinen Sohn. Von Jugend auf schon wandte sich das Interesse desselben infolgedessen der Natur und der Jagd zu und die Größe der Besitzung im Verein mit ihrem Wildreichtum ermöglichten ihm eine rege Bethätigung seines Triebes. Im 14. Lebensjahre kam der Knabe in das Schulpensionat des Direktors Schmidt in Fellin, von dem aus er die Universität Dorpat bezog, um Chemie und Landwirtschaft zu studieren. Während der Universitätszeit gehörte er der Corporation Livonia an. Nach Beendigung der Hochschulstudien widmete er sich ein Jahr der praktischen Landwirtschaft auf dem dem Herrn von Sivers gehörigen, musterhaft bewirtschafteten Gute Eusekül. Von 1862 bis 1868 war er dann Assessor des Ordnungsgerichtes zu Walk. Nachdem

er hierauf 1869 das Gut Kudling gekauft hatte, das er bis 1898 bewirtschaftete (im letzteren Jahre ging es in den Besitz seines Sohnes Otto über), heiratete er im Jahre 1870 Alexandra von Freymann, aus welcher Ehe mehrere Kinder entsprossen. Bis 1881 führte er die Oberverwaltung sämtlicher livländischer Ritterschaftsgüter, die er niederlegte, um auf sein neu gekauftes Gut Meiershof überzusiedeln. Auch hier hatte er noch Ehrenämter zu bekleiden. So war er Mitglied der livländischen Güter-Kommission und Assessor nobilis im Wenden-Walkschen Ober-Kirchenvorsteher-Amte. Vor sechs Jahren verkaufte er Meiershof und hielt sich seit dieser Zeit ohne festen Wohnsitz teilweise in Deutschland, teilweise in Livland auf. Besonders im Winter war er fast immer in Deutschland, das ihm nach Aufgabe seiner russischen Staatsbürgereigenschaft, ein Schritt, wozu ihn die Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen in Livland, besonders die fortschreitende Russifizierung bewogen hatte, eine zweite Heimat wurde. Seine jüngeren Söhne ließ er auch in Deutschland erziehen.

Gelegentlich seines Winteraufenthaltes in Deutschland besuchte er mich in meiner Behausung im Januar 1897. Die zwei Tage, welche ich die Freude hatte, den liebenswürdigen, ritterlichen alten Herrn zu beherbergen, werden mir stets im Gedächtnis bleiben. Schon damals klagte er über asthmatische und gichtische Beschwerden. Diese steigerten sich mehr und mehr, sodaß ein mir im Jahre 1898 zugedachter Besuch deshalb unterbleiben mußte. Im Frühjahre 1897 war er zum letzten Mal zur Ausübung seiner Lieblingsjagd auf der Auerhahnbalz im Schloß Luhdeschen Forste. Er erbeutete an dem Morgen die letzten beiden Auerhähne, die er erlegt hat, den 115. und 116. Die letzten Briefe, die ich von ihm erhielt — wir standen in stetem Verkehr, da er sich in eifrigster Weise an der Herausgabe des „neuen Naumann" beteiligte — waren nicht mehr von seiner Hand geschrieben und zeigten eine so veränderte Unterschrift, daß schon aus ihr Schlüsse auf die Schwere des Leidens sich ziehen ließen. Trotzdem traf mich die Nachricht vom Tode des verehrten Mannes vollkommen unerwartet. Die letzten Wochen hatten nach den Mitteilungen des ältesten Sohnes des Verblichenen, des Herrn Otto von Loewis of Menar, einen schnell fortschreitenden Kräfteverfall gebracht, zu dem sich Fieber und furchtbare, körperliche Qualen gesellten. So kann man es fast als ein Glück betrachten, daß er die beiden letzten Tage seines Lebens besinnungslos und der Tod infolgedessen ein leichter war.

Oscar von Loewis war eine echte Jägernatur, die ihre Befriedigung nicht nur in der Erlegung des Wildes fand, sondern vor allem in der Beobachtung seiner Lebensgewohnheiten und Eigenschaften und in seiner Hegung und Pflege. Davon zeugen am besten seine zahlreichen Aufsätze im „Zoologischen Garten", in der „Ornithologischen Monatsschrift" und zahlreichen anderen

zoologischen und Jagd-Zeitschriften. Auch einige selbständige Bücher hat er verfaßt, die einerseits von seiner Eigenart, andererseits aber auch von dem tiefen Verständnis Zeugnis ablegen, das er der ihn umgebenden Natur entgegenbrachte. Ich erinnere nur an die beiden auch in unserer Monatsschrift besprochenen Werke: „Unsere baltischen Singvögel“[1]) und „Diebe und Räuber in der baltischen Vogelwelt“.[2]) Als er mir das letztere Werk zusandte, hatte er es in Vorahnung seines Todes mit der Widmung versehen: „Dem hochverehrten Dr. Carl Hennicke wahrscheinlich als letzten Buch-Gruß der abgängige Verfasser!“

Der Verein verliert in dem Verstorbenen ein eifriges und überzeugtes Mitglied, der Unterzeichnete einen jederzeit hilfsbereiten Mitarbeiter und väterlichen Freund, dem er ein stetes dankbares Andenken bewahren wird. Möge ihm die Erde leicht sein.

Gera, im Oktober 1899. Dr. Carl R. Hennicke.

Zur Verpflegung der insektenfressenden Stubenvögel.

Von C. Kayser.

Die im vorigen Jahrgang enthaltenen „Untersuchungen über den Nahrungsverbrauch insektenfressender Vögel und Säugetiere“ sind auch für den Vogelliebhaber von Wert und Interesse. Indessen will ich mir erlauben, in nächstehenden Zeilen darauf hinzuweisen, daß einige in dem gedachten Aufsatze gezogene Schlußfolgerungen mit denjenigen Erfahrungen nicht im Einklang stehen, welche praktische Vogelwirte Decennien hindurch bei der Verpflegung unserer zartesten Insektenfresser gemacht haben.

Zunächst ist es erklärlich, daß das aus Ameiseneiern (ich schreibe des Sprachgebrauches wegen Ameiseneier statt Ameisenpuppen), Eierbrot und Hanf bereitete Mischfutter für die Erhaltung der Zaunkönige nicht genug Nahrungsstoffe bot. Ist es doch den Kennern dieser Vogelart bekannt, daß dieselbe eines sehr gehaltvollen Mischfutters bedarf. So empfiehlt Perzina (Gef. Welt, Jahrg. 1888, S. 510) eine Mischung von angequelltem Weißwurm (Ephemera vulgata), abgebrühten Ameisenpuppen und halbgargekochtem, fein zerriebenem Rindsherz. v. Pleyel (Naumanns Vögel Mitteleuropas, Bd. II, S. 201) empfiehlt dieselben Stoffe und außerdem noch Eidotter, Quark u. s. w. Auch die in den mir bekannten Handbüchern für den Zaunkönig angegebenen Futtergemische sind nahrhafter, als das in No. 11 des vorigen Jahrgangs besprochene Mischfutter. Vergl. Friderich,

---

[1]) Ornith. Monatsschrift 1896 S. 231.
[2]) Ornith. Monatsschrift 1899 S. 94.

Naturgeschichte der deutschen Zimmer-, Haus- und Jagdvögel, 3. Aufl., S. 71., Ruß, Lehrbuch der Stubenvogelpflege pp. S. 381.

Ich selbst besitze gegenwärtig einen Zaunkönig, den ich im vorigen Jahre von einem Liebhaber aus Mähren bezog, der ihn, wie er mir schrieb, schon zwei Jahre im Besitz hatte. Ich füttere ihn im Sommer nur mit frischen Ameiseneiern und Mehlwürmern, im Winter meistens mit einem Gemisch von aufgebrühtem Weißwurm, eingequellten Ameiseneiern, geriebenen Möhren und ebensolchem, vorher tüchtig abgepreßtem Quark. Hierzu gebe ich öfters Eierbrot und zwar hauptsächlich, um das Futter locker (flaumig) zu machen. Zweimal in der Woche reiche ich statt des Weißwurms rohes Rindsherz, außerdem zuweilen hartgesottenes Gelbei. Mehlwürmer reiche ich — aus unten näher zu erörternden Gründen — erst seit Beginn der Gesangszeit und nur sechs Stück pro Tag.

Bei dieser Behandlung ist der Vogel stets munter wie im Freien, tadellos im Gefieder und singt fleißig im Käfig, hat auch sehr gut gemausert.

Ebenso fütttere ich meinen Gartenlaubvogel (Hypolais philomela), der tadellos gemausert hat und jetzt — im März — schon laut und fleißig singt, nur gebe ich diesem reichlich Mehlwürmer.

Bei diesem Futter erhalten die österreichischen Vogelwirte die zartesten Insektenfresser, wie Zaunkönige und Gartenlaubvögel sechs bis acht, ja zuweilen zehn Jahre. Zieht man ferner den fleißigen Gesang der Vögel in Betracht, so wird man nicht sagen können, daß dieses Futter die Vögel zwar längere Zeit am Leben erhält, aber ihre volle Gesundheit und ihr dauerndes Wohlbefinden in Frage stellt. Übrigens ist die Pflege und Fütterung der Insektenfresser bei den verschiedenen Wiener Vogelwirten im wesentlichen die gleiche, wie aus den zahlreichen in den einzelnen Jahrgängen der „Gefiederten Welt“ und der „Schwalbe“ enthaltenen Aufsätzen hervorgeht. Von dem Eifer und der Geschicklichkeit der österreichischen Vogelpfleger berichtet uns schon Graf Gourcy, ein Zeitgenosse Chr. L. Brehms, in dessen „Handbuch für Liebhaber der Zimmer-, Haus- und aller der Zähmung werten Vögel.“ Die Passion für die Pflege der Edelsänger hat sich offenbar dort von einer Generation auf die andere vererbt, und die vieljährige Erfahrung hat zur Bereitung eines vorzüglichen Ersatzfutters geführt, dessen Zusammensetzung im wesentlichen mit den chemischen Analysen von Dr. Sauermann und Dr. Förster im Einklang steht, welche in der „Schwalbe“ Jahrgang 1891 wiedergegeben sind (Gef. Welt 1894, S. 29 ff.).

Aus denselben ergiebt sich, wie richtig die Wiener Vogelliebhaber handeln, wenn sie dem Mischfutter durch geriebene Möhre die nötige Feuchtigkeit zuführen und wenn sie Weißwurm als Ersatz für Fleisch betrachten, da er zehn bis zwanzig Prozent Eiweiß mehr enthält als getrocknete Ameiseneier.

Ein gewisser Prozentsatz von unverdaulichen Stoffen muß andererseits auch in dem Mischfutter enthalten sein, da die insektenfressenden Vögel Stoff zur Gewöllbildung brauchen.

Dagegen kann eine Fütterung lediglich mit Mehlwürmern nicht als naturgemäße Ernährung der Vögel gelten und sie wird auch von keinem Insektenfresser auf die Dauer ertragen. Dr. Sauermann (a. a. O.) sieht den Grund für die letztere Thatsache in dem chemischen Gehalt der Mehlwürmer, welcher — im Vergleich zu frischen Ameiseneiern — zu wenig mineralische Bestandteile aufweist.

Andererseits ist es eine durch die Erfahrung der Vogelwirte feststehende Thatsache, daß die Mehlwurmfütterung den Geschlechts- und Gesangstrieb der Vögel weckt bezw. steigert. Geschieht dies nun zur Unzeit — d. h. zu einer Zeit, zu welcher der Körper des Vogels naturgemäß Ruhe haben soll — oder in unnatürlichem Grade, so wird das Wohlbefinden des Vogels gefährdet und sein Leben verkürzt. Schon Bahle (die Stubenvögel, Halle 1861) berichtet, daß ein Rotkehlchen, welches versuchsweise ausschließlich mit Mehlwürmern gefüttert wurde, darnach außerordentlich sang, aber nach zweieinhalb Jahren starb. Dasselbe lehrt die Erfahrung bei denjenigen Buchfinken, welche von Wiener Gastwirten im Winter in warmen Zimmern hitzig gefüttert und bis in die Nacht bei Gaslicht gehalten werden. Sie schlagen dann Sommer und Winter durch, überspringen die Mauser, gehen aber nach Jahr und Tag elend zu Grunde. Mit Recht hat daher Rausch („Über die Fütterung der wurmfressenden Stubenvögel mit Mehlwürmern“ Gef. Welt 1890, S. 5 ff.) darauf hingewiesen, daß die Mehlwurmfütterung erst beginnen darf, wenn die natürliche Gesangszeit des Vogels herannaht (also bei den meisten Arten im Dezember) und aufhören muß, wenn die Zeit des Gesanges vorüber ist und der Vogel der Ruhe bedarf. Dieser Ratschlag stimmt auch durchaus mit meiner etwa zwanzigjährigen Erfahrung in der Pflege von Insektenfressern überein.

Das Quantum der zu reichenden Würmer ist bei den verschiedenen Vogelarten, ja selbst bei den einzelnen Individuen, ein sehr verschiedenes. Während z. B. die Gartenlaubvögel und Pirole einer sehr reichlichen Mehlwurmfütterung bedürfen, wenn sie tadellos gedeihen und fleißig singen sollen, sind dem Zaunkönig (vergl. Perzina, Gef. Welt 1888, S. 510; Woltereck, ebenda 1894, S. 12; v. Pleyel, ebenda 1894, S. 172) und Schwarzplättchen (Rausch, a. a. O. 1894, S. 106) viele Würmer schädlich, ja unter Umständen tödlich. Bei der Pflege der letztgenannten Art thut man nach Rausch am besten, von Mehlwurmfütterung gänzlich Abstand zu nehmen.

Der Mehlwurm ist eine wertvolle, für die meisten Insektenfresser unentbehrliche Beigabe, aber zum ausschließlichen Futter taugt er bei keinem Vogel.

Der Vogelzug im Frühjahre 1899.

Von L. Buxbaum.

Der Winter 1898/99 war wieder ein sehr gelinder, habe ich doch in den Monaten November und Dezember nur neun Tage verzeichnet, an denen das Thermometer unter Null stand; im Januar 1899 waren nur fünf Kältetage und im Februar zählte ich deren elf. Dagegen waren um Frühlingsanfang noch — 6° R. zu notieren, worüber die Zugvögel gar nicht erbaut waren. Nach Futterplätzen war wenig Begehr, denn der Winter war fast schneelos. Die überwinternden Vögel litten auch keinen Mangel und kamen gut durch. Eine auffallende Erscheinung gewahrte ich am 7. Januar aus der Eisenbahn im Bischofsheimer Feld. Es war dies ein fast ganz weißer Raubvogel in der Größe eines Bussard, den ich an der Stelle schon einmal gesehen habe. Wildenten und Wildgänse blieben fast ganz aus, und so war der Main wie ausgestorben. Am 22. Januar waren viele Wachholderdrosseln, T. pilaris, auf unseren Waldwiesen zu sehen. Am 2. Februar durchzog eine große Schar Staare das Feld, die jedenfalls aus dem Odenwald herüber kamen. Am 3. Februar wurde das Nadelwehr im Main niedergelegt, und da kamen eine Masse von Silbermöven, L. argentatus, und Lachmöven, L. ridibundus, an das Wehr, um mit Leichtigkeit zu fischen. Ihr Geschrei hörte man schon auf große Entfernungen. Am 6. Februar kam die Singlerche, A. arvensis, hier an, sechs Tage früher als im Vorjahre, und am 10. Februar haben sie schon lustig gesungen. Die weiße Bachstelze, M. alba, stellte sich am 24. Februar ein, im vorigen Jahre kam sie einen ganzen Monat früher. Der rote Milan, M. milvus, besuchte am 24. Februar den Main, um nach Fischen auszulugen, 14 Tage später leistete ihm der braune Milan, M. korschun, Gesellschaft. Der diesmalige Kranichzug begann am 26. Februar, war wieder stärker und gestaltete sich wie folgt:

26. Februar:	2 Züge,	36, 47	Stück	nach	N. O.
3. März:	1 Zug,	61	„	„	N. O.
5. „	3 Züge,	18, 26, 54	„	„	N. O.
11. „	5 „	21, 14, 39, 52, 17	„	„	N.
13. „	2 „	84, 105	„	„	N.
14. „	1 Zug,	74	„	„	N.
24. „	6 Züge,	121, 158, 91, 137, 25, 68	„	„	N.
25. „	3 „	134, 112, 142	„	„	N. O.
28. „	2 „	17, 49	„	„	N. O.
29. „	3 „	13, 28, 44	„	„	N. O.
30. „	1 Zug,	15	„	„	N. O.

Sie zogen durchweg niedrig, ließen sich aber hier nicht nieder.

Am 27. Februar zogen die ersten Wildgänse, A. anser, nach Süden, bei — 5° R., es waren dies die einzigen, die uns diesen Winter besuchten. Der weiße Storch, C. ciconia, hat am 4. März seinen Einzug gehalten und machte ein bedenkliches Gesicht, als vom 18. bis 27. März die Temperatur unter Null, ja bis auf — 6° R. sank. Am 28. März kam der Hausrotschwanz, R. tithys, an und am 27. Mai ist seine erste Brut ausgeflogen, natürlich mußten sie wieder ihren Tribut an die Katzen abgeben, da sie zu früh aus dem Neste gingen. Der 29. März brachte den Wendehals, J. torquilla, und mit dem 3. April erschien die Gartengrasmücke, S. hortensis, einige Tage später zeigten sich das Müllerchen, S. curruca, und der Schwarzkopf, S. atricapilla. Am 17. April ließ sich der Kuckuck, C. canorus, hören, und am 20. April hielt der Wiedehopf, U. epops, seinen Einzug. Mit dem 21. April erschien die Meisterin des Gesangs, die Nachtigall, A. luscinia, und erfreute uns durch ihren Gesang. Am 22. April kamen die Schwalben, H. rustica und Ch. urbica, in größerer Zahl wieder an und haben auch zahlreicher genistet, als im vorigen Jahre. Die Bruten sind auch gut geraten und an Nahrung fehlt es ihnen nicht. So sind sie denn wieder alle da und wir freuen uns mit ihnen.

Vom Königsfischer.

Von L. Rebentisch.

In einigen Teilen von England ist die Zahl der Königsfischer oder Eisvögel erfreulicherweise wieder im Zunehmen. Ein Vogelfreund berichtet[1]), daß er vor kurzem nicht weniger als sechs dieser schöngefiederten Vögel, am Ufer der Themse bei Egesham sah. In Devonshire fand er, während er in dem dortigen Avon fischte, zwei Königsfischerpaare, die am Ufer des Flusses nisteten, und einige Wochen später entdeckte er in Cheshire drei Paare, die nahe dem berühmten Tabley Mere, einem wahren Paradiese für alle möglichen Wasservögel, an einem schmalen Flüßchen ihre Neströhren gebaut hatten. Derselbe Berichterstatter hatte reichliche Gelegenheit, die Gewohnheiten dieser Vögel im Verfolgen ihrer Beute zu beobachten. In Glamorganshire in Wales, wo der Königsfischer keineswegs häufig vorkommt, wußte er sich einem derselben, der seinen Fischfang von dem Zweige eines Baumes aus betrieb, mit großer Vorsicht auf einige Fuß Entfernung zu nähern. Von Zeit zu Zeit verließ der Vogel den Zweig und flog die Oberfläche des Sees entlang, indem er wiederholt beim Fliegen ins Wasser tauchte, und kehrte jedes-

---

[1]) Auf meine Bitte um genaue Quellenangabe teilte mir Verf. mit, daß der Artikel sich auf Berichte englischer Zeitungen, besonders des Spectator und Field, stütze, daß die in diesen Zeitschriften befindlichen Artikel aber bekanntlich in den seltensten Fällen gezeichnet seien. Red.

mal, wenn er einen Fisch gefangen hatte, auf seinen Zweig zurück, um seine Beute dort zu verzehren. Dem Beobachter, der sich die ganze Zeit in der erwähnten geringen Entfernung von dem Königsfischer befand, und der diesen Vögeln häufig zugeschaut hatte, wenn sie von einem Ruhepunkte aus ihre Beute suchten, war diese Art des Fischfangs dennoch neu. Später war er an einem anderen Orte, Pinkhill Lock, Zeuge eines noch wunderlicheren Verfahrens von seiten eines Königsfischers. Die Ufer des Flusses sind an dieser Stelle ziemlich entblößt von Bäumen, so daß der Vogel keinen passenden Ruheplatz zum Fischen fand. Zum Erstaunen des Beobachtenden schwebte er nun, in ähnlicher Weise wie der Habicht, viele Sekunden lang über dem Wasser und stürzte dann mit blitzschnellem Stoß in den Strom hinab. Dies Verfahren erschien dem Berichterstatter den sonstigen Gewohnheiten des Vogels gegenüber so fremd, daß er den Wunsch aussprach, zu erfahren, ob auch andere ähnliche Beobachtungen gemacht haben. Wie es scheint, ist dies der Fall gewesen, denn man berichtet von anderer Seite, daß man diese schwebende Bewegung häufig bei dem Königsfischer beobachtet habe. Bei solcher Gelegenheit erscheint die glänzend orangefarbene Brust des Vogels wie ein fixiertes Licht, das den Beobachter auf den Gedanken brachte, der Vogel beabsichtige den Fisch damit anzulocken, wie dies beim Lachs durch Fackellicht geschieht.

Von einem beliebten Futterplatze des Königsfischers erzählt ein Sportsmann, der das Angeln mit Leidenschaft betreibt. Es ist früh am Morgen; noch hat die Sonne den dichten weißen Nebel nicht durchbrochen, der über dem Fluß und den Wiesen hängt. Das Wasserhuhn stößt seinen glucksenden Schrei aus, und mitten im Teich am Schleusengatter schnappt eine große Forelle nach Beute. An diesem Orte suchen auch die gelben Bachstelzen und der glänzend gefiederte Eisvogel oder Königsfischer ihr Futter, und um sie nach Gefallen zu beobachten, dürfen wir nur warten, bis die Sonne den Nebel durchbricht und den Teich beleuchtet. Jetzt heben sich die Nebelwolken von den Wiesen und ziehen über den Fluß und über die Bäume an seinem hohen Ufer. Die Sonne scheint hell und warm, und in ihren Strahlen glänzen die überall hängenden Thautropfen wie tausende von Diamanten. Der Teich, in den von dem kürzlichen Regen eine hinreichende Wassermenge über die Schleusen fällt, ist voll von kleinen Gründlingen, und diese sehen nicht sobald ein trockenes Blatt oder ein Stückchen Schilf heranschwimmen, als sie es auch schon zu hunderten umringen, es hin- und herwenden, es untersuchen und endlich darüber hinweg im Wasser aufspringen. Diese winzigen Fischchen dienen den Forellen, die sich außer Hechten, Schleien und Barschen in dem Teiche aufhalten, zur willkommenen Nahrung. Blicken wir das Wasser entlang, so bemerken wir am Ende des Teiches eine eigentümliche Bewegung. Welle nach Welle hebt und kräuselt sich, und wir sehen

nun eine der Forellen bei ihrer Mahlzeit, die sie in aller Muße einnimmt. Sie stopft sich bis an den Hals mit jenen kleinen Geschöpfen voll, dann schwimmt sie träge zu ihrem Lager zurück, um sie zu verdauen.

Diesen Teich besucht der Königsfischer, und auch er begehrt seinen Teil der Beute. Dort kommt einer dieser glänzend gefiederten Vögel den Fluß entlang geschossen und setzt sich auf einen der niedrigeren Zweige der Erlen, die über dem Wasser hängen. Wie schimmernd auch sein Gefieder ist, man kann ihn dort kaum unterscheiden. Und hier taucht er nach den Fischen unter und spritzt den glänzenden Schaum empor, bis er sich endlich gesättigt hat. Dann setzt er sich, die schimmernde Brust dem Lichte zugewendet, in die Sonne, den kräftigen Schnabel halb in den Federn verborgen und verdaut die Mahlzeit.

Wenn die Sonnenstrahlen die Mitte des Teiches verlassen haben und auf einer Seite desselben spielen, folgen Scharen kleiner Fische dem Lichte bis ganz an den Rand des Wassers. Hier spielt sich eine höchst interessante Szene ab — eine Familie gelber Bachstelzen, die Eltern mit ihrer jungen Brut, hält ihren Fischfang. Mit unbeschreiblich zierlichen, anmutigen Bewegungen laufen sie auf eine kurze Strecke ins Wasser hinein und erfassen ihre kleine Beute in der geschicktesten Weise. Mitunter flattern und schweben sie über dem Wasser und tauchen hinein, jedoch vergeblich, und so begeben sie sich wieder an den Rand des Teiches, wo ihnen die Beute sicherer ist. Alle Bachstelzen sind zierlich und sehr flüchtig, wer aber diese besondere Art einmal bei dieser Beschäftigung beobachtet hat, wird den Anblick schwerlich vergessen.

Kleinere Mitteilungen.

Matte Mauersegler (Micropus apus). Bekannt ist die Thatsache, daß Schwalben sehr viel von Ungeziefer zu leiden haben; ein Beitrag zu diesem Kapitel dürften folgende Beobachtungen sein: Am 22. Juli fing ich zwei erwachsene Mauersegler ein, die ruhig am Erdboden saßen und unfähig waren sich zu erheben; unschwer gelangten sie in meinen Besitz. Ich setzte sie in ein geräumiges Gebauer und traurig war der Anblick, wie diese schlanken Luftsegler zitternd dasaßen und sich eng an das Drahtgeflecht des Käfigs schmiegten. Als ich hin und her überlegte, was den Tierchen wohl fehlen könnte, kam mir der Gedanke, ihr Gefieder einmal einer gründlichen Reinigung zu unterziehen, und ich fand denn auch auf ihrem Körper eine Anzahl Schwalben-Lausfliegen (Stenopteryx hirundinis) vor. Nachdem ich die Segler von diesen Plagegeistern befreit hatte, warf ich den einen ein Stückchen in die Luft und zu meiner Freude stieg er höher und höher, um schließlich meinen Blicken zu entschwinden. Den zweiten setzte ich auf

einen erhabenen Platz und auch er zog auf und davon. Die Lausfliegen waren erwachsene, kräftig entwickelte Weibchen; bei dem einen kamen bereits beim Abheben Eier zum Vorschein. Auch vor einigen Jahren fand ich in unserm Garten einen erwachsenen Mauersegler, der still und traurig dalag. Auch dieses Tierchen wurde von Stenopteryx gepeinigt, denn, nachdem ich dieselben sorgfältig abgesucht hatte, zog er fröhlich von dannen. Bei Schwalben, die im Frühling aus dem Winterquartiere wieder bei uns eintrafen, habe ich diese Schmarotzer nie beobachten können.

Bielefeld. Dr. Victor Hornung.

Über die zweifelhafte Nützlichkeit der Eulen.*) Dieser Tage besuchte ich den Herrn Förster Schmiedebach zu Waldböckelheim. Wir spazierten nach dem Pflanzgarten und ließen uns unter einer alten Eiche auf einer darunter befindlichen Bank nieder. Ich bemerkte einige Höhlen in der Eiche und wurde dadurch veranlaßt, über die allgemeine Nützlichkeit der Höhlenbrüter zu sprechen und wie es bei dem systematischen Entfernen der abständigen Bäume diesen Vogelarten immermehr an natürlichen Nistplätzen mangelte. Hierauf erzählte der Förster, daß in einer Höhle sich ein Eulennest befände mit Jungen, welches er etwa zehn Tage lang jeden Morgen untersucht habe, um zu sehen, womit die Jungen vorzugsweise gefüttert würden, und bemerkte: daß sich im Neste einigemal Mäuse befanden, aber besonders viele Überreste von kleinen Vögeln, aber meistenteils Amseln, welche das Eulenpaar bei ihren nächtlichen Ausflügen erbeutet hatten. Ein Beleg, daß die Eulen auch auf größere Vögel Jagd machen, erhellt daraus: „Um die im Revier ausgesetzten Fasanen vor dem Überhandnehmen der Raubvögel zu sichern, wird von Zeit zu Zeit eine Falle auf einem Baume angebracht, worunter als Lockvogel eine weiße, lebendige Taube in einem sicheren Käfig sich befindet. In dieser Falle hat man neben Raubvögeln auch schon einige Eulen gefangen, welche doch jedenfalls auch der Taube zu Leibe rücken wollten.“ (? Red.)

Kreuznach, 15. Mai 1899. A. Eich.

Als Seitenstück zu den in Nr. 1 des laufenden Jahrganges unserer Monatsschrift von R. Schlegel erwähnten Fällen **abnormer Färbung bei Turmfalkenweibchen** möchte ich, die Frage, ob diese wirklich als „Hahnenfederigkeit“ zu deuten sind, der Beurteilung Berufener überlassend, hier mitteilen, daß der Königsberger Tiergarten gegenwärtig einen Turmfalken besitzt, der bei sonst typisch weibchenähnlicher Färbung einen ganz männchenartig aschblauen Stoß trägt, der aber nur an der Wurzel eine überdies ziemlich verloschene und auch nur in der Nähe des Schaftes (ohne diesen zu erreichen) auftretende dunklere Querfleckung zeigt. Bei diesem Exemplare waren außerdem an der rechten Seite des Stoßes einige kürzere ganz normal rostrot und schwarz gebänderte Federn zu bemerken, über deren

*) Welcher Eulen? Red.

Bedeutung ich aber bei dem wirren Durcheinanderflattern der in einem verhältnismäßig engen und ziemlich dunklen Raume eingekerkerten Tiere nicht recht ins klare kommen konnte. Übrigens hoffe ich durch meine Mitteilung dem betreffenden Exemplare nicht etwa das Todesurteil gesprochen zu haben, da doch gerade für die von Herrn Schlegel angeregte Frage die Beobachtung des gefangenen Vogels während mehrerer Jahre weit vorteilhafter wäre als die eilige Tötung und Präparation.

Jesau, 29. Mai 1899. E. Christoleit, cand. theol.

Viel Vertrauen, doch wenig Vorsicht bekundete ein Pärchen des **gefleckten Fliegenfängers** (Muscicapa grisola) bei der Anlage seiner Niststätte. In der Mühlstraße, eine der äußeren Straßen Jenas, hat der Parterre wohnende Besitzer eines Wohnhauses an einem der Fenster eines der bekannten kleinen Wetterhäuschen aufgehangen, an welchem es dem Austritt von Mann und Frau überlassen ist, das Wetter richtig oder unrichtig anzuzeigen. Die eine Hälfte des Daches dieses Wetterhäuschens, welche direkt an den Fensterrahmen anstößt, erschien Mutter Fliegenfänger als ein geeigneter Platz für ihr zukünftiges Wochenbett. Daß es gerade das Fenster der stets benutzten Wohnstube und die Bewohner nur durch die Fensterscheibe von ihr getrennt waren, genierte sie nicht. Auch der starke Wagen- und Fußgänger-Verkehr auf der nach Weimar führenden Fahrstraße, welche nur durch ein kleines 3 m breites Vorgärtchen von dem Hause getrennt ist, konnte an dem Entschlusse nichts ändern. Nach keiner Seite auch nur die geringste Deckung, rechts die Hausbewohner und links die Straßenpassanten. Nur dem freistehenden Wetterhäuschen zuliebe hat das Pärchen seinen Willen doch durchgesetzt und bisher mit Glück, denn fünf halbflügge Junge thronen dort jetzt auf kunstloser Unterlage. Meine Tochter entdeckte das luftige Heim sofort, und fast jeder Vorübergehende muß es jetzt erst recht bemerken, da die ganze kleine Gesellschaft sich erhebt, zwitschert und fünf Schlünde sich öffnen, wenn die Alten über die Köpfe der Menschen dem Neste zufliegen, was alle Augenblicke der Fall ist, da ihr Jagdgebiet sich fast nur auf die Straße erstreckt. Dies scheint sehr ergiebig zu sein, und sie haben vielleicht deswegen und auch um sich die Sache hübsch bequem zu machen, ihr Nest gleich an die offene Straße verlegt. An Nistgelegenheiten ist dort kein Mangel, da direkt hinter dem Hause der Leutra-Bach fließt, welcher auf beiden Seiten mit Buschwerk besetzt ist und gerade dort bieten die Köpfe vieler alter Weiden gute Nistplätze, welche der Fliegenfänger sonst stets bevorzugt. Aber in diesem Falle sagte ihm das Wetterhäuschen besser zu, und davon wollte er auch trotz des Verbotes der Hausfrau nicht absehen. Auf Befragen teilte mir die Dame des Hauses mit, daß sie in der Meinung, sie habe es hier mit recht aufdringlichen Sperlingen zu thun, das Nestmaterial dreimal vom Wetterhäuschen entfernte, schließlich sei ihr doch aufgefallen, daß der Übel-

thäter ein bischen anders aussehe als ein Sperling, und habe ihn seitdem gewähren lassen. Rotschwänzchen wären es aber auch nicht, denn diese hätten erst vor kurzem in ihre Gießkanne ein Nest gebaut. Wird die Fliegenfänger-Brut von Katzen verschont, so war das Vertrauen zu diesem Plätzchen gerechtfertigt, aber unvorsichtig bleibt es doch.

Jena, den 22. Juni 1899. B. Rückert.

Tannenheherzug. Am 3. Oktober beobachtete ich bei Sarkau auf der Kurischen Nehrung einen Tannenheher (Nucifraga caryocatactes) auf der Vordüne sitzend. Beim Weiterfahren flog ein zweites Exemplar über uns hinweg und plötzlich hüpfte ein dritter vor den Pferden umher, den ich lebend fangen konnte, da er sich beim Baden zu naß gemacht hatte. Er befindet sich sehr wohl in Gefangenschaft und ist schon ganz zahm. Seit der Zeit sind hier häufig durchziehende Tannenheher zu beobachten. Alle, die ich in Händen hatte, waren Schlankschnäbler. So steht also wieder ein Zug dieser interessanten Wanderer bevor.

Rossitten, Kurische Nehrung, Oktober 1899. J. Thienemann.

Aufruf. Von Herrn H. Chr. C. Mortensen, Adjunkt ved Katedralskolen in Viborg (Dänemark) geht uns ein Schreiben folgenden Inhalts zu: „Um vielleicht etwas über den Zug des Stares (Sturnus vulgaris L.) aufgeklärt zu werden, habe ich angefangen, Stare von Viborg zu markieren und ließ im Jahre 1899 165 Exemplare mit einer Marke fliegen. Die Marke ist ein kleiner Ring, um den einen Fuß des Vogels angebracht, mit einigen Buchstaben und einer Nummer versehen, und so leicht ($^1/_7$ bis $^1/_4$ Gramm), daß sie den Vogel beim Fliegen nicht hinderlich ist. Da die Stare wohl Helgoland, die Friesischen Inseln und andere Teile Deutschlands besuchen könnten, so erlaube ich mir bei Ihnen anzufragen, ob Sie sich für mein Experiment gütigst interessieren wollen und

1. es den deutschen Ornithologen auf eine Weise, wie Sie es für praktisch halten, bekannt machen und

2. mich über den etwaigen Fang eines Stares gütigst unterrichten zu wollen.

Um genau feststellen zu können, ob der gefangene Star wirklich einer der meinigen ist, bitte ich, den Ring mit seiner Inschrift zu beschreiben, oder am besten — falls der Vogel getötet ist — den markierten Fuß mit unberührtem Ring einzusenden. Etwaige Resultate meines Versuchs werden s. Zt. veröffentlicht werden. Ich habe auch nach England und Frankreich (an die Herren W. Eagle Clarke und Dr. Oustalet geschrieben.“ Indem ich diesen Brief hiermit der Öffentlichkeit übergebe, knüpfe ich daran die Bitte, dem Herrn Mortensen bei seinem interessanten Versuche nach Möglichkeit behilflich zu sein. Etwaige hierauf bezügliche Mitteilungen wolle man freundlichst an Adjunkt H. Chr. C. Mortensen in Viborg (Dänemark) oder an O. Haase,

Berlin N.W. 7. Mittelstraße 51 oder endlich an die Redaktion dieser Zeitschrift richten. O. Haase.

Tod von Vögeln durch Blitzschlag. Herr Gymnasialdirektor Professor Schneider aus Duisburg, der schon seit langen Jahren im August und September auf Juist für die Vogelsammlung des Gymnasiums thätig ist, erzählte mir am 1. September folgende merkwürdige Thatsache: „Als ich gestern mit meinem Sohne in der Frühe die nach Westen gelegenen Außenweiden abstreifte, gewahrte ich an einer Wasserlache von reichlich einem Quadratmeter Größe eine Gruppe größerer Vögel in sonderbaren Lagen. Beim Näherkommen sah ich in der Mitte des Tümpels einen teilweise zerrissenen Numenius arcuatus und um ihn im Umkreise von etwas mehr als einem Meter sieben weitere völlig unbeschädigte, tote Numenien und außerdem einen Haematopus ostralegus. Nach Lage und Beschaffenheit der Vögel, die augenscheinlich von einem plötzlichen Tode überrascht waren, mutmaße ich, daß sie von einem Blitzschlage getroffen wurden, zumal auch kurz vorher heftige Gewitterböen niedergegangen waren. Außer dem schwerverletzten Vogel in der Mitte hatte der Blitz keinerlei sichtbare Spuren zurückgelassen." Herr Direktor Schneider hatte dann die Liebenswürdigkeit, mir die neun Leichen zu zeigen, und bin auch ich — ebenso wie Herr Geheimrat Altum, dem Herr Direktor Schneider von vorstehend beschriebenem Falle schriftliche Mitteilung machte — der festen Meinung, daß es sich hier jedenfalls um eine Tötung durch Blitzschlag handelt. Dem verletzten Brachvogel hatte der Blitz die hintere Partie der Schädeldecke abgesprengt und zwar so, als wäre das Kapselstück mit scharfem Schnitt in senkrechter Richtung abgelöst; der obere Halswirbel war fortgerissen, darnach hatte der Blitz die rechte Halsseite bis auf die Wirbelsäule blosgelegt, war dann auf den luftgefüllten Oberarmknochen des rechten Flügels übergegangen, hatte diesen wie auch die Elle des Unterarms und den äußeren Mittelhandknochen der Länge nach zersprengt, den Fingerteil fortgerissen, war zum Knie des rechten Beines übergesprungen, hatte den Unterschenkel ebenfalls zerschmettert und war dann am Lauf wieder herausgefahren. Die Federn der benachbarten Teile waren versengt; die Fleischteile erschienen bläulich. Alle übrigen acht Vögel wiesen, nachdem sie gerupft waren, nicht die mindeste Verletzung auf und scheinen infolge des Luftdrucks momentan getötet zu sein. Letztere sind hernach entsprechend zubereitet von einer kleinen Gesellschaft ohne üble Nachwirkungen verzehrt. Da mir aus der Litteratur keine analogen Fälle bekannt sind, wäre es von Interesse, zu erfahren, ob auch anderorts ähnliche Beobachtungen gemacht sind.

Juist, 12. September 1899. Otto Leege.

Wenn ich heute den Lesern unserer Monatsschrift einen Fall von etwas abweichender Nistweise des **kleinen Fliegenfängers (Muscicapa parva)** mitteile,

so geschieht das nicht ohne ein gewisses inneres Widerstreben; denn mit der Erinnerung daran ist für mich unlösbar verbunden das niederdrückende Gefühl, die wenngleich unschuldige Ursache der Vernichtung einer Brut dieses von „Beobachtern", die ihn bei jedem Zusammentreffen mit ihm „zur Identifizierung" oder als „Belegexemplar" herabzuschießen sich berechtigt glauben, und Eiersammlern auch in unsern ostpreußischen Wäldern bereits ohnehin bedrohten lieblichen Bewohners stiller heimlicher Fichtendickungen, eines meiner besonderen Lieblinge unter den deutschen Vögeln, geworden zu sein. Am 30. Juni dieses Jahres traf ich an einem Waldrande, in der Ecke zwischen einer Bahnlinie und einem dieselbe rechtwinklig schneidenden nicht sehr belebten Fahrwege, an dessen anderer Seite schräg gegenüber sich ein Bahnwärterhaus befindet, ein Weibchen dieser Art, das durch sein Verhalten sofort erkennen ließ, daß sein Nest in der Nähe sein müsse. Sonst bin ich nun freilich von vornherein wenig geneigt, aus „wissenschaftlichem Interesse" einen Vogel auch nur auf Augenblicke beim Brutgeschäft zu stören und zu ängstigen; hier aber war die Versuchnng doch zu groß; ich zog mich etwas zurück, und bald verriet mir ein halb zirpendes, halb schwirrendes Geschrei in einer Richtung, nach der das wenngleich noch immer mißtrauische Weibchen kurz vorher mit einem Insekt im Schnabel abgeflogen war, daß sich das Nest nicht, wie ich vermutet hatte, in einer der am Waldrande stehenden älteren Eichen, auf denen sich der Vogel vorzugsweise gezeigt hatte, sondern in der Nähe einiger am Rande des Fahrweges errichteter Strohschober befinden mußte. Aber wo sollte es hier sein? Etwa in dem Balkenwerk der Barracke, die einen der hinteren Strohschober deckte? Ich eilte auf diesen zu; plötzlich aber stieß das Weibchen in Gemeinschaft mit dem bisher ganz still und daher unbemerkt gebliebenen Männchen unter lauten Rufen (einer Verstärkung des gewöhnlichen laubvogelähnlichen flötenden Lautes, den es vorher in ziemlich regelmäßigem Wechsel mit dem klappernden Warnungsrufe hat hören lassen), hastig bis dicht an meinen Kopf heran, und im nächsten Augenblicke, in demselben, in dem ich das nicht da, wo ich es suchte, sondern dicht neben mir in dem ersten völlig freistehenden Strohschober befindliche Nest bemerkte, stoben die (5—7) Jungen aus demselben in wilder Flucht auseinander. Eines erreichte einen Ast, die anderen fielen in verschieden weiten Abständen zu Boden; aber selbst das letzte, dicht vor mir ins Gras gefallene gelang es mir sonderbarerweise nicht aufzufinden, ebensowenig wie das auf den Ast gekommene, und so blieb mir, zumal ich bei längerem Verweilen fürchten mußte, die Bewohner des Bahnwärterhauses aufmerksam zu machen, was wohl den sicheren Untergang der Familie bedeutet hätte, nichts übrig, als mich möglichst schnell aus dem Staube zu machen, und zwar in einer ziemlich gedrückten Stimmung, denn es war mir

kaum zweifelhaft, daß wenigstens die Mehrzahl der noch so unbeholfenen Jungen als sichere Beute irgendwelchen Raubzeugs, selbst der Mäuse, oder auch der Hunde und Katzen des Bahnwärterhauses würde auf dem Boden verbleiben müssen. Diese Erwartung ging denn leider auch in Erfüllung; als ich am 1. Juli die Stelle mit etwas größerer Vorsicht wieder aufsuchte, konnte ich nur zwei Junge auffinden, die in etwa 30 Schritt entferntem dichtem Buschwerk sitzend von den Alten gefüttert wurden, wobei das sich wieder viel mehr zurückhaltende Männchen zuweilen noch abgebrochen sang (übrigens hörte ich in einer anderen Gegend noch am 13. Juli ein Männchen ziemlich regelmäßig singen, wie sich denn überhaupt in diesem Jahre, vielleicht unter dem Einflusse der einen großen Teil des Frühlings so rauhen, später dann plötzlich günstiger werdenden Witterung, der Vogelgesang auffallend weit in den Sommer hineinzog), und diese schienen auch am 5. Juli noch da zu sein, während später weder Alte noch Junge zu finden waren, sei es, daß die übriggebliebenen letzteren gleichfalls noch ihr Ende gefunden hatten, sei es, daß die Familie nach dem völligen Flüggewerden der Jungen einen anderen Waldesteil aufgesucht hatte. Das Nest, dessen unerwartete Lage diesen Ausgang wesentlich herbeigeführt hatte, befand sich in dem betreffendem Strohschober unmittelbar an einem etwa zwanzig Schritt vom Rande des Waldes diesem parallel laufenden Fußsteige etwas über einen Meter über der Erde in einer kleinen, wahrscheinlich (da die Wand des Schobers sonst ziemlich glatt war) zum Teil von den Vögeln hergestellten Vertiefung; es war ein keineswegs so ganz „kunstloser“, wenn auch nicht sehr fester Bau, dessen oberer Teil außen die Form eines — verhältnismäßig recht regelmäßig und glatt hergestellten — abgestumpften Kegels hatte; das Material war vorwiegend grünes Astmoos, mit vorjährigen trockenen Blättern und einigen dicken, wahrscheinlich der Niststelle selbst entnommenen Strohhalmstücken zusammengewebt; auch ein langer, weißer, wohl dem Bahnwärterhause entstammender Zwirnfaden befand sich darunter; die fast halbkuglige gleichfalls recht glatte Mulde war dicht mit großen grauweißen, wahrscheinlich auch von den Hühnern des Bahnwärterhauses herrührenden Federn ausgelegt, während Haare gänzlich fehlten. Der betreffende Fußsteig wird gar nicht so selten von den Mitgliedern der Bahnwärterfamilie und anderen Personen, auch Spaziergängern begangen; dennoch hatte die gewöhnliche Stumpfheit der Natur gegenüber (die mir überhaupt von viel größerer vogelschützender Bedeutung zu sein scheint als mancher eifrig Tierschutzschriften oder gar populäre Naturgeschichten verbreitende Vogelschützler denken mag) weder das Nest noch die Futter zutragenden, laut warnenden Alten bemerken lassen, bis kurz vor dem Aussteigen die Brut doch noch durch einen unglücklichen Zufall ein so trauriges Ende fand.

Jesau, den 11. August 1899. E. Christoleit.

Litterarisches.

Deutscher Tierschutz-Kalender für 1900, herausgegeben vom Verbande der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches, 40 Seiten Text, kl. Oktav, mit zahlreichen Abbildungen und einem bildlichen Farbendruck-Umschlag mit Raum für den Widmungseindruck des Gebers. Preis für je 100 Stück 5 Mark, bei größerem Bezug entsprechender Rabatt in Freiexemplaren. Zu beziehen durch die Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürz in Würzburg, welche auf Verlangen gerne Probeexemplare und Prospekt sendet.

Kalender des Berliner Tierschutzvereins und des Deutschen Lehrer-Tierschutzvereins Berlin, Königgrätzer Straße 108. 1900. 1 Stück 10 Pfg., 100 Stück 5 M.

Wie schon seit vielen Jahren, wollen wir auch diesmal nicht versäumen, den beiden Tierschutzkalendern unsere Empfehlungen und unsere besten Wünsche mit auf den Weg zu geben. Beide verdienen alles Lob und werden sicherlich eine ebenso große Verbreitung erreichen, wie andere Jahre. Red.

Der nunmehr vollendete 7. Band von „**Natur und Haus**" (herausgegeben von Max Hesdörfer) reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Besonders sind diesmal die Arbeiten über Vögel zahlreicher ausgefallen als in vorigem Bande. Daß sie sich hauptsächlich mit der Pflege der Käfigvögel beschäftigen, liegt in der Tendenz der Zeitschrift. Von Interesse ist z. B. der Artikel Brauns „Mit welchen einheimischen Vogelarten besetzt man ein Fluggebauer", der in dieser schwierigen Frage einen guten Rat erteilt, wenn man auch im einzelnen verschiedener Meinung sein kann. Von A. von Homeyer, dem allverehrten Nestor der Ornithologen, finden wir eine treffliche Skizze über den Edelfink, während R. Hermann über die Haltung und Lebensweise des Goldhähnchens, des Zaunkönigs, der Zwergohreule, des Blauspechtes zweckmäßige Anleitung giebt und den Sperling uns in humorvoller Weise in seinem Leben und Treiben schildert. Auch die Exoten sind genügend vertreten; besonders interessant ist der Bericht Rüdigers über die erste Zucht des weißohrigen Bülbüls (Pycnonotus leucotis) in Deutschland. Daß für Pflanzenliebhaber, Aquarien- und Terrarienbesitzer „Natur und Haus" eine Fundgrube bester Art für alles Wissenswerte ist, zeigt am besten die stets wachsende Verbreitung dieser geschätzten Zeitschrift. Dr. O. Koepert.

Nachruf.

Am 29. September 1899 starb plötzlich und unerwartet am Herzschlag der Schriftleiter der „Gefiederten Welt",

Dr. Karl Ruß,

außerordentliches und korrespondierendes Mitglied des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt. Friede seiner Asche!

Redaktion: Dr. **Carl R. Hennicke** in Gera (Reuß).
Druck und Kommissionsverlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Register.

(Jahrgang 1899.)

Inhalt.

1. Vereinsnachrichten.

2. Vogelschutz.

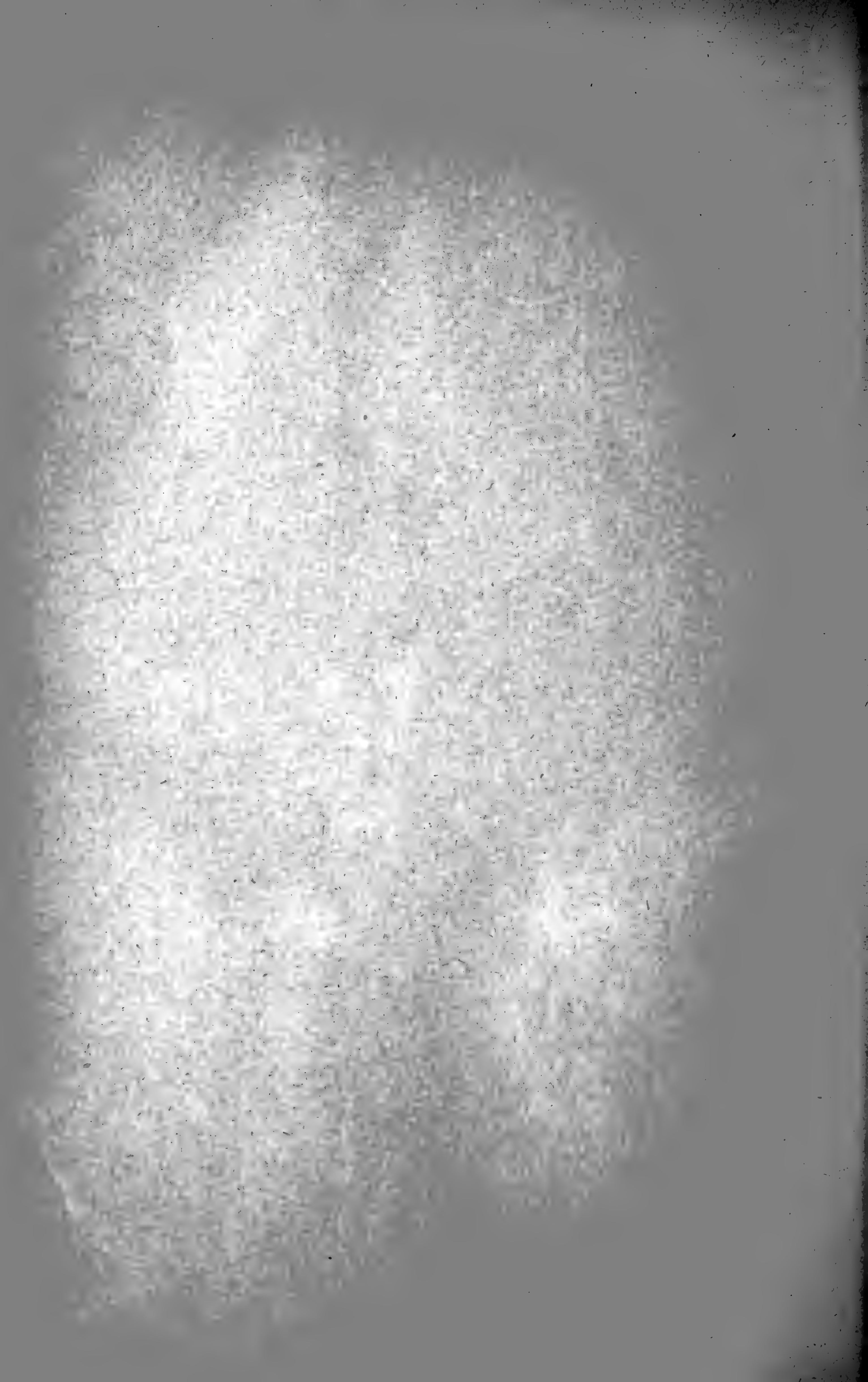
3. Größere ornithologische Abhandlungen.

4. Kleinere ornithologische Mitteilungen.

5. Litterarisches.

6. Nekrologe.

7. Berichtigungen.



Unterhaltungs-Beilage
zu der
Ornithologischen Monatsschrift
des
„Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt“.



Der Neuntöter.

Von

Heinrich Seidel.



Gera-Untermhaus.
Druck von Fr. Eugen Köhler.

Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig und des Verfassers dem VI. Bande der „Gesammelten Schriften von Heinrich Seidel“ entnommen.

Die kleine Geschichte, welche ich erzählen will, ist nach einem Vogel benannt, welcher leider einen sehr schlechten Ruf besitzt und mit dem häßlichsten Namen bezeichnet wird. Davon sind Dorndreher und Dorngreuel noch die besseren, rotrückiger Würger und Würgengel dagegen klingen schon sehr nach Mord und Totschlag, und der Ausdruck Neuntöter nun gar hat etwas Düsteres, Blutiges und Geheimnisvolles an sich, schaurige Vorstellungen erweckend von systematisch betriebenem Massen- und Gewohnheitsmord. Leider muß nun der Wahrheit gemäß bezeugt werden, daß diese Namen wohlverdiente sind, und daß dieser Vogel, trotzdem er nicht viel größer ist als ein Sperling, einen bösen Räuber vorstellt und dazu die grausame Gewohnheit besitzt, seine aus Heuschrecken, Käfern, Eidechsen, kleinen Fröschen und jungen Nestvögeln bestehende Beute auf Dornen zu spießen, um sie bequemer verzehren zu können. Darum hat nun das gefährlichste Raubtier dieser Erde, der Mensch, welcher es als sein alleiniges Vorrecht betrachtet, alle anderen Geschöpfe, die ihm schmecken, mehr oder weniger grausam zu töten und aufzuessen, mit vollem Rechte diesen kleinen hübschen Vogel mit so bösem Namen belegt und ich bin überzeugt, die Frau Geheimrätin kann ihn nicht ohne inneren Schauder betrachten, wenn sie solche schlechte Dinge von ihm hört. Mir ist zwar nicht bekannt, ob diese Dame weiß, daß in ihrer Küche die Fische lebendig geschuppt und die Krebse mit kaltem Wasser zum Kochen aufgesetzt werden, und daß die Köchin, um den fast unsterblichen Aal zu bewältigen, diesen sich in Salz tot laufen läßt, doch hoffe ich, um ihrer schönen Menschlichkeit willen, daß ihr solche Thatsachen nicht bewußt sind. Theodor Storm sagt sehr gut:

„. . . . . . Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche.“

— und leider hat er Recht.

In vielfachen, sehr ergötzlich zu lesenden Romanen sind mir nun aber schon Räuber begegnet, welche, wenn sie nicht gerade in ihrem mühevollen Berufe thätig waren, sich als höchst angenehme Gesellschafter und sehr nette Leute erwiesen. Sie spielten sogar mit nicht zu verachtender Geschicklichkeit die Mandoline, sangen dazu zärtliche Lieder und trugen in ihren dunklen Augen einen Ausdruck sanfter

Melancholie, welcher in allen fühlenden Weiberherzen die Flamme der Liebe entzündete. Sie waren bis auf das bischen gelegentliche Morden, was nun einmal der Beruf mit sich brachte, edel, hilfreich und gut, unbeschreiblich galant gegen die Damen und nahmen niemals denen etwas fort, die nichts hatten. An diese anziehenden Charaktere erinnert mich nun immer der Neuntöter, denn er ist unter unseren einheimischen Vögeln einer der lieblichsten Sänger. Zwar auf Eigenes versteht er sich nicht recht und gleicht darin unseren menschlichen Sängern, welche auch meistens nicht selber was ersinnen, sondern dasjenige vortragen, welches andere sich erdacht haben. Alle Singvögel, welche sich in der Umgebung seines Wohnsitzes hören lassen, ahmt der Neuntöter nach und zwar auf das Lieblichste und Genaueste, das trillernde Lied der Lerche sowohl als den schwerfälligen Gesang der Amsel, den schmetternden Schlag des Finken ebenso gut als das krause Geschwätz der Rauchschwalbe, kurz die mannigfachsten Gesänge hinter- und durcheinander in emsiger Abwechselung, sodaß man nicht müde wird, ihm zuzuhören. Dabei ist jedoch zu beachten, daß es unter diesen Vögeln Künstler und Stümper giebt, manche können viel, manche wenig, im allgemeinen aber darf man annehmen, daß die älteren Männchen auch die besseren Sänger sind.

Seit einigen Tagen trug ich mich nun schon mit dem Gedanken, auf welche Art ich wohl meinem schwerkranken, an das Zimmer gefesselten Freunde, dem Landschaftsmaler Richard Böhlau, eine dauernde Unterhaltung zu schaffen vermöge. Mit solchen Erwägungen soeben noch beschäftigt, trat ich in den Laden eines Vogelhändlers, um, wie es meine Gewohnheit war, mich nach Neuigkeiten umzusehen, denn die Frühlingszugzeit war im besten Gange, und in diesen Wochen hat man öfter Gelegenheit, allerlei Seltenheiten des Vogelhandels zu Gesicht zu bekommen. Es war nun gerade eine Sendung rotrückiger Würger angelangt, und die Vögel flatterten unbändig und scheu, wie es ihre Art ist, wenn sie wild eingefangen sind, in einem Kistenbauer. Es waren meist jährige Vögel, wie ich an der matteren Färbung und dem bräunlichen Tone der Brust erkannte, aber einer war darunter, der mein Herz sofort mit stiller Begier des Besitzes erfüllte. Fürwahr, das war ein ganz alter Herr und entsprach vollständig der Schilderung, welche Naumann von einem „recht sehr alten Männchen“ entwirft. Insonderheit das leuchtende Rotbraun des Rückens und die schön rosenfarbig angeflogene Brust hob ihn bedeutsam von seinen jüngeren Genossen hervor. Zugleich gingen mir die vorhin angeführten Eigenschaften durch den Sinn, und die Erleuchtung kam mir, daß ich für meinen armen Freund, der ein so großer Liebhaber und Kenner der Natur war, nichts Besseres finden könne, ihm seine einsamen Stunden zu erheitern. Ich kaufte den Vogel, dazu ein großes Nachtigallenbauer, ein Quantum frischer Ameisenpuppen und einige Schock Mehlwürmer und gab die Zeit am

Nachmittage an, da alles in die Wohnung meines Freundes gesendet werden sollte. Es war gerade ein Freitag, und an jedem Freitagnachmittage pflegte ich mich nach Böhlau umzusehen.

* * *

Auf dem Platze am Kreuzungspunkte zweier bekannter Straßen im Westen von Berlin steht eine wunderschöne Platane, welche den Sommer hindurch im Schmuck des dichten Laubes prangt und im Winter mit unzähligen schwärzlichen Stachelkugeln behängt ist. Verfolgt man von diesem Baume aus die eine der kreuzenden Straßen nach südöstlicher Richtung, so gelangt man sofort in einen der stillsten Winkel dieser Gegend, denn es zeigt sich, daß die Straße alsbald sackartig verläuft und ihr Ende durch den Zaun eines Parkes mit hohen Bäumen begrenzt wird. Auf einem der Grundstücke dieser abgelegenen Ecke hatte Richard Böhlau im Garten sein Atelier, das an den Hinterflügel des Hauses angebaut worden war. Dort hielt er sich fast ausschließlich auf, obwohl, durch eine finstere Wendeltreppe erreichbar, er in dem Hinterflügel noch eine kleine Wohnung besaß, wo Schlaf- und Wohnräume sich befanden und sein wunderlicher alter Diener hauste. Zur spärlichen Erleuchtung dieser Treppe diente ein Fenster, das hoch in der Wand des Ateliers angebracht war und von diesem das Licht aus zweiter Hand erhielt. Dieses dunkle Fenster in der Wand der Malerwerkstatt hatte für mich immer etwas unheimliches, und wenn ich die Augen danach erhob, erwartete ich stets, daß etwas Gräuliches daraus hervorschauen möchte. Man konnte von dort oben das ganze Atelier übersehen, und manchmal hatte ich Böhlau gefragt, was er wohl sagen würde, wenn er einmal von seiner Wohnung kommend durch das Fenster schaue und sich dann selber unten im Atelier an der Staffelei stehen und malen sähe. Er hatte dann lachend gesagt: „Ich würde schnell hinunterspringen und dem infamen Kerl das Genick umdrehen.“ „Ja, wenn er aber dann nicht mehr da ist?“ hatte ich ihm entgegnet. Dann wurde er ganz zornig. „Ach, Sie sind ein ganz unverbesserlicher Phantast,“ sagte er, „ich fürchte, Sie glauben an Doppelgänger und dergleichen Zeug. Sie haben ja auch Sinn für Märchen, Sagen und Träume. Ich hasse das. Alles Unreelle ist mir in der Seele zuwider. — Die Zeiten sind ja Gott sei Dank vorüber, wo man einen Schwind und einen Steinle verehrte und nur Träumer, wie Sie einer sind, hängen ihnen noch an. Nein, ich lobe mir die reine Natur und male was ich sehe.“

Dann waren wir richtig wieder bei einem unerschöpflichen Streit-Thema angelangt — denn ich war der Meinung, daß diesen beiden Romantikern unter den Malern, zu denen ich noch den früh verstorbenen Rethel rechnen möchte, der echteste Ausdruck deutschen Wesens gelungen ist, daß sie von allen Malern der Neuzeit am meisten Nationales besaßen, während mein lebhafter, ausschließlich

auf das Reale gerichteter Freund in ihren Hervorbringungen nichts als krankhafte Fieberphantasien zu erblicken vermochte. Dagegen war sein Respekt vor demjenigen, was er Natur nannte, ein fast abergläubiger zu nennen. Ich erinnere mich einer Zeit, als er einmal ein schön in wechselvoller Landschaft gelegenes Dorf in Mecklenburg mit uralten bemoosten Strohdächern entdeckt hatte. Er schrieb mir begeistert, dies Dorf und seine Umgebung wimmeln so von Motiven daß es ihm auf Jahre hinaus Arbeit gebe, und ich solle ihn doch einmal besuchen. Da ich mich gerade in Warnemünde aufhielt, so fuhr ich hinüber und fand ihn mitten im Sumpf, wo er sich ein kleines Pfahlgerüst hatte bauen lassen und in einer Wolke von Mücken und Stechfliegen eifrig einen kleinen Tümpel mit spiegelndem Wasser, Schilfrohr, Weidengebüsch und Graskufen malte, der den grauen Strohdächern des Dorfes und den dämmernden Hügellinien der Ferne als Vordergrund diente.

„Ich bin hier in Wasserstiefeln so lange herumgewatet," sagte er, „bis sich alles richtig zusammenschob, denn von da oben giebts kein Bild — die Natur ist rücksichtslos gegen uns Maler."

Da ich nun keine Wasserstiefel hatte, mußten wir unsere Unterhaltung aus der Ferne führen. Bald aber packte er seine Sachen zusammen, watete ans Land und wanderte mit mir in der Gegend umher. Wir gelangten an einen Hügelhang und hier führte er mich fast geheimnisvoll an einen Dornbusch und sagte: „Hier oben giebt es zwei Punkte, von denen aus dies wundervolle Dorf zu bewältigen wäre. Dies ist der eine. Sehen Sie nur wie die Straße sich hier in das Dorf hineinwindet, wie durch die Lücken zwischen den Häusern die Lichter auf sie fallen und wie sie allmählich zwischen den sich vorschiebenden Häusern und dem Grün der Obstbäume verdämmert. Ein reizvolles Motiv. Aber der Hintergrund taugt nicht viel; wie die Dächer dort gegen den Himmel abschneiden, das wirkt nicht. Nun kommen Sie aber einmal mit."

Wir gingen ein tüchtiges Stück zur Seite und höher an dem Hügelhang hinauf bis zu einem alten Holunderbaum, der, aus einer Mauer hervorgewachsen, Hunderte von weißen Blütentellern dem Sonnenlichte darbot. Von hier schauten wir wieder auf das Dorf hin. Eine dämmernde Ferne mit sanft geschwungener Hügellinie war hinter ihm aufgestiegen und weithin ein zweites Dorf, das wie ein blasser Traum in nebligem Dufte lag. Zur Seite blitzte ein Stückchen See — es war ein ganz anderes Bild als vorhin, denn die Landstraße war bereits hinter dem ersten Hause des Dorfes verschwunden und kam fast nicht mehr zur Wirkung.

„Sehr schön," sagte ich.

„Ja, ja," antwortete er, „aber hier taugt nun wieder der Vordergrund nichts."

„Nun, da nehmen Sie doch von beiden Ansichten das Beste und kombinieren es miteinander. Das muß ja ein prachtvolles Bild geben.“

Er sah mich an, als hätte ich ihn aufgefordert, dem Kölner Dom die Fenster einzuwerfen oder sonst eine ähnliche Tempelschändung zu begehen. „Da sieht man wieder,“ sagte er, „daß Sie gar keinen Respekt vor der Natur haben, Sie unverbesserlicher Phantast.“

Das Merkwürdigste aber war, daß trotz alledem die Landschaften von Richard Böhlau einen seltsamen poetischen Zauber ausübten, weil in diesem Manne, der sich selbst nur für einen treuen Kopisten der Natur hielt, ein gutes Stück von einem Poeten steckte, nur daß er sich dessen selber garnicht bewußt war.

* * *

Seit längerer Zeit nun aber war es für den Maler mit den Studien in der freien Natur vorbei, denn unheilbares Siechtum bannte ihn ans Zimmer und gestattete ihm höchstens bei schöner Witterung ein wenig in dem kleinen Garten spazieren zu schleichen. Er schaffte zuweilen noch einiges, indem er vorhandene Studien ausführte, doch zuletzt gab er auch dies auf, weil er den Anstrengungen nicht mehr gewachsen war. Als ich ihn an jenem Freitag Nachmittag besuchte und bald darauf die Sendung vom Vogelhändler ankam, schien er dies Geschenk, das Pflege und Wartung beanspruchte, mit etwas säuerlicher Miene aufzunehmen und hatte auf meine begeisterte Schilderung der Genüsse, welche ihm dieses wild und unbändig in dem neuen ungewohnten Käfig umhertobende Tierchen bereiten würde, nur ein resigniertes Lächeln. Ich suchte für den scheinbar nur aus Höflichkeit angenommenen Zimmergenossen einen guten Platz aus, verhüllte den Käfig einstweilen durch ein grünes Tuch und überließ das Weitere ruhig der historischen Entwicklung.

Als ich nach einer Woche wieder zu meinem Freunde kam, ging er mir freudig entgegen, und auf seinem Angesicht sah ich ein Leuchten, das ich dort schon lange vermißt hatte. „Sie wissen gar nicht, was Sie mir geschenkt haben,“ sagte er, „den Frühling, den ich so schmerzlich entbehren muß, haben Sie mir ins Haus gebracht, ich lebe wieder draußen in der schönen grünen Welt, alles durch diesen Vogel.“ Dabei wendet er sich und sah liebevoll auf den Neuntöter hin, der schon viel weniger wild in seinem Käfig auf- und abhüpfte. „Lassen Sie sich erzählen,“ fuhr er fort, als wir uns gesetzt hatten:

„Ich will nun gleich offen gestehen, daß mich Ihr Geschenk im Grunde mehr ärgerte, als erfreute. So sehr ich auch die Vögel in der Freiheit liebe und mich mit ihnen beschäftige, so oft habe ich schon meine Abneigung gegen gefangene Vögel ausgesprochen. Sie wußten dies, und mir schien deshalb Ihr Verfahren unverständlich. Ich ärgerte mich über das unbändige Tier, und als

ich ihm am anderen Morgen Futter gab und dabei sein wildes Toben mit ansehen mußte, da hätte ich ihn am liebsten fliegen lassen. Später beruhigte er sich wieder hinter seiner grünen Decke, und als ich nachher lesend auf dem Sofa lag und es ganz still war, nur daß ich zuweilen ein neues Blatt umwendete, da gab er auf einmal sonderbare Töne von sich: „„Gaak, gaak,““ sagte er plötzlich, und darauf folgte ein Finkenschlag, so sauber und nett wie nur möglich, es klang so als käme es hoch aus einem Baumwipfel. Dies schien eine vorläufige Probe zu sein, denn nach einer Weile begann er wieder und zwar mit dem Wachtelruf mehrfach wiederholt. Daran schlossen sich die verschiedensten Locktöne, und dann ging er zu einem langanhaltenden Lerchengesang über von so gedämpftem Klange, als töne er hoch aus der blauen Luft hernieder. Jetzt schien die Scheu gebrochen, denn nun blieb es so bei, bald ein Stück schwerfälligen Amselgesanges wie aus entferntem Walde tönend, bald das dahinrieselnde Lied der Dorngrasmücke, bald ein Stückchen vom Baumpieper mit dem langausgezogenen hinsterbenden zia, zia, zia, bald ein bischen vom Gartenlaubvogel und zum Schluß ganz deutlich und täuschend ähnlich das knarrende Geschwätz des Drosselrohrsängers und zwar ganz vollständig. Ich war zugleich erheitert und entzückt, zumal der Vogel nach kurzer Pause zeigte, daß sein Reichtum noch lange nicht erschöpft sei, denn mit dem krausen Gesang der Rauchschwalbe begann er plötzlich wieder und zwar klang dieses als flöge sie in der Luft vorüber, sodaß das Lied an Stärke abnahm und das gedehnte zerrr am Schluß wie aus weiter Ferne klang. Daran schloß sich der scheltende Warnungsruf der Amsel und in stetem Wechsel allerlei anderes, das ich zum Teil wegen mangelnder Kenntnis nicht richtig unterbringen konnte. So ging es weiter den Tag über und all die anderen Tage fort, ich wurde nicht müde ihm zuzuhören. Das Seltsamste aber ist, daß aus diesen nachgeahmten Vogelgesängen in meinem Geiste sich allmählich eine Landschaft aufbaute, die ich deutlich vor mir sehe, in der ich träumend umherwandle. Denn da ich weiß, daß der Neuntöter nur die Gesänge der Vögel wiedergiebt, die sich in seiner nächsten Umgebung hören lassen, so ward meine Phantasie sofort angeregt, und nun sehe ich ganz genau den Ort vor mir, wo dieser Vogel wohnte. Zwischen Kornfeld und Wiese eingesprengt liegt ein Gebüsch von Weißdorn, Schneeball, Haseln, Weiden und wilden Rosen, einzelne Bäume ragen darüber hinaus. Üppiges Gras und Kraut schießen an den Rändern durch die Zweige empor, Geißblatt und Hopfen durchranken es. Auf breiten Klettenblättern sonnt sich der Laubfrosch, in der Luft stehen die Schwebefliegen, tanzen die Libellen. Gegenüber wird die Wiese vom Hochwald begrenzt, zwischen den Stämmen dämmern bläuliche Schatten. Von dorther schallt aus Wipfelhöhen der Schlag unzähliger Buchfinken, der schwermütige Gesang der Amsel und das unermüdliche Lied des Baum=

piepers. Zur Seite geht die Wiese in raschelnden Rohrwald über, dahinter blinkt ein See mit fernen dämmernden Uferbuchten. Von hier tönt das knarrende Geschwätz des Drosselrohrsängers, den man bei mir zu Lande so treffend Karrekiekkiek nennt. Über der blinkenden Feuchte des Seespiegels schweifen die Schwalben, zuweilen schießt eine jagenden Fluges herbei und schwingt sich um das Gebüsch, zugleich in der Luft ihr Liedchen singend. Und aus dem Korn schallt fern der Ruf der Wachtel, das Krähen des Rephahnes, und über dem Korn schwebt Lerchengesang nah und ferne, während im Gebüsch eine Grasmücke leiert und im Baumwerk darüber der fleißige Gartenlaubvogel unermüdlich sein Missing, missing in den Klang seines reichen Liedes mischt. Ach, ich rieche den Duft der Wiesenkräuter und den gewürzigen Hauch des Seeufers, welchen zuweilen ein Wind herüberträgt."

So kannte ich meinen Freund noch gar nicht; ich sah ihn beifällig zustimmend an und nickte. Über seine blassen, von den Spuren unheilbaren Siechtums durchfurchten Züge ging ein liebenswürdiges Lächeln. „Nun dürfen Sie mich einen Phantasten schelten," sagte er, „thun Sie es nur, es soll mich nicht kümmern, ich hab' doch meine Freude dran."

* * *

Mit meinem Freunde ging es zu Ende, bei jedem Besuche fand ich ihn schwächer, und als ich am nächsten Freitage wiederkam, fiel mir dies ganz besonders auf. Zugleich aber bemerkte ich, daß seine Staffelei ausnahmsweise wieder ans Licht gerückt war und auf einem Stuhle daneben Malgerätschaften ausgebreitet lagen. Es stand auf der Staffelei aber kein Bild, sondern ein großer flacher Kasten mit verschlossenem Deckel. Mein Freund war trotz seines kranken Aussehens von einer gewissen inneren Heiterkeit erfüllt und sprach von neuen landschaftlichen Entdeckungen, welche er durch die Vermittelung des Vogelgesanges gemacht hatte; fürwahr er lebte ganz in diesem Bilde seiner Phantasie. „Wenn ich erst wieder gesund bin," sagte er, „da will ich ausziehen und nicht eher ruhen, bis ich eine solche Gegend gefunden habe, wie sie mir vorschwebt und dann male ich für Sie davon ein Bild als Dank für diesen wunderbaren Vogel." Dabei schweiften seine Blicke wie unwillkürlich nach dem schwarzen Kasten auf der Staffelei hin, doch als er bemerkte, daß ich diesen Blicken gefolgt war, ward er ein wenig rot und ließ seine Blicke verwirrt über die Wände seiner Werkstatt schweifen. „Wenn ich wieder gesund bin," das war sein drittes Wort in dieser ganzen Zeit so oft gewesen; ich konnte es nicht anhören ohne einen leisen Schmerz im Herzen zu fühlen.

Als ich wieder fortging, hatte mir sein alter Diener draußen aufgelauert und fragte, ob er mich eine Strecke begleiten dürfe, er habe mir etwas mitzuteilen.

Dann drehte er verlegen die Hände umeinander, kraute sich ein wenig in den grauen Haaren, welche verräterisch unter seiner fuchsigen Perücke hervorschauten, und begann endlich: „Es ist nur wegen meines Herrn. Herr Böhlau haben etwas vor. Sie schließen sich ein. Und ich will es nur sagen, Herr Doktor, weil Sie doch der Freund des Herrn Böhlau sind: In dem schwarzen Kasten da steckt es. Und wenn ich dann endlich schon zehnmal an die Thürklinke gefaßt habe und endlich an zu klopfen fange, dann schelten der Herr Böhlau und sagen, ich solle mich scheeren und ihn in Ruhe lassen. Ich bin doch immer sonst aus- und eingegangen und der Herr Böhlau haben niemals Geheimnisse gehabt."

„Nun, was meinen Sie denn, was Herr Böhlau vor hat?" fragte ich. Er zuckte die Achseln. „Ich glaube der Herr Böhlau malen," sagte er. „Und der Herr Sanitätsrat haben es doch verboten. Manchmal dauert es an die zwei Stunden. Und wenn ich dann endlich die Thür wieder offen finde, dann liegen der Herr Böhlau auf dem Sofa und es ist nicht zu sagen, wie dann die Brust geht und wie matt sie aussehen und wie sie husten. Ich habe schon oben durch das Fenster gesehen, aber der große Teppich, für welchen sich Herr Böhlau das Gerüst haben machen lassen, hängt davor und es ist nichts von ihnen zu sehen. Und ich wollte nur fragen, Herr Doktor, ob ich nicht dem Herrn Sanitätsrat das sagen muß?"

„Das können Sie thun," sagte ich, „aber ich fürchte, es wird nicht viel nützen, Herr Böhlau hat seinen eigenen Kopf."

„Haben sie, haben sie," sagte der Alte wehmütig und verabschiedete sich unter vielen Entschuldigungen.

Das Geheimnis des schwarzen Kastens wurde auch während der nächsten Wochen nicht aufgeklärt. Mein Freund schwieg darüber und ich fühlte mich nicht berechtigt darnach zu fragen. Als ich zum letzten Male da war, fand ich ihn zwar äußerst angegriffen und sein blasses Gesicht von einer zarten Wachsfarbe überhaucht, allein er schien mir von einer stillen inneren Befriedigung erfüllt zu sein und behauptete sich wohler zu fühlen wie seit lange. Es fiel mir auf, daß seine Blicke zeitweise, wenn er sich unbeobachtet glaubte, mit einer gewissen Wärme auf seiner Staffelei und dem verschlossenen Kasten ruhten. Am anderen Vormittag kam der alte Diener eilig gelaufen und teilte mir mit, daß sein Herr soeben gestorben sei. Ich ging sofort mit ihm und fand meinen Freund angekleidet auf dem Sofa, halb aufgerichtet, im Rücken von Kissen unterstützt, das Gesicht seinem Vogel zugewendet. In dieser Stellung war er sanft eingeschlafen. Der Diener ließ mich eine Weile allein und als ich nun ganz still dasaß und meinen Freund anschaute, dessen Antlitz die unwandelbare Ruhe des Todes zeigte, da begann der

Neuntöter zu singen, hold und lieblich wie eine Lerche aus der hohen blauen Luft. Es war das erste Mal, daß ich selbst diesen Vogel hörte.

Im Nachlasse meines Freundes fand sich ein verschlossener Brief, an mich gerichtet. Sein Inhalt war folgender:

Lieber Freund!

Diesen Brief werden Sie erhalten, wenn ich nicht mehr bin. Ich hinterlasse Ihnen zum Andenken den Inhalt des Kastens, der auf meiner Staffelei steht. Darin befindet sich mein letztes Bild, und zugleich das erste, welches ich nicht nach der Natur gemalt habe. Ein solches Verfahren hat, wie Ihnen wohl bekannt ist, meinem künstlerischen Gewissen von jeher widerstrebt und diesmal bin ich nur deshalb von meinen strengen Grundsätzen abgewichen, weil ich keinen besseren Weg wußte, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen für das Geschenk, welches mich in den schweren Stunden meiner Krankheit bis in die tiefste Seele erheitert und erfreut hat. In gewissem Sinne, denke ich, ist auch diese Landschaft nach der Natur, denn ich habe nur gemalt, was der Vogel mir gesungen hat. Nehmen Sie auch das Tierchen an sich und verfügen sie nach Gutdünken darüber. Und nun leben Sie wohl, guter Freund!

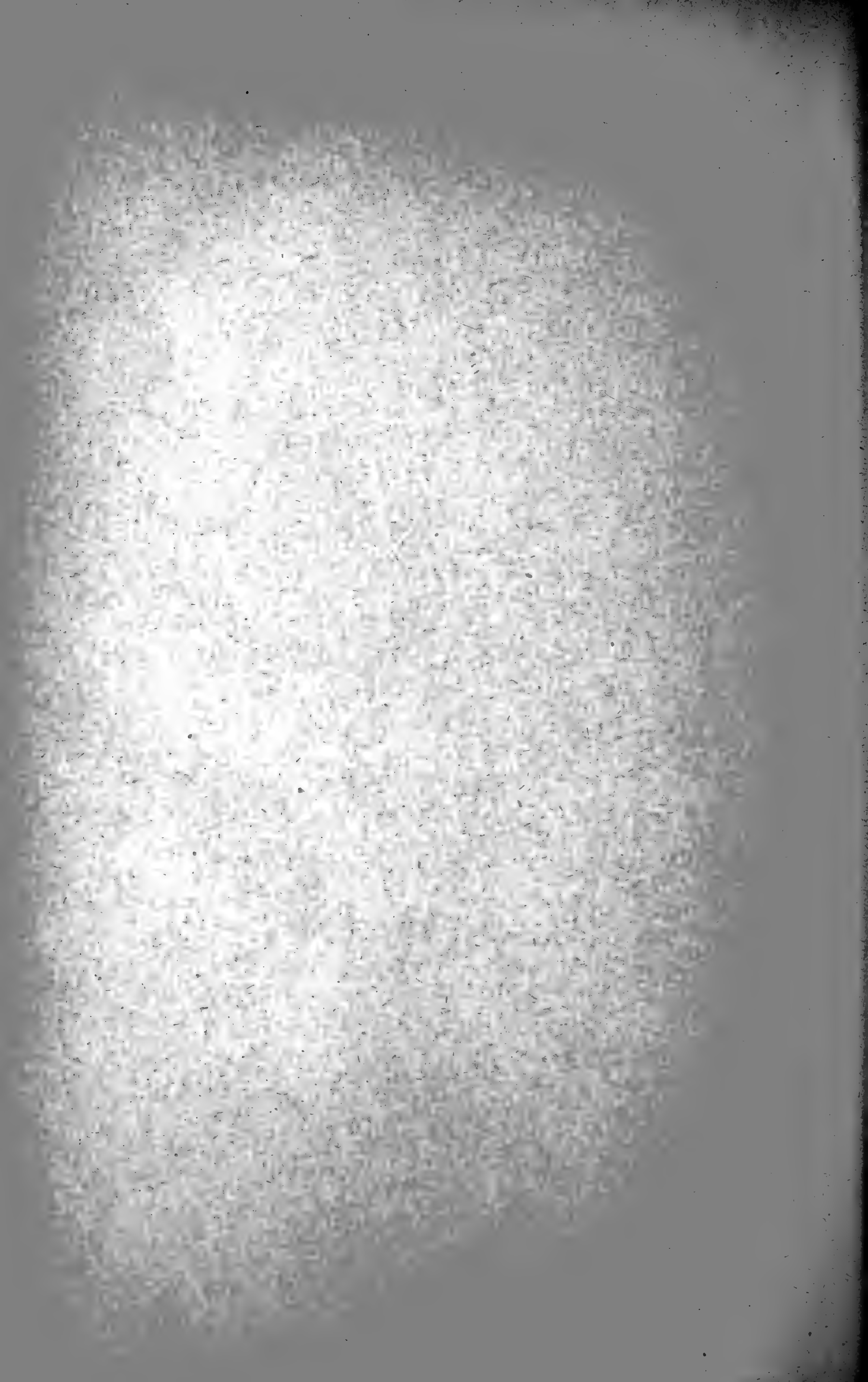
Ihr

Richard Böhlau.

* * *

Drei Tage später, an einem schönen Morgen am Ende des Juni ward mein Freund auf dem Matthäikirchhofe begraben. In einem kleinen verhüllten Bauer hatte ich den Neuntöter mit, und als die vielen schönen Kränze auf dem frischen Hügel geordnet waren und das Leichengefolge sich zerstreut hatte, stellte ich den Käfig auf das Grab und öffnete seine Thür. Wild und ungestüm schoß der überraschte Vogel in die Luft empor und setzte sich nach einer Weile auf den Wipfel einer Traueresche. Dort erst überkam ihn das ganze Wonnegefühl der wiedererlangten Freiheit. Er wippte und drehte, wie es die Art dieser Vögel ist, heftig mit dem Schwanze und stieß mehrfach seinen Lockruf aus. Dann stürzte er sich hinab und flog schnell in hüpfenden flachen Bögen auf eine entfernte Gebüschgruppe zu, wo ich ihn aus den Augen verlor. Ich denke, er wird seine grüne Heimat bald wieder gefunden haben.

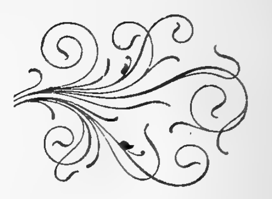
Auf der nächsten Ausstellung hing das letzte Bild meines Freundes, geziert von einem Lorbeerkranz mit schwarzer Florschleife. Alle Verehrer seiner Kunst waren sich einig, daß ein Bild von tieferer Wahrheit und zugleich feiner poetischer Auffassung aus seiner Werkstatt noch niemals hervorgegangen sei.



Unterhaltungs-Beilage
zu der
Ornithologischen Monatsschrift
des
„Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt“.



Rotkehlchen.



Von

Heinrich Seidel.



Gera-Untermhaus.
Druck von Fr. Eugen Köhler.

Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig und des Verfassers dem I. Bande der „Gesammelten Schriften von Heinrich Seidel" entnommen.

Herr Dusedann war zweiunddreißig Jahre alt und im besten Begriff ein Junggeselle zu werden. Er besaß große Reichtümer und obgleich er aus diesem Grunde keinen bestimmten Beruf erwählt hatte, so waren seine Tage dennoch dermaßen mit Thätigkeit und Arbeit angefüllt, daß er zu Heiratsgedanken gar keine Zeit fand. Daran war aber seine große Sammelleidenschaft schuld und ein ihm innewohnender Drang, Alles ins Gründliche zu treiben. Verwandte besaß er keine mehr, außer seiner etwas altmodischen Tante Salome, welche stets eine schneeweiße Haube und hellblonde Seitenlöckchen trug und von einer ewigen Unruhe erfüllt war. Trotz ihres Alters war sie sehr flink auf den Beinen und klimperte den ganzen Tag mit ihrem Schlüsselbund treppauf treppab vom Boden in den Keller, von der Küche in die Kammer. Dann saß sie plötzlich wieder in ihrem sauberen Zimmer und nähte, aber ehe man es sich versah, hatte sie Hut und Mantel angethan und war fort in die Stadt, hetzte die Verkäufer in den Läden, daß sie nur so flogen, und war mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit aus den entferntesten Gegenden wieder zurück. Sie konnte laufen wie die Jüngste und betrieb dies auch in solchen Momenten, wo im Drange der Geschäfte ihr solches notwendig erschien. Es war dann seltsam zu sehen, wie die alte Dame den Korridor entlang huschte, daß die Löckchen flogen, oder wenn sie mit flinken Füßen die Treppe hinabschnurrte.

Sie achtete alle Neigungen und Liebhabereien ihres Neffen wie Heiligtümer, sie kannte alle seine Lieblingsgerichte und kochte sie in anmutiger Abwechselung, sie schob unter alle seine Gewohnheiten und Wünsche sanfte Kissen der Zuvorkommenheit, kurz, Herr Dusedann hätte sich in dieser Hinsicht wie im Himmel fühlen müssen, wenn er nicht von Jugend auf daran gewöhnt gewesen wäre und deshalb solchen Zustand für selbstverständlich hielt. Da nun alle Unzuträglichkeiten des Junggesellenstandes für ihn wegfielen, seine mannigfaltigen Liebhabereien ihn mehr als genügend beschäftigten und außerdem eine angeborene Schüchternheit ihn den Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte meiden ließ, so ist es nicht zu

verwundern, daß Herr Dusedann sich ganz wohl fühlte und nicht im mindesten darauf verfiel, eine Veränderung dieses Zustandes anzustreben.

Seine Lust, alle möglichen Dinge zu betreiben und zu sammeln, hatte sich erst herausgebildet, als er von der Universität zurückgekehrt war und nun gar nicht wußte, was er mit der vielen Zeit in seinem großen Hause anfangen sollte. Zuerst verfiel er auf allerlei schrullenhafte Dinge. So legte er unter anderem eine Sammlung von Porzellan-Hunden an und brachte es in kurzem auf 193 Stück verschiedener Exemplare. Sie wurden auf einer pyramidenförmigen Etagere systematisch geordnet und boten einen Anblick dar, der ebenso komisch als seltsam war. Hierdurch ward er auf die Thatsache hingeführt, daß es in Porzellan noch manche andere Dinge giebt, welche nicht zu verachten sind, daß Majolika-Geräte besonders geeignet erscheinen, die Begier eines Sammlers zu entzünden und alte venetianische Glaswaren eine geradezu dämonische Anziehung auszuüben imstande sind. So füllte sich allmählich sein Haus mit einer Unzahl von sonderbaren Gerätschaften, Tellern, Krügen, Tassen und Gläsern, aus welchen niemand jemals aß oder trank, und deren einziger Reiz oft nur darin bestand, daß ein anderer sie nicht hatte.

Jedoch diese Dinge mußten untergebracht werden, und die Schränke, in welchen dieses geschah, die Möbel, auf welchen sie standen, mußten im Einklang mit diesen Zeugen einer untergegangenen Kultur sich befinden. So befiel ihn zu alledem ein Fanatismus für alte Möbel, gebauchte Kommoden, braun und gelb eingelegt und mit Messingbeschlägen verziert, riesige altersbraune Wandschränke mit ungeheuren Ausladungen und Gesimsen und einer Geräumigkeit, daß man darin spazieren gehen konnte, seltsame Schreibsekretäre mit bunten eingelegten Blumen verziert und ausgestattet mit einem komplizierten System von Schiebladen, Schränken und Geheimfächern und allerlei spaßhaften Überraschungen.

Zu alledem gesellten sich allmählich große Mappen mit Kupferstichen angefüllt, seltene Bücher, Münzen, Holzschnitzereien, Bernstein- und Perlmutter-Arbeiten, Kuriositäten aller Art, seltene Erzstufen und Krystalldrusen, japanische und chinesische Lack-, Email- und Bronze-Waren, sodaß sein Haus und sein Zimmer schließlich mit all diesen Dingen so gespickt und besetzt war, wie ein alter Ostindienfahrer mit Seemuscheln.

Demnach geschah aber etwas, das seiner Lust am Sammeln und Hegen eine neue Wendung gab. Er besuchte zufällig eine Ausstellung von lebenden Vögeln, nahm einige Lose und hatte das Schicksal, ein Paar Sonnenvögel zu gewinnen. Diese anmutigen und reizvollen Tiere, welche Schönheit des Aussehens, drolliges Benehmen und herrlichen Gesang miteinander vereinen, machten einen tiefen Eindruck auf ihn und erweckten Appetit nach mehr. Er suchte sofort

die Bekanntschaft eines stadtbekannten Vogelliebhabers und stürzte sich mit Feuereifer auf die Erlernung dieser ihm ganz neuen Dinge. Im Umsehen hatte er auf sämtliche Fachzeitschriften abonniert und eine Anzahl von Werken über Vogelkunde erworben. Es gelang ihm sogar, für eine Menge Geld sich in den Besitz von „Johann Friedrich Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" zu setzen, jenes seltenen und großartigen Werkes, das in der Litteratur aller Völker seinesgleichen sucht. Es war ihm, als sei er nun erst hinter das Wahre und Richtige gekommen, und diese ganz neue Leidenschaft hatten die zwei kleinen chinesischen Piepvögel angerichtet.

Nach Anweisung jenes Vogelkundigen richtete er ein schönes sonniges Zimmer seines Hauses zur Vogelstube ein, die mit Springbrunnen und Teich und rieselndem Gewässer ausgestattet, an den Wänden mit Borke und alten Baumstämmen bekleidet und mit Nistkästen und Futtergeschirren der neuesten und besten Konstruktion versehen war. Unter großen Kosten ward dieser Raum stets mit neuen lebenden Gesträuchen und Tannenbäumen versehen. Zugleich ließ er einen Schrank bauen von weichem Holz, mit unzähligen Schiebladen versehen und außen gar anmutig mit gemalten Vögeln und deren Futterpflanzen verziert. Die Schiebladen wurden mit entsprechenden sauberen Inschriften versehen und gefüllt mit Kanariensamen, Hanf, Hirse, Sonnenblumenkernen, Haselnüssen, Mohnsamen und was sonst zum Vogelfutter dient, als da sind getrocknete Holunder- und Ebereschbeeren, kondensiertes Eigelb, Eierbrot und solcherlei mehr. An den Seiten des Schrankes aber hingen in sauberen Säcken Ameisenpuppen und getrocknete Eintagsfliegen, während oben darauf sechs große mit Flor verbundene Häfen prangten, in welche er zwei Pfund Mehlwürmer zur Zucht eingesetzt hatte.

Nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen waren, und er die Vogelstube mit einer reichen Anzahl von in- und ausländischen Tierchen besetzt hatte, war ihm ein Feld zu reichlicher und dauernder Thätigkeit eröffnet. Wie nun bei allen solchen Liebhabereien eins das andere mit sich bringt, so ging es auch hier, und Herr Dusedann suchte bald seinen Ehrgeiz darin, die schwierigsten und seltensten Vögel in Gefangenschaft zu halten. Bald hatte er außer seiner Vogelstube ein ungeheures Flugbauer in einem anderen Zimmer aufgestellt. Darin befanden sich alle vier einheimischen Laubvogelarten, Goldhähnchen, Schwanzmeisen, Bartmeisen, Baumläufer, Zaunkönige, kleine Fliegenschnäpper und andere zärtliche Vögel, welche viel Aufmerksamkeit und Wartung erfordern. In demselben Zimmer flogen zwei Eisvögel umher, welche in einem großen Wasserbassin alltäglich eine große Menge von lebenden kleinen Fischen erhielten. Hier konnte er manche Stunde sitzen und diesen schnurrigen, schön gefärbten und metallisch glänzenden Vögeln zusehen, wie sie von ihrem Beobachtungsaste aus plötzlich kopfüber ins Wasser

plumpten und jedesmal mit einem Fischlein im Schnabel auf ihren Sitz zurückkehrten. Wie sie dann den Fang hin und her warfen, bis er mundgerecht lag, und ihn unter mächtigem Schlucken hinabwürgten. Wie sie dann eine Weile geduckt und mit ein wenig gesträubten Federn dasaßen, als sei diese ganze Angelegenheit eine verdrießliche und nachdenkliche Sache und mehr Geschäft als Vergnügen.

Im Laufe der Zeit ward diese Menagerie immer größer und reichhaltiger, und ihre Wartung, Beobachtung und Pflege verschlang alle Zeit, welche Herrn Dusedann so reichlich zur Verfügung stand.

* * *

Da geschah es, daß sich seine Wünsche auf den Besitz eines sprechenden Graupapageien richteten, und er sich das Glück, ein solches Tier sein eigen zu nennen, mit den glänzendsten Farben ausmalte. Natürlich sollte es ein Genie sein, keines von jenen Tieren mit mangelhafter Schulbildung, welche mit: „Wie heißt Du," „Papa" und „eins, zwei, drei, Hurrah!" ihren ganzen Sprachschatz erschöpft haben. Nun erfuhr Herr Dusedann durch einen Vögelhändler, daß in der Stadt ein alter pensionierter Beamter lebe, der einen wunderbaren Papagei, „klüger als ein Mensch", besitze, und nachdem er sich vieles von den Künsten dieses Wundervogels hatte erzählen lassen, empfand er deutlich, das Leben würde seines schönsten Reizes beraubt sein, wenn er diesen Vogel nicht sein eigen nennen dürfe. Da er von dem Händler hörte, daß der Beamte nicht in den besten Verhältnissen lebe, da er gelähmt sei und von seiner geringen Pension drei Töchter zu erhalten habe, und infolgedessen wohl geneigt sein dürfte, gegen ein gutes Gebot den Vogel zu verkaufen, so steckte Herr Dusedann eines Tages sein Portemonnaie voll Goldstücke und machte sich auf, den Beamten, welcher Roland hieß, zu besuchen. Dieser wohnte in einem ärmlichen Hause in der Vorstadt, in einer Gegend, wo die Straßen schon anfangen häuserlos zu werden. Als Herr Dusedann an die Thür klopfte, rief eine etwas schnarrende Stimme: „Herein!", und er trat in ein ärmliches, aber freundliches Zimmer. Gegenüber der Thür auf einem alten, vielbenutzten Sofa lag ein Mann von einigen fünfzig Jahren mit blaßen, aber freundlichen Gesichtszügen, und vor ihm auf dem Tische stand ein großes Drahtbauer mit dem erwünschten Vogel.

„Guten Morgen," sagte der Papagei. Herr Dusedann erwiderte diese Höflichkeit und stellte sich dann dem Herrn Roland vor.

„Bitte, nehmen Sie Platz," sagte der Papagei.

Herr Roland lächelte. „Der Vogel nimmt mir die Worte aus dem Munde," sagte er dann, „womit kann ich dienen?"

Herr Dusedann setzte sich, räusperte sich ein wenig, und indem er seine Augen auf den Papagei richtete, der eine dämonische Anziehungskraft auf ihn ausübte, sagte er:

„Ich bin ein großer Vogelliebhaber, Herr Roland. Ich habe von Ihrem außerordentlichen Papagei gehört und bin gekommen, Sie um die Erlaubnis zu bitten, die Bekanntschaft dieses Vogels zu machen.“

„Siehst Du, wie Du bist?“ sagte der Papagei. Dann ging er seitwärts auf seiner Sitzstange entlang, verbeugte sich ein paarmal, sah ungemein pfiffig aus und sagte: „Oooh!“

„Ein toller Vogel!“ rief Herr Dusedann mit dem Ausdruck der innigsten Bewunderung und zugleich quälte ihn der beängstigende Gedanke, ob er auch wohl genug Goldstücke in sein Portemonnaie gesteckt habe.

„O er kann noch viel mehr!“ sagte Herr Roland und betrachtete seinen Liebling mit leuchtenden Augen. Der Papagei, wie um dies zu bestätigen, fing an zu singen: „Kommt ein Vogel geflogen, setzt sich nieder auf mein Fuß!“ Dann krähte er wie ein Hahn, gackerte wie eine Henne und bellte so ausgezeichnet, daß der talentvollste Hund noch hätte von ihm lernen können. Mit diesen Leistungen schien er selber zufrieden zu sein, denn er brach scheinbar vor Entzücken in ein ungeheures Gelächter aus.

„Kolossal!“ rief Herr Dusedann. Da nun ein Augenblick der Stille eintrat, indem sich der Vogel mit seinem Futternapf beschäftigte, hörte man eine anmutige Mädchenstimme im Nebenzimmer singen, sowie man bei der Arbeit vor sich hinsingt. Obgleich Herrn Dusedanns Aufmerksamkeit durch den Papagei sehr in Anspruch genommen war, bemerkte er dies doch, und durch eine Ideenverbindung fiel ihm seine Vogelstube ein, wenn das Abendrot seitwärts hineinschien, in den dämmerigen Ecken die kleinen Vögel fast alle schon schliefen, und nur noch ein Rotkehlchen sein träumerisch liebliches Abendlied sang. Er horchte eine Weile auf die anmutige Stimme. „Ganz wie ein Rotkehlchen,“ dachte er.

Der Papagei war ebenfalls aufmerksam geworden, er sträubte die Kopffedern und sprach mit sanftem Ausdruck: „Wendula! Wendula Roland!“ Dann wanderte er wieder seitwärts, verbeugte sich ein paarmal und sagte wieder: „Oooh!“

„Er meint meine Tochter,“ sprach der Alte, „er hört sie singen.“

Herr Dusedann war durch und durch begeistert für diesen Vogel. Er faßte Mut, tastete heimlich nach der wohlgefüllten Rundung seines Portemonnaies und sagte: „Sie wissen, Herr Roland, ich bin ein Vogelliebhaber. Ich habe hundertunddreizehn Vögel zu Hause. Es ist mein höchster Wunsch auch einen so gelehrigen Papagei zu besitzen. Sie verzeihen deshalb meine Anfrage. Es könnte ja sein, daß . . . . und, wenn es wäre . . . . auf den Preis sollte es mir nicht

ankommen . . . ." Herr Dusedann sah den Alten erblassen und dies verwirrte seine Rede. . . . „Der Händler sagte vierhundert Mark," fuhr er fort . . . . „dies hätte man schon öfters bezahlt . . . . Aber, wenn Sie nicht wollen . . . . fünfhundert würde ich geben."

Es erleichterte ihn sichtlich, daß er dies Angebot los war; der Papagei aber sang: „O Du lieber Augustin, Alles ist weg, weg, weg!" schwang sich in seinen Ring und schaukelte sich, daß das Bauer bebte.

Der Alte sah auf ihn hin. „Das ist ein schönes Stück Geld," sagte er, und seine Stimme klang etwas heiser, „allein der Vogel gehört meiner Tochter, er ist ein Andenken von meinem einzigen Sohne, der in der See ertrunken ist." Dann rief er: „Wendula!"

Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich, und ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren trat herein. Ihre Gestalt war mittelgroß und von jener schlanken, elastischen Fülle, die zugleich den Eindruck von Zartheit und Kraft hervorbringt. Sie trug ein olivenbraunes Kleid und ein rotes Tüchlein, das den oberen Teil der Brust bedeckte. Sie sah mit großen dunklen Augen etwas verwundert auf den Fremden hin. „Wendula," sagte der Papagei, „Wendula Roland!"

„Wie ein Rotkehlchen," dachte Herr Dusedann unwillkürlich wieder.

Der Alte sprach jetzt: „Dies ist Herr Dusedann. Er wünscht Deinen Papagei zu kaufen. Er will sehr viel Geld dafür geben — fünfhundert Mark. Du kannst über Dein Eigentum frei verfügen und ich will Dich nicht beeinflussen."

Das junge Mädchen sah auf ihren Vater, auf den Papagei und dann auf Herrn Dusedann. Sie besann sich einen Augenblick, öffnete dann die Thür, deren Drücker sie noch in der Hand hielt, sprach mit einer kurzen Handbewegung: „Ich bitte" und ging in ihr Zimmer zurück. Herr Dusedann folgte ihr. Sie schloß die Thür sorgfältig, schaute dann dem jungen Mann mit den großen dunklen Augen gerade ins Gesicht und schüttelte ein wenig den Kopf.

„Es geht nicht," sagte sie dann eindrücklich, „es geht wirklich nicht."

Herr Dusedann wollte etwas sagen; er wußte nur durchaus nicht was.

Dann fuhr sie fort: „Der Vater hängt zu sehr an dem Vogel. Wenn die Schwestern in der Schule sind und ich in der Wirtschaft zu thun habe, da ist er oft lange allein. Er kann ja nur ganz wenig an seinem Stocke gehen und kommt nie aus dem Hause. Da liegt er dann auf seinem Sofa und spricht mit dem Vogel und lehrt ihn neue Künste. Ach, der ist ja so klug und wird alle Tage klüger — es ist manchmal ganz unheimlich, was der für einen Verstand hat."

Sie sah Herrn Dusedann noch einmal eindrücklich an, nickte ein wenig und fuhr dann fort: „Nicht wahr, Sie sehen das ein? Alle Tage würde sich der Vater nach dem Vogel sehnen, und er hat ja so wenig vom Leben."

Es war sonderbar, Herr Dusedann hatte nicht mehr die geringste Lust, den Papagei zu kaufen, ja es kam ihm fast wie eine Art von schwarzherziger Abscheulichkeit vor, daß er jemals eine solche Absicht hatte hegen können.

„O gewiß . . . natürlich . . . jawohl . . . durchaus!“ stotterte er, denn das junge Mädchen, das so frei und schlank vor ihm stand und ihm so gerade in die Augen sah, flößte ihm jene Verwirrung ein, welche ihn stets jungen Mädchen gegenüber befiel, zumal, wenn sie hübsch und anmutig waren. Aber diese Empfindung war sehr stark mit Wohlgefallen gemischt. Herzhafter setzte er dann hinzu: „Ich würde ihn nie kaufen! Nie!“

Sie lächelte ein ganz klein wenig, es war wie ein Sonnenlicht, das durch eine Lücke windbewegter Zweige flüchtig über eine Rose gleitet. Dann hielt sie ihm die Hand hin und sagte: „Gut, nun ist es abgemacht!“

In diese warme Mädchenhand einzuschlagen, war ein gefährliches Unternehmen, allein es gelang über Erwarten gut und durchrieselte Herrn Dusedann gar angenehm bis ins Herz hinein. Dann gingen sie wieder zu dem Alten hinein, welcher sichtlich erfreut war, als er das Resultat der Verhandlungen erfuhr. Der Papagei, als der Held des Tages, ward nun aus seinem Bauer hervorgenommen und setzte sich auf Wendulas Finger. Er mußte „Küßchen geben“, zuerst dem jungen Mädchen, dann Herrn Dusedann, was wiederum eine verfängliche Sache war. Dann sträubte er die Nackenfedern und bat: „Köpfchen krauen!“ dann sang er: „Ich bin der kleine Postillon“, und blies überaus schön ein Postsignal, dann weinte er wie ein kleines Kind, hustete wie ein alter Zittergreis und entwickelte alle seine sonstigen Talente — mit einem Wort, er war entzückend. Herr Dusedann lebte ganz auf und verlor seine Schüchternheit, ihm gelangen zu seiner eigenen Verwunderung die schönsten zusammenhängenden Sätze, und beim Abschied sprach er in wohlgesetzten Worten die Bitte aus, seinen Besuch wiederholen zu dürfen, um diesen außerordentlich gelehrten Papagei noch einmal bewundern zu können. Dies ward ihm in Gnaden gewährt.

* * *

Herr Dusedann, was ist mit Ihnen vorgegangen? Weshalb schauen Sie zuweilen so nachdenklich in die Wolken und so tiefsinnig in den Himmel, als wollten Sie die Geheimnisse des Weltalls ergründen? Weshalb, im Gegensatz dazu, sind Sie dann wiederum so lustig und trillern allerlei Liederchen und hüpfen sogar in zierlichen Bocksprüngen, obgleich Sie doch sonst so gesetzt und ebenmäßig einhergingen. Woher kommt Ihr plötzliches intensives Interesse für Sylvia rubecula Lath., auf deutsch Rotkehlchen genannt, da Sie doch sonst für diesen Sänger keine übermäßige Vorliebe verrieten? Was soll man dazu sagen, daß Sie alle die anderen zierlichen Tierchen in Ihrer Vogelstube kaum eines

Blickes würdigen und nur diesem einen Rotkehlchen mit fast verliebten Blicken nachfolgen? Sind denn die Sonnenvögel weniger anmutig, die Sperlingspapageien nicht so drollig und die vielen kleinen afrikanischen Finken nicht ebenso niedlich als sonst? Was hat Ihnen das Blaukehlchen gethan, daß Sie es gar nicht mehr beachten, wenn es im Sonnenschein auf dem Bauche im Sande liegt und sein seltsam liebliches Liedchen ableiert? Was soll es bedeuten, daß Sie alle Tage Ihre Spaziergänge in jene armselige Vorstadt richten und dann auf die Chaussee hinauslaufen, wo es nichts zu sehen giebt als Pappeln und winterlich öde Sandfelder? Wenn Sie dann an einem gewissen Hause vorbeikommen, weshalb schleichen Sie denn wie ein Verbrecher daher und wagen kaum hinzusehen? Wissen Sie wohl noch, was neulich passiert ist an jenem sonnigklaren Dezemberfrosttage, als die Welt so frisch und jungfräulich im ersten Dauerschnee dalag? Dieser freudige kalte Tag mußte wohl Ihren Mut befördert haben, denn Sie wagten es mit großer Kühnheit nach dem Fenster des bewußten Hauses zu blicken, aber als Sie dort ein junges schlankes Mädchen bemerkten, das mit großen dunklen Augen auf Sie hinschaute, da wurden Sie rot wie eine Purpurrose und zogen sehr tief Ihren Hut ab, während das Mädchen sich freundlich verneigte und auch, wohl im Widerschein Ihres Antlitzes, ein wenig anglühte. Sie liefen dann wieder auf die öde Chaussee hinaus und geruhten, sich ein wenig närrisch zu benehmen, absonderlich wieder erklecklich zu hüpfen und allerlei Poesieverse in den Wintertag hinein zu deklamieren. Dero Gedanken waren unbedingt an einem anderen Orte, denn Sie bemerkten weder den großen grauen Würger Lanius excubitor L., welcher im Sonnenschein auf dem Pappelwipfel saß, noch die Eisvögel Alcedo ispida L., welche, an dem noch nicht zugefrorenen Bach mit Fischfang sich erlustierend, in der Sonne wie Edelsteine glänzten. Obgleich doch solcherlei Schauspiel sonsten von Ihnen mit besonderem Wohlgefallen betrachtet wurde, Herr Dusedann? Sie werden sich erinnern, daß Sie späterhin auf der Chaussee noch andere Merkwürdigkeiten trieben, absonderlich, daß Sie plötzlich in großen Schreck gerieten, indem Sie sich bewußt wurden ganz laut einen Namen in den schneeglänzenden Wintertag hinausgerufen zu haben, und zwar lautete dieser: „Wendula! — Wendula Roland!“ — Was soll man davon denken, Herr Dusedann? Sie sahen sich zwar sofort erschrocken um und beruhigten sich erst, als Sie bemerkten, daß auf der ganzen weiten Chaussee kein Mensch zu sehen war. Sie suchten sich einzureden, nur die Liebe zum Wohlklange habe Sie veranlaßt, diesen melodischen Namen auszurufen, aber ob Sie sich dieses geglaubt haben, ist noch sehr die Frage.

Ja, es war eine merkwürdige Veränderung mit Herrn Dusedann vorgegangen. Acht Tage lang hielt er es aus, ohne den Anblick des wunderbaren Papageis zu

leben, dann trieb es ihn mit magnetischer Gewalt, sich wieder nach ihm umzusehen. Das nächste Mal konnte er diese Sehnsucht nur noch drei Tage lang unterdrücken, und dann stellte er sich einen um den andern Tag ein, sodaß er binnen kurzem im Hause Roland eine bekannte Erscheinung ward. Auch eine beliebte. Der Alte freute sich, jemand zu haben, mit dem er plaudern konnte, die beiden jüngeren Töchter Susanne und Regina fanden einen harmlosen Spielgefährten in ihm, dessen Taschen allerlei Süßigkeiten bargen, und Wendula — ja wer wollte das ergründen, was in der Tiefe ihrer dunklen Augen verborgen lag. Aber das muß gesagt werden, daß sie heller aufleuchteten, wenn die Thürglocke erklang und der bekannte Schritt auf dem Gange hörbar ward. Als bemerkenswert muß auch verzeichnet werden, daß Herr Dusedann, der bekanntlich doch nur kam, um den Papagei zu sehen, zuweilen nach längerem Aufenthalt wieder fortging, ohne ihm mehr als einen halben Blick geschenkt zu haben, eine Inkonsequenz, die aus den sonstigen Charaktereigenschaften dieses jungen Mannes nicht genügend erklärt werden kann.

Da die Weihnachtszeit herannahte, so waren auch in diesem Hause vielerlei Geheimnisse im Gange, und Herr Dusedann genoß das ehrenvolle Vertrauen, von allen drei Mädchen in ihre verschiedenen Unternehmungen eingeweiht zu werden, sodaß ihm als einem Weihnachts-Beichtvater das ganze Gewebe gegenseitiger Überraschungen klar vor Augen lag. Diese Dinge rührten ihn und gefielen ihm gar wohl, zumal er seine Eltern früh verloren hatte und einsam ohne Geschwister aufgewachsen war. Dies Alles berührte ihn als etwas Neues und seltsam Liebliches, und zum erstenmal in seinem Leben ward ihm klar, daß er in seiner Kindheit trotz allen Überflusses doch vieles entbehrt habe, das kein Reichtum schaffen kann.

Es kam einmal zur Sprache, daß er dieses Fest noch niemals in Gegenwart von Kindern gefeiert habe, immer nur, so lange er denken konnte, mit der alten Tante Salome am Abend des ersten Weihnachtstages. Diese zierte dann einen Tannenbaum auf mit allerlei dauerhaften Schmuckdingen, welche sie sorgfältig in einer Schieblade aufhob, und deren manche noch aus seiner Kinderzeit stammten. Den Grundstock ihrer Bescherung bildeten stets sechs Paar selbstgestrickte Strümpfe, und darum gruppierten sich einige wertlose Kleinigkeiten, „denn was soll ich Dir schenken, mein Junge," sagte sie, „Du hast ja alles!" Dazu hatte sie aber stets nach alten geheimnisvollen Familienrezepten eine Unzahl der verschiedensten Kuchen gebacken, welche keins von beiden aß und die später so allmählich fortgeschenkt wurden. Herrn Dusedanns Gegengeschenk bestand jedoch, seit er mündig war, stets aus einem Schächtelchen mit Goldstücken, welche Tante Salome in ihre Sparbüchse that. Nach der Bescherung gab es Karpfen zum

Abendessen, und Herr Dusedann braute dazu aus einer Flasche Burgunder, einer Flasche Portwein und ein wenig echtem Jamaika-Rum einen Punsch, worin sich Tante Salome regelmäßig einen kleinen Spitz trank. Danach wurde feierlich zu Bette gegangen, und die Sache war erledigt.

Wie es kam, ist nicht mehr mit Genauigkeit festzustellen, allein, als man über diese Dinge redete und Herr Dusedann zwischendurch den Wunsch äußerte, dies Fest einmal in Gemeinschaft mit Kindern zu feiern, da war er, ehe man sich's versah, eingeladen. Dies ging insofern ganz gut, als die Familie Roland das Fest am heiligen Abend feierte und Herr Dusedann somit seine eigenen geheiligten Familientraditionen nicht zu durchbrechen nötig hatte, eine Tempelschändung, welche zu verüben er auch wohl nicht gewagt haben würde. Da nun seine Kühnheit in der letzten Zeit schon bedeutend zugenommen hatte, so gelang es ihm, in wohlgesetzter Rede den Wunsch auszusprechen, daß ihm erlaubt sein möchte, sich an diesem Abend ganz als ein Mitglied der Familie zu betrachten, und man ihm nicht verübeln möge, wenn er sich in jeder Hinsicht an der Bescherung beteilige. Daß die Familie Roland dagegen nichts einzuwenden hatte, stimmte ihn so fröhlich, daß er auf dem Rückwege nach seiner Wohnung eine große moralische Kraft anwenden mußte, in dem frisch gefallenen Schnee der Straße nicht einigemale vor Vergnügen Kobold zu schießen. Das ehrwürdige Blut der Dusedanns aber, welches in seinen Adern floß, war stark genug, diese hasenfüßige That zu verhindern.

* * *

Von diesem Tage an wurde Herr Dusedann viel mit Paketen gesehen. Da aber in dieser Zeit solches eine häufige Zierde des Mannes, insonderheit des Familienvaters und des alten guten Onkels ist, so fiel das weiter nicht auf. Aber der junge Mann zitterte doch oftmals bei seinen Einkäufen davor, daß ihn ein Bekannter dabei überraschen möge. Zwar bei der großartigen Kinder-Kochmaschine, welche er für Regina einkaufte, und der für Susanne bestimmten Puppenstube von märchenhafter Pracht hätte er schon leicht eine Ausrede finden können, allein was sollte er sagen, wenn ihn jemand gefragt hätte, für wen der kostbare olivenbraune Seidenstoff bestimmt sei und die wunderbare goldene mit Perlen behängte Halskette, welche der erste Juwelier der Stadt nach den Zeichnungen eines bedeutenden Künstlers ausgeführt hatte. Wenn er behauptet hätte für Tante Salome, so wäre diese Lüge doch gar zu durchsichtig gewesen. Und so kaufte er in einer Art von Rausch noch allerlei Dinge, welche ihm passend und angenehm erschienen. Daß sein Beginnen ein sehr auffallendes war, kam ihm gar nicht in den Sinn, dazu hatte er zu einsam gelebt und zu wenig Begriff von dem Wert des Geldes.

Unterhaltungs-Beilage
zu der
Ornithologischen Monatsschrift
des
„Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt“.

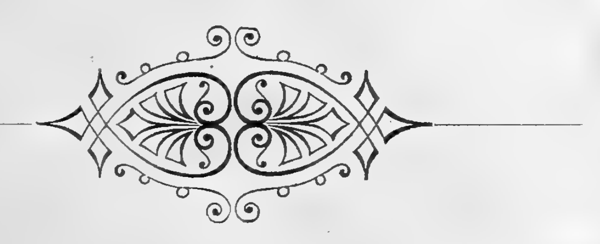






Von

Heinrich Seidel.



Gera-Untermhaus.
Druck von Fr. Eugen Köhler.

Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig und des Verfassers dem VI. Bande der „Gesammelten Schriften von Heinrich Seidel“ entnommen.

Eine so große Stadt wie Berlin birgt eine Menge von Originalen, allein sie machen sich nicht sehr bemerklich, da sie bei dem ewigen Wogenschlag strömenden Lebens zu hastig an uns vorübertreiben, während sie in einem kleinen Städtchen gleichsam unter einer Glasglocke eingesperrt der täglichen Beobachtung sich darbieten. Jedoch im Laufe der Zeit sammelt man auch in Berlin die Kenntnis einer ganzen Reihe von wunderlichen Persönlichkeiten. Dieser Gedanke kam mir, als ich in einer Konditorei vor dem Potsdamer Thore an einem heißen Junitage Selterwasser mit Kognak schlürfte und mir gegenüber der Lachonkel vor seiner Zeitung saß. So nannte man im Kreise meiner Bekannten einen Mann in mittleren Jahren mit einem erdgrauen, ziemlich nichtssagenden Antlitz, welchen man in den Konditoreien vor dem Potsdamer Thore wechselweise beobachten konnte, wie er süßen Kuchen mit Schlagsahne verzehrte und dazu eifrig in irgend einer beliebigen Zeitung las. Das Wunderliche war nun, daß er nie über die erste Seite hinauskam und stets auf dieser, selbst im Reichsanzeiger oder im Militärwochenblatt, eine Fülle von Humor zu entdecken schien, denn alle Augenblicke brach er in ein anhaltendes lautes Kichern aus. Sah ihn deswegen jemand verwundert an, so nahmen seine Züge wie der Blitz den Ausdruck finsteren Ernstes an, und mit einer Miene des tiefsten Nachdenkens, vergrößerten Augen und gerunzelter Stirn betrachtete er den erschrockenen Beobachter. Sonst war er harmlos und still für sich hin, die Stammgäste dieser Lokale hatten sich längst an sein schnurriges Wesen gewöhnt und beachteten ihn gar nicht mehr.

Heute hatte er seine Lektüre, die erste Seite des Intelligenzblattes, bereits unter unglaublichem Kichern beendet und stand nun an der Wand vor seinem Regenschirme und seinem Hute, im Begriffe fortzugehen. Diese Situation schien von erschütternder Komik für ihn zu sein, denn im Anblicke dieses Parapluies brach er in erneutes Kichern aus und schüttelte wie überwältigt den Kopf dazu. Plötzlich aber erhob er die Hand und stieß sie mit ausgestrecktem Zeigefinger heftig nieder, als wolle er sagen: „Nun aber ist's genug,“ ergriff Hut und Schirm und ging mit dem finstersten Ernst davon. Ich habe schon manchen

herzlich lachen sehen bei seiner Lektüre, ja ich kannte einen Mann, der, wenn er die Hand nach den „Fliegenden Blättern" ausstreckte, in Erwartung des sicheren Genusses stets schon pränumerando lachte, allein solche Genügsamkeit und Erheiterungsfähigkeit, die selbst aus Reichsanzeiger und Intelligenzblatt und dem Anblicke eines Regenschirmes den Honig des Vergnügens saugt, ist mir weiter nicht vorgekommen.

Als ich dann mit den Gedanken an diesen wohl geistig etwas gestörten Sonderling beschäftigt dem Tiergarten zuschlenderte, begegnete mir der Mann mit dem Höhrrohr, ein alter kleiner und etwas fetter Herr, der sich durch eine unermüdliche Neigung für Gänsebraten auszeichnet, den der Berliner zu jeder Jahreszeit verzehrt. Dieser fast taube, alte Herr besteht mit unerbittlicher Energie darauf, daß ihm stets ein Bruststück gereicht wird und zeichnet sich dabei durch beträchtliche Grobheit aus. Ich saß einmal in einem Bierhause, als er ankam, mit gewaltiger Stimme den Kellner herbeirief und Gänsebraten bestellte. „Aber ein Bruststück!" setzte er mit drohender Stimme hinzu. Nach einer Weile kam der Kellner zurück und äußerte sein tiefstes Bedauern, daß leider nur noch Keule vorhanden wäre. Der Mann setzte sein ungeheures grünlackiertes Hörrohr, das er stets an einem Lederriemen wie eine Art Gewehr umgehängt trug, ans Ohr und ließ sich die Sache wiederholen. „Ich will aber Bruststück!" donnerte er furchtbar; der Kellner kroch ganz in sich zusammen, blieb aber bei seinem ersten Bescheide. Der Mann stieß sein Hörrohr wütend auf den Tisch und schrie: „Kenne ich schon! Flausen! Wollen mir bloß keins geben! Gut — Bringen Sie mir Keule!" — fügte er plötzlich mit solchem Gebrüll hinzu, so daß der Kellner fast in die Knie sank und zitternd davoneilte. Die Pause, bis das Essen kam, füllte der Mann durch Lesen aus, indem er sich sechs Zeitungen verschiedener Richtung herbeiholte und eine nach der anderen ruckweise und heftig, wie von tiefem inneren Zorn über die Erbärmlichkeit ihres Inhaltes erfüllt, durchblätterte und sie dann verächtlich auf den Tisch schmetterte. So war er mit allen sechs politischen Organen fertig, als der Gänsebraten kam, welchen er unter heftigem Knurren und vielen Flüchen auf Kellner und Wirt, die Polizei, welche solche Schändlichkeiten duldet, und die Menschheit, die solche Auswürflinge hervorbringt, verzehrte.

Kaum war der Mann mit dem Höhrrohr vorüber, als die Pelztante in Sicht kam. So nannten mein Freund Abendroth und ich eine weitere sonderbare Erscheinung des Viertels vor dem Potsdamer Thore, eine hagere, ungeheuer große Dame am Ende der dreißiger Jahre mit einem langen Leichenbittergesicht, welche sowohl im Sommer wie im Winter sich in kostbare Pelze kleidete. Sie trug trotz des heißen Juniwetters auch heute einen wunderbar schönen Samt=

mantel, der an den Ärmeln und dem unteren Rande fußbreit mit köstlichem Rauchwerk besetzt war. Diesen Mantel hatte sein Verfertiger auf eine reiche Fülle von Unterzeug berechnet; da jedoch diese sonderbare Dame ein Kleid trug, welches ganz eng um die Füße schlackerte, so stand der Pelz nach allen Seiten weit ab, also daß man dies wunderliche Geschöpf einer Glocke vergleichen konnte, die auf ihrem etwas zu langen Klöppel einherwandelt. So schwankte sie an mir vorüber, zuweilen mit ihrem Sonnenschirm einen energischen Ausfall machend auf einige Straßenjungen, welche sie umschwärmten wie die kastilianischen Bremsen einst den edlen Rosinante.

Das war ja ein Glückstag heute, denn als ich zwischen vier und fünf Uhr in den Tiergarten kam, fand ich dort richtig den „Mann von der Luiseninsel" vor. Dort stand er, in etwas vorgebeugter Haltung auf seinen Stock gestützt, und sah mit seinem leeren Blicke auf den Weg hin, der an der Luiseninsel vorüberführt. Dieser Mann ist eine der bekanntesten Erscheinungen solcher Art in Berlin und vieles ist über ihn geschrieben und gefabelt worden. Zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter kann man ihn um die genannte Stunde dort antreffen; er steht dort längere Zeit, als warte er auf jemand, und wandert dann langsam wieder den Weg zurück, den er gekommen ist, durch die Tiergarten- und die Bellevuestraße. Er ist ein schöner alter Mann mit einem langen zweigeteilten grauen Vollbart und fällt besonders auf durch zwei wohlgedrehte weiße sogenannte Schönheitslocken, die sorgfältig an seine Schläfen geklebt sind. Man erzählt, vor langen Jahren habe ihn seine Geliebte an diesen Ort bestellt, sie sei aber nicht gekommen, sondern mit einem andern davongegangen. Infolge dieser Thatsache fiel er in eine schwere Krankheit, und nachdem er von dieser körperlich wieder genesen war, wanderte er Jahr für Jahr nachmittags zu derselben Stunde hinaus und wartete auf die Ungetreue.

Als ich nun weiter in den Tiergarten hineinschritt und die kühle grüne Dämmerung mich aufnahm, da dachte ich: „Wenn mir nur noch der „Vogelfritze" begegnet, dann ist meine Sammlung vollständig." Also hatte ich einen Stammgast des Tiergartens getauft, einen behaglichen kleinen Herrn in höheren Jahren, der mir bei meinen Spaziergängen überall auch in den entferntesten Teilen zu begegnen pflegte und sich einen großen Teil des Tages hindurch dort aufzuhalten schien. Zuerst war er mir, der ich selber ein großer Vogelfreund bin, aufgefallen durch seine Teilnahme an diesen gefiederten Geschöpfen. Bald traf ich ihn wie er die wilden Enten fütterte, welche sich in den letzten Jahren so massenhaft dort angesiedelt haben, bald fand ich ihn vor, indem er zu den Staren emporsah, welche auf einer der kleinen Inseln in dem Wipfel der großen Silberpappel ihre Abendversammlung abhielten, bald sah ich ihn das Treiben einer rotbraunen

Nachtigall verfolgen, die auf dem mit welkem Laub bedeckten Boden in zierlichen Sprüngen ihrem Erwerbe nachging. Und so traf ich ihn nie, ohne daß er sich in einer oder der anderen Art mit irgend einem fröhlichen Gefieder beschäftigt hätte. Das seltsamste aber war, daß er immer mit den Tieren sprach und auf ihre Stimmen und Laute mit Gebärden und Worten Antwort gab. Mehrfach hatte ich schon bemerkt, daß er auf einen Vogelruf sich nach der Richtung wendete, wo dieser erschallte und ausrief: „Ja, ja, das sagst du wohl!" oder: „Na, na, so schlimm ist es wohl nicht!" oder auch: „Ganz recht, mein Sohn, sehr richtig!"

Als ich ihn einmal in der Gegend des Floraplatzes traf, wo in den alten Eichen zahlreiche Dohlen zu kläffen pflegen, da sah ich, wie er einer solchen lärmenden Gruppe aufmerksam zuhörte. Als ich an ihm vorüberkam, schwenkte er die erhobene Hand mehrmals an seinem Ohre hin und her, sah mich pfiffig an und sagte: „'s ist alles Schwindel, alles Schwindel, so 'ne Dohle kann lügen wie gedruckt." Dann ging er, in sich hineinlachend und seine Hand noch mehrfach wie zur Abwehr schwenkend, weiter.

Dergleichen wunderliches Betragen hatte mich längst aufmerksam gemacht auf diesen Mann, und auch ich war ihm im Laufe der Zeit wohl bekannt geworden, so daß er mir mit Vorliebe, wenn wir uns begegneten, allerlei kurze sonderbare Bemerkungen zurief. Einmal, vor acht Tagen, kam er mir sehr eilig entgegen. Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter und rief schnell weiterschreitend: „In einer halben Stunde gibt's Platzregen! Ich hab's vom Pirol! Ein sehr zuverlässiger Vogel!" Ich lachte darüber und mußte dies bald dadurch büßen, daß ich bis auf die Haut naß wurde. Als ich in diesem Zustande mit blanken, glänzenden Kleidern vor der kleinen Konditorei an der Bendlerstraßenecke vorbeikam, saß der Vogelfritze am offenen Fenster und grinste mich überaus freundlich an. Dann pfiff er wunderschön mehrere Male wie ein Pirol und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Der Tiergarten war wegen des heißen Nachmittags heute noch wenig besucht; auf den Spielplätzen saßen einige Kindermädchen, deren Schützlinge im Sande die herrlichsten Bauten ausführten, zuweilen traf ich auf einer einsamen Bank ein zärtliches Pärchen, das vor dem Vorübergehenden mit höchst mangelhaftem Erfolge Gleichgültigkeit gegeneinander zu heucheln versuchte, einige ältere Gewohnheitsspaziergänger liefen ihr Pensum ab, und manchmal tauchte ein gelangweilter Schutzmann auf, der mit dem Auge des Gesetzes vergeblich nach irgend einer Unordnung spähte. So gelangte ich allmählich an den neuen See, setzte mich dort auf eine leere Bank und sah den wilden Enten zu, welche zahlreich dort umherschwammen, sowie den wenigen jungen Leuten, welche auf den Fahr-

zeugen des Bootverleihers meist ziemlich ungeschickt umhergondelten. Ich hatte bereits eine Weile mit dämmernden Gedanken mich diesem angenehmen Nichtsthun hingegeben, als ich Schritte in meiner Nähe vernahm, die ich jedoch weiter nicht beachtete, bis plötzlich jemand auf derselben Bank Platz nahm und die bekannte Stimme meines Vogelfreundes sagte: „Guten Tag, lieber Herr . . .“ mit jener eigentümlichen Dehnung des letzten Wortes, welche andeutet, man würde gern Namen oder Titel hinzufügen, wenn man ihn nur wüßte. Ich erwiderte den Gruß höflich, und nun fuhr er mit schlauem Lächeln fort: „Wie ist Ihnen neulich der Platzregen bekommen?“

„O, sehr gut,“ sagte ich, „aber ich wollte doch lieber, ich hätte Ihnen und dem Pirol Glauben geschenkt, denn mein neuer Sommeranzug hat diese Behandlung sehr übel vermerkt.“ Er lächelte scheinbar sehr befriedigt, so daß in seinem alten Gesichte hundert kleine Fältchen sichtbar wurden, und fragte dann: „Sie sind auch ein Vogelfreund, lieber Herr?“

Als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Nun, da freuen Sie sich auch über die wilden Enten, nicht war? Vor einigen Jahren erst haben sie sich hier angesiedelt und nun zählen sie schon nach vielen Hunderten. Das macht Spaß!“ schloß er und rieb sich die Hände.

Wir kamen nun in ein angeregtes Gespräch, wie es sich unter zwei Liebhabern so leicht entspinnt und während desselben bemerkte ich gar nichts Sonderbares an ihm, nur daß er einmal einem Buchfinken, der in der Nähe sich vernehmen ließ, mit halb zugekniffenen Augen beifällig und schlau zunickte und ein andermal einer krächzenden Krähe höhnisch zurief: „Ja, das möchtest du wohl!“

Als ich im Laufe des Gespräches der stillen Freuden erwähnte, welche einem Freunde und Kenner der gefiederten Welt erblühen aus der Beobachtung der so mannigfaltigen Gewohnheiten und Eigenschaften seiner Lieblinge, und wie die Natur durch diese sangeskundigen Geschöpfe gleichsam mit lieblichen Stimmen zu ihm spricht, da nahmen die Gesichtszüge des alten Herrn einen geheimnisvollen Ausdruck an, er rückte mir etwas näher und sagte: „Aber den wahren Genuß hat man doch erst, wenn man ihre Sprache wirklich versteht.“

„Ja, gewiß,“ sagte ich, „ihre Lock- und Warnrufe, ihre Ausdrücke für Schreck und Wonne, Haß und Liebe.“

„Nein, nein,“ sagte er, zog die Stirn kraus und drehte seine Hand mit ausgespreizten Fingern schnell vor dem Gesichte hin und her, „das meine ich nicht, ich meine ihre wirkliche Sprache. Sie reden miteinander, ganz wie die Menschen. Ich muß das wissen.“

Ich sah ihn verwundert an: „Wieso denn?“ fragte ich.

Er rückte mir ganz nahe, sah mit seinen weitgeöffneten grünlichen Augen

mir starr in's Gesicht und sagte: „Weil ich die Vogelsprache verstehe! — Ja, ja!“ fügte er dann hinzu und nickte einigemal sehr eindringlich mit dem Kopfe.

Ich muß gestehen, mir ward ein wenig wunderlich zu Mut, denn im Grunde der seltsamen Augen dieses Mannes glomm es wie ein irrer Schein, jedoch ich faßte mich schnell, und um nur etwas zu sagen, fragte ich: „O, wirklich? Wie gelangten sie zu dieser Kenntnis?“

Der Mann lehnte sich in die Bank zurück, sah vor sich hin über den See hinweg und sprach, indem er leise den Kopf dazu schüttelte: „Das ist eine absonderliche Geschichte. Ich fürchte, Sie werden mir nicht glauben.“ Er schien mir jedoch nicht abgeneigt zu erzählen, und so ermunterte ich ihn ein wenig dazu. Nachdem er meine Gesichtszüge mit einem seltsam prüfenden Blicke gemustert hatte, begann er ohne weiteres: „Der kleine Ostsee-Badeort Dannenhagen ist Ihnen wohl nicht bekannt?“

„Gewiß kenne ich ihn,“ sagte ich fast freudig überrascht, „dort habe ich ja die Geschichte mit dem Tausendmarkschein erlebt[1]) und bei meinem Freunde Johannes die famose Pfirsichbowle getrunken, zu welcher der liebe Gott selber vermittelst eines gewaltigen Hagelschlages das Eis geschickt hatte.“

„So, so,“ sagte er, „um die beiden Geschichten bitte ich nachher, wenn Sie die meine erfahren haben. — Also desto besser, da kennen sie die Gegend und die ungeheure Strandwaldung, in welcher dieser Ort gelegen ist. — Vor etwa zwanzig Jahren hielt ich mich dort auf und streifte bei gutem und schlechtem Wetter redlich in der Gegend umher. Ich war damals noch ein tapferer Fußgänger und tägliche Märsche von acht bis zehn Stunden waren mir nichts Ungewöhnliches, so daß ich nach Verlauf von drei Wochen die ganze Waldung so ziemlich zu kennen glaubte. Um so überraschter war ich an einem heißen Julitage, als ich in einer schon häufig durchstreiften Gegend an einen Ort geriet, der mir gänzlich unbekannt war. Wie konnten mir diese mächtigen Eichen bisher entgangen sein, dergleichen gab es ja sonst in der ganzen Heide nicht. Es überkam mich etwas wie Ehrfurcht vor der Majestät dieser düsteren Stämme, die in gewaltige knorrige Äste sich teilten, deren vielfache Verzweigung die mächtigen Kuppeln grünen Laubes trug. Es war ganz still dort und trotz des hellen Sonnenscheins ein wenig dämmerig. Nur aus der Höhe kam der tiefe, dumpfe Ruf eines Kolkraben, sonst kein Ton. Im Weiterschreiten schreckte ich ein Eichhörnchen aus dem trockenen Laube; ich hörte deutlich das Einhäkeln seiner scharfen Zehennägel, als es an einem rauhen Stamme in die Höhe sprang und dann listig hinter einem Baumknorren auf mich herablugte. Nun vernahm ich wieder

---

[1]) Siehe Band III: Neues von Leber. Hühnchen.

das dumpfe Rufen des Kolkraben, der hoch in der blauen Luft seine Kreise zog, und als ich mit meinen Blicken durch das Laubgewirr zu ihm emporzudringen versuchte, entdeckte ich im Gipfel der höchsten Eiche einen mächtigen Horst dieses bei uns schon so selten gewordenen Vogels. Sie können sich denken, daß dies für mich ein Vergnügen war. Dann schritt ich aus der Dämmerung der alten Eichen hervor, und nun lag dort ein muldenförmiger Grund, eingeschlossen von Hochwald und ganz erfüllt mit Haselsträuchern, zwischen welchen die glühende Sonne brütete. Dergleichen Haselsträucher waren mir in meinem Leben nicht begegnet. Gruppenweise schossen sie aus den mächtigen Wurzelstöcken hervor, jede Pflanze mehr einer Versammlung von stattlichen Bäumen vergleichbar, als einem Strauche; ich mußte mich erst durch die zahlreichen, noch grünen Früchte überzeugen, daß ich wirklich Haseln vor mir hatte. Wunderlich, wunderlich, dachte ich, wie konnte dir dies alles bis jetzt entgehen? Diese Haselbäume mußten übrigens uralt sein; manche von den Stämmen hatten über einen Fuß im Durchmesser. Ich kann Ihnen kaum deutlich machen, wie wunderbar unheimlich still es dort in der glühenden Sonne zwischen dem mächtigen Strauchwerk war; die Rabenrufe waren verstummt, und nur zuweilen ging ein seltsames Rascheln durch das welke Laub am Boden, so daß es mir jedesmal kalt den Rücken herablief. Kennen sie die Sage vom Haselwurm? Sehen sie, dies war der richtige Ort für ihn. Unter solchen uralten Haselbäumen wohnt die weiße Schlange oder der Haselwurm, und ganz sicher darf man auf seine Anwesenheit rechnen, wenn auf den Zweigen dieser Bäume die sonderbare Mistelpflanze schmarotzend angetroffen wird. Dies hatte ich, langsam weiterschreitend, kaum gedacht, als ich wie von einem elektrischen Schlage getroffen zusammenfuhr, denn ich erblickte bei einer Wendung plötzlich vor mir eine Baumgruppe, die wie der Großvater aller der übrigen in der Gegend erschien und auf allen Zweigen mit den wunderlichen Nestern der Mistelpflanze bedeckt war. Ich vermag es nicht auszudrücken, ein wie ehrwürdiges und greisenhaftes Aussehen diese Baumansammlung durch die mächtigen Bärte des wuchernden Gewächses erhielt und welchen Eindruck des Uralten, von aller Kultur Unberührten dieser Anblick auf mich machte. Ich stand eine Weile und schaute, und eine Angst befiel mich vor der Einsamkeit. In dem ungeheuren Wurzelstocke der Hasel und in dem etwas erhöhten Boden, auf welchem sie stand, waren allerlei kleine Höhlen und Vertiefungen mit glatten Rändern, als würden sie zum Aus- und Einschlüpfen täglich benutzt; sie lagen schwarz in der grellen Sonne da und ich erwartete alle Augenblicke ein weißes züngelndes Schlangenköpfchen daraus hervorschauen zu sehen.

Aber nichts dergleichen geschah, alles blieb so still, daß ich fast das Niedergleiten der Ströme des Sonnenlichtes zu vernehmen glaubte. Es war doch

wohl nur eine Sage, die Geschichte vom Haselwurm oder der weißen Schlange, von der man nur ein ganz kleines Stückchen zu essen braucht, um die Sprache der Vögel zu verstehen, fest gegen Schuß und Hieb und Stich und der Liebling aller Weiber zu werden. Kaum hatte ich dies gedacht, da raschelte es wieder durch Gras und dürres Laub und zwar auf der anderen Seite der Hasel. Ich sprang schnell zu, konnte aber nur noch die Halme sich bewegen sehen, dann war es wieder still. Offen gesagt, mir ward etwas unheimlich zu Mute und ich strebte weiter, um in bekannte Gegenden zu kommen. Zu meiner Verwunderung lichtete sich der Wald jetzt und durch eine Lücke zwischen den Zweigen sah ich ein Stück von einem uralten, mit Moos und Hauslauch bewachsenen Strohdach ragen; aus dem Schornstein kam heller Rauch. Dies nahm mich ganz besonders wunder, denn von einer menschlichen Ansiedelung hatte ich in dieser Gegend ebenfalls niemals etwas bemerkt. Weiterhin am Strande lag allerdings eine sogenannte Heringshütte, allein diese ward nicht mehr benutzt, da man den Fischfang an dieser Küste schon seit einer Reihe von Jahren aufgegeben hatte. Ich gelangte auf einen unbetretenen, mit hohem Grase bewachsenen Weg, der an dem Hause vorüberführte. Eine langhaarige weiße Ziege von unbeschreiblich ehrwürdigem Aussehen war dort angebunden, sah eine Weile forschend auf mich hin und graste dann ruhig weiter. Das Haus war ebenfalls uralt, wie ich beim Näherkommen sogleich sah, die Balken schwarz und verwittert, und auf dem bemoosten Strohdach mit wunderlich geschnitzten Pferdeköpfen am Giebel standen unzählige, rötlich blühende Dolden des Hauslauches empor. Ein vielhundertjähriger Hollunderbusch, dessen mächtige Kuppel ganz mit weißen Blütentellern bedeckt war, stand wie ein alter Freund daneben. Nur der Unterflügel der alten morschen Thür war geschlossen, der obere geöffnet und zeigte die schwarze Finsternis des inneren Flures. Ich hob die Klinke und trat in den veräucherten Vorraum. Oben an den Balken nisteten die Schwalben und schossen zwitschernd durch den offenen Thürflügel aus und ein, im Hintergrunde auf dem großen Ziegelsteinherde hing ein Kessel über dem Feuer und sang, sonst war es einsam und still. Ich klopfte an die Thür zur Linken; es kam keine Antwort. Dann trat ich ein in eine saubere Bauernstube, wie man sie bei solchen Leuten findet, die eine kleine Gastwirtschaft betreiben. Der Fußboden war weiß gescheuert und mit Sand bestreut, um den alten schwarzglasierten Kachelofen, der auf hölzernen Füßen stand, lief eine Bank, und einige saubere braune Tische waren von ebensolchen Stühlen und Bänken umgeben. Aus einem großen Glasschranke lugten Flaschen und Gläser hervor, und an den Wänden hingen schöne Bilder, die Schicksale der Genoveva, das Erdbeben von Lissabon, Napoleon auf Elba und zwei wunderschöne spanische Jungfrauen, namens Elvira und Bianka, darstellend.

In der einen Ecke tickte mit lautem Schlage eine alte Standuhr, und das einzige Lebendige von Betracht war ein zahmes Rotkehlchen, welches, nachdem es den ersten Schreck über meine Ankunft überwunden hatte, eifrig hinter den summenden Fliegen her war. Mein Marsch hatte mich hungrig und durstig gemacht; ich setzte mich auf einen Stuhl und wartete, ob nicht Jemand kommen würde. Der Pendel der Uhr ging hin und wider, die Fliegen summten, das Rotkehlchen flatterte, draußen zwitscherten die Schwalben und sang der Kessel, aber niemand kam. Ich trat ans Fenster und blickte hinaus. Dort blüten brennende Liebe, Lawendel und Fingerhut und weiterhin erstreckte sich ein Grasgarten mit mächtigen Obstbäumen. Da erblickte ich einen alten Mann bei einem Bienenstande und klopfte an die Scheiben, um mich bemerklich zu machen. Dies hatte Erfolg, und nach einer kleinen Weile schlürften langsame Schritte über den Flur und der alte Mann trat ein. O, wie uralt war der. Er trug ein schwarzes Käppchen, unter welchem spärliches weißes Haar sich hervorstahl. Die pergamentene Haut seines Antlitzes war von hundert kleinen Fältchen und den zierlichen Flußgebieten feiner blauer Äderchen durchzogen, und der zahnlose Mund ein wenig geöffnet. Er war in die alte Tracht des Landes gekleidet, trug weiße Hemdärmel, eine lange Weste mit großen Taschen, Kniehosen, schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe, auf denen er sich langsam schurrend fortbewegte.

„Wat will de Herr?“ fragte er. — „'n beten to eten un to drinken, müch ik woll,“ sagte ich. — „To drinken känen Sei kriegen — Melk un Snaps,“ erwiderte der Alte. „Warm Eten kann ik Sei nich geben. — Hier is keiner in, as ik. — Sei sünd all in't Heu. — Äwer groff Brot känen Sei kriegen — un schöne Bodder — un Honnig — un Pimkees — un'n beten suren . . . Aal is ok noch dor.“ Es war merkwürdig; als sträube er sich, das Wort Aal auszusprechen, machte er vorher eine kleine Pause und drückte es dann scheinbar mit Widerstreben hervor. — „God,“ sagte ich, „denn bringen sei mi ein Glas Melk — un'n Aquavit — un groff Brot — un schöne Bodder — un Honnig — un Pimkees — un ok 'n beten suren Aal.“ — Der Alte zog die Stirn in Falten, ließ seine Lider einige Male schnell über den hellblauen Augen, die aussahen, als seien sie vor Alter ausgeblaßt, auf und nieder spielen und wiederholte mit einem gewissen Nachdruck: „Un ok 'n beten suren . . . Aal.“

Dann schurrte er im Zimmer umher und auf den Flur hinaus und brachte mir alles einzeln heran, so daß es eine Weile dauerte, bis alle die Sachen beisammen waren.

„Dei Flietigen lopen sik dot, dei Fulen drägen sik dot,“ sagte ich, „nich wohr, Olling?“ Darüber mußte der alte Mummelgreis so sehr lachen, daß er in's Husten kam und einen kleinen Erstickungsanfall erlitt. „Is richtig, is rich=

tig?" sagte er, als er endlich wieder zu sich kam, „Sei sünd 'n spaßiger Herr! Jejajeja!"

Ich that den guten Dingen alle Ehre an, während der Alte immer im Zimmer herumlauerte, mit Gläsern klapperte oder aus dem Fenster sah, mich aber dabei nicht aus den Augen ließ. Als ich mich an den sauren Aal machte, merkte ich wie er still ward, und ein Seitenblick überzeugte mich, daß er mit den Händen auf dem Rücken und etwas geöffnetem Munde vorgebeugt dastand und mich mit einiger Spannung beobachtete.

„Dei Aal hett jo so 'ne witte Hut," sagte ich. Der Alte zog wieder die Stirn kraus, und seine Lider gingen unglaublich schnell auf und nieder: „Hei is von die witte Ort," erwiderte er, „dat sünd jo dei besten!"

Ich wollte mir nun nicht die Blöse geben zu bekennen, daß mir von einer Art des Aales mit weißer Haut bis dahin noch nicht das Geringste bekannt geworden war nnd machte mich tapfer an das gut aussehende Gericht. Ich fand es vorzüglich. Das Fleisch war schneeweiß und zart, schmolz auf der Zunge und hatte einen ganz besonderen Haselnußgeschmack — mir däuchte, ich hätte noch nie ein so köstliches Gericht gegessen. Ich ließ nichts übrig, und als der Alte das merkte, ging er mit stillem Händereiben hinaus. Das zahme Rotkehlchen war unterdes auf meinen Tisch geflogen und immer dreister einhergekommen:

„Ach wat, ich nehm' mi 'n beeten Kees, hei ward mi woll nix dohn!" sagte es plötzlich, hüpfte dreist herzu und nahm ein wenig von dem weißen Käse auf. Ich war ganz starr vor Schreck und stierte mit entsetzten Augen auf den Vogel hin. Da ich mich nun so ruhig verhielt, so ward das Tierchen noch mutiger und pickte sich etwas von der Butter ab. Dann rief es: „Dank ok schön, min leiwe Herr!" hüpfte auf das Fensterbrett und putzte sein Gefieder.

In diesem Hause blieb ich keinen Augenblick länger bei diesem Hexenmeister, wo die Rotkehlchen sprechen konnten und man weißen Aal vorgesetzt bekam, den es gar nicht giebt. Der Alte kam wieder in die Thür, ich zog meine Börse und fragte nach der Schuldigkeit. „Ich bedank mi velmals vör de Ihr, die Sei mi andahn heben," sagte er, „un kosten deiht dat nix. Un laten Sei sik den suren . . . Aal god bekamen." Dabei plinkte er wieder so mit den Augenlidern und um seinen zahnlosen Mund lag ein sonderbares Lächeln. Ich stammelte ein paar Dankesworte und machte, daß ich fortkam. Draußen stand wie vorhin die alte ehrwürdige Ziege, sie sah mich wieder aufmerksam forschend an und meckerte dann, daß es klang wie ein Gelächter. Ich lief weiter durch den Haselbusch, doch nun war die brütende Mittagsstille vorüber und überall Vogelstimmen vernehmlich. O welch ein Kichern und Geschwätz, ich vernahm deutlich Spottworte, die nur auf mich gemünzt sein konnten. Hatte ich denn zuviel von dem

guten Rostocker Aquavit getrunken? Unter den Eichen war es stiller; ich setzte mich auf eine alte hervorragende Baumwurzel am Fuße eines der riesigsten Stämme, fühlte mir den Puls, rieb mir die Schläfe und kniff mich schmerzhaft und schonungslos; es war hohe Zeit, daß ich aus diesem Traume endlich aufwachte. Aber es blieb alles wie es war, ja aus der alten Eiche zu meinen Häupten, die den Rabenhorst trug, kamen nun auch tiefe, grobe Stimmen und ich hörte, wie ein alter Rabe den jüngeren von der guten alten Zeit erzählte, da noch vor jeder Stadt ein vielbenutzter Galgen stand, an welchem fleißig gehängt wurde, so daß die Raben es gut hatten. Die Welt begann sich zu drehen vor meinen Augen, ein Schwindel überkam mich; ich sank zurück gegen den Stamm der alten Eiche und verlor die Besinnung.

Bis hierher enthält meine Geschichte ja nur wenig des Wunderbaren, aber von dem, was nun folgt, werden Sie — so fürchte ich — mir manches nicht glauben. Denn, denken Sie, als ich wieder zu mir kam, lag ich nicht unter einer alten Rieseneiche, sondern unter einer jungen Kiefer in einer mir durchaus wohlbekannten Gegend. Die einzigen Eichen in der Nähe waren solche, die soeben erst aus Samen aufgegangen mit nur zwei Blättern aus dem Moose hervorsahen. Ferner habe ich trotz aller aufgewendeten Mühe weder die Eichen, noch den Haselhorst, noch das alte Haus jemals wiedergefunden. Alles war wie von der Erde hinweggelöscht. Sie werden sagen, ich sei auf meiner Wanderung eingeschlafen und habe die ganze Geschichte nur geträumt. Aber wie wollen Sie dann erklären, daß ich von diesem Tage ab die Sprache der Vögel verstehe in allen Dialekten, von dem des Zaunkönigs bis zu dem des Kondors. Erst vorgestern hatte ich mit dem alten Kondor im zoologischen Garten einen längeren Gedankenaustausch. Er hat Heimweh nach den Anden, wo, wie der Dichter so schön sagt:

„Der Kondor überm Abgrund hängt,
Den Orchideen bunt umrahmen.“

Wie wollen Sie das erklären, wenn ich nicht damals von dem sauren . . . Aal gegessen hätte? Ich bin übrigens sehr zufrieden damit, denn diese Kenntnis gewährt mir viel Unterhaltung und unerschöpfliches Vergnügen. Nur manchmal läuft eine kleine Enttäuschung mit unter. Sie wissen, was die Dichter dem Gesange der Nachtigall unterlegen, daß er Lust und Leid der Liebe jauchze und klage. Wollen Sie ein Stückchen dieses Liedes in wortgetreuer deutscher Übersetzung, so hören Sie:

„Fette, fette, fette, fette Flieg'n,
Mück'n, Mück'n, Mück'n, Mück'n,
Käf-, Käf-, Käf-, Käf-, Käferchen,
Zuck-, zuck-, zuck-, zuck-, zuckersüße Holderbeer'n
Schmeck'n, schmeck'n, schmeck'n fein,
De-, de-, de-, de-, de-, delikat!“

Ich fürchte, Sie haben sich das anders gedacht. Wie es mit der Festigkeit gegen Schuß, Hieb und Stich aussieht, das habe ich noch nicht ausprobieren können, gegen Hexenschuß bin ich jedenfalls nicht gefeit" — hier rieb er sich ein wenig mit der Faust die Kreuzgegend — „ebenso, wie Sie sehen, nicht gegen Mückenstich." Damit erschlug er eine Mücke, welche soeben auf seiner Hand sich den durchsichtigen Hinterleib prall voll Blut gesogen hatte. Dann fuhr er fort: „Und was das Glück bei den Weibern betrifft, so ist es damit auch nichts, und vielleicht ist das nicht gerade das Schlimmste."

Ein mir unbekannter Vogel hatte schon seit einiger Zeit aus der Ferne einen Lockruf von seltsam eindringlichem Tone erschallen lassen und jedesmal hatte der alte Herr, ohne sich in seiner Erzählung unterbrechen zu lassen, mit der Hand nach jener Richtung hin abgewinkt. Jetzt wurden die Rufe immer dringender; der Alte murmelte: „'s ist gut, ich komme ja schon!" und stand auf: „Ich habe die Ehre, mein Herr," sagte er, indem er mit der Hand an seinen Hut griff. „Sie hören, man ruft mich." Damit machte er sich auf und ging eilig davon, während er, wie damals bei den Dohlen, seine Hand in der Gegend des Ohres eifrig auf und ab schwenkte.

Mit äußerster Verblüffung sah ich ihm nach. Ich war, was man mit einem vulgären Ausdrucke „baff" nennt. Und seitdem zergrübele ich mir den Kopf und kann nicht in's Klare darüber kommen, ob der Mann verrückt ist, oder ob er mich ganz ungeheuer zum besten gehabt hat. Was denkst du, lieber Leser?







